


VE RI TAS
In Memory of
DILLWYN
PARRISH
STARR
Class of 1908
Lieutenant Coldstream Guards
Killed in Action
Battle of the SOMME
15 September 1916
1914
1916
NEUVE CHAPELLE
ARMENTIERES
LILLE
GALLIPOLI
HARVARD COLLEGE LIBRARY

bind

Aus den

Erinnerungen

eines

Schleswig-Holsteinischen Offiziers

von

F. von Levetzow,
vormals Premier-Lieutenant und Adjutant der Schleswig-Holsteinischen Kavallerie-Brigade.

Erster Band.



Schleswig
Druck und Verlag von Julius Bergas
1891.

Vorgeschichte der Erhebung

der

Herzogthümer Schleswig-Holstein

gegen Dänemark

und

der Krieg 1848 bis zum Waffenstillstande von Malmoe.

Von

F. von Levetzow,

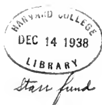
vormals Premier-Lieutenant und Adjutant der Schleswig-Holsteinischen Kavallerie-Brigade.



Schleswig

Druck und Verlag von Julius Bergas

1891.


HARVARD COLLEGE
DEC 14 1938
LIBRARY
Starr fund

Aus den

Erinnerungen

eines

Schleswig-Holsteinischen Offiziers

von

F. von Levetzow,
vormals Premier-Lieutenant und Adjutant der Schleswig-Holsteinischen
Kavallerie-Brigade.

Erster Band.



Schleswig
Druck und Verlag von Julius Bergas
1890.

F. von Levetzow

Erinnerungen.

Erster Band.

Vorgeschichte der Erhebung

der

Herzogthümer Schleswig-Holstein

gegen Dänemark

und

der Krieg 1848 bis zum Waffenstillstande
von Malmoe.

Erstes Heft.

Schleswig
Druck und Verlag von Julius Bergas
1890.

Sr. Hoheit

dem Herzog Ernst-Günther zu Schleswig-Holstein

in alter Anhänglichkeit

an das Hohe Schleswig-Holsteinische Fürstenhaus

ehrfurchtsvoll gewidmet

von dem Verfasser.

Vorwort.

Se. Majestät, unser Allergnädigster Kaiser und König Wilhelm II., welcher den Nagel stets auf den Kopf zu treffen weiß, sprach während Höchstseiner vorjährigen Anwesenheit in der Provinz Hannover bei dem Empfange der Deputation der Göttinger Universität die denkwürdigen Worte:

„Ich glaube, daß gerade durch das Studium der Geschichte das Volk eingeführt werden kann in die Elemente, aus denen seine Entstehung und seine Kraft sich aufgebauet haben. Je mehr und eifriger und eingehender die Geschichte dem Volke eingeprägt wird, desto sicherer wird es Verständniß für seine Lage gewinnen, und dadurch in einheitlicher Weise zu großartigem Handeln und Denken erzogen werden. Ich habe schon wiederholt meine Ansicht dahin geäußert, daß Sie das Material gut vorbereitet in Ihre Universitäten bekommen möchten, und hoffe, daß in den nächsten Jahren das Geschichtsstudium noch einen ganz anderen Aufschwung nehmen wird, wie bisher."

Das ist eine ernste Mahnung, die uns Alle angeht, aus welchem Gau des großen Vaterlandes wir stammen mögen. Aber nicht alle Stämme des nun geeinigten deutschen Reiches haben eine gemeinsame Geschichte, und so eng ein Volksstamm sich auch einem neuen Reiche anschließen mag, so wird er doch in erster Linie nur aus der Geschichte der eigenen Väter das Verständniß seiner speciellen Lage finden können, wie es der Allerhöchste Ausspruch erwartet.

Wie steht es denn nun bei uns mit der Kenntniß der Geschichte unseres Heimathlandes? Wüßte man nicht den ursächlichen Zusammenhang, so würde der Grad der Unkenntniß derselben bei unserer jüngeren Generation geradezu verblüffend wirken. Wer das Gespräch auf unsere Landesgeschichte bringt, kann häufig genug von jungen Leuten, welche durch ihr begeistertes Eintreten für das neue deutsche Reich den Beweis sonst reger Antheilnahme an dem politischen Leben des Volkes erbringen, die eben so hohlen wie Unkenntniß ihrer Geschichte und Mangel an Verständniß derselben verrathenden Redensarten zu hören bekommen: „Das ist ja eine durch die großen Ereignisse der Neuzeit längst abgethane und begrabene Sache, von welcher zu reden sich gar nicht mehr verlohnt! — Wer spricht denn jetzt noch von

den großen Freiheitskriegen der Napoleonischen Zeit, für welche man sich einstmals auch begeisterte? Man füttert uns wohl noch auf den Schulbänken damit, aber unsere Zeit, welche herrlichere Früchte brachte, hat auch sie in die Rumpelkammer veralteter Reminiscenzen geworfen. Was wollt Ihr immer wieder mit Eurem alten Aufruhr (?) gegen Dänemark? Seid froh, daß Ihr jetzt ohne Euer Zuthun (?!) durch die Kraft und Macht Preußens ein gleichberechtigtes Glied des großen deutschen Vaterlandes geworden seid, wohin Ihr, auf Euch allein angewiesen, es nie gebracht hättet! Wozu denn die alten Geschichten immer wieder aufwärmen, wofür sich jetzt doch kein Mensch mehr erwärmen kann?!"

So viel Wahrheit, so viel Irrthum!

Man trauet seinen Ohren nicht, wenn man solche Reden und noch dazu mit sichtlicher Ueberzeugungstreue vorgetragen aus dem Munde unserer Landessöhne hört, — nicht etwa aus dem Kreise der Ungebildeten, — da hat mehr die Tradition von Vater auf Sohn gewirkt und eine gewisse Pietät erhalten, — nein, gerade aus dem Kreise ehemaliger Zöglinge unserer Hochschulen neuerer Zeit, und man müßte staunen über solche Pietätlosigkeit gegen die Väter, wie mehr noch über den so zu Tage tretenden Mangel an Verständniß der Geschichte und ihrer Lehren überhaupt, wüßte man nicht, daß unter dem bestimmenden Einflusse damaliger und leider auch späterer politischer Constellation man geflissentlich darauf ausging, unsere Landesgeschichte todt zu schweigen, oder aber, wo man ihrer erwähnen mußte, sie in einem falschen, uns wenig ehrenden Lichte erscheinen zu lassen.

Und unter solchem Einflusse wurden Lehrbücher der Geschichte für die Schulen geschrieben! — Sind mir doch wiederholt derartige von Schulbehörden eingeführte Lehrbücher in die Hände gekommen, welche den „Aufruhr in den Herzogthümern gegen die legitime Gewalt in Dänemark" als eine „feststehende Thatsache" mit wenigen Worten abfertigen, im Uebrigen der Schleswig-Holsteinischen Armee nur 1850 bei der sogenannten „Niederlage" von Idstedt erwähnen, weil sie als damals allein im Felde stehend nicht unerwähnt bleiben konnte, 1848 und 1849 desgleichen dieselbe nur bei dem für sie verderblichen Ueberfall vor Fredericia, sonst aber nur die deutschen Reichstruppen kennen und unserer Armee nicht einmal den Ehrentag von Kolding gönnen, an dem factisch kein Mann der Reichstruppen mitgefochten. In der Darstellung der Motive und Ereignisse scheinen solche deutsche Geschichtschreiber vorzugsweise dänische Historiographen als Quellen benutzt zu haben, welche doch stets in Entstellung der Thatsachen, soweit es diese Angelegenheit betraf, das Menschenmögliche leisteten, oder sie vertuschten gegen besseres Wissen,

was ihrer Ansicht nach höheren Ortes nicht gern gehört wurde, nirgend aber begegnet man, mit Ausnahme der „Aktenmäßigen Geschichte der dänischen Politik" von Droysen und Samwer, und einiger kleinen Schriften, welche sich die Vertheidigung der damaligen Offiziere und Beamten zur Aufgabe machten, einem deutschen Geschichtschreiber, welcher den, wenn auch durch die späteren Ereignisse in eine schiefe Stellung gebrachten, darum aber in seinem Wesen nicht minder unverfälscht gebliebenen legitimen Kern unserer damaligen Bewegung in das richtige Licht gestellt hätte.

Wo einmal ein deutscher Schriftsteller unbeirrt von politischen Bedenken und dänischen Quellen unsere Bewegung zeichnet, da schildert er sie, selbst mit dem Charakter unseres Volksstammes unbekannt, nicht minder falsch als unter dem Einflusse der allgemeinen 48ziger Bewegung, und zumeist in dem persönlichen Unmuthe, daß auf dem Wege solcher Bestrebungen damals nicht die Einheit des deutschen Volkes erreicht wurde. Seit dieses Ziel 1870/71 errungen worden, sind diese täuschenden Stimmen verstummt. Die politischen Constellationen, welche aus Zweckmäßigkeitsgründen einer ungeschminkten Darstellung hinderlich sein mochten, sind verbleichend vom Horizonte verschwunden. Da ist es denn doch an der Zeit, daß nun berufenere Federn, als die meinige, vor den Blicken unserer jüngeren Generation das ihr bis dahin vorenthaltene unentstellte Bild der Geschichte ihrer Väter entrollen, damit auch sie daraus die von dem Allerhöchsten Ausspruche gewünschten, für das Gemeinwohl so gedeihlichen Früchte ziehe.

Wenn ich hier zur Niederschreibung meiner „Erinnerungen aus bewegter Zeit" die Feder ergriffen habe, so lag mir gewiß das Unterfangen fern, wie auch schon der für meine Arbeit gewählte Titel zeigt, ein solch' hohen Anforderungen genügendes Geschichtswerk schreiben zu wollen. Das überlasse ich gelehrteren Forschern, welchen ich den Vorrang, was Kenntnisse und Quellen anbelangt, gern und willig einräume. In diesem Vorworte habe ich nur meine Landsleute in Schleswig-Holstein gemahnen wollen an das, was in dieser Richtung schon zu lange zum Schaden unserer Landessöhne versäumt worden, und über die Anbetung der großartigen Errungenschaften der Neuzeit gar in Vergessenheit zu sinken droht, und vergessen werden darf sie nicht, die Geschichte unserer Väter, auf welche stolz zu sein, wir aus mehr als einem Grunde ein gutes Recht, aber auch die heilige Pflicht haben, voll und ganz dafür einzutreten, daß der fleckenlose Schild unseres Volksstammes rein und blank erhalten und nicht ferner durch den giftigen Hauch schnöder Verdächtigungen einer gewissenlosen Interessenpolitik besudelt werde.

Wir haben ein gutes Recht, stolz darauf zu sein, einem Volksstamme anzugehören, dem, wie seine vielhundertjährige Geschichte lehrt, strenges Festhalten am eigenen, aber in gleichem Maße Achtung vor fremdem Rechte so zur anderen Natur geworden, daß weder Lockungen, noch Gewalt dieses Rechtsbewußtsein je zu erschüttern vermochten. Daher die sprichwörtlich gewordene Holstentreue gegen Fürst und Recht in guten wie in schweren Tagen, welche frei von jedem Servilismus willig der Obrigkeit gehorchte und schützend zu ihr stand, so lange diese selbst das Recht achtete, jeder Rechtsverletzung aber einen um so zäheren, durch nichts zu brechenden Widerstand entgegensetzte, doch selbst dabei die gesetzlichen Formen achtend, wie dies nur bei einem so ruhig und besonnen veranlagten Volksstamme möglich.

Wir haben ein gutes Recht, stolz zu sein darauf, daß wir nicht, wie unsere Jugend meint, „ohne unser Zuthun" lediglich durch Preußens Macht ein gleichberechtigtes Glied des deutschen Reiches geworden sind. Wenn unsere Einreihung in den großen Staatskörper auch schließlich ohne unser Zuthun geschah, so dürfen wir doch mit Stolz behaupten, daß unser starres Festhalten am Rechte und deutscher Sache die erste Etappe bildete auf dem Marsche des deutschen Volkes zu seiner jetzigen Größe, und daß die Söhne unseres Landes in ihren Kämpfen $18^{48}/_{50}$ gegen Dänemark schon ihr Blut für die künftige Größe des deutschen Vaterlandes vergossen. Der „verlassene", später von den Dänen so geknechtete, aber ungebrochen gebliebene „Bruderstamm" war dem deutschen Volke doch zu nahe getreten in jener Zeit, um wieder ganz vergessen werden zu können. Nothgedrungen mußten 1864 Preußen und Oesterreich, welche uns 1851 der dänischen Willkühr überliefert hatten, für das immer lauter betonte in den Herzogthümern geknechtete deutsche Recht wieder eintreten. Unsere Sache war wiederum der Anlaß zum Kriege 1866, und dieser führte zum Kriege $18^{70}/_{71}$ mit seinen großen Folgen für Deutschland. Wer will zu behaupten wagen, daß der Traum unserer Jugend sich schon so zeitig erfüllt haben würde auch ohne unsere Sache, welche dem Fürsten Bismarck die Handhabe bot, seine kühnen Pläne ins Werk zu setzen? Derlei welterschütternde Ereignisse entwickeln sich aus sich selbst, und lassen sich selbst von dem genialsten Staatsmanne nicht willführlich herbeiführen. Wer aber den Stein, der jene Ereignisse nach sich zog, ins Rollen brachte, dem gebührt die Ehre, den ersten Hebel zu dem großen Werke angesetzt zu haben, und diese Ehre, sie gebührt in diesem Falle unbestreitbar uns. So haben wir denn ein gutes Recht, auf unsere Geschichte stolz zu sein.

Aber nie genug kann daran erinnert werden, daß wir auch die heilige Pflicht haben, voll und ganz dafür einzutreten, daß unsere Geschichte den Landessöhnen überliefert werde in ihrer wahren Gestalt ohne alle Beschönigung, aber auch ohne alle Unterstellungen und Verdächtigungen, mit welchen sie einerseits im sogenannten „Interesse höherer Politik", andererseits von der racheschnaubenden Wuth unserer einstigen Peiniger systematisch verdunkelt und entstellt worden.

Auch in dem Sinne des Allerhöchsten Ausspruches ist es Pflicht, den Gang des politischen Lebens, wie Charakter und Denkart der Bevölkerung der Herzogthümer klar zu legen. Wie könnte auf anderem Wege der auffallende Widerspruch verstanden und gelöst werden, daß eine so durch und durch conservativ veranlagte und in ihrem Grundzuge unter allen politischen Wandlungen der Mehrzahl nach unverändert gebliebene Bevölkerung, daß, sage ich, diese sprüchwörtlich gewordene Holstentreue gedrängt werden konnte in eine grundsätzliche Opposition gegen jede Regierung, und daß selbst jetzt noch ein großer Theil derselben trotz aufrichtiger Versöhnung mit den neuen Verhältnissen darin verharrt? daß ferner namentlich in den nördlicheren Districten ein weiterer nicht zu unterschätzender Theil, welcher, eine damals verschwindende Minorität abgerechnet, einst auch für die deutsche Sache focht, bis zur Stunde dieser Versöhnung nicht zugänglich gemacht werden konnte? —

Diese dem Gemeinwohle so abträglichen Erscheinungen sind nur zu verstehen und zu heben durch rücksichtslose Darlegung und dieser folgenden Beseitigung der Ursachen, welche diese wenig erfreuliche Thatsache zur Folge hatten. Nur das richtige Erkennen der Ursachen kann zur richtigen Wahl der Gegenmittel führen. Jedes falsch gewählte Mittel, namentlich rücksichtsloses Vorgehen gegen die Erscheinung selbst ohne der Ursache an die Wurzel zu gehen, würde bei der Zähigkeit, mit welcher unser Volksstamm an gefaßter Meinung einmal hält, das Uebel nur verschlimmern bis zur Unheilbarkeit. Die Gründe dieser Erscheinungen lassen sich aber nicht aus Berichten der Beamten, welche überdieß der Mehrzahl nach dem hiesigen Volksleben fremd im Denken und zum Theile selbst in Sprache gegenüber stehen, genügend erkennen, während sie an der Hand der Geschichte so leicht nachweisbar sind, daß ein ehrlicher Wille sie sofort klar erkennen wird und muß.

Wer die Kraft in sich fühlt, an solcher Aufgabe mitwirken zu können, erfüllt eine von keinem wahren Patrioten abweisbare Pflicht, und hoffe ich, dieses Mahn- und Bittwort nicht vergebens an meine Schleswig-Holsteinischen Mitbürger gerichtet zu haben.

Aber auch eine weitere Pflicht liegt uns ob, an die ich als eine noch heiligere gemahnen muß. Dürfen wir stolz darauf sein, daß unser starres Festhalten am Rechte und deutscher Sache zuerst an der Pforte rüttelte, welche dem deutschen Volke den Weg zur Einheit und Größe sperrte, so dürfen wir auch die Pflicht der Dankbarkeit nicht unerfüllt lassen gegen jene Männer, welche damals die Fahne des Rechtes hochhielten, und durch ihr thatkräftiges Auftreten im Augenblicke der Gefahr es ermöglichten, daß unser Recht durch brutale Gewalt nicht vernichtet werden, und unser kleines Land eine Stellung einnehmen konnte, mit welcher zu rechnen die hohe Politik gezwungen wurde. Handelte es sich nur darum, daß unsere Väter Gut und Blut für das Recht des Landes geopfert, sie also nur gethan, was das Vaterland von jedem treuen Bürger als erste Pflicht zu fordern berechtigt ist, so könnte man, wenn es auch immerhin nicht schön ist, so treuer Pflichterfüllung der Väter zu vergessen, darüber hinweg sehen, wenn bei unserer jüngeren Generation in dem Rausche über die Errungenschaften der Neuzeit eine derartige Pietätlosigkeit sich kundgiebt. Aber hier handelt es sich garnicht darum, was *sie* gethan haben, sondern es handelt sich um das, was man *ihnen* und damit uns Allen angethan hat. Hier steht in Frage das höchste sittliche Gut im Privat- wie im Staatsleben, dessen Verletzung kein Individuum, welches sich nicht aus der menschlichen Gesellschaft, keine Gesammtheit von Individuen, welche sich nicht aus der Reihe der gebildeten Völker gestrichen sehen will, je dulden wird und darf.

Einerseits in wirklicher Verkennung oder gänzlicher Unkenntniß der Thatsachen, andererseits aus Böswilligkeit oder politischer Interessen halber hat man jenen Männern die Ehre abgeschnitten, jenen Männern, welche damals unter freudiger Zustimmung des ganzen Landes handelten, mit denen die ganze Bevölkerung gemeinschaftliche Sache machte. Was man jenen Vorkämpfern nachgesagt, trifft somit in gleichem Maße die ganze Bevölkerung des Landes. Die böswillige Verleumdung außerdeutscher Kreise, welche auch der überzeugendsten Widerlegung nie ein williges Ohr leihen werden, mag man jetzt, wo ungeachtet ihrer emsigen Bemühung sich Alles für uns zum Guten gewandt, mit der Verachtung, die ihr gebührt, als weiterer Berücksichtigung unwerth betrachten; — wir werden aber doch nicht dulden wollen und können, daß eine unbegründete übele Nachrede über uns und unsere Väter unwiderlegt auf unsere Söhne komme, und da wird es Pflicht des ganzen Landes, mit zu arbeiten an der Aufklärung derjenigen *deutschen* Kreise, welche aus Unkenntniß der wahren Sachlage zu solch' falschen Urtheilen gelangten, — da wird es zwingende Schuldigkeit der ganzen Be-

völkerung und namentlich ihrer offiziellen Vertreter, einstimmig und bei jeder sich bietenden Gelegenheit Protest zu erheben gegen eine derartige Verletzung ihrer politischen Ehre. Hat doch jeder echte deutsche Volksstamm die Vertheidigung der Ehre seines Fürsten, wie seines Landes stets als erste Pflicht hochgehalten, und wir nehmen unter den echten Stämmen deutscher Gaue Gott sei Dank nicht die letzte Stelle ein. Und wahrlich, tief verletzt es die Ehre des Landes und seines Fürstenhauses, welches damals treu zur Sache des Landes stand, wenn sich noch heutigen Tages die Anschauung ziemlich verbreitet findet, unsere damalige Vertheidigung des Fürsten- und Landesrechtes sei nur „Aufruhr“ gegen die legitime Macht gewesen, und wenn, wie es noch in jüngster Zeit an maßgebender Stelle amtlich ausgesprochen, die Regierung, welcher unser Fürstenhaus und das ganze Land sich damals untergeordnet, als eine „illegale“ bezeichnet wird. Dieser letzteren Behauptung, deren rechtliche Begründung von jener Seite noch zu erwarten sein dürfte, mit geschichtlichen Belegen entgegen zu treten, wird eine der Aufgaben meiner „Erinnerungen“ sein, und soll dem, weil zu weit führend, in diesem Vorworte nicht vorgegriffen werden. Aber eine aus jenen Beschuldigungen gegen uns sich aufdrängende Betrachtung muß ich meinen Schleswig-Holsteinischen Landsleuten gleich hier dringend an das Herz legen.

Mag in dem Bewußtsein, nur das Rechte gewollt und gethan, und in der Befriedigung, das erstrebte Ziel endlich erreicht zu haben, ein größerer mehr lauer Theil der Bevölkerung als solcher, welcher sich nicht klar macht, was er sich und seiner Landesehre damit vergiebt, jetzt sich kühl über jene Beschuldigungen hinwegsetzen, es nicht der Mühe werth halten, dagegen aufzutreten und sich um veralteter Dinge willen die jetzt gewonnene Ruhe durch Streit und vielleicht damit verbundene Weitläufigkeiten stören zu lassen. Ein solcher Standpunkt ist freilich etwas philisterhaft und nie besonders zierend, aber bei dem gewöhnlichen Durchschnittsmenschen, so lange er nicht persönlich davon berührt wird, nicht überraschend.

Wie anders und persönlich tief verletzend fallen aber jene Beschuldigungen von „Aufruhr“ und „illegaler Regierung“ auf unsere Vorkämpfer und Führer in damaliger Zeit, deren opfermuthigem Eintreten für die Sache des Landes wir lediglich und allein die Errungenschaft verdanken, auf welche wir jetzt mit Stolz zurückblicken können. Schwer schon treffen diese Beschuldigungen zahlreiche hochachtbare und geschätzte Namen der Königlich Preußischen Armee, welche dann auf „Allerhöchsten Befehl“ in einem Insurgentenheere unter einer „illegalen Regierung“ und für eine „illegale Sache“ gefochten haben müßten! — Nun, diese Undenkbarkeit steht

auf einem andern Blatte und wird später an geeigneter Stelle behandelt werden.

Ungleich härter aber werden von der Beschuldigung des „Aufruhrs" und „illegaler Regierung" betroffen die Söhne unseres Heimathlandes, welche in der Stellung als Offiziere und Beamte zuerst für unsere Sache eintraten. Auf sie fällt mit der Anklage auf „Aufruhr gegen die legitime Macht" zugleich die moralisch und politisch vernichtendste Beschuldigung: der Eidbruch! Und solch' haarsträubenden Vorwurf diesen Männern, welchen die Schleswig-Holsteiner für ewige Zeiten zu unabtragbarem Danke verpflichtet sind! — Möchten die Schleswig-Holsteiner sich doch stets klar vor Augen halten, daß ohne das opferwillige Eintreten gerade dieser Männer in dem Augenblicke des geplanten dänischen Ueberfalles ihre Erhebung und der folgenreiche Kampf eine Unmöglichkeit war, und ihr Deutschthum, mindestens so weit es alles Land jenseit der Eider betrifft, wohl für immer von dänischer Willkühr vernichtet worden wäre!

Daß dagegen gar kein Zweifel bestehen kann, lehrt die Geschichte jener Tage und des dänischen Regimentes in Schleswig während der Leidensjahre. Die Geschichte jener Tage lehrt aber auch eben so überzeugend, daß jene Männer nicht eidbrüchig waren, sondern voll und ganz ihrem Eide und ihrer Pflicht gegen Fürst und Land genügten, somit des Dankes, welchen ihnen das ganze Land schuldet, auch in jeder Beziehung würdig sind.

„Sind," sage ich, denn noch lebt eine Anzahl dieser Ehrenmänner, welche als Lohn für ihre dem Lande geleisteten Dienste lange Jahre hindurch nur kärglich ihr und der Ihrigen Leben fristen konnten, mehr aber als unter des täglichen Lebens Noth noch jetzt leiden unter dem Gefühle ihrer von der Mitwelt angezweifelten Ehre!

Sie selbst haben das Ihrige gethan *), um die schweren gegen sie erhobenen Beschuldigungen zurückzuweisen, doch damit wohl Bedauern ihrer Lage, aber, wie es leider scheint, nicht die erwartete durchschlagende Rechtfertigung erzielt. Wer pro domo spricht, pflegt in der Welt das mindeste Gehör zu finden. Daß sich bis jetzt keine Stimme sonst hier im Lande für die Ehrenrettung dieser Männer erhoben, kann nur aus dem Mangel ersten Studiums der Geschichte jener Zeit herrühren, — das kann seinen Grund nur darin finden, daß die Bevölkerung unseres Landes sich noch nicht an der Hand der Geschichte zu der Erkenntniß durchgearbeitet hat, zu welch' großem Danke sie gerade diesen Männern verpflichtet ist.

*) Die vormärzlichen Schleswig-Holsteinischen Offiziere am 24. März 1848. Schleswig, Julius Bergas 1885.

Viel trägt bei zu dieser sonst befremdenden Erscheinung, daß die Erinnerungen des Volkes aus jener Zeit, wie es aus der geringen Anzahl älterer einheimischer Offiziere erklärlich, sich größten Theils an dem Lande fremde Namen knüpfen, wie Bonin, Zastrow, Wrangel, (der bekannte Trommler von Kolding) von der Tann. Die Namen „Reventlow" und „Beseler" und deren Bedeutung für das Land leben freilich wohl im Gedächtnisse Aller, aber Reventlow und Beseler hätten nicht das Mindeste in jenen Tagen für das Land zu leisten vermocht, wenn nicht in dem Augenblicke der drängenden Entscheidung die einheimischen Offiziere und Beamten sich ihnen zur Verfügung gestellt, und daß der Zufall ihre Namen nicht hervorragend mit unseren Gedenktagen in Verbindung brachte, namentlich, weil sie sich in ihrem Patriotismus zum Wohle des Ganzen willig den zur Hülfe herbeigeeilten Fremden unterordneten, und die Ehre des Erfolges, welche stets dem Führer zufällt, diesen überließen, mindert nicht im Geringsten die Pflicht der Dankbarkeit, welche ihnen das Land schuldet, denn ich wiederhole es, ohne sie wäre die Erhebung und deren Folgen eben überhaupt nicht möglich gewesen!

Und so hoffe ich denn, an meine Schleswig-Holsteinischen Landsleute und deren officielle Vertreter nicht vergebens die dringende Bitte zu richten, mitzuhelfen an der Arbeit der Klarlegung der Geschichte jener Tage, und einstimmig Protest zu erheben gegen jene so gänzlich unbegründeten Verdächtigungen. Tragen wir so die nur zu lange schon versäumte Dankespflicht ab, damit den bejahrten Herren, bevor sie für immer die Augen schließen, noch die Genugthuung werde, daß das Heimathland ihrer nicht vergessen, und für die Rettung ihrer Ehre eingetreten ist. Das ist das Mindeste, was die Herren von uns zu erwarten berechtigt sind, und dem sich kein rechtlich denkender Schleswig-Holsteiner entziehen wird. Soll ihnen aber zu ihren Lebzeiten noch dieser Balsam für die schmerzende Wunde werden, so thut Eile wahrlich Noth.

Dieser Gedanke hat mir die Feder in die Hand gedrückt, meine „Erinnerungen" niederzuschreiben, um an meinem Theile, soweit die Kraft reicht, dieser Pflicht zu genügen, und lediglich aus diesem Grunde hoffe ich auf eine freundliche Aufnahme meiner Arbeit bei meinen Landsleuten. Mögen dann Befähigtere unter ihnen den Gedanken weiter tragen über die Grenzen unseres Heimathlandes hinaus, damit auch dort endlich eine gerechtere Beurtheilung Platz greife, und jene Beschuldigung verstummen mache.

Nicht kann es meine Absicht sein, ich wiederhole es ausdrücklich, im wissenschaftlichen Sinne des Wortes eine Geschichte Schleswig-Holsteins zu schreiben. Die streng wissenschaftliche Bearbeitung überlasse ich berufnerer Feder. Ich schreibe im Wesent-

lichen nur, was ich selbst erlebt und erfahren habe. Mit offenen Augen und Ohren habe ich in Mitten der Bewegung jener Tage gestanden, und in meinen jungen Jahren wie in späterem Alter keine Gelegenheit versäumt, Land und Leute, denen ich von Herzen zugethan war, in ihrer Eigenart kennen zu lernen. Ich verstand es, mit dem Volke in seiner Sprechweise mich zu unterhalten, und lernte so besser, als mancher gelehrte Forscher, auch seine Denkweise kennen, welche meine Liebe zum Heimathlande nur steigern konnte. So glaube ich, mir auch ein Urtheil über Land und Leute zusprechen zu können, eine Errungenschaft, deren Mangel sich in so manchen Schilderungen jener Zeit bemerklich macht, und deren daraus gezogenen Folgerungen nach meinem Dafürhalten mit der Wahrheit außer Einklang läßt.

Nur bei der Vorgeschichte unserer Erhebung habe ich mich auf das rein geschichtliche Gebiet gewagt. Ich habe dieselben nach den besten mir zu Gebote stehenden Quellen und eigenen Aufzeichnungen aus früherer Zeit geschildert, die von manchen Darstellungen abweichenden Schlußfolgerungen daraus aber lediglich nach meiner Kenntniß von Land und Leuten gezogen. Bei Urtheilen Anderer ist stets die Quelle genannt. Diese Vorgeschichte liefert allein den Schlüssel zum richtigen Verständniß unserer Erhebung und des Verhaltens von Offizieren, Beamten und Volk in den Märztagen, und durfte deshalb nicht fehlen.

Im weiteren Verfolge beschränke ich mich auf Schilderung meiner eigenen Erkundigungen aus dem Gebiete der Politik, meiner Erlebnisse im Felde und wie ich unser Volk in seinem unverwüstlichen Humor, aber auch in seiner kerngesunden Denkungsart und zähem Halten am Rechte kennen gelernt habe in guten wie in schweren Tagen, dabei freilich die geschichtlichen Ereignisse stets heranziehend, wo es gilt, das aus diesen hervorgehende Verhalten der Bevölkerung bis auf den heutigen Tag zu erklären.

Daß ein solches Buch geschichtlich nicht Erschöpfendes leisten kann und soll, liegt auf der Hand, und werde ich Jeden, welcher durch gründliche Leistung in dieser Hinsicht meine Arbeit in den Schatten stellt, mit aufrichtiger Freude begrüßen. Ich habe nur der oben bezeichneten Pflicht eines jeden Schleswig-Holsteiners und einem Herzensbedürfniß gegen unser so viel verleumdetes Fürstenhaus und alte ehrenwerthe Kriegskameraden genügen wollen. Da meine früheren Mittheilungen aus meinen Kriegserlebnissen, welche in einzelnen Tagesblättern erschienen, eine beifällige Aufnahme gefunden, so hoffe ich auf einige freundliche Leser auch im weiteren Kreise.

Zum Schlusse will ich hier noch ausdrücklich Verwahrung dagegen einlegen, daß ich die Persönlichkeiten, gegen welche zu

schreiben mein politischer Standpunkt mich zwingt, als solche angreife. Unter der von mir wiederholt bekämpften Partei sind Manche, vor deren persönlichem Charakter ich die größte Hochachtung hege, wie ich überhaupt die politische Gesinnung, wenn sie auf aufrichtiger Ueberzeugung beruht, auch des extremsten Parteigegners achte. Aber ich polemisire, wie es jeden Geschichtsschreibers Recht und Pflicht ist, gegen den geringen staatsmännischen Blick, welchen die in den 48er Ideen befangenen Männer damals zum Nachtheile des Landes bekundeten. Persönlich greife ich nur da an, wo ich, wie bei Herrn Orla Lehmann und Consorten, wie auch bei manchem Deutschen auf bewußte Lügen und absichtliche Verdrehungen im einseitigen Parteiinteresse stoße, oder aber auf die Ueberhebung, über Land und Leute urtheilen zu wollen, ohne durch genügende Kenntniß und Hineinleben in Sitte und Denkungsart zu einem maßgebenden Urtheile berechtigt zu sein.

Pinneberg, im Januar 1890.

Der Verfasser.

Erinnerungen

eines

Schleswig-Holsteinischen Offiziers.

1. Kapitel.

Vorgeschichtliches. Christian VIII. Gesammtstaatstheorie und Eiderdänenthum. Danisirungsmaßregeln. Ernennung des Prinzen von Augustenburg zum Statthalter der Herzogthümer. Das Schles.-Holst. Nationallied. Zwei verschiedene Bewegungen in den Herzogthümern. Th. Olshausen und die Neuholsteiner.

„Danske Eiendom!" — Diese Marke wurde allen Fahrzeugen eingebrannt, welche unter dänischer Flagge fuhren, und somit auch den in Schleswig-Holstein beheimatheten deutschen Schiffen. Zwar genossen sie dafür den Schutz der auf allen Meeren bekannten und geachteten dänischen Flagge, doch wurde in den nur durch Personalunion mit dem dänischen Königreiche verbundenen deutschen Herzogthümern diese Marke als ein Brandmal empfunden, da man nur zu gut wußte, daß dänischerseits mehr als der Flaggenschutz damit ausgedrückt werden sollte. So konnte es geschehen, daß „Danske Eiendom" in den vierziger Jahren zu einem politischen Schlagworte wurde, welches, als die von der deutschen liberalen Partei eifrigst geschürte Gährung einmal eingetreten, auf den sonst so ruhigen, aber an seinem Rechte um so zäher hängenden Schleswig-Holsteiner wirkte, wie der rothe Lappen auf den Stier.

Diese schließlich zu offener Feindschaft sich steigernde Erbitterung der Schleswig-Holsteiner gegen die Dänen war übrigens durchaus neueren Ursprungs, und wurde erst nach dem Tode des auch in den Herzogthümern allgemein beliebten Königs Friedrich VI. durch Maßnahmen und Bestrebungen der Regierung und einer diese drängenden mächtigen national-dänischen Partei in Kopenhagen heraufbeschworen, wodurch die verbrieften Rechte der deutschen Landestheile ernstlich bedroht erschienen.

Seit 1460, wo nach dem Ableben Adolfs von Schleswig-Holstein der 1448 als Christian I. zum König von Dänemark gewählte Graf Christian von Oldenburg und Delmenhorst auch von den Ständen der Herzogthümer zum Herzoge von Schleswig und Grafen von Holstein erwählt wurde, bei welcher Gelegenheit die Unzertrennbarkeit von Schleswig-Holstein („up ewig

ungedeelt"), wie die Privilegien der Stände ausdrücklich bestimmt, verbrieft und feierlich beschworen wurden, lebten die unter einem Scepter vereinigten Deutschen und Dänen Jahrhunderte lang in Frieden und Eintracht miteinander, und noch in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts regte sich, nur verschwindende, besondere Ziele verfolgende Ausnahmen abgerechnet, weder hüben noch drüben ein Wunsch nach Aenderung dieses beiden Stämmen lieb gewordenen Verhältnisses gleicher Berechtigung. Man hing in den Herzogthümern in der großen Ausschlag gebenden Mehrheit mit aufrichtiger Loyalität an dem angestammten Herrscherhause, und wenn etwa in dieser Beziehung ein Unterschied zwischen der dänischen und deutschen Bevölkerung stattfand, so muß er dahin bestimmt werden, daß die Loyalität in den Herzogthümern überwiegend bezeichnet werden muß gegen diejenige in Dänemark, welches namentlich in der Haupt- und Residenzstadt seit den französischen Revolutionen 1789 und 1830 den utopischen Ideen derselben sehr zugängliche Elemente in großer Zahl barg. Hören die Dänen doch überhaupt gern sich „die Franzosen des Nordens" nennen! — Die Vorgänge in Kopenhagen 1848 liefern die Belege dazu.

Wie schon gesagt, man lebte noch bis in die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts in Ruhe und Eintracht mit einander. Die verbrieften Rechte der deutschen Lande, welche bei jeder Thronbesteigung der dänischen Könige aufs Neue feierlich beschworen wurden, galten als gesichert; das lebhafte Rechtsgefühl der Bevölkerung wurde vorsichtig geschont. Es herrschte ein behäbiger Wohlstand im Lande; Proletariat kannte man nur vom Hörensagen aus ferneren Gegenden. Irgend ein fühlbarer Druck war nicht vorhanden, wenn auch unleugbare Benachtheiligungen zu Gunsten Dänemarks zu verzeichnen waren. Man ertrug dies als guter — Unterthan, und gab den Rathgebern, nicht dem Fürsten die Schuld. Irgend welche Aufregung über diese Benachtheiligung wurde erst erzielt, als die demokratische Partei, welche sich größeren Theiles von auswärts rekrutirte, zur Förderung ihrer Ziele es sich eifrig angelegen sein ließ, den Leuten darüber in aufgebauschtem Format die Augen zu öffnen.

Sicher wäre auch der Friede zwischen den beiden Volksstämmen, die durch gemeinsame Interessen schon Jahrhunderte lang verbrüdert waren, durch derartige Agitationen nicht ernstlich gestört worden, wenn nicht mit dem Tode Friedrich VI. der in Dänemark herrschende Mannesstamm, der nach den verbrieften Landesrechten allein zur Nachfolge in den Herzogthümern berechtigt war, auf wenige Augen ohne jede Aussicht auf direkte Nachkommenschaft gestellt worden wäre.

Das Aussterben des Mannesstammes mit seiner nach dem Rechtsgange unausbleiblichen Folge des Verlustes der Herzogthümer, welche die sonst kleine, aber doch immerhin noch als ein Faktor in der diplomatischen „Lehre vom europäischen Gleichgewichte" geachtete dänische Macht aus ihrer bisher im Staatenconcerte behaupteten Stellung zu verdrängen drohte, wirkte wie ein alles bisherige Rechtsgefühl betäubendes Schreckgespenst auf die durch Nationalstolz und Vaterlandsliebe sich sonst in anerkennenswerther Weise auszeichnende dänische Bevölkerung, und natürlich auch dort von zielbewußten Agitatoren bearbeitet, gab man sich nur dem einen Gedanken hin, in „berechtigter Nothwehr" in jeder Weise diesen dem geliebten Vaterlande drohenden Schlag zu pariren.

Auf diesem von drängender Nothwendigkeit diktirten politischen Standpunkte, welcher ja nicht nach den Grundsätzen moralischer Verpflichtung, nach welchen zu handeln wir im bürgerlichen Leben gewöhnt sind, beurtheilt werden darf, liegt die einzige Entschuldigung, welche den Anfängen der nun in Dänemark Platz greifenden allgemeinen Bewegung zugebilligt werden kann. Was später ein von Deutschenhaß predigenden Agitatoren entfachter Fanatismus und lächerliche Ueberhebung verschuldeten, steht auf einem anderen Blatte.

Das von dänischer Seite eifrig betriebene Suchen nach Auswegen, den drohenden Schlag abzuwehren, zeitigte namentlich zwei später wirklich in Thaten übersetzte Bestrebungen, welche nun wieder die von deutscher Seite vermöge der verbrieften Landesrechte bisher als selbstständige, nur durch Personalunion mit Dänemark verbundene Staaten erachteten Herzogthümer auf den Punkt „berechtigter Nothwehr" drängen mußten, dem überdies das ganze Vollgewicht moralischer Grundlage zur Seite stand, wodurch er bei unserem Volksstamme ohne wüste Agitation keimfähigen Boden fand.

Die eine dieser Bestrebungen, welche der Friedrich VI. auf dem Throne folgende König Christian VIII. voll und ganz acceptirte, gipfelte in der sogenannten Gesammtstaatstheorie, welche, ohne die sonstigen Landesrechte der Herzogthümer anzutasten, die letzteren als von dem dänischen Staate unzertrennbare Landestheile, also im Grunde nur als Provinzen desselben hinzustellen suchte, eine Theorie, welche unausbleiblich einen Konflikt einerseits mit den so zähe an ihren verbrieften Landesrechten hängenden Schleswig-Holsteinern, andererseits mit dem deutschen Bunde seligen Andenkens, zu welchem Holstein gehörte, heraufbeschwören mußte. Das Recht der eintretenden Falles besonderen Erbfolge in den Herzogthümern sollte durch diesen Plan beseitigt werden. Wenn nun auch Bürger und Bauer, welche denn doch damals im Lande schließlich den Ausschlag gaben, sich durchaus nicht nach einer definitiven Trennung

von Dänemark sehnten, so sagten die Leute doch nach ihrer schlichten Auffassung aller Politik: „Recht mutt doch Recht bliben! Kann man hüt' unsen Herzog sin Land nemen, so kann man ok mi morgen dat Hus oder den Buernhof nemen, un so wat kann un dörf doch nich bestahn!" — und welche Widerstandskraft hinter solch' schlichter aber ehrlicher Ueberzeugung steht, sollten die Dänen, als sie die Worte in Thaten zu übersetzen begannen, zu ihrer unangenehmen Ueberraschung erfahren. — Der deutsche Bund konnte sich seinerseits der Verflichtung nicht entziehen, die zur Erbfolge in Holstein berechtigten Fürsten zu schützen, wenn er von diesen darum angerufen wurde.

Die andere im Gegensatze zu der vorsichtiger vorgehenden Regierung von der demokratischen Idee sehr zugänglichen liberalen Partei in Kopenhagen ausgehende und betriebene Bestrebung, hinter der noch die Utopie der Gründung eines großen skandinavischen Reiches einschließlich Schwedens und Norwegens im Hintergrunde stand, wollte auf das zum deutschen Bunde gehörige Herzogthum Holstein als ein für spätere Zeiten vielleicht lästiges Anhängsel verzichten, erklärte aber das Herzogthum Schleswig für einen integrirenden Theil der dänischen Monarchie. Schleswig sei, so wurde behauptet, ein altdänisches Land. Bereits 1721 sei die Einverleibung Schleswigs in Dänemark vollzogen, während es sich damals in Wahrheit nur darum handelte, daß der ehemals königliche Antheil und der ehemals herzogliche Antheil von Schleswig in einer Hand vereinigt wurden. Man machte ferner geltend, daß seit dem Mittelalter die Eider als die Nordgrenze des deutschen Reiches gegolten, mithin das dänische Reich dort seinen Anfang genommen habe, daher der Name: „Eiderdänen-Partei". Auf neu erscheinenden dänischen Karten fand sich Schleswig bereits einfach als „Süd-Jütland" verzeichnet.

Von dem deutschen Bunde wurde und mit Recht, wie die späteren Vorgänge zeigten, weniger befürchtet, daß er diesem Programm erhebliche Schwierigkeiten in den Weg legen würde, um so tiefer aber fühlten sich die Schleswig-Holsteiner verletzt, daß ihr heiligst gehaltenes und von jedem dänischen Könige beschworenes Landesrecht der Unzertrennbarkeit der Herzogthümer, das „Up ewig ungedeelt", welches dem Bürger und Bauer als der Kernpunkt aller Landesrechte galt, von dieser Partei in so frivoler Weise anzutasten gewagt wurde. Wollte man den offenen Widerstand der Bevölkerung heraufbeschwören, so hätte man den Hebel an keiner geeigneteren Stelle einsetzen können.

Man stutzte in den Herzogthümern ob solchen Treibens in Kopenhagen, verließ sich aber auf sein gutes Recht und betrachtete

vorläufig das Eiderdänen-Programm als eine Thorheit einer hirnverbrannten Partei, welcher die Macht, dasselbe in Thaten zu übersetzen, fehle. Im Lande hatte man überdies große Hoffnungen gerade auf Christian VIII. gesetzt. Er galt als ein besonders gebildeter Fürst und hatte eine bewegte politische Vergangenheit zu verzeichnen. Nach seinem Auftreten als Statthalter von Norwegen maß man ihm Verständniß für die Forderungen der Neuzeit bei, so daß auch die liberale und selbst die schon damals rührig werdende demokratische Partei ihm mit einem gewissen Vertrauen entgegenkam. Christian VIII. war mit seinem Gesammtstaatsprogramm noch nicht offen zu Tage getreten und würde bei dem von ihm beliebten Schaukelsystem gewiß damit noch länger hinter'm Berge gehalten haben, wenn nicht die nationalen Bestrebungen in Dänemark einen solchen Höhepunkt erreicht hätten, daß der König sich gezwungen fühlte, nunmehr seinerseits einen Schritt zu thun, der geeignet schien, auch die Eiderdänen-Partei, welche ihm sonst über den Kopf zu wachsen drohte, seinen rein dynastischen Plänen dienstbar zu machen. Fühler, welche Stimmung für die Gesammtstaats-Theorie im Lande und namentlich in den Herzogthümern etwa vorhanden sein möchte, hatte man schon früher ausgestreckt. Zweifelslos im Einverständniß mit der Königlichen Regierung stellte im Oktober 1844 der Bürgermeister von Kopenhagen, Allgreen-Ussing, in der Ständeversammlung zu Roeskilde einen dahin lautenden Antrag: „Der König wolle durch eine feierleiche Erklärung zur Kunde seiner Unterthanen bringen, daß die dänische Monarchie ein Reich bilde, welches untheilbar nach den Bestimmungen des Königsgesetzes vererbe", und um jeden etwaigen Widerspruch der Herzogthümer von vornherein abzuschneiden, wurde hinzugefügt: „Der König (natürlich vermöge seiner nach dem Königsgesetze absoluten Machtvollkommenheit) möge jede Diskussion dieser königlichen Erklärung verbieten."

Auch wenn diesem Antrage Seitens der Regierung volle Folge gegeben wurde, so mußte ein solcher Beschluß ohne jede rechtliche Wirkung auf die Herzogthümer bleiben. Bei der Thronbesteigung Christians I. 1448, also bevor noch derselbe auch zum Herzoge von Schleswig und Grafen von Holstein erwählt worden, wurde Dänemark für ein „freies" Wahlreich erklärt, während, wie in Allem von Dänemark verschieden, das Wahlrecht der Herzogthümer als eines Erblandes des Oldenburgischen Gesammthauses auf ein Mitglied dieses Fürstenhauses beschränkt war. Ein garantirtes Erbrecht der erwählten Fürsten gab es nicht, wodurch die regierenden Könige von Dänemark in eine unerträgliche Abhängigkeit von dem damals allein maßgebenden Adel geriethen. Um diesem die

Förderung des Gemeinwohles oft empfindlich hindernden Zustande ein Ende zu machen, verbanden sich die dänische Geistlichkeit und Bürgerschaft und übertrugen 1660 nach einer stürmischen Reichstagssitzung dem Adel zum Trotze Friedrich III. die volle erbliche Souveränität zugleich mit der Befugniß, die Reichsverfassung endgültig festzustellen, und wurde in Folge dessen unter dem 18. Oktober Friedrich III. als erblichem und absolutem Könige gehuldigt.

Es liegt schon auf der Hand, daß ein solcher Beschluß der dänischen Geistlichkeit und Bürgerschaft die bei jeder Thronbesteigung und so auch von Friedrich III. beschworenen Landesrechte der Herzogthümer nicht ändern konnte. Kraft der ihm dänischer Seits verliehenen Vollmacht erließ nun Friedrich III. unter dem 14. November 1665 das die künftige Verfassung des Königreiches Dänemark feststellende sogenannte „Königsgesetz", dessen Hauptbestimmung dahin lautete: „daß der König lutherischer Konfession sein müsse, das Reich nicht theilen, selbst daß der König das Königsgesetz nicht verletzen dürfe, im Uebrigen aber nur Gott für seine Handlungen verantwortlich sei. Also der Absolutismus in höchster Potenz. Auf den speziellen Wortlaut dieses Gesetzes werden wir zurückzukommen noch Gelegenheit haben bei Besprechung des Eides, welchen auch in den Herzogthümern die von dem Könige angestellten Offiziere und Beamten zu leisten hatten. Nur für diese letzteren hatte vermöge der Fassung des ihnen aufgedrungenen Eides dieses Königsgesetz eine Bedeutung, sonst hat es in den Herzogthümern nie formelle Geltung gehabt. Schon der letztangeführte Satz, daß „der König im Uebrigen nur Gott für seine Handlungen verantwortlich sei", zeigt dies zur Genüge. Haben doch die Könige, welche nach Erlaß des Königsgesetzes den Thron bestiegen, die Landesrechte der Herzogthümer, welche die Unzertrennbarkeit der Herzogthümer, ein Steuerbewilligungsrecht der Stände und Weiteres einschlossen, beschworen, und damit klar ausgesprochen, daß sie außer Gott auch noch den Herzogthümern für manche ihrer Handlungen verantwortlich waren, dessen sich nur die Dänen begeben hatten.

Daß die späteren Könige, in dem Bestreben, die ihnen in Dänemark rechtlich zustehende absolute Macht auch auf die Herzogthümer auszudehnen, die Rechte der Stände und Weiteres zu schmälern und nach Möglichkeit zu ignoriren suchten, ändert an der Sache nichts. Unausbleibliche Proteste seitens der deutschen Stände und stets erfolgendes wenn auch recht widerwilliges Einlenken der Regierung bestätigten die unveränderte Existenz dieser Rechte.

Von dem oben citirten Inhalte des Königsgesetzes interessirt uns vorläufig nur ein Punkt, welcher den versuchten Beweisen der

Gesammtstaatstheorie wie den Eiderdänen hindernd in den Weg tritt. — Der König darf das Reich nicht theilen. Damit konnte doch nur das Reich gemeint sein, welches er faktisch als königlichen Besitz inne hatte, und somit konnte 1665 doch höchstens von dem sogenannten königlichen Antheile von Schleswig in dieser Beziehung die Rede sein, da der sogenannte herzogliche Antheil erst 1721 damit vereinigt wurde, und zwar wieder unter vertragsmäßiger Sicherstellung der besonderen Rechte des Herzogthums Schleswigs. Und des Weiteren, wenn Schleswig, wie die Eiderdänen behaupten, ein altdänisches Land ist, wie kam es denn doch, daß Friedrich IV., als er die ihm überkommene Machtvollkommenheit dazu benutzte, 1702 die Leibeigenschaft für das dänische „Reich" aufzuheben, diese Wohlthat nicht einmal auf den sogenannten königlichen Theil von Schleswig ausdehnte, sondern die Aufhebung der Leibeigenschaft in den Herzogthümern Schleswig und Holstein erst 1814 unter Friedrich VI. erfolgte? — Doch wohl wiederum ein Beweis, daß die beiden Herzogthümer stets als selbstständige Staaten mit gesonderten Rechten dem eigentlichen Dänemark gegenüber standen.

Doch nun zurück zu den Folgen des Algreen-Ussingschen Antrages. Dieser in einer officiellen Versammlung gestellte und von der Regierung mit nicht zu verkennender Befriedigung aufgenommene Antrag mußte in den Herzogthümern ernste Beunruhigung erregen. Zahlreiche Adressen und Petitionen um Schutz für die gefährdeten Landesrechte ergingen an die Stände der Herzogthümer.

Die holsteinischen Stände erließen denn auch im Dezember 1844 eine Adresse an den König, deren wesentlicher Inhalt war: „Die Herzogthümer sind selbstständige und unzertrennlich verbundene Staaten, in denen lediglich der Mannesstamm zur Nachfolge berechtigt ist. Christian VIII., welcher vorläufig einen ernsten Konflikt vermeiden wollte, erklärte darauf im Januar 1845 dem damaligen Statthalter in den Herzogthümern, dem Prinzen Friedrich von Augustenburg, hier im Lande allgemein nur der „Prinz von Noer" genannt, bei dessen Anwesenheit in Kopenhagen: „er denke nicht daran, die Herzogthümer zu inkorporiren."

Vor der Hand unterblieben denn auch alle weiteren öffentlichen Schritte in dieser Richtung, aber Christian VIII. war es nur darum zu thun, Zeit zu gewinnen, um inzwischen an den europäischen Höfen für seine Gesammtstaatspläne zu wirken. Irgend welche Beweisstücke gegen ein eventuelles Erbrecht der Agnaten waren dazu erforderlich, und so wurde denn in der Stille eine Kommission mit der Untersuchung der Erbfolgefrage beauftragt, deren eigentliche Aufgabe wohl war, wie wir es später auch von anderer Seite erlebt

haben, die Erbfolge- wie die Besitzfrage nach Möglichkeit zu verdunkeln.

Der Algreen-Ussingsche Antrag, welcher die erste das Land erfassende Bewegung hervorrief, konnte übrigens nur politisch weniger Gebildete überraschen. Schon seit längerer Zeit war man dänischerseits im Interesse der absoluten Macht bemüht, von den diese einschränkenden, aber beschworenen Landesrechten der Herzogthümer im Stillen abzubröckeln. Dieses Bestreben zeigte sich bereits unter Friedrich VI.

Als auch damals das Gerücht ging, man plane in Kopenhagen eine neue Verfassung, welche bestimmt sei, Schleswig von Holstein zu trennen, trat der als Patriot vielfach besungene Friese Uwe Jens Lornsen, dem das Wort nachgerühmt wird: „Lieber todt, als Sklave," in der Hoffnung, an der Bewegung im Lande nachhaltige Unterstützung zu finden, mit einer durch Klarheit und Mäßigung sich auszeichnenden Schrift an die Oeffentlichkeit, in welcher er das Verhältniß der Herzogthümer zu Dänemark als lediglich in einer Personalunion bestehend klar legte, und, wie es in den beschworenen Landesrechten begründet war, für die Herzogthümer eine ständische Verfassung, die Verlegung der obersten Verwaltung von Kopenhagen nach dem Inlande und die Einsetzung eines von dem dänischen gesonderten Staatsrathes forderte. Die Schrift an und für sich fand im Lande freudige Zustimmung, aber in dem einmal so fest gewurzelten Loyalitätsgefühle scheute man sich, eine augenblickliche Verlegenheit der Regierung zu benutzen, und beschloß, einen ruhigeren Augenblick zur Geltendmachung der verbrieften Rechte abzuwarten. Es war in der Zeit, als die französische Revolution von 1830 den Thron der Burbonen gestürzt, in Italien, Belgien und Polen Aufstände hervorgerufen hatte, und auch in ganz Deutschland die Unzufriedenheit über die reaktionäre Metternich'sche Politik, welche alle Hoffnungen des Volkes aus den Freiheitskriegen vernichtete, sich, allerdings zahmer, nur in unbequemen Adressen und Petitionen Luft machte. Fühlte die Reaktion in den unter Oesterreichs Vormacht stehenden deutschen Bundeslanden sich auch stark genug, mit Waffen- und Polizeigewalt die Bewegung nieder zu halten, und war der Zeitpunkt, Volksrechte geltend zu machen, unter diesen Verhältnissen ein möglichst ungünstiger, so hielt doch Dänemark, dessen Politik stets schlau einlenkte, so oft in den Herzogthümern eine Bewegung für die bedrohten Landesrechte zu fürchten war, es für gerathener, eine Scheinkonzession zu machen.

Zwar wurde Uwe Jens Lornsen, der es gewagt hatte, offen für die beschworenen Landesrechte einzutreten, eingekerkert, aber man konnte sich der Erkenntniß doch nicht verschließen, daß die Zeit noch nicht gekommen sei, um das „Up ewig ungedeelt" ungestraft

antasten zu können, und daß es gerathen sei, den Verdacht auch nur der Absicht zu beseitigen. So hatte denn die von Lornsen angefachte Bewegung, welche mit den sonstigen demokratischen Bestrebungen der damaligen Zeit nichts gemein, und nur die Wahrung des Rechtspunktes zum Ziele hatte, die Folge, daß die Zusammengehörigkeit der Herzogthümer in einer 1834 eingesetzten, für beide Länder gemeinsamen Regierung erneuten Ausdruck fand, zugleich aber, dem Abbröckelungssysteme entsprechend, statt der nach den Landesrechten zustehenden beschließenden gemeinsamen nur berathende getrennt tagende Stände zu bewilligen für gut befunden wurde. Wie sehr der alte Wahlspruch des Landes „up ewig ungedeelt" bei der Mehrzahl der Bevölkerung als der Kernpunkt der zu schützenden Landesrechte galt, zeigte sich wieder darin, daß man sich bei dem gewonnenen äußeren Symbol dieser Zusammengehörigkeit, welches man in der gewährten „gemeinsamen Regierung" erblickte, sofort wieder vollständig beruhigte, und die in ihrer Befugniß rechtswidrig geschmälerten Stände noch dazu als einen besonderen Gnadenakt, welcher den Forderungen der Neuzeit nach „landesväterlichem besten Ermessen" Rechnung zu tragen sich bemühte, mit Dank statt mit Protest begrüßte.

Nach dem unter dem 3. Dezember 1839 erfolgten Tode Friedrich VI. und der Thronbesteigung Christian VIII. mehrten sich die Anzeichen, daß deutsches Recht und Wesen in den Herzogthümern gefährdet sei. Wenn die Trennung der Herzogthümer auch nicht zu seinem Programm gehörte, und dieses nur darauf gerichtet war, Alles zu beseitigen, was der Wahrung des „Gesammtstaates" hindernd in den Weg treten könnte, so ließ Christian VIII. doch bei seinem Schaukelsystem, das je nach Bedürfniß zu Konzessionen bald nach dänischer, bald nach deutscher Seite neigte, sich durch die immer heftiger mahnende dänische Nationalpartei zu Danisirungsmaßregeln treiben, welche die spätere ernste Bewegung in den Herzogthümern vorzubereiten geeignet waren.

Das erste derartige Anzeichen war die bereits 1838 von Nordschleswig'schen Ständemitgliedern beantragte, unter Friedrich VI. aber in der Schwebe gebliebene, nunmehr 1840 erfolgende Einführung dänischer Gerichtssprache in Nordschleswig. Da Christian VIII., zu dessen Gesammtstaatstheorie Danisirung der Herzogthümer nicht gehörte, gleichzeitig in Schleswig der dänischen Sprache in Kirche und Schule weitere Geltung verschaffte, und die dadurch geschaffenen Sprachverhältnisse die Behauptung, Schleswig sei altdänisches Land, später zu unterstützen geeignet waren, so dürfen diese Maßnahmen wohl als eine von der drängenden Eiderdänenpartei abgerungene Konzession betrachtet werden.

In den folgenden Jahren schritt man auf dieser Bahn schon offenkundiger vorwärts, und namentlich das Jahr 1842 brachte in bisher Bestandenes einschneidende Maßnahmen, welche einer nun auch namentlich in der Landesuniversitätsstadt Kiel in offenere Erscheinung tretenden demokratischen Partei mit allerdings vorwiegend deutschnationalen Zielen erwünschtes Material zur Vorbereitung einer Agitation für ihre Zwecke boten, welche die Landesrechte in Wahrheit als Nebensächliches behandelte, und der Bevölkerung gegenüber nur als zur Zeit noch als allein Aussicht gewährendes Mittel zum Zwecke betonte. Ueber das Vorgehen dieser Partei und deren Einfluß auf den viel und schwer bewegten Verlauf der Sache unseres Heimathlandes werden wir später noch häufig zu sprechen Gelegenheit haben.

Zu den beregten Maßnahmen gehörte, daß 1842 den aus Schleswig-Holstein rekrutirten Truppen die alten Bezeichnungen „Holsteinisches, Schleswigsches, Oldenburgisches u. s. w." Regiment genommen wurden, und alle deutschen Bataillone den dänischen Dannebrog statt der alten Feldzeichen mit dem holsteinischen Nesselblatte und den schleswigschen Löwen erhielten. Es war dies nur ein weiterer Schritt in dem seit Anfang dieses Jahrhunderts immer mehr in die Erscheinung tretenden Bestreben, die Armee auch in ihren deutschen Bestandtheilen lediglich in den Dienst der absoluten Königsmacht zu stellen, indem man den holsteinischen und schleswigschen Bataillonen jedes bisher bestandene äußere Anzeichen einer von der dänischen Armee gesonderten Truppe nahm. Schon 1812 hatte man die Offiziersschule (Kadetten-Anstalt) von Rendsburg nach Kopenhagen verlegt, wodurch man dem erwünschten Ueberwiegen des dänischen Elementes in dem Offiziersstande wirksam Vorschub leistete. Bisher wurde nur für die königliche Garde in Kopenhagen als für einen Ehrendienst rekrutirt. Unter Christian VIII. wurden jetzt auch in directem Widerspruche mit den Landesrechten, welche die in den Herzogthümern zum Militärdienste Ausgehobenen nur zum Dienste in den letzteren verpflichteten, mehrere schleswig-holsteinische Bataillone nach Kopenhagen und Fredericia verlegt.

Mit der Einführung des Dannebrogs bei den deutschen Truppentheilen mußten auch die deutschen Schiffe denselben führen, und das vorhin schon erwähnte Schiffszeichen „Danske Eiendom" wurde ihnen eingebrannt.

Renegaten, wie gewöhnlich Streber im eigenen Sonderinteresse um jeden Preis, thaten sich leider mehrfach auch in unserer Vorgeschichte durch besonders gehässiges und verhetzendes Gebahren hervor, und so stempelte auch der zu den Führern der Eiderdänen-Partei mit Ploug (dem Redakteur ihres Organs „Fädrelandet"), Monrad und

Anderen gehörende bekannte und berüchtigte Renegat Orla Lehmann, ein Deutscher von Geburt und Sohn eines gut deutsch gesinnten Vaters, sofort die Marke „Danske Eiendom" für die Schleswig-Holsteiner zu einem schmerzlich empfundenen Brandmale, indem er 1842 in einer Versammlung der Eiderdänen öffentlich erklärte: „Dänemark umfaßt alles Land zwischen Sund und Eider, und wenn es erforderlich ist, werden wir den Schleswig-Holsteinern mit blutigen Streichen auf den Rücken schreiben, daß sie ‚Danske Eiendom' (dänisches Eigenthum) sind!" — Daß man in den Herzogthümern nun die Schiffsmarke in gleichem Sinne verstehen lernte, war selbstfolgend.

Ein zweiter Renegat an der Sache der Herzogthümer, welcher sich um die durch die vorerwähnten Maßnahmen und Vorgänge anwachsende Erbitterung zwischen Deutsch und Dänisch verdient machte, war der zum ständischen Vertreter von Hadersleben erwählte, besonders begabte — Dummköpfe werden in der Rolle der Renegaten nicht zu bekannten Persönlichkeiten — in seinem Kreise sonst beliebte Hjort-Lorenzen. Es war, wer weiß, durch welche Lockungen, der dänischen Partei geglückt, ihn der Sache der Herzogthümer abspenstig zu machen, und er introduzirte sich in seiner neuen Renegatenrolle mit der damals unerhörten Dreistigkeit, daß er 1842 im Ständesaale zu Schleswig sich der dänischen Sprache, deren er nicht einmal mächtig war, zu bedienen begann. In der durch die weiteren Vorgänge des Jahres schon erregten Versammlung beschwor er einen solchen Sturm herauf, daß der Präsident sich veranlaßt sah, ihm das Wort zu entziehen. Darob wieder Sturm in der gesammten dänischen Presse ob solcher dem ganzen dänischen Volke angethaner Beleidigung.

Hjort-Lorenzen wurde in Folge dessen in Dänemark der Held des Tages. In Kopenhagen, wohin er sich nach seiner Heldenthat begeben, angefeiert mit Festgelagen und Ehrengeschenken, beschwerte er sich sogar bei dem Könige selbst über die ihm in Schleswig gewordene Zurückweisung. Der König erklärte sich zwar mit seinem Benehmen nicht einverstanden, fühlte sich aber doch gemüssigt, den Ständen seine Unzufriedenheit kund zu geben und in einem Privatbriefe an den königlichen Kommissar der Stände die Erwartung auszusprechen, daß man in der Folge dem Hjort-Lorenzen den Gebrauch der dänischen Sprache im Ständesaale gestatten werde.

Die Stände, durch eine gleichzeitige Maßnahme, welche gegen danisirende Uebergriffe gerichtet erschien, wieder beruhigt, fügten sich, und so konnte Christian VIII. den Eiderdänen wieder den Abfindungsbrocken vorwerfen, daß der Gebrauch der dänischen Sprache im Ständesaale zu Schleswig den Abgeordneten aus Nord-Schleswig als „natürliches Recht" zuerkannt worden.

Weitere Danisirungsmaßregeln aus dem Jahre 1842 waren, daß sämmtliche Beamte in den Herzogthümern die dänische Kokarde anlegen mußten, und daß man wiederum entgegen den Landesrechten, welche ausdrücklich bestimmten, daß nur die in Hamburg und Lübeck gangbaren Münzen in den Herzogthümern Geltung haben dürften, den erneuten Versuch machte, durch Errichtung einer Filiale der dänischen Bank und zwar in Flensburg dem dänischen Reichsbankgelde in den Herzogthümern Eingang zu verschaffen.

Nach all' diesen Vorkommnissen hielt Christian VIII. es doch für gerathen, nunmehr auch den Herzogthümern eine Scheinkonzession zu machen, welche den Zweck vorläufiger Beruhigung nicht verfehlte, weil sie den Verdacht beabsichtigter Trennung der Herzogthümer doch unbegründet erscheinen ließ.

Obgleich die Beziehungen des dänischen Königshauses zu dem verschwägerten und im Falle des Aussterbens des Mannesstammes in Dänemark zur Nachfolge in den Herzogthümern zunächst berechtigten Augustenburger Fürstenhause in Folge des in Dänemark laut ausgesprochenen Planes, das Erbrecht der letzteren durch einen Willkührakt zu beseitigen, recht gespannte waren, ernannte Christian VIII. nun auch in dem Jahre 1842 unerwartet den Prinzen Friedrich von Augustenburg, bekannt unter dem Namen Prinz Fritz von Noer, den Bruder des zunächst zur Erbfolge berechtigten Herzogs Christian von Augustenburg zum Statthalter und kommandirenden General in den Herzogthümern, und schlug in seinem beliebten Schaukelsystem hierdurch zwei Fliegen mit einer Klappe.

Eine von dem Könige selbst geplante Kränkung des Augustenburger Erbrechtes war mit der Berufung eines Mitgliedes dieses Hauses auf eine gerade in den Herzogthümern so einflußreiche Stellung schwer in Einklang zu bringen, und die gerade in diesem Jahre wieder erfolgende Ernennung eines besonderen Statthalters für die beiden Herzogthümer betonte doch wieder die zusammengehörige und besondere Stellung derselben im dänischen Staate. Erstreckten die Befugnisse des Statthalters als solchen auch, wie man scherzweise zu behaupten pflegte, sich nur auf Bärenführer, Kesselflicker und die „Taters", wie der landübliche Ausdruck für die Zigeuner lautete, so war ein Prinz von Augustenburg als kommandirender General an der Spitze der in den Herzogthümern stehenden Truppen, und dazu ein so starr am Legitimen haltender Mann, einem sich mit solchen Absichten tragenden Könige doch gewiß eine recht unbequeme Persönlichkeit, welche man sich nicht absichtlich aufzuladen pflegt. Das für den Augenblick auf Täuschung der Herzogthümer berechnete Mittel war dreist und gut gewählt, allerdings ohne vorsichtige Berechnung der möglichen Folgen.

Andererseits wurde aber mit dieser Ernennung auch den Eiderdänen ein Wink ertheilt, daß der König noch lange nicht ein gefügiges Werkzeug in ihrer Hand sei. —

Die Eiderdänen setzten indessen ihr. Agitation nur mit verdoppeltem Eifer fort. Im Mai 1843 veranstalteten sie auf der nördlich von Christiansfeld mit herrlichem Fernblicke belegenen Skamlingsbank, damals noch schleswigscher Boden, ein dänisches Verbrüderungsfest, auf dem die Agitatoren für dänische Interessen in Nordschleswig, die später vielgenannten Lauritz-Skau und Peter Hjort-Lorenzen, mit den Führern der Eiderdänen aus Kopenhagen in deutschfeindlichen Reden wetteiferten. Dieses Fest erregte in Dänemark einen solchen Enthusiasmus, daß man zum Andenken an diesen „großen Tag" auf der Skamlingsbank eine Säule errichtete, welche 1864 von österreichischen Soldaten demolirt, nach dem Wiener Frieden aber, durch welchen die Skamlingsbank in dänischen Besitz kam, wieder zusammengeflickt wurde, und noch heutigen Tages dort steht als Wahrzeichen der rührigen Thätigkeit der Eiderdänen in damaliger Zeit.

Durch solches Treiben der Dänen wurde nun auch in Schleswig-Holstein der Einheits- und Verbrüderungsgedanke lebhaft wach gerufen. Träger und Förderer des Gedankens waren namentlich die in jener Zeit aller Orten auftauchenden Liedertafeln, anscheinend harmlosem Zwecke gewidmet und deshalb von der dänischen Regierung unbeanstandet, welche aber auf ihren Wander-Sängerfesten mit ihren deutsch-patriotischen Gesängen bis in die untersten Volksschichten, aber auch über die Grenzen des engeren Heimathlandes in Deutschland hinein das Verständniß trugen, deutschem Rechte und deutscher Sitte drohe vom skandinavischen Norden her Gefahr. Dieser Periode verdankte das dem Einheits- und Rechtsgedanken in poetischer Form Ausdruck gebende, von M. F. Chemnitz gedichtete, 1844 in dem Itzehoer Wochenblatte veröffentlichte, von C. G. Bellmann komponirte und zum ersten Male auf dem Sängerfeste zu Schleswig am 24. Juli 1844 von der dortigen Liedertafel vorgetragene und dann mit stets wachsender Begeisterung gesungene Lied: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" seine Entstehung und durchschlagende Wirkung. Es war eben ein Lied zur rechten Zeit, und fand dadurch begeisterte Aufnahme und Verbreitung durch alle deutschen Gaue, welche ihm bei seinem sonst nicht hohen poetischen Werthe unter anderen Verhältnissen schwerlich zu Theil geworden wäre. Die Zeitverhältnisse ließen es aber mit dem schleswig-holsteinischen Volksstamm so eng verwachsen, daß es bis auf den heutigen Tag ein hochgehaltenes Nationallied geblieben ist und wohl auch bleiben wird, so lange der Volksstamm seine alte Eigenheit bewahrt.

Hatte man 1842 dänischerseits den deutschen Truppentheilen der Armee die alten Feldzeichen mit dem schleswig-holsteinischen Wappen entzogen, so entfaltete man nun in den Herzogthümern seit 1843 die blau-weiß-rothe Fahne, die Vereinigung der schleswigschen und holsteinischen Wappenfarben, als Symbol der Einheit der Herzogthümer. Sie flatterte von nun an allüberall bei festlichen Gelegenheiten, und selbstverständlich führten auch die durch ihre deutschpatriotischen Gesänge der dänischen Regierung schon anstößigen Liedertafeln dieselbe, wodurch ihr Treiben nun noch mißliebiger wurde. Die blau-weiß-rothe Fahne wie das Tragen dieser Farben überhaupt wurde denn auch 1846 von der dänischen Regierung strengstens verboten, nachdem diese Farben auf der Naturforscher- wie der Land- und Forstwirthschaftlichen Versammlung im Vereine mit dem Schleswig-Holstein-Liede eine den dänischen Bestrebungen gar zu unbequeme Rolle gespielt hatten. Selbstverständlich verschaffte man der Fahne dadurch in den Herzogthümern nur eine besondere Werthschätzung, und wurde sie als deutsches Zeichen um so höher gehalten.

Streitigkeiten, welche 1845 zwischen dänischen Offizieren und der in Rendsburg bestehenden Bürgerartillerie vorfielen, führten zu der Auflösung der letzteren auf Königlichen Befehl. So mehrten sich überall die Anzeichen eines drohenden ernsten Konflikts zwischen Deutsch und Dänisch, gleichwohl nicht zwischen Volk und Landesherrn, wenn man der doch allein Ausschlag gebenden Mehrheit der Bevölkerung gerecht bleiben will.

Um überhaupt die Vorgänge in den Herzogthümern in den nun folgenden ereignißreichen Jahren sowie die Erhebung gegen Dänemark 1848 recht zu würdigen und zu verstehen, muß man fest im Auge behalten, daß zwei durchaus verschiedene Bewegungen in die Erscheinung traten, welche sich wohl gegenseitig beeinflußten, deren eigentliche Endziele aber weit auseinandergingen und daher auch durchaus verschiedene Beurtheilung erheischen.

Die eine dieser Bewegungen verfolgte den deutschnationalen Gedanken. Mehr oder weniger mit demokratischen Elementen durchsetzt, erstrebte diese Partei auf politischem Gebiete die modernen Forderungen einer konstitutionellen Verfassung, Trennung der Justiz von der Verwaltung u. s. w., und um dieses Zieles willen, nicht aber wegen etwa verletzter partikularistischer Landesrechte der Herzogthümer, welche ihr nur Mittel zum Zwecke waren, ließ sie schon damals den Ruf erschallen: „Los von Dänemark!" und sei es auf dem Wege offener Revolution, mit welcher man bereits zu liebäugeln begann, weil im Hintergrunde vielleicht die allein selig machende Staatsform der Republik winkte. Die Führer dieser Bewegung waren ehemalige Burschenschafter, wie sie aus der Begeisterung der

Freiheitskriege 1813—15 und den darauf folgenden Enttäuschungen hervorgegangen, Schwärmer und Idealisten mit dem besten Wollen und recht wenig politischem Können. Die Landes-Universitätsstadt Kiel und dieser nahestehende Kreise, natürlich der Mehrzahl nach aus nichtgeborenen Schleswig-Holsteinern bestehend, waren die Pfleger dieser Ideen, und wenn sie auch durch hervorragende geistige Begabung in der Bewegung der Herzogthümer eine bedeutende Rolle spielten, so waren ihre Ziele doch dem, was die große Mehrheit der Bevölkerung bewegte, zu fremd, als daß sie je die wirklichen Führer derselben geworden wären oder als solche gelten könnten. Dem Lande aber haben sie den Schaden zugefügt, daß sie durch ihre Agitationen die Gesetzmäßigkeit, welche ausschließlich die Grundlage bildete der anderen Bewegungsrichtung, von welcher die eigentliche Bevölkerung der Herzogthümer ergriffen wurde, in den Augen der Welt in Frage stellten, und es dadurch ermöglichten, daß wir später im Interesse der „hohen Politik" mit einem Anscheine von Glaubwürdigkeit zu gewöhnlichen Rebellen gestempelt werden konnten.

Die Mehrheit der Bevölkerung der Herzogthümer war nur für das Prinzip der strengsten Legitimität zu gewinnen. Ihre Bewegung galt ausschließlich der Wahrung ihrer verbrieften Landesrechte. Sie wollten Schleswig-Holsteiner bleiben in der Zusammengehörigkeit und mit denselben Rechten, wie es von Alters her gewesen. Das ganze Land bis zur Königsau mit Ausnahme einer von Agitatoren für dänische Interessen gewonnenen verschwindenden Minorität der Bevölkerung, bestehend aus politischen Strebern und den niedersten Volksschichten, stand zu dieser Bewegung, und erhellt schon daraus, daß der deutsch-nationale mit demokratischen Forderungen verquickte Gedanke einer solchen allgemeinen Bewegung nicht zum Grunde liegen konnte, da es denn doch zu absurd wäre, bei den dänisch redenden Nordschleswigern eine zur Erhebung führende Begeisterung für das Deutschthum überhaupt anzunehmen. Dieses zur Zeit lediglich darauf gerichtete Bestreben, Schleswig-Holsteiner zu bleiben, schloß indessen selbst bei den Nord-Schleswigern durchaus nichts Deutschfeindliches oder irgendwie Gleichgiltigkeit gegen deutsches Wesen ein.

Der echt deutsch gesinnte Holsteiner und Südschleswiger sah in dem verbrieften Erbrechte seines Fürstenhauses die Bürgschaft einstiger Befreiung von Fremdherrschaft und engerer Vereinigung mit Deutschland, und trat deshalb mit besonderer Zähigkeit für dieses Fürstenrecht ein, und der Nordschleswiger würde um der Zusammengehörigkeit willen sich mit Holstein freudig dieser Neubildung angeschlossen haben, aber dem ehrlichen Volkscharakter entsprechend, dachte man nicht daran, diese Wünsche auf anderem als

durchaus legitimem Wege erfüllt zu sehen, daher aber auch die große Entrüstung, als damals von Dänischer, später von Preußischer Seite dieses Erbrecht, zu dem man so lange als Hoffnungsstern aufgesehen, einfach abgeleugnet wurde.

Wie grundverschieden übrigens die Bewegung im Lande war von dem, was in Kiel die Köpfe bewegte, und welche der Stimmung und den Forderungen der Herzogthümer geradezu in's Gesicht schlagende Plane auf diesem Nährboden der Idealisten und Theoretiker in's Kraut schossen, zeigt die von dem früheren Advokaten, späteren Eisenbahndirektor Theodor Olshausen in's Leben gerufene Partei der sogenannten „Neu-Holsteiner", welche den engsten Anschluß Holsteins an Deutschland anstrebten und um den Preis demokratischer Forderungen der Neuzeit die unzertrennbare Zusammengehörigkeit von Schleswig und Holstein aufzugeben gewillt waren.

Daß ein unleugbar hochbegabter Mann wie Theodor Olshausen mit einem derartigen Programme einen zum Ziele führenden Erfolg in unserem Lande erreichen zu können glaubte, zeugt einmal wieder davon, mit welcher Blindheit für das Reale, welches mit ihren Idealen zu bezwingen sie sich vermessen, solche Theoretiker gemeiniglich geschlagen sind. Der einzige Erfolg, welchen Olshausen mit seinen es natürlich nur zu einer verschwindenden Minorität bringenden „Neu-Holsteinern" zu verzeichnen hatte, war denn auch, daß er den Plänen der Eiderdänen einen gern acceptirten Vorschub leistete, mithin auf dem Gebiete praktischer Politik eine große Thorheit beging.

Seine mit ihm an einem Strange ziehenden Anhänger *) behaupten, er habe später seinen Irrthum erkannt, aus lauterem Patriotismus diese Idee, welche eine Spaltung in den Widerstand der Herzogthümer gegen Dänemark zu bringen drohte, ganz fallen lassen, und habe sich „fest und unverbrüchlich" zu den Vertheidigern der vollen und ungeschmälerten Rechte des Landes gestellt. (Die Vertheidigung der Rechte des Fürstenhauses wird, bezeichnend genug, auch hier ignorirt). Daß ein so veranlagter Theoretiker aufrichtig das Reale über seine Ideale stellen sollte, wäre nach den Erfahrungen unserer Zeit ein nicht dick genug zu unterstreichendes Unikum. — Zwar war Olshausen später Mitglied der provisorischen Regierung, welche allerdings als ausschließliches Programm die Vertheidigung der vollen und ungeschmälerten Rechte des Landes und seines Fürsten proklamirte, aber sein und seiner Genossen späteres Vorgehen lassen eine aufrichtige Bekehrung zu diesem Programm denn doch recht zweifelhaft erscheinen, und sollte mit dieser Phrase wohl nur bemäntelt werden, daß, nachdem man erkannt, es sei nichts zu erreichen

*) Vergleiche Otto Fock's Schleswig-Holsteinische Erinnerungen pag. 25.

ohne Rücksichtnahme auf die allgemeine Stimmung im Lande, man nunmehr in anderer Form auf das gleiche Endziel lossteuerte, indem Olshausen als Mitglied der provisorischen Regierung, unterstützt von seinem Anhange, unsere aus dem Prinzipe der Gesetzmäßigkeit, welchem das ungetheilte Land huldigte, hervorgegangene Erhebung im Laufe der Ereignisse zur Realisirung seiner lediglich auf demokratische Forderungen gerichteten Plane zu benutzen suchte. — Diese Lesart dürfte das Kind bei dem richtigen Namen nennen, wie die späteren Begebenheiten lehren werden.

2. Kapitel.

Die Erbfolge-Commission und der „Offene Brief" Christian VIII. Werth der dänischen Beweisstücke. Volksversammlung in Neumünster. Adressen und Proteste der Stände. Ungnädige Auflösung derselben. Proteste der Agnaten. Der Prinz Noer und der Herzog von Glücksburg legen ihre Chargen nieder, desgleichen angesehene Mitglieder der Ritterschaft. Wiederhall der Bewegung in Deutschland. Die nicht deutschen Großmächte. Russische Erbansprüche. Der Bundestag weist den Protest der Holsteinischen Stände zurück. Polizeiregiment. Graf Karl Moltke und v. Scheel. Olshausen verhaftet. Die Schlacht bei Nortorf. Landinspektor Tiedemann.

Hatte die Mehrzahl der Bevölkerung sich bis dahin noch der Hoffnung hingegeben, daß man sich in Dänemark scheuen würde, offen den Rechtsboden zu verlassen, so sollte man bald eines Anderen belehrt werden.

Die Commission zur Untersuchung der Erbfolge hatte inzwischen ihre Arbeit vollendet. Deutsche hatten einmal wieder Handlangerdienste geleistet. Dr. Ostwald in Lauenburg und Baron Dirckinck-Holmfeld hatten schon früher den Beweis zu führen versucht, daß die dänische Erbfolge (nach dem Königsgesetze) auch in den Herzogthümern Schleswig und Holstein gelte, und deren Arbeiten bildeten die Grundlage des Gutachtens der Commission. Ein besonderes Vertrauen zu der Beweisführung der Herren Ostwald und Dirckinck-Holmfeld scheint indessen in Kopenhagen nicht vorhanden gewesen zu sein, denn, wie die Herren selbst ausgesprochen haben, gestattete der König nicht die Veröffentlichung der von ihnen zusammengebrachten sogenannten authentischen Aktenstücke, und auch an die europäischen

Höfe, welche man für die Anerkennung der dänischen Erbansprüche zu gewinnen strebte, wurde nur ein Auszug aus dem Gutachten der Commission versandt. Den Herzogthümern wurde das Ergebniß dieser Commissionsarbeit kundgegeben in dem sogenannten „offenen Briefe" Christian VIII. vom 8. Juli 1846 (nach Anderen datirt Kopenhagen, den 11. Juli).

Dieses wunderbare Aktenstück, welches entschieden ein Gesetz nicht war, daher auch Gesetzeskraft nicht haben und darum auch bestehendes Recht nicht ändern konnte, war unterzeichnet von dem Könige, zwei königlichen Prinzen und den Ministern und Räthen Stemann, Oerstedt, und natürlich wieder von zwei Renegaten, den Schleswig-Holsteinischen Ritterschafts-Mitgliedern und Grafen Karl Moltke und H. Reventlow-Criminil, deren Unterschriften wohl in den Herzogthümern einen besonderen Eindruck machen sollten, welchen sie allerdings auch nicht verfehlten, aber nicht in dem gehofften Sinne, indem die Unterschriften dieser Männer nur die Erbitterung über den Verrath an der Landessache zu steigern geeignet waren. Dieses die Bewegung in den Herzogthümern zu offenem Ausdruck bringende und daher so folgenschwere Aktenstück lautete wörtlich:

„Wir Christian der Achte, von Gottes Gnaden König zu Dänemark, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holstein u. s. w. thun kund: Auf vielfältige Weise ist es zu Unserer Kenntniß gekommen, daß bei vielen Unserer Unterthanen unklare und unrichtige Vorstellungen über die Successionsverhältnisse in der Monarchie obwalten, und daß diese Vorstellungen benutzt werden, Unruhe und Bekümmerniß um die Zukunft des gemeinschaftlichen Vaterlandes, wenn einmal nach dem Willen der Vorsehung der Mannstamm Unseres K. Hauses aussterben würde, hervorzurufen, wodurch zugleich eine erbitterte Stimmung unter den Bewohnern der verschiedenen Landestheile bewirkt wird. Wir haben es demnach als Unsere landesväterliche Pflicht angesehen, durch eine dazu nach Unserem Allerhöchsten Befehl zusammengetretene Kommission alle diese Erbverhältnisse betreffenden Akten und Dokumente, welche haben zuwegegebracht werden können, durchgehen und im Uebrigen eine genaue und gründliche Untersuchung sämmtlicher dahin gehörenden Verhältnisse vornehmen zu lassen. Nachdem diese Untersuchung beendet, Uns darauf in Unserem geheimen Staatsrathe vorgetragen und von Uns erwogen worden, haben Wir es vollkommen bestätigt gefunden, daß, gleichwie die Erbfolge in dem für die dänische Krone durch Traktate erworbenen Herzogthume Lauenburg unzweifelhaft ist, so auch dieselbe Erbfolge des Königsgesetzes (samme Kongelovens Arvefølge) für das Herzogthum Schleswig zufolge des Patentes vom 22. August 1721 und der darauf gefolgten Erb-

huldigung, gleichwie endlich auch zufolge der von England und Frankreich unterm 14. Juni und 23. Juli 1721 ausgestellten Garantien, und der mit Rußland abgeschlossenen Traktate vom 22. April 1767 und 1. Juni 1773 in voller Kraft und Giltigkeit ist. Unsere feste Vergewisserung davon, daß dieses in Recht und Wahrheit gegründet ist, und Unsere Ueberzeugung darüber, daß Wir es nicht aufschieben dürfen, den schädlichen Folgen der unrichtigen und falschen Ansichten, die in solcher Beziehung innerhalb der Grenzen der Monarchie selbst beständig verbreitet werden, entgegen zu wirken, haben Uns bewogen, durch diesen Unseren offenen Brief sämmtlichen Unsern treuen Unterthanen diese Unsere Vergewisserung von dem Erbrechte sämmtlicher Unserer Königlichen Erbsuccessoren an das Herzogthum Schleswig, das Wir und Unsere Nachfolger auf dem dänischen Throne aufrecht zu erhalten, als Pflicht und Beruf ansehen werden, kund zu machen. Dahingegen ist aus der vorbenannten Untersuchung hervorgegangen, daß in Hinsicht einzelner Theile des Herzogthums Holstein *) Verhältnisse vorhanden sind, die Uns hindern, mit derselben Bestimmtheit Uns über das Erbrecht sämmtlich Unserer Königlichen Erbsuccessoren an dieses Herzogthum auszusprechen. Indem Wir jedoch Allergnädigst allen Unseren getreuen Unterthanen, und namentlich den Bewohnern des Herzogthumes Holstein versichern, daß Unsere Bestrebungen unabläßig dahin gerichtet gewesen sind und bleiben werden, gedachte Hindernisse zu entfernen, und eine vollständige Anerkennung der Integrität des gesammten dänischen Staates zuwege zu bringen, so daß die unter Unserem Scepter gesammelten Landestheile nicht auf irgend eine Weise getrennt werden, sondern beständig in ihren gegenwärtigen Verhältnissen und mit den, jedem für sich zustehenden Rechten verbleiben, so wollen Wir namentlich hierdurch Unsere getreuen Unterthanen in dem Herzogthume Schleswig vergewissern, daß es mit diesem offenen Briefe in keiner Weise darauf abgesehen sei, der Selbstständigkeit dieses Herzogthumes, so wie diese bisher von Uns anerkannt worden, zu nahe zu treten, oder irgend eine Aenderung in den übrigen Verhältnissen, welche selbige zur Zeit mit dem Herzogthume Holstein verbinden, zu machen, dem entgegen Wir umsomehr hiermit Unsere Zusage wiederholen, in Zukunft wie bisher Unser Herzogthum Schleswig im Besitze der demselben, als einem, zwar mit Unserer Monarchie unzertrennlich verbundenen, aber zugleich selbstständigen Landestheile, zustehenden Rechte zu schützen."

---

*) Mit dieser Phrase sollte umgegangen werden, oldenburgische und russische Erbrechte als nicht existirend zu bezeichnen.

Dieses Aktenstück hat für die Geschicke unseres Heimathlandes eine solche Bedeutung gehabt, daß es mir angezeigt schien, die Erinnerung an den die wahren Absichten bemäntelnden Wortlaut wieder aufzufrischen, im Uebrigen ist es, man mag das Ding betrachten, von welcher Seite man will, nichts als der Ausdruck der Königlichen Ueberzeugung von dem Inhalte gewisser Dokumente, über welche und mit vollem Rechte Staatsrechtslehrer ganz anderer Ansicht sind. Sodann war dieses Aktenstück eine dreiste Verleugnung und Verletzung der verbrieften Landesrechte der Herzogthümer, und der erneute Versuch, wie er schon zu Friedrich IV. Zeit vorgekommen, worauf sich auch der „offene Brief" als Rechtsgrund (!!) beruft, durch einen Willkühraft das Erbrecht der männlichen Linie des Oldenburger Hauses zu beseitigen.

Bewiesen wurde mit diesem offenen Briefe und den Forschungen der Erbfolge-Kommission gar nichts. Man würdigte darin nicht die Dokumente nach ihrem rechtlichen Werthe, sondern interpretirte sie nach däuischem Behagen. Das Ganze war darauf berechnet, Unwissenden Sand in die Augen zu streuen, um gegen die so Geblendeten einen Willkühraft ausüben zu können.

Des wirklich rechtlichen Fundamentes der Vereinigung der Herzogthümer mit Dänemark, der Verträge von 1460, des Erbstatuts von 1650 wird mit keinem Worte erwähnt, ebenso wird die nöthige Beistimmung der Agnaten ignorirt. Die Garantien Englands und Frankreichs, auf welche sich der offene Brief beruft, konnten sich doch nur auf den damaligen faktischen Besitz beziehen, unmöglich aber das in den Herzogthümern geltende Recht und die dadurch festgesetzte Erbfolge beseitigen.

Natürlich kann es nicht Aufgabe dieser „Erinnerungen" sein, alle Phasen absichtlicher Verdunkelungen dieser so unendlich breit getretenen Erbfolgefrage zu verfolgen und aufzudecken. Neues darüber dürfte überhaupt kaum noch gebracht werden können. Hier gilt es nur, festzustellen, daß durch diesen vielgenannten „offenen Brief" in flagranter Weise die Rechte der Herzogthümer und der erbberechtigten Agnaten zu verletzen versucht wurde, und zu diesem Behufe wollen wir nur zwei der von dänischer Seite aufgestellten Behauptungen uns etwas näher betrachten.

Der offene Brief und die später erschienene Erläuterung der Rechtsgrundsätze, welche demselben als Grundlage dienen sollten, behaupten, daß zufolge des Patentes vom 22. August 1721 und der darauf gefolgten Erbhuldigung das Königsgesetz und somit auch die von diesem festgesetzte cognatische Erbfolge in dem Herzogthume Schleswig gelte „und dieses dadurch als ein von der dänischen Monarchie unzertrennbarer Landestheil erworben sei." Aus den

dafür aufgebrachten Aktenstücken geht nichts weiter hervor, als daß König Friedrich IV. die Absicht gehabt, Schleswig dem dänischen Staate einzuverleiben, nirgend ist aber erwiesen, daß eine solche Einverleibung, welche, auch wenn sie geschehen, als einseitige Handlung durchaus keine rechtliche Bedeutung gehabt haben würde, thatsächlich stattgefunden; ebensowenig ist das Königsgesetz bei dieser Gelegenheit zur Geltung in Schleswig gelangt. Hierfür ist anzuführen: Durch das Königsgesetz wurde in Dänemark die absolute Königsmacht eingeführt, dergestalt, daß der König nur Gott, sonst Niemanden auf der Welt, für seine Handlungen und Entschließungen verantwortlich sei, in Schleswig und Holstein dagegen blieb die landständliche Verfassung bestehen, wie aus den bei der Erbhuldigung Friedrich IV. gepflogenen Verhandlungen erhellt.

Prälaten und Ritterschaft stellten bei dieser Gelegenheit dem Könige vor: „daß in dem Herzogthume Schleswig von Altersher Landtage allergnädigst ausgeschrieben, woselbsten die herrschaftlichen Propositiones Prälaten und Ritterschaft, Ständen und Städten zu ihrer allerunterthänigsten Resolution eröffnet, welche dagegen ihre etwa gehabten Gravamina in aller Submission vorgetragen, und nachdem Alles in genugsame Deliberation gezogen, ein gewisses Conklusum und sogenannter Landtagsbeschluß gemacht worden," worauf die Regierung resolvirte: „daß, was den ersten Punkt betrifft, Ihre Königliche Majestät, wann sie die Conjunkturen von der Beschaffenheit finden sollten, daß einen Landtag in den Herzogthümern auszuschreiben die Nothwendigkeit erfordern würde, Sie alsdann fernerweit Dero allergnädigste Resolution dieserwegen Dero getreuen Prälaten und übrigen von der Ritterschaft kund thun, und solchen Falles das Benöthigte verfügen wollten." In dieser Zusage liegt doch der nicht anzuzweifelnde Beweis der Ungültigkeit des jede landständische Wirksamkeit ausschließenden Königsgesetzes in den Herzogthümern. Die Vertreter des Landes haben niemals die Aufhebung der Rechte von 1460 und die Einführung des Königsgesetzes anerkannt, sondern gerade bei der Huldigung von 1721, auf die man dänischerseits so großes Gewicht legen wollte, haben Prälaten und Ritter sich ausdrücklich auf dieses alte Recht berufen. Im Zusammenhalte mit dieser Berufung erhält diese erfolgte Huldigung aber eine von der dänischen Auffassung durchaus abweichende Bedeutung, indem einer von den Hauptpunkten des 1460 mit König Christian I. vereinbarten Grundgesetzes dahin lautet: Schleswig-Holstein huldigt seinem Fürsten nicht als einem Könige von Dänemark, sondern als einem Herzoge beider Lande, und mehr ist zweifellos auch damals nicht geschehen.

Ferner behauptet man Dänischer Seits, die Nebenlinie, welche agnatische Erbrechte auf Schleswig-Holstein ausüben wollte, habe auf diese Erbrechte verzichtet. Dieser Verzicht soll enthalten sein in einem Huldigungseide des Herzogs Christian August von Augustenburg vom 3. September 1721, worin der Fürst gelobt, er wolle seinem allergnädigsten Landesherrn secundum tenorem legis regiae treu und gewärtig sein. In dieser Berufung auf das Königsgesetz, welches die cognatische Erbfolge einführt, soll nun der Verzicht auf sein Erbrecht als Agnat enthalten sein. Abgesehen von der Rechtsregel, daß, wo ein Verzicht nicht ausdrücklich ausgesprochen ist, die Vermuthung stets gegen denselben streitet, fällt die ganze Beweisführung in nichts zusammen, wenn die einfache Versetzung eines Komma's stattfindet. Wird nämlich so interpungirt: „Ich gelobe — Deroselben wie auch Dero Königlichen Erb-successores in der Regierung secundum tenorem legis regiae, treu &c. zu sein, so bezieht sich das sec. tenorem u. s. f. lediglich auf die Successoren, nicht auf die Art der Huldigung des Herzogs. Sollte auch der Herzog für sich und seine Nachkommen, welches letztere er nach dem Oldenburger Hausgesetze nebenbei gar nicht konnte, einen solchen Verzicht haben aussprechen wollen, so ist damit der Dänischen Beweisführung gar nichts genützt, da noch drei andere Seitenlinien vorhanden waren, die Glücksburger, dann die großherzoglich Oldenburgische und Russische, welche letztere, als im Auslande lebend, überhaupt nicht huldigten.

Man sieht aus diesen Beispielen, welche bei den Haaren herbeigezogene Interpretation der Aktenstücke erforderlich war, um Christian VIII. die „Vergewisserung von dem Erbrechte sämmtlicher seiner Königlichen Erbsuccessoren an das Herzogthum Schleswig, wie des Weiteren zu verschaffen, welche durch den „offenen Brief" seinen sämmtlichen treuen Unterthanen kund zu machen" er sich so dringend bewogen fühlte.

Doch genug hiervon.*) Deutscher Seits besteht ja kein Zweifel, welcher Werth diesen dänischen Beweisstücken beizumessen ist, und wir haben uns dieselben hier nur etwas näher angesehen, damit Leser jüngerer Generation begreifen, welche Entrüstung dieses von Entstellung der Wahrheit und klaren Rechtes diktirte Schriftstück in allen Bevölkerungsschichten der Herzogthümer hervorrufen mußte.

Trotz der Erndtearbeiten, welche natürlich viele Landleute abhielten, war die erste am 20. Juli 1846 zu Neumünster abgehaltene Volksversammlung von mehr als zweitausend Personen besucht. Die

*) Vergleiche des Weiteren Dr. Frd. Stegen in den Ergänzungsblättern zu dem Konversationslexikon Band 1 und 2, sowie Dr. Godt's Geschichte Schleswig-Holsteins.

von ihr beschlossene Adresse an die holsteinische Ständeversammlung erhielt an 7000 Unterschriften. Neun Kieler Professoren unterwarfen das Kommissionsbedenken, auf das der offene Brief sich stützte, einer vernichtenden Kritik, welche auf königlichen Befehl der Veröffentlichung entzogen werden sollte, aber trotz königlicher Drohung im Drucke erschien. Der Stein war gelockert und die Hebelkraft, welche ihn in's Rollen bringen sollte, mehrte sich durch unkluge dänische Maßnahmen von Tag zu Tag.

Wie man den Zeitungen einfach die Besprechung der Erbfrage untersagte, so wurde den Ständen bei Eröffnung ihrer Sitzungen von dem königlichen Kommissar ein Dekret vorgelegt, welches jede Bitte oder Beschwerde an den Thron wegen des offenen Briefes verbot. — Wegen dieser offenen Verfassungsverletzung (in § 5 des Gesetzes von 1831 war den Ständen ausdrücklich das Recht der Bitte und Beschwerde zuerkannt) wollten die ritterschaftlichen Mitglieder sofort die Versammlung verlassen, einigten sich aber schließlich mit den übrigen Abgeordneten, die Beschwerden des Landes in einer Adresse vor den Thron zu bringen.

Diese Adresse, datirt vom 24. Juli 1846 und in würdigem Tone gehalten, sagt, nachdem die früheren Erklärungen von 1844 in Anlaß des Algreen-Ussing'schen Antrages wiederholt worden, von dem offenen Briefe, daß demselben eine rechtliche Wirkung nicht beizulegen sei, und fährt dann, gegen die dänischen Anmaßungen gerichtet, fort: „Immerhin mag der Gedanke dem Nationalstolze des dänischen Volkes wohlthun, die Grenzen des dänischen Reiches bis an die Elbe hinausgerückt zu sehen. Dem Holsteiner liegt die dänische Gesammtmonarchie nicht zunächst am Herzen; er fühlt sich als Deutscher und will vor Allem erst die Integrität seines Landes als Theil des deutschen Vaterlandes gesichert wissen." Am Schlusse heißt es: „In die Hände Ew. Maj. glorreicher Vorfahren haben unsere Väter die Selbstständigkeit des Landes das Erbrecht des oldenburgischen Stammes auf die Herzogthümer niedergelegt; eidlich haben diese für sich und ihre Nachfolger in der Regierung die Erhaltung des anvertrauten Gutes angelobt. Treu hat der Holste stets die Pflicht gegen seine Fürsten erfüllt. Wir wissen von keinen verlorenen Schlachten oder von Staatsverträgen, wodurch dem Lande seine Selbstständigkeit genommen, das damit eng verbundene Erbrecht des Regentenstammes verändert, von keinem Verbrechen des Volkes, womit sie verwirkt worden. Geduldig, schweigend haben wir die Lasten getragen, welche die Hand unseres Fürsten in trüber Zeit uns auferlegt hat. Wir können nicht annehmen, daß eben dieser Gehorsam, dieses Stillschweigen das Land um seine theuersten Rechte gebracht, daß Ihre getreuen Unterthanen sich in dem Ew. Majestät und

Allerhöchst Ihro Vorfahren bewiesenen Vertrauen sollten getäuscht haben."

Der königliche Kommissar verweigerte die Annahme dieser Adresse. — Die so zum Schweigen in der wichtigsten Angelegenheit des Landes gezwungenen Stände mußten fernere Berathungen für nutzlos erachten und beschlossen, sich aufzulösen. Nachdem noch eine Adresse an den deutschen Bundestag entworfen worden, kehrten sie tief ergriffen von dem Schwergewichte des Augenblickes in ihre Heimathsorte zurück. Nur sechs schwankende und unzuverlässige Abgeordnete blieben zurück, deren Namen besser der Geschichte nicht erhalten bleiben. Die Regierung hoffte durch Einberufung der Stellvertreter mit Hülfe dieser kleinen gefügigen Zahl eine neue Versammlung bilden zu können. Es stellten sich von den Berufenen aber nur sieben ein, von denen wiederum sechs nach abgegebener Erklärung über die Unrechtmäßigkeit des Verfahrens Seitens der Regierung sofort den Sitzungssaal verließen. In Folge dessen löste am 13. August eine königliche Verordnung die Versammlung auf unter hartem Tadel ihres „pflichtwidrigen Verhaltens."

In dem Herzogthume Schleswig nahm die Sache den ähnlichen Verlauf. Ueber hundert Adressen, einzelne mit tausend Unterschriften bedeckt, gelangten an die Stände, welche darauf auch in einer Adresse an den König Protest gegen den Inhalt des offenen Briefes erhoben. Auch hier verweigerte der königliche Kommissar von Scheel, Renegat und später nächst Karl Moltke in den Herzogthümern der bestgehaßteste Mann, die Annahme der Adresse. Die Anträge auf eine gemeinsame Verfassung beider Herzogthümer und auf den Eintritt Schleswigs in den deutschen Bund — sie gehörten zum stehenden Repertoir dieser Versammlung — wurden erneuert. Aus formalen Gründen verzögerte Scheel die Berathungen, und verweigerte schließlich auch die Annahme der Beschlüsse der Stände. So auch hier des verfassungsmäßigen Petitionsrechtes beraubt, verließen fast alle Mitglieder den Sitzungssaal, worauf am 14. Dezember 1846 die schleswigsche Ständeversammlung geschlossen wurde.

Die Erbitterung und Erregung über den offenen Brief kam aber nicht allein in den Ständeversammlungen zum actenmäßigen Ausdrucke. Sämmtliche Mitglieder der Schleswig-Holsteinischen Fürstenhäuser außer den beiden Glücksburger Prinzen Friedrich (später dennoch Major im 2. Schleswig-Holsteinischen Dragoner Regimente) und Christian (jetzt als Christian IX., König von Dänemark) protestirten gegen den Inhalt des offenen Briefes. Der Herzog von Augustenburg verwahrte seine Rechte in Kopenhagen und bei dem Bundestage in Frankfurt, und erklärte sich zu einer gerichtlichen Entscheidung bereit. Der Herzog Karl von Glücksburg und der Groß-

herzog von Oldenburg sandten ihre Proteste nach Kopenhagen und Frankfurt. Ebenso richteten deutsche Dynastien wegen ihrer Erbrechte auf Lauenburg Beschwerden an den Bundestag.

Der Prinz von Noer, Statthalter und kommandirender General in den Herzogthümern, sowie der Herzog Karl von Schleswig-Holstein-Glücksburg, Oberst und Chef des 5. Jäger-Corps, beantworteten den offenen Brief durch sofortiges Niederlegen ihrer Chargen. Die Sensation im Lande ob dieses Schrittes war groß, da der Bruch der erbberechtigten Fürsten mit dem Königshause dadurch ein offenkundiger wurde und beide Fürsten gewannen sehr an Popularität in den Herzogthümern.

Gleichzeitiges Vorgehen angesehener Mitglieder der schleswig-holsteinischen Ritterschaft bekundete, daß auch diese Körperschaft fest zu ihrem deutschen Fürstenhause und den Landesrechten stand. So gaben die Grafen Reventlow-Altenhof und Otto Rantzau ihre Gesandtenposten auf, und Graf J. Reventlow-Criminil, (nicht zu verwechseln mit dem Unterzeichner des offenen Briefes H. Reventlow-Criminil) damals Präsident der deutschen Kanzlei in Kopenhagen, nahm seine Entlassung.

Wie in den Herzogthümern, so war die Erregung in Folge des offenen Briefes in ganz Deutschland, wo der würdig gehaltene Protest der holsteinischen Stände einen freudigen Wiederhall gefunden, eine tiefgehende, und hatte man in Schleswig-Holstein bei dem Kampfe gegen dänisches Unrecht auf einen Rückhalt im deutschen Vaterlande gerechnet, so sah man diese Hoffnung über alles Erwarten erfüllt.

Aus allen Theilen Deutschlands sandten gelehrte Gesellschaften, Bürger und Landleute Adressen an die Landsleute in den Nordmarken, voran die Universitäten Heidelberg und Tübingen, dann die Städte Berlin, Breslau, Braunschweig, Leipzig, Halle, Stuttgart, Frankfurt, Detmold, Augsburg, Dinkelsbühl, Wassertrüdingen, Ulm, Regensburg, Bamberg, Würzburg, Nürnberg, Fürth, Darmstadt, Karlsruhe, Mannheim, fast alle Städte des badischen Landes, ja selbst von Dörfern liefen zustimmende und ermuthigende Adressen ein, und diese waren unterzeichnet von Männern, die den verschiedensten Parteirichtungen angehörten. Es war ein erfreuliches Zeichen des ersten Erwachens deutschen Nationalgefühles, welches alle Parteiunterschiede ausglich, wo es galt, deutsches Recht und deutsche Ehre zu wahren. Es war dies eine Antwort auf dänische Ueberhebung, wie man sie nach dem sprüchwörtlichen und langen Schlafe des deutschen Michel in Kopenhagen wie bei den Garantie-Mächten schwerlich erwartet hatte. Die von den ersten wissenschaftlichen Autoritäten, wie Mittermeier, Sargerow, Gervinus rc. unterzeich-

nete Heidelberger Adresse lautete: „Von Eurem großen Rückhalte, unserer deutschen Nation, erwarten wir, daß sie gleich jetzt von allen Seiten her ihre Theilnahme und unseren Fürsten ihre Bereitwilligkeit kundgiebt, gegen jede ausländische Machination in dieser Sache, gegen jede unbefugte alte und neue Garantie und Einmischung jede Anstrengung zu setzen. Wir erwarten von ihr, daß in dem äußersten Falle ihre äußerste Hülfsleistung in den höchsten und untersten Regionen Euch nicht abgehen wird; wir Wenigen wenigstens machen uns anheischig, jeder nach seiner Lage, mit geistigen oder physischen Kräften, mit Person oder Habe, jetzt und später, in guten und schlimmen Zeiten für diese ehrenhafte Sache unverrückbar zu stehen, und wir haben das Vertrauen, daß dies kleine bescheidene Anerbieten in allen Theilen des Vaterlandes sein Echo finden wird."

In ähnlichem Sinne waren alle Adressen abgefaßt, und wahrlich sie fanden ihr Echo in allen Gesellschaftsschichten der Bevölkerung, die auch zu Thaten werden ließen, was man damals mit Worten verhieß. Zwar heimsten wir, als der Ernst der Lage Thaten forderte, mit dieser opferwilligen Hülfe auch recht viel Schützen- und Sängerfeststimmung ein, mit welcher geschulte Heere nicht geschlagen werden, doch davon später.

Auch bei den deutschen Fürsten überwog in erfreulicher Weise die rein deutsche Auffassung. Die preußische Staatszeitung erklärte, daß die Angaben übelwollender Korrespondenten, Preußen sei das Hinderniß einer kräftigen und deutschen Behandlung der holsteinischen Angelegenheit bei dem deutschen Bunde, in direktem Widerspruche ständen mit der Richtung der preußischen Regierung. — Mit offener deutscher Erklärung trat der König von Bayern hervor in seiner Antwort auf die Adresse von Dinkelsbühl, und in der badischen Volkskammer ertheilte der Staatsrath Joly die Versicherung, daß die Regierung die Gefühle, welche der aus der Kammer hervorgegangene Antrag auf Wahrung der Nationalität Schleswig-Holsteins wachgerufen, ehre und theile.

In Folge der unablässigen Anstrengungen Christian VIII., bei den nicht deutschen Großmächten Propaganda für seine Gesammtstaatstheorie zu machen, schienen diese sich sämmtlich auf Seite der Dänen zu stellen. Die englischen und französischen Zeitungen überboten sich bei Besprechung der Forderungen der Herzogthümer in Unwissenheit über die hiesigen Vorgänge und deren rechtliche Seite. Diese von den sogenannten Garantiemächten inspirirten Zeitungen gingen so weit, den deutschen Bund für incompetent zu erklären, die Streitfrage zwischen Dänemark und den Herzogthümern zu entscheiden, da durch die Erbfolgefrage das politische Interesse Europas berührt werde, und diese nur im Zusammenwirken aller europäischen

Großmächte erledigt werden könnte. Das europäische Gleichgewicht (!!!) verlange, daß das Königreich Dänemark in seinem vollen Umfange erhalten bleibe.

Die Rodomontaden, welche Lord Palmerstons halboffizielles Organ, die Times, gegen die „Raserei der Deutschen" vorzubringen sich erlaubte, wurden nicht zu ernst genommen, anders freilich stand es mit Frankreich und Rußland, welche unter allen Umständen stets begünstigen werden, was Deutschland zu schwächen geeignet ist, namentlich hinter dem Gebahren Rußlands steckte ein Stück auf reale Vortheile gerichteter Politik, mit welcher ernstlich zu rechnen man, wie die späteren Ereignisse zeigten, alle Ursache hatte.

In den ersten der vierziger Jahre erschienen, wie ich mich noch aus meiner Studentenzeit erinnere, in jedem Sommer unter den verschiedensten Vorwänden russische Kriegsschiffe zu längerem Aufenthalte in dem Hafen von Kiel, wo sie bei den Kaufleuten gern gesehene Gäste waren. Offiziere wie Mannschaften pflegten zu hohen Preisen große Einkäufe zu machen, weil, so hieß es, Kriegsschiffe bei ihrer Heimkehr einer Steueruntersuchung nicht unterliegen sollten. Es war echt russisch, daß Offiziere unter den Augen ihres Vorgesetzten ein kleines rentabeles Schmuggelgeschäft treiben durften, weil der Kommandant des Schiffes es eben nicht besser machte. Uebrigens befleißigten sich die Offiziere eines besonders liebenswürdigen Entgegenkommens gegen alle Gesellschaftskreise, und namentlich mit uns Studenten unterhielten sie einen lebhaften Verkehr. Das ganze Benehmen machte den Eindruck einer gewissen Absichtlichkeit, worüber man sich manche Gedanken machte. Bald tauchten denn auch Gerüchte auf, daß Rußland damit umgehe, auf Grund seiner Erbrechte an Holstein den Kieler Hafen für sich zu erwerben.

Ein solches russisches Erbrecht an Holstein existirte in der That nicht mehr, seit Katharina II. und Paul I. gegen Abtretung von Oldenburg und Delmenhorst ausdrücklich darauf Verzicht geleistet. Wollte Rußland ein solches Erbrecht geltend machen, so hätte es das dafür empfangene Aequivalent, Oldenburg und Delmenhorst, wieder herausgeben müssen, wozu es ja nicht im Stande war. So lag die Sache also wohl keinen Falles, aber eine Gefahr drohte doch hinter diesem sogenannten russischen Erbrechte. Man erinnere sich der dunkelen Stelle im offenen Briefe Christian VIII: „Dahingegen ist aus der vorbenannten Untersuchung hervorgegangen, daß in Hinsicht einzelner Theile des Herzogthums Holstein Verhältnisse vorhanden sind, die Uns hindern, mit derselben Bestimmtheit Uns über das Erbrecht sämmtlicher Unserer königlichen Erbsuccessoren an dieses Herzogthum auszusprechen. Indem Wir rc. namentlich den Bewohnern des Herzogthums Holstein versichern, daß Unsere Be-

strebungen unablässig dahin gerichtet gewesen sind und bleiben werden, — — — — — — — eine vollständige Anerkennung der Integrität des gesammten dänischen Staates zuwege zu bringen u. s. w." —

Besonders genau hat man es in Dänemark, wie wir schon gesehen, mit dem klaren Rechte nicht genommen; man deutete es eben, wie man es von Fall zu Fall gebrauchen konnte, und der Argwohn, welcher die unklare Stelle in dem offenen Briefe in den Herzogthümern hervorrief, war wohl nicht unbegründet, daß nämlich Christian VIII. bei seinem „unablässigen Bemühen, die Integrität des dänischen Staates herbeizuführen" für rathsam befunden, dieses wirklich nicht mehr existirende russische Erbrecht anzuerkennen, um dann Rußland diese Erbansprüche abzukaufen gegen Abtretung des von demselben sehnlichst begehrten Hafens von Kiel, wofür dann Rußland des Weiteren die von Christian VIII. so sehnlich erstrebte Integrität des dänischen Staates zu garantiren haben würde. Die Einwilligung der übrigen nichtdeutschen Großmächte zu diesem russisch-dänischen Abkommen glaubte man leicht gewinnen zu können, da alle sich darin einig waren, daß der so wichtige Hafen von Kiel nicht in rein-deutsche Hände kommen dürfe.

Daß in der That ein Garantievertrag mit Rußland abgeschlossen worden, steht fest, und das entschiedene und konsequente Eintreten dieser Macht für die Dänen während des ganzen deutsch-dänischen Konfliktes dürfte schwerlich um der von den Diplomaten selbst belächelten Phrase vom „Europäischen Gleichgewichte" willen in solcher Schärfe geschehen sein, sondern läßt es mehr als wahrscheinlich erscheinen, daß Rußland recht reale Vortheile für sich aus diesem Streite einzuheimsen hoffte. —

Diese deutschen Interessen drohende ernste Gefahr mag auch wohl für die deutschen Regierungen, welche sonst Allem, was „Erhebung" hieß, eben nicht günstig gesinnt waren, bestimmend gewesen sein, später in die Herzogthümer einzurücken. Unterstellt man ihnen diesen Gedanken, so kann manche ihrer Maßnahmen, welche mit ehrlicher Vertheidigung unserer Landessache, für die man eingerückt schien, schwer in Einklang zu bringen war, ihre Erklärung finden.

Der Bundestag, von dem in Vertretung deutscher Interessen stets nur Halbes zu erwarten war, wies den Protest der holsteinischen Stände zurück, nachdem der dänische Gesandte die Erklärung abgegeben, der König wolle weder die Rechte Holsteins, noch die des Herzogthums Schleswig antasten. Allerdings wurde dabei eine Bundesexekution in Aussicht gestellt, falls der dänische König seine Versprechungen nicht halten würde, d. h. die Sache wurde wie immer auf die lange Bank geschoben.

In Kopenhagen hatte man nicht erwartet, daß der offene Brief soviel Staub aufwirbeln würde, aber verwöhnt durch die stets streng loyale Haltung der Bevölkerung hielt man es auch nur für Staub, und dachte, die, wie man annahm, nur von einzelnen Unzufriedenen und fremden Demagogen künstlich heraufbeschworene Bewegung mit Gewaltmaßregeln leicht unterdrücken zu können. Christian VIII., von den beiden vorhin schon erwähnten Renegaten, dem Grafen Karl Moltke und dem Kammerherrn von Scheel, welche die Bevölkerung genau zu kennen vorgaben, in dieser durchaus unrichtigen Auffassung bestärkt, setzte, um den Widerstand des Landes zu brechen, diese beiden Herren an die Spitze des Landes, und zwar den ersteren als Präsidenten der Deutschen Kanzlei in Kopenhagen, den zweiten als Regierungspräsidenten in Schleswig. Diese beiden Biedermänner erwarben sich um die Deutsche Sache unleugbare Verdienste, indem sie durch unerhörte Polizeimaßregeln und Willkürakte auch die Geduldigsten und Apathischsten in die Reihen der Vertheidiger der Landesrechte trieben, und durchaus das Gegentheil von dem erzielten, was der König von ihnen erwartet hatte. Hatte man den Ständen verboten, den Inhalt des offenen Briefes zu discutiren und in Anlaß desselben an den König zu petitioniren, so wurden nun alle Versammlungen, welche den offenen Brief zum Gegenstand hatten, sowie alle Petitionen an den König untersagt. Die auf Lebenszeit ernannten adeligen Mitglieder der Ständeversammlungen erhielten ihre Entlassung. Die Presse wurde unterdrückt; dem damals gelesensten Blatte in den Herzogthümern, dem „Itzehoer Wochenblatte", welches mannhaft für die Sache des Landes eingetreten, wurde von dem Regierungspräsidenten v. Scheel verboten, überhaupt politische Artikel zu bringen. Das Briefgeheimniß wurde verletzt, Absetzungen, Verhaftungen durch Kabinetsbefehl, Anklagen wegen Majestätsbeleidigung waren an der Tagesordnung.

Alle diese das Recht mit Füßen tretenden Maßnahmen brachten natürlich die Bewegung in den Herzogthümern immer mehr in Fluß. Der vorhin schon genannte Eisenbahndirektor Theodor Olshausen organisirte zunächst die Bewegung in Kiel. Mehrere öffentliche Versammlungen wurden im Laufe des Monats August abgehalten, nachdem die Annahme der Adressen der Stände verweigert worden. Da die Diskussion des offenen Briefes verboten war, so richtete man sich in diesen Versammlungen zunächst gegen die Ungesetzlichkeit dieses Verbots. Sodann wurde eine große allgemeine Volksversammlung der Herzogthümer verabredet, um den „Volkswillen" (dieser schon stark nach 48 duftende Ausdruck kennzeichnet, von welcher Seite diese Bewegung in Scene gesetzt werden sollte) in unzweideutiger Weise zum Ausdruck zu bringen.

Theodor Olshausen war natürlich die Seele dieser in Kiel geplanten Bewegung, und da Scheel hoffte, eine derartige größere in diesem Augenblicke, wo bereits der deutsche Bund angerufen war, besonders unbequeme Demonstration ganz unterdrücken zu können, wenn es gelänge, Olshausen unschädlich zu machen, so rieth er dem zur Zeit im Seebade zu Föhr weilenden Könige zu einem Gewaltstreiche. In den letzten Tagen des August erhielt nun der Polizeimeister von Kiel den Befehl, Olshausen zu verhaften, wenn er sich nicht verpflichtete, sich jeder Theilnahme an der beabsichtigten allgemeinen Volksversammlung, sowie überhaupt an sonstigen ähnlichen Versammlungen und Demonstrationen zu enthalten. Wie es bei Olshausens ehrenwerthem Charakter nicht anders zu erwarten war, verweigerte er, einer derartigen Forderung ungesetzlicher Willkühr zu entsprechen, in Folge welcher Weigerung er am 1. September in Kiel verhaftet, und nach Rendsburg auf die Festung abgeführt wurde, wo er anderthalb Monate sitzen mußte, bis endlich ein Spruch des Ober-Appellations-Gerichtes ihn aus der ungesetzlichen Haft befreite.

Dieser schnöde Willkührakt goß natürlich Oel in's Feuer der Bewegung, und doch war er wohl die einzige Wohlthat, welche das Moltke-Scheel'sche Gewaltregiment den Herzogthümern erwiesen. Wäre Olshausen Leiter der danach bald darauf zusammengerufenen Volksversammlung geblieben, so war von denen, welche mit ihm diese Volksdemonstration geplant, mochten sie noch so gute Patrioten sein, er doch entschieden der Einzige, welcher Muth und Thatkraft genug besaß, die erregte Volksmenge auf den Boden offener Revolution zu drängen, als sich durch Einschreiten des Militärs die günstige Gelegenheit dazu bot. Er wäre ganz der Mann gewesen, den unseligen Plan, welcher wirklich in jener Versammlung zur Frage stand, in Ausführung zu bringen, mit der erregten Menge vor das Schloß des Königs zu ziehen und den Dänen die Ehre streitig zu machen, den Landesherrn auf ungesetzlichem Wege zur Erfüllung der Wünsche aufgeregter Volksmassen gezwungen zu haben. Danken wir Gott, daß den Dänen, welche freilich noch heutigen Tages es wagen, uns Insurgenten zu schimpfen, dieses Odium allein verblieb, und unserer Bewegung durch solche demagogische Thorheiten nicht von vornherein der Rechtsboden entzogen wurde. — Otto Fock, ein begeisterter Anhänger Olshausen, schwatzt in seinen „Schleswig-Holsteinischen Erinnerungen", wenn man zwischen den Zeilen zu lesen versteht, häufig recht deutlich aus der Schule und liefert bei Schilderung der Vorgänge gelegentlich dieser Versammlung Seite 13 und folgende genügend Belege, wessen man sich von dieser Versammlung unter Olshausen's Leitung hätte ver-

sehen können, und daß die obigen Aussprüche keine von mir oder irgend welchem Parteigeiste aus der Luft gegriffenen Unterstellungen sind. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, halte ich mich verpflichtet, bei jeder Gelegenheit in diesen Zeilen darauf hinzuweisen, daß das, was jene demokratische Partei unablässig aus unserer Bewegung zu machen strebte, mit der Bewegung der Bevölkerung selbst nichts gemein, oder nur verschwindende Berührungspunkte hatte. Wer dies nicht festhält, wird zu einem Urtheile gelangen, welches der geschichtlichen Wahrheit nicht entspricht, wie Land und Volk zu ihrem bitteren Schaden in damaliger, wie leider noch in heutiger Zeit erfahren mußten.

Christian der VIII. hatte sich wie alljährlich von Föhr nach Ploen begeben und residirte auf dem dortigen Schlosse. Bei Gelegenheit dieser Reise durch die Herzogthümer ward ihm reichlich Gelegenheit, die Stimmung in den Herzogthümern in Folge des offenen Briefes kennen zu lernen. Nicht wie sonst eilten die Bauern zu Pferde herbei, um ihren Landesherrn an der Grenze ihres Distriktes einzuholen, oder Pferde für die königlichen Wagen zu stellen; kaum waren für schweres Geld die nöthigen Postpferde aufzutreiben. Wer seines Amtes wegen nicht mußte, erschien nicht zur Audienz, um so weniger, als der König sich weigerte, den Grafen Reventlow-Preetz, wie Andere der „pflichtwidrigen Stände" zu empfangen.

Bei dieser so deutlich zu Tage tretenden tiefen Verstimmung der ganzen Bevölkerung hatte die demokratische Partei in Kiel beschlossen, die geplante große Volksversammlung auch ohne Olshausen abzuhalten. Dieselbe wurde auf den 14. September anberaumt, und als Versammlungsort die Heide bei dem holsteinischen Dorf Nortorf an der Neumünster-Rendsburger Eisenbahn bestimmt. Was dort eigentlich geschehen solle, wußte Niemand. Die Pläne des Komitee's wurden geheim gehalten, und waren den Herren, welche leitend an Olshausens Stelle traten, im Grunde wohl selbst nicht klar, jeden Falles sollten sie bei dieser Gelegenheit kennen lernen, daß es leichter ist, in Volksversammlungen aufregende Reden zu halten, als in dem Momente ernster Lebensgefahr den dort gesprochenen Worten die entsprechenden Thaten folgen zu lassen, und ernst konnte die Sache werden. Man wußte, daß der Amtmann von Rendsburg strenge Weisung erhalten, die Versammlung zu unterdrücken, und daß Militair dorthin beordert worden, um jeden Widerstand gegen die Anordnungen des Amtmanns mit Gewalt zu brechen. Da es aber Bürger wie Bauer als eine Ehrensache galt, den dänischen Uebergriffen gegenüber das Recht unseres Landes zu wahren, und durch ihr Erscheinen offenen Protest einzulegen gegen das verfassungswidrige Verbot, den offenen Brief zu besprechen und

gegen dessen Aufstellungen sich zu verwahren, so zog im Vollgefühle des guten Rechtes trotz drohender ernster Gefahr Alt und Jung aus Nord und Süd, aus West und Ost zu Fuß und zu Roß, zu Wagen und mit der Bahn gen Nortorf.

Daß eine so auf Alles gefaßte große Volksversammlung in der Hand waghalsiger Agitatoren ein gefährliches Werkzeug werden konnte, liegt auf der Hand, und ein wahres Glück war es, daß den Leitern dieser Versammlung in dem entscheidenden Moment dazu Muth und Entschlossenheit fehlten, und sie sich damit begnügten, als Frucht dieser mit so viel Bombast in Scene gesetzten Demonstration für ihre Person eine ziemliche Blamage einzuheimsen. Im Uebrigen war der Verlauf dieser Versammlung vollauf geeignet, die Vertheidiger der Landesrechte im Widerstande zu stärken wie zu mehren.

Als der von zwei Lokomotiven mühsam herangeschleppte schier unabsehbare Wagenzug von Süden her bei der Station Nortorf eintraf, wurde er von einer dort bereits seiner harrenden nach Tausenden zählenden Volksmenge mit einem donnernden Hurrah begrüßt, die dem Zuge Entsteigenden sahen sich aber auf der zur Versammlung bestimmten Heide der rothen Linie eines Infanterie-Bataillons und einer Schwadron Dragoner gegenüber. Ein vom Könige gesandter Flügel-Adjutant befehligte die Truppe, damit mit voller Energie gegen die „Aufrührer", wie sie schon jetzt genannt wurden, vorgegangen werde.

Während die Mitglieder des Komitee's mit dem gleichfalls anwesenden Amtmann von Rendsburg verhandelten, mochte der Adjutant wohl befinden, daß man mit der Gesellschaft zu viel Umstände mache, und er gab dem die Dragoner kommandirenden Rittmeister v. Torp den Befehl, einen Zug Dragoner gegen die Volksmenge an der Eisenbahn vorgehen zu lassen. Der Zug schwärmte aus, aber in dem entscheidenden Augenblicke schob sich plötzlich der lange Wagenzug zwischen die heransprengenden Dragoner und die wehrlose Volksmasse, zugleich einzelne über das Bahngeleise hinübergekommene Dragoner abschneidend, welche nun an schwieriger Stelle über den Hohlweg zurückmußten, bei welcher Gelegenheit mehrere stürzten. — Dieses Vorgehen der Dragoner war der erste Akt offener Feindseligkeit gegen die Bevölkerung Schleswig-Holsteins, welcher im Lande allgemeine Entrüstung erregte, da selbst von dieser dort versammelten Volksmenge, welche bis dahin noch den Charakter harmloser Reisender trug, nichts geschehen war, was das Einschreiten der bewaffneten Macht irgend wie rechtfertigen konnte. — Nur der frivole Wunsch, einen blutigen Konflikt herbeizuführen, konnte den dänischen Kommandirenden zu diesem Befehle veranlaßt haben. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit deutlich, welche blinde Wuth gegen

die ihr gutes Recht vertheidigenden Schleswig-Holsteiner die Dänen bereits erfaßt haben mußte.

Ein ähnliches Beispiel rücksichtslosen Vorgehens seitens der bewaffneten Macht gegen wehrlose Volkshaufen, welche selbst noch keinen Akt der Feindseligkeit begangen, dürfte während der ganzen Revolutionszeit von 48 in Deutschland nirgend zu konstatiren sein. Die Ehre einer solchen von Parteifanatismus diktirten Rohheit muß, vielleicht mit Ausnahme der Russen, unbestritten den Dänen allein zuerkannt werden. Bei sonst civilisirten Völkern dürfte Derartiges nicht seines Gleichen finden.

Der Bahnzugsführer, welcher in dem Augenblicke des Reiter-Angriffes den langen Wagenzug als schützende Mauer zwischen Dragoner und Volk schob, und durch solche Geistesgegenwart und Entschlossenheit unabsehbares Unglück verhütete, war der Oberschaffner von Niemojewski. Uebrigens war dies nur ein angenommener Name. Er war Pole, politischer Flüchtling, und wollte polnischer Offizier gewesen sein. Den Feldzug 1848 machte er als Premierlieutenant im 1. Dragoner-Regiment mit. Mag er auch dort nicht ganz am richtigen Platze gewesen sein, oder ihm die Gelegenheit gefehlt haben, seine besondere Brauchbarkeit zu beweisen, jeden Falles gebührt ihm für jene That bei Nortorf der aufrichtige Dank des Landes. Später als Hauptmann verabschiedet, wurde er im Februar 1849 zum Chef des neu errichteten interimistischen Gendarmerie-Corps im nördlichen Theile des Herzogthumes Schleswig ernannt.

Nach dieser Abschweifung, welche wir dem Manne für seine brave That schuldig waren, kehren wir auf den Versammlungsplatz bei Nortorf zurück. Otto Fock erzählt in seinen „Erinnerungen", „daß dem Rittmeister von Torp von den Umstehenden sein gehässiges Vorgehen in schneidenden Ausdrücken vorgehalten worden, und er mehrere Herausforderungen erhalten habe".

Dies war eine Abgeschmacktheit, wie man sie von demokratischer Seite stets zu hören bekommt, auch wenn sie selbst einen Konflikt mit der bewaffneten Macht provocirt hat, und werden diese albernen Ergüsse den Rittmeister von Torp sehr kühl gelassen haben, zumal sie jeden Falles an die verkehrte Adresse gerichtet waren. War von Torp als Kommandant der Dragoner einmal dort zur Stelle, so mußte er auch als Soldat unweigerlich die ihm ertheilten Befehle zur Ausführung bringen. Das Odium der frivolen That fällt lediglich dem als Höchstkommandirenden dorthin beorderten Flügel-Adjutanten Sr. Majestät des Königs zur Last. Torp, wie der Einzelne der vorreitenden Dragoner thaten nur als Soldaten ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit, die nicht gestattet, daß man im gegebenen Augenblicke über empfangene Befehle nach

eigenem Ermessen befindet. Dieser militärische Grundsatz stempelt freilich den Soldaten des stehenden Heeres in den Augen des Demokraten von reinem Wasser zum elenden willenlosen Tyrannenknechte, und doch beruht lediglich auf diesem unumstößlich festgehaltenen Grundsatze, daß Fürst und Volk auf das stehende Heer als auf einen in allen Lagen zuverlässigen Schutz gegen äußere wie innere Feinde zählen können — eine Zuverlässigkeit, welche erfahrungs- und naturgemäß dem vielgepriesenen Volksheere eben wegen dieses mangelnden Grundsatzes nicht nachgerühmt werden kann.

Die damals vorgehenden Dragoner waren übrigens eben so gute Schleswig-Holsteiner, wie die bei Nortorf versammelte Volksmenge. Es war die in Ploen garnisonirende Schwadron, welche, wenn auch der Rittmeister v. Torp als geborener Däne nach Dänemark zurückging, sich sofort 48 unserer Sache anschloß, und sie so treu verfocht, wie nur sonst irgend wer in Schleswig-Holstein. Bei Nortorf 1846 genügte sie nur ihrer militärischen Pflicht, was kein Vernünftiger ihr als Pflichtverletzung gegen ihr Heimathland anrechnen wird. Der Soldat hat eben seinen besonderen Katechismus, der sein Verhalten regelt, und nach dem dasselbe beurtheilt werden muß.

Der besprochene Reiterangriff, von Niemojewsky glücklich verhindert, hatte natürlich in der dort versammelten Volksmenge eine große Erregung hervorgerufen, und man ging bereits damit um, sich durch Verrammelung der Zugänge des Dorfes gegen weitere Angriffe nach Möglichkeit zu schützen, als plötzlich gerufen wurde: „Tiedemann will reden!"

Wer im Lande kannte damals nicht den langen hageren Landinspektor Tiedemann, der sich aus niederer Sphäre durch eigene Kraft und Tüchtigkeit emporgearbeitet hatte. Als Wege- und Vermessungsbeamter in ständigem Verkehre mit dem Landvolke, hatte er sich außerdem als Abgeordneter der schleswigschen Ständeversammlung im Lande dadurch einen Namen gemacht, daß er mit handgreiflichen Zahlen das von Dänemark seit langen Jahren gegen die Herzogthümer verübte Raubsystem nachwies. Er war durch und durch ein schleswig-holsteinischer Patriot, welcher seine bedeutenden Kenntnisse in Volkswirthschaft und Finanzwesen bei jeder Gelegenheit rückhaltlos in den Dienst seines Heimathlandes stellte, aber zu nichts weniger war er veranlagt und geeignet, als zu einem schneidigen Führer einer erregten Volksmenge, und dies muß als ein Glück bezeichnet werden in dem Augenblicke, wo er als Mitglied des Komitees, welches diese Versammlung berufen, in dieser kritischen Lage zu derselben sprechen wollte.

Mit lautloser Stille und gespannter Erwartung sah man seinen Worten entgegen, als er auf einer improvisirten Rednertribüne,

einem umgestülpten Fasse oder dergleichen erschien, doch wußte er der harrenden Menge nichts weiter zu erzählen, als daß der Amtmann erklärt habe, Gewalt brauchen zu wollen, und man daher um Gotteswillen ruhig wieder nach Hause gehen möge! — Da eine weitere Diskussion nicht gestattet war, so war damit die ganze Sache zu Ende! —

Es ist ja nicht zu leugnen, daß ein derartiges zahmes Ende dieser Versammlung, von der man demokratischer Seits besondere Erfolge erwartet zu haben schien, einer gewissen Komik mit starkem Beigeschmacke von Blamage nicht entbehrte. Der helle Zorn, welchen die Anstifter jener Versammlung über diesen Vorgang, welcher später im Lande spottweise die „Schlacht bei Nortorf" genannt wurde, so wie über die „Kopflosigkeit der Führer" bei jeder Gelegenheit zum Ausdrucke kommen ließen, zeigt deutlich genug, daß die Herren im Stillen doch wohl auf ein kleines Revolutiönchen gerechnet hatten. Otto Fock stellt dieses freilich ausdrücklich in Abrede, aber es war doch wohl die bekannte Geschichte von dem Fuchse mit den Trauben. Er verräth dieses, indem er schreibt über den Plan, nach Ploen zum Könige mit der bei Nortorf gesprengten Versammlung ziehen zu wollen: „Kurz, die Sache hatte keinen Sinn, wenn man den König nicht etwa festnehmen und mit diesem Schlage sofort eine offene Revolution beginnen wollte, wofür noch Nichts vorbereitet war." — Na, wenn schon, dann schon!

Nun, jeden Falles war der von Tiedemann ertheilte Rath, sich heimzutrollen, der vernünftigste, der gegeben werden konnte, und die Versammlung, welche ohne weitere Kundgebungen diesen Rath befolgte, legte den vollgiltigsten Beweis ihres gesetzmäßigen Sinnes ab. War für sie doch erreicht, wozu sie gekommen. Sie hatte durch ihr zahlreiches Erscheinen der allgemeinen Stimmung im Lande über den offenen Brief Ausdruck geben wollen, und dies war erreicht; was das Komitee sonst nebenher bezweckt, kam für die Mehrzahl nicht in Betracht, war auch, wie schon bemerkt, Niemanden bekannt. Das Fiasko war und blieb lediglich auf Seiten des demokratischen Komitees. Ganz so planlos, wie es den Anschein hatte, war von demselben denn doch nicht verfahren. Wie später bekannt wurde, hatte man auf die Kunde hin, daß von der Zivil- wie der Militärmacht sofortiges Einschreiten gegen die geplante Volksversammlung zu gewärtigen sei, einen Protest gegen den Inhalt des offenen Briefes drucken lassen, und in einigen tausend Exemplaren an die Theilnehmer vertheilen wollen, die dann von ihnen unterschrieben wieder eingesammelt werden sollten, um so als Meinungsausdruck der großen Volksversammlung verwerthet

werden zu können. In der freien (!!) Stadt Hamburg, wo der Protest gedruckt werden sollte, war derselbe wohl aus anerkennender Rücksicht für Christian des VIII. rasche persönliche Hilfe bei dem großen Hamburger Brande von der Zensur (!!) beanstandet. Nun war er zwar in Braunschweig gedruckt, aber hier hatte man ob absichtlich oder aus Nachlässigkeit versäumt, den Namen des Druckers anzugeben, wie es die Bundesgesetze verlangten. Das Komitee wagte nun nicht, dieses Schriftstück mit solchem Verstoße gegen die Bundesgesetze zur Vertheilung zu bringen und langte so mit leeren Taschen ziemlich rathlos auf dem Versammlungsplatze an. Das Komitee, welches dennoch die Führung der Versammlung zu übernehmen sich getraute, mochte wohl auf mindere Energie der Zivil- und Militärmacht gerechnet haben; als man sich aber vollem Ernste gegenüber sah, war es auch mit der Führung dieser Herren vollständig zu Ende, und dies war, wie schon gesagt, ein großes Glück. Unter Olshausens Führung, welcher durchaus nicht die Persönlichkeit darnach war, sofort die Pfeifen einzuziehen, wären zu leicht Vorgänge provocirt worden, welche geeignet gewesen wären, unsere Landessache von vorn herein auf eine schiefe Bahn zu bringen, die uns jetzt Gott sei Dank nur Uebelwollen und Ignoranz imputiren kann.

Mit der großen Versammlung von Nortorf war es also zu Ende. Was nicht mit der Bahn gekommen war, zerstreute sich sofort, und eilte dem Heimathsorte zu, immerhin führte doch der unabsehbar lange Bahnzug noch eine sehr große Volksmenge nach Neumünster zurück. Da das Komitee sich hier außerhalb des Bereiches der Militärmacht wußte, glaubte es, noch einen Versuch machen zu sollen, die unterbrochenen Verhandlungen wieder aufzunehmen. Kaum aber schickte ein Komiteemitglied sich an, eine Rede zu halten, so legte der in voller Uniform der Dinge, die da kommen würden, schon harrende Amtmann von Neumünster, Baron von Brockdorf, dem Redner die Hand auf die Schulter, und ersuchte ihn mit ausgesuchter Höflichkeit, das Reden zu unterlassen, und dies genügte, um auch diesen zweiten Anlauf scheitern zu lassen.

Mit welchem Hohne die gesammte dänische Presse über diese anscheinend erfolglose Demonstration herzog, kann man sich denken, im Lande aber war sie durchaus nicht so erfolglos, denn die Erbitterung über dänische Willkür wurde dadurch eine immer allgemeinere. Höheren Ortes wurde sie auch recht ernst aufgenommen, und man hütete sich, vor der Hand mehr Oel ins Feuer zu gießen. Christian VIII., dem natürlich von überall anwesenden Kreaturen des Herrn von Scheel sofort berichtet worden war, daß man geplant, mit der in Neumünster noch anwesenden Volksmenge vor

das Schloß von Plön zu ziehen, soll schon im Begriffe gewesen sein, von dort die Flucht zu ergreifen. In dem Gefühle der ihn beschleichenden Unsicherheit scheint er auch gewünscht zu haben, die Dragoner-Attacke bei Nortorf als ein seiner Seits nicht gebilligtes Vorgehen erscheinen zu lassen. Mindestens ist mir nicht bekannt geworden, daß gegen den dieselbe verhindernden Oberschaffner Niemojewsky irgendwie auf dem Disziplinarwege eingeschritten worden, was bei dem damals sonst herrschenden Regimente gewiß nicht unterblieben wäre, wenn ein höherer Wille Herrn von Scheel nicht im Zaume gehalten.

3. Kapitel.

Des Königs Gruß an seine Unterthanen. Christian VIII. und der Herzog von Augustenburg. Hinterlistiges Verfahren gegen einzelne Agnaten. Der deutsche Bund und der „Offene Brief". Das schleswig-holsteinische Grundgesetz. Volksversammlung zu Nödding. Die Ritterschaft. Graf Fritz Reventlow-Preetz. Der Herzog von Augustenburg persönlich bedroht.

Von der für den Augenblick einlenkenden Stimmung des Königs giebt auch der „Gruß an seine lieben getreuen Unterthanen" Zeugniß, welcher am 18. September, als an dem Geburtstage Sr. Majestät, also 4 Tage nach der „Schlacht bei Nortorf" veröffentlicht wurde. — Nach der Erzählung der Umgebung des Königs hätte derselbe nach einem langen und inbrünstigen Morgengebete dieses famose Aktenstück eigenhändig entworfen. Es lautete wörtlich:

„Wir haben Uns gefreut, nach Verlauf mehrerer Jahre diesen Unseren Geburtstag in Unseren Herzogthümern im Kreise treuer Unterthanen zuzubringen. Wir haben den Allerhöchsten angefleht, daß es ein Tag des Friedens und des Segens werde. Zu diesem Zwecke wollen Wir als Landesvater vor allen Unseren lieben und getreuen Unterthanen, die man nur zu sehr über den wahren Sinn Unseres offenen Briefes vom 8. Juli d. J. irre zu leiten gestrebt hat, hiermit erklären, daß es keineswegs die Absicht hat sein können, durch denselben die Rechte der Herzogthümer oder eines derselben zu kränken; im Gegentheile haben Wir dem Herzogthume Schleswig zugesagt, daß es in der bisherigen Verbindung mit dem Herzogthume Holstein bleiben solle, woraus folgt, daß das Herzogthum Holstein auch nicht von dem Herzogthum Schleswig getrennt werden soll. Ebensowenig haben Wir durch Unseren vorgedachten offenen Brief

irgend eine Veränderung in den unzweifelhaften, und deshalb unerwähnt gelassenen Verhältnissen beabsichtigen können, in welchen Unsere Herzogthümer Holstein und Lauenburg als deutsche Bundesstaaten zum deutschen Bunde stehen; und die in dem offenen Briefe enthaltenen Aeußerungen in Betreff Holsteins sind mithin nur dahin zu verstehen, daß Wir das feste Vertrauen hegen, daß durch die Anerkennung der Unzertrennlichkeit der dänischen Monarchie auch Unserem selbstständigen Herzogthume Holstein die beständige Verbindung mit den übrigen Unserer Krone untergebenen Landestheilen und seine dadurch bedingte Untheilbarkeit werde gesichert werden. — Mit Gottes hilfreichem Beistande wird dies geschehen, und Wir bauen darauf, daß Unsere lieben und getreuen Unterthanen Unsere lediglich auf ihr Wohl gerichteten Absichten nicht verkennen werden. Nur Vertrauen zum Landesherrn kann dem Lande Ruhe und Frieden sichern, und Gott wird das Band der Eintracht segnen, welches beide umschlingt."

Bei „seinen lieben getreuen Unterthanen" erregte dieser Gruß eine fast noch größere Erbitterung und Verstimmung als der offene Brief selbst. Mit Widerwillen wandte man sich ab von diesen heuchlerischen frömmelnden Worten, welche sich nicht scheueten, den Namen Gottes zur Bemäntelung des gegen Land und Fürsten geplanten Unrechtes zu mißbrauchen. Das schon von langer Hand vorbereitete Verfahren und die Maßnahmen der letzten Tage gegen die „lieben getreuen Unterthanen" standen mit diesen huldreichen, vertraulichen Worten denn doch in zu schneidendstem Widerspruche, um ernst genommen werden zu können, und instinktiv fühlten sie, daß diese schönen Worte gar nicht an sie gerichtet, sondern nur bestimmt waren, bei ferner Stehenden, namentlich bei den deutschen und auswärtigen Mächten Täuschungen hervorzurufen, gegen die das Land ohne Schutz sein würde. — Christian VIII. brachte sich durch diesen gleißnerischen „Gruß" um den letzten Rest der Sympathie in den Herzogthümern.

Wer die Geschichte der dänischen Politik und die Christian des VIII. in jenen Tagen kennt, wird in solchem Urtheile nicht schnöden Undank gegen gute Absichten erkennen können, lassen wir aber für weniger Erfahrene auf den von ihm beliebten Schleichwegen hier zwei historische Thatsachen folgen, welche die volle Berechtigung dieses harten Urtheils schlagend beweisen, und zeigen, wie der König bei allen seinen Worten und Handlungen stets nur die eine Absicht verfolgte, auf hinterlistigen Umwegen zu erreichen, was auf dem Wege Rechtens ihm verschlossen blieb. Persönliche Liebenswürdigkeit kam ihm dabei zu statten, die er am unbefangensten zur Schau trug, wenn seine Hintergedanken besondere Zwecke verfolgten. Diese ge-

fährliche Charaktereigenschaft war im Lande zu bekannt, als daß man sich durch Worte, wie sie der „Gruß" enthielt, hätte täuschen lassen können.

Daß der König sich aber des von ihm geplanten Unrechtes voll bewußt war, und nicht einmal Zweifel darüber hegte, beweist folgende Thatsache.

Schon im Jahre 1842 fand nach einer handschriftlichen Notiz im Augustenburger Archive zwischen dem Könige Christian VIII. und dem Herzoge Christian August von Augustenburg eine eingehende Unterredung über die Erbfolgefrage statt.*) Ein Professor Paulsen hatte im dänischen Interesse eine Schrift herausgegeben, in welcher die Augustenburger Erbrechte in Abrede gestellt wurden, worauf auf Veranlassung des Herzogs in Halle eine Vertheidigungsschrift erschienen war, welche die Aufstellungen des Herrn Paulsen als unbegründet zurückwies. Christian VIII. äußerte nun im Laufe des Gesprächs:

„Niemand habe daran gedacht (!), daß in den Herzogthümern eine andere Erbfolge als in Dänemark existire, bis die Hallische Schrift über die Erbfolge in Schleswig-Holstein erschienen sei, und diese Schrift sei unfehlbar auf des Herzogs Veranlassung herausgegeben. Dadurch sei nun die Erbfolgefrage auf das Tapet gekommen, und von ihm würde man nun verlangen, daß er sie in Ordnung bringe, wodurch er in eine unangenehme Verlegenheit komme!"

Auf diesen Vorwurf entgegnete der Herzog:

„Zuerst müsse er bemerklich machen, daß die sogenannte Hallische Schrift eine Erwiederung auf die von Professor Paulsen herausgegebene, also eine Vertheidigungsschrift sei, „daß also, wenn Jemanden die Schuld träfe, diesen Gegenstand gegen des Königs Wunsch zur Sprache gebracht zu haben, es eben Professor Paulsen sei. Sodann aber werde man es begreiflich finden, daß es zufolge seiner Geburt seine Pflicht sei, daß, wenn die Rechte seines Hauses angegriffen würden, er diese vertheidige, und daß er selbst vollkommen unschuldig an der Verschiedenheit der Erbfolge in Dänemark und in den Herzogthümern sei." — Daß dieses richtig sei, räumte der König völlig ein, indem er hinzufügte:

„Niemand würde in Abrede stellen, daß der Herzog Erbrechte in Holstein habe; er frage aber, was aus Dänemark werden solle, wenn auch Schleswig für dasselbe verloren gehe?"

Der Herzog konnte darauf natürlich nichts Anderes antworten, als „daß, wenn ein solcher Fall einträte, es nicht seine, sondern die Schuld derer sei, welche 1660 die weibliche Erbfolge in Dänemark eingeführt hätten."

*) Droysen und Sammer aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik.

Der König meinte nun des Weiteren: „man könne sich wohl denken, Erbrechte gegen volle Entschädigung aufzugeben; der Herzog würde wohl daran thun, darauf einzugehen." Der Herzog entgegnete: „Man kann sich das allerdings denken, nur möge der König nicht von ihm erwarten, daß er dies jemals thun werde. Seiner Ueberzeugung nach seien diese Erbrechte für ihn eine Pflicht sowohl gegen sein Haus als gegen die Herzogthümer; seine Pflicht gegen sein Haus und gegen die Herzogthümer erlaube ihm nicht, jene Erbrechte aufzugeben; sie seien das beste Schutzmittel für die Herzogthümer gegen die Einverleibung in Dänemark; würde die dänische Erbfolge in den Herzogthümern eingeführt, so würde es mit der Selbstständigkeit derselben Dänemark gegenüber bald vorbei sein; schon aus diesem Grunde halte er es für seine heilige Pflicht, nie zu verzichten. Demnächst erlaube aber seine Ehre nicht, auf ein Anerbieten einzugehen, wie es der König angedeutet habe da er sich dadurch dem Vorwurfe aussetzen würde, daß er das Recht seines Hauses und das damit innig verbundene der Herzogthümer verkauft habe, um mit der dafür erhaltenen Entschädigung ein desto angenehmeres Leben zu führen. Er für seine Person würde allerdings gern aller der Unannehmlichkeiten sich überhoben sehen, denen er seiner Erbrechte wegen in der nächsten Zukunft wahrscheinlich ausgesetzt sein würde, allein, das könne ihn nicht abhalten, das zu thun, was er als seine Pflicht erkenne. Der König möge daher niemals erwarten, daß er zu den angedeuteten Plänen die Hand bieten werde. Zugleich wolle er dem Könige noch ausdrücklich sagen, daß, wenn man seine Erbrechte angreife, er dieselben mit allen ihm zu Gebote stehenden erlaubten Mitteln vertheidigen werde." — Auf eine weitere uns interessirende Aeußerung des Königs antwortete der Herzog: „Wenn, wie der König meine, das Wohl Dänemarks erfordere, daß der Eine oder der Andere seine Erbrechte aufgebe, so scheine ihm kein Grund vorhanden zu sein, dieses von den männlichen Descendenten des oldenburgischen Hauses zu verlangen; es läge ebenso nahe und näher, dieses Verlangen an die weibliche Linie zu stellen. Wollten die Dänen, um die Verbindung mit den Herzogthümern zu erhalten, ihre Erfolge ändern, so sei dies eine Sache, die der König mit dem dänischen Volke und mit der Weiberlinie abzumachen habe; ihn, den Herzog, gehe das weiter nicht an, und nie werde er an seinem Theile die Hand nach einer Krone ausstrecken, die ihm nicht von Rechtswegen zukomme."

Der König brach darauf die Unterhaltung ab mit der Aeußerung: „er befinde sich in einer sehr übelen Lage, und wisse nicht, wie er sich aus derselben herausziehen solle." — Sie schieden, dem äußeren Anscheine nach, in aller Freundschaft.

Diese unwürdigen Plänen gegenüber frei gesprochenen männlichen hochherzigen Worte, welche Alles verschmähen, was mit Recht, Pflicht und Ehre nicht vereinbar ist, sollten dem Herzoge von Augustenburg im Lande nie vergessen werden. Wir haben sie ausführlich hier aufgenommen, weil dieser strenge an Legitimen haltende Herr nicht nur von der demokratischen Partei in den Augen des Landes geflissentlich herabgesetzt worden, sondern er auch in anderen Parteien durch zuweilen aufbrausendes Wesen sich persönliche Feinde geschaffen, welche mithalfen, das Andenken an diesen edlen, hochbegabten und sonst persönlich so liebenswürdigen, um die Herzogthümer hochverdienten Fürsten dem Volke zu trüben. Er sagte damals im entscheidenden Momente, wie sein Sohn Friedrich VIII. später: „Mein Recht ist Euere Rettung!" — und jeder Schleswig-Holsteiner sollte mit Dank dessen eingedenk sein!

Sodann ist interessant an dieser Unterredung, daß Christian VIII. damals das Recht der Augustenburger voll anerkannte, und nur Zweckmäßigkeitsgründe dagegen vorzubringen vermochte. — Die einfache von dem Herzoge anheim gegebene Lösung, der Verzicht der Weiberlinie, welcher ohne ein Recht des dänischen Landes zu verletzen ausführbar war, konnte Christian VIII. nicht behagen, da es ihm weniger um das Wohl der ihm untergebenen Lande, als in erster Linie um den Glanz der königlichen Macht zu thun war. Mit der Aenderung der Erbfolge in Dänemark mußte auch das Königsgesetz und mit ihm die absolute Königsmacht fallen, welche Christian VIII. um Alles erhalten wissen wollte. So wurde denn diese Unterredung auch entscheidend für sein künftiges Vorgehen. Da er erkannt hatte, daß bei dem Pflichtgefühle seines Schwagers gegen die Herzogthümer auf dem Wege rechtlicher Abmachung nichts zu erreichen sei, so beschloß er, aus Zweckmäßigkeitsgründen den Herzog und die Herzogthümer um ihr gutes Recht zu betrügen. Von diesem Augenblicke an, wo man in Dänemark dreist das Unrecht auf den Schild erhob, datirt die geflissentliche Verfolgung und Verunglimpfung der Augustenburger bis in die neueste Zeit.

Sofort begann die Maulwurfsarbeit. Während die deutsche Presse in jeder Weise geknebelt und mundtodt gemacht wurde, nahm der König mehrere Individuen in Dienst, welche bis dahin in der durchaus freien dänischen Presse den Klepper dänischer Nationalität geritten hatten, um ihre Polemik gegen alles Deutsche in der Richtung der Allerhöchsten Pläne aufzunehmen. Sodann wurde die Kommission zur Ergründung der Erbfolgefrage eingesetzt mit der geheimen Bestimmung, eine Arbeit zu liefern, welche geeignet sein könnte, den auswärtigen Mächten Sand in die Augen zu streuen, und dem Könige dem Lande gegenüber zu einem Scheine rechtlicher Begründung zu verhelfen.

Die Arbeit fiel in dieser Richtung kläglich genug aus, da sich das dänischerseits Gewünschte eben nicht beweisen ließ, und unter den Händen Christian VIII., welcher aus diesem Gutachten die unumstößliche Gewißheit seines guten Rechtes gewonnen haben wollte, wurde der darauf begründete offene Brief wiederum eine wissentlich begangene grobe Fälschung von Recht und Wahrheit. Daß er wissentlich darin die Unwahrheit sagte, dafür folgender Beweis:

Es waren bei den Arbeiten der Erbfolge-Kommission außer fanatischen Dänen auch ehrenwerthe Männer betheiligt, welche theils durch des Königs Begabung und Liebenswürdigkeit umstrickt, theils durch ihre amtliche Stellung verpflichtet waren, seinen Willen auszuführen, und sich so gezwungen sahen, dem Könige auf einen Weg zu folgen, auf welchem Halt zu machen, ihr Gewissen gebot. Hören wir, was ein bei jener Erbfolge-Kommission betheiligt gewesener hochbegabter Staatsmann in einem an einen Freund in den Herzogthümern gerichteten Briefe unter dem 2. April 1848 wörtlich schrieb:*)

„Was mich aber hat zögern machen und mich bewegen wird, mein Vaterland für lange Zeit zu verlassen, ist meine Betheiligung bei den Erwägungen und Verhandlungen über unsere Successionsverhältnisse. Mögen meine näheren Bekannten wissen, daß ich keine Zeile des „Offenen Briefes" geschrieben habe, und ihn als unzeitgemäß und theilweise gegen die Schlüsse der Kommission auf's Tiefste beklage, — daß ich zwei Jahre in diesem Gefühle nur durch die Hoffnung auf friedliche Verständigung und den Entschluß aufrecht erhalten bin: nie einen Schritt weiter zu gehen, als damals geschehen — mag ich endlich jetzt, der Ehre folgend, eine glänzende Laufbahn mit freudeloser Verbannung vertauschen, — und ich kann sagen, es ist ohne Zögern und ohne Murren geschehen; ich fürchte, das Stigma (Schandfleck) wird doch bleiben, was Mißkenntniß des Thatbestandes und der Verhältnisse einmal allen Deutschen aufgebürdet hat, welche König Christian VIII. nach dem 8. Juli 1846 nicht verließen." u. s. w.

Diese Worte kennzeichnen zur Genüge den Werth des offenen Briefes. Als die Agnaten, wie schon oben mitgetheilt, gegen die Aufstellungen dieses Aktenstückes bei dem Bunde und den Großmächten Protest erhoben, mußte es Christian dem VIII. sehr erwünscht sein, die durch diese Proteste dort erzeugte Stimmung durch einige Gegeneindrücke abzuschwächen. Wir haben schon weiter oben mitgetheilt, wie nur die beiden Glücksburger Prinzen Christian, jetzt als Christian IX. König von Dänemark, und Friedrich keinen

*) J. G. Droysen und K. Samwer: Aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik seit dem Jahre 1806.

Protest gegen den offenen Brief einlegten, und charakteristisch für die Handlungsweise des Königs ist es, wie diese Unterlassung erschlichen wurde.

Prinz Christian war mit der Tochter der Schwester des Königs vermählt und lebte in Kopenhagen unter dem Einflusse der dortigen Umgebung. Der König hatte nun in Anlaß des offenen Briefes sich brieflich an den Prinzen Christian gewandt. Die Antwort desselben lautete: „ihm, dem Prinzen seien die Rechte, worauf sich die Ansprüche der Agnaten begründen, durchaus unklar; „da nun mein König bei Erwähnung des Offenen Briefes ausdrücklich hinzugefügt: dieser begründe sich auf Recht und Wahrheit, so kann ich nie länger in Zweifel stehen, und erneuere Ew. Majestät mit fester Ueberzeugung meinen Diensteid, indem ich Ew. Majestät Aussprüche im Offenen Briefe unerschütterlich verehre." — Dieses Aktenstück welches auf den Rath des Grafen Heinrich Criminil, Mitunterzeichner des offenen Briefes, diese Fassung erhalten haben soll, besagt, wenn es dem Prinzen Christian auch später eine Königskrone einbrachte, weiter nichts, als daß er aus Unwissenheit sich eigenen Urtheils enthalte, und auf die Gewissenhaftigkeit des Königs hin dessen Ausspruch für richtig halten wolle, da der König aber wußte, daß sein Ausspruch nicht auf „Wahrheit und Recht" begründet war, so war die Hintanhaltung des Protestes dieses Agnaten hinterlistig erschlichen. Noch offener trat diese Absicht zu Tage bei dem gegen den Prinzen Friedrich von Glücksburg eingehaltenen Verfahren.

Der Prinz, welcher zur Zeit des Erlasses des offenen Briefes in St. Petersburg sich aufhielt, reiste auf Veranlassung des Königs, „ohne sich in Kiel aufzuhalten", von Petersburg über Lübeck sofort nach Föhr, wo er von dem Könige mit der schmeichelhaftesten Aufmerksamkeit empfangen wurde, und ein Zimmer unmittelbar neben dem des Königs beziehen mußte. Nachdem der König so mehre Tage hindurch sich in Liebenswürdigkeit gegen den Prinzen überboten, und dabei Gelegenheit genommen hatte, sich zu überzeugen, daß der Prinz von dem offenen Briefe und der dadurch hervorgerufenen Gährung keine Ahnung hatte, überreichte er demselben am Abende vor seiner Abreise ein Papier mit der Bitte, dasselbe durchzulesen und sich darüber zu erklären. Das fragliche Papier enthielt nur eine Aufforderung an den Prinzen, den Protest des Herzogs Karl, seines Bruders, durch die Erklärung seiner völligen Billigung des in dem offenen Briefe Enthaltenen zu desavouiren.

Der Prinz, mit den einschlägigen Verhältnissen vollständig unbekannt, wandte sich an den gleichfalls in Föhr anwesenden Grafen Karl Moltke um Rath und Aufklärung, und dieser fand sich natürlich sofort bereit, dem Prinzen eine Erklärung aufzusetzen,

welche derselbe vertrauensvoll unterzeichnete. Als der Prinz von Föhr nach den Herzogthümern zurückgekehrt über die einschlägigen Verhältnisse aufgeklärt wurde, beeilte er sich, von dem Könige seine frühere Erklärung zurück zu erbitten. Ob er dieselbe zurück erhalten, ist mir nicht bekannt, jeden Falles schloß der Prinz Friedrich sich später ganz den Agnaten an, welche gegen den offenen Brief Protest erhoben hatten, und betheiligte sich wie diese an dem Feldzuge gegen Dänemark.

Da diese jedes Vertrauen vernichtenden Vorgänge sofort bekannt geworden waren, glaubte natürlich niemand im Lande den gleißnerischen Worten des „Grußes" vom 18. September. Christian VIII. war übrigens selbst zu klug, um irgend welchen Eindruck auf seine lieben getreuen Unterthanen von diesen Worten zu erwarten. Für diese hielt er nach dem Rathe von Moltke und Scheel Gewaltmaßregeln ausreichend, — die schönen Worte waren nur für den deutschen Bund und zur gelegentlichen Verwendung bei den auswärtigen Mächten geschrieben.

Unter dem Drucke der sich immer allgemeiner in Deutschland kundgebenden Sympathieen für die Sache der Herzogthümer hatte der Bund sich endlich zu einem dem Könige von Dänemark durch den Gesandten am Bunde zu übermittelnden Beschlusse in Betreff des berüchtigten offenen Briefes aufgerafft, worin der Hohe Bund „die vertrauensvolle Erwartung aussprach, daß der König von Dänemark die Rechte Aller, insbesondere aber die des Deutschen Bundes, erbberechtigter Agnaten und der gesetzmäßigen Landesvertretung Holsteins beachten werde."

Am Deutschen Bunde wagte man natürlich nicht, von Schleswig zu sprechen, obgleich das Recht des Deutschen Bundeslandes Holstein auf unzertrennliche Verbindung mit dem Herzogthume Schleswig damals noch von Niemandem, als Christian VIII., und von diesem auch noch nicht einmal offen, bestritten wurde.

Es ist schon so oft in diesen Blättern von den schleswig-holsteinischen Landesrechten die Rede gewesen, und wir werden namentlich zur richtigen Beurtheilung der Lage und daraus hervorgehenden Entschlüsse der Beamten und Offiziere in den Herzogthümern in dem Augenblicke der Erhebung noch des Oefteren auf diese Landesrechte zurückkommen müssen, so daß es wohl angezeigt erscheint, den bei der Wahl Christian I. von Dänemark zum Herzoge von Schleswig und Grafen von Holstein von den zu Ripen versammelten Ständen vereinbarten Freibrief, welchen der König am 6. März 1460 ausstellte, und dessen Inhalt seitdem die Grundlage des schleswig-holsteinischen Staatsrechtes bildete, dessen so wichtiger Wortlaut aber Vielen, welche sich auf dieses Aktenstück berufen, sowie den das-

selbe bekämpfenden politischen Gegnern kaum bekannt sein dürfte, hier mitzutheilen, um dem kenntnißlosen Urtheilen über diese unser Land so tief berührende Angelegenheit einen Riegel vorzuschieben.

Diese Urkunde lautet in ihren wichtigsten Bestimmungen, wie folgt:

„Wir, Christian von Gottes Gnaden zu Dänemark, Schweden, Norwegen, der Wenden und Gothen König, Graf zu Oldenburg und Delmenhorst bekennen und bezeugen offenbar mit diesem Unserem gegenwärtigen Briefe vor allen denjenigen, welche ihn sehen, hören oder lesen, daß die ehrwürdigen Prälaten, strenge Ritterschaft, ehrsamen Städte und Einwohner des Herzogthums Schleswig, der Lande und Grafschaft Holstein und Stormarn Uns gewählt haben zu einem Herzoge zu Schleswig, Grafen zu Holstein und Stormarn; Vorbenannte haben Uns auch angenommen und Uns als ihrem Herrn gehuldigt, nicht als einem Könige zu Dänemark, sondern als ihrem Herrn dieser vorgeschriebenen Lande nach Maßgabe aller folgenden Artikel und Stücke:

Zum Ersten, um diese Lande im beständigen Frieden zu erhalten, wollen und sollen Wir den christlichen Glauben, Gottesdienst und Gerechtigkeit erhalten, beschirmen und nicht kränken, sondern nach Unserem Vermögen vermehren; einem jeden Einwohner der Lande, geistliche und weltliche, Ritterschaft, Städte, kleine und große, ihre Einwohner, den Kaufmann und Wandersleute, bei ihrem Recht und Freiheit lassen, und sie dabei beschirmen. Ferner bekennen Wir und gestehen zu, daß Wir zu einem Herrn derselben Lande gewählt sind, wie vorbeschrieben ist, nicht als ein König zu Dänemark, sondern aus Gunst, welche die Einwohner dieser Lande zu Unserer Person haben, nicht diese Lande an Eins von Unseren Kindern oder Verwandten zu vererben, sondern nach Unserem Ableben, wie Wir nur aus freiem Willen von den Einwohnern gewählt sind, so mögen sie und ihre Nachkommen, so oft diese Lande offen werden, ihre Wahl behalten, denn Eins von Unseren Kindern zu wählen. Auf daß solche Wohlthat und Gunst der Einwohner dieser Lande ihnen und ihren Nachkommen unschädlich sei, vielmehr zu ewigen Zeiten vortheilhaft und nützlich, sollen sie oder irgend Einer von ihnen, er sei geistlich oder weltlich, nicht verpflichtet sein, Uns zu folgen, dienen oder Hülfe zu leisten außerhalb dieser Lande. Auch sollen Wir Niemand in Sachen, welche Leib oder Gut betreffen, vor Uns zu Gericht laden, sondern ein Jeder soll in solchen Sachen sein Recht innerhalb Landes suchen, wie sich gebühret. Wenn Wir Krieg anfangen des Friedens und Nutzens dieser Lande wegen, so soll es geschehen nach Rath und Zustimmung und Willen

der gemeinen Räthe dieser Lande. — Wir, Unsere Erben und Nachkommen sollen und wollen auch keine Schatzung oder Bede legen auf die Einwohner dieser Lande, ohne freundliche Einwilligung und Zulassung, einträchtige Zustimmung aller Räthe und Mannschaft dieser Lande, geistlicher und weltlicher. Diese vorbenannten Lande geloben Wir nach allem Unseren Vermögen in gutem Frieden zu erhalten, und daß sie ewig ungetheilt zusammenbleiben. Darauf soll Niemand den Anderen befehden, sondern ein Jeglicher soll sich genügen lassen am Rechte. Damit solcher Friede desto besser erhalten werde, sollen und wollen Wir zu Unseren Beamten in diesen Landen Einwohner dieser Lande haben, und ihnen Unsere Schlösser, Burgen und Lehne daselbst verleihen, und keinem Anderen. — Den Pflüger oder Hausmann soll Niemand berauben oder mit Brand verfolgen, wenn auch sein Herr befehdet würde, bei Strafe des Landfriedens. — Was ein Einwohner dieser Lande, ein Geistlicher oder von der Ritterschaft, zu seinem eigenen Beruf haben will, und nicht zum Verkaufe, dafür darf er nirgends in diesen Landen einen Zoll entrichten. — Wollte Jemand außer oder binnen Landes diese Artikel kränken, so sollen Wir dagegen sein, und ein Jeglicher soll verpflichtet sein, getreulich dazu zu helfen, diesen Brief und Vereinbarung in allen Stücken zu beschirmen. Wenn Einige von innen und außen diese Lande mit Gewalt beschädigen wollten, oder gegen Landrecht handelten; so möge unser Drost, Marschall und Räthe in Unserer Abwesenheit Unsere Untersassen versammeln, und solche Gewalt und Arges abwenden; dazu soll ein Jeder helfen. — Alle diese vorgenannten Artikel und Stücke schwören Wir bei den Heiligen und guter Treue fest zu halten, und geloben ferner für Uns, Unsere Erben und Nachkommen, alle diese vorbenannten Artikel und Stücke und einen Jeden für sich den ehrwürdigen Prälaten, Ritterschaft, Mannschaft und gemeinen Einwohnern des Herzogthums Schleswig und der Lande Holstein fest und unverbrochen zu halten."

Diese Urkunde ist von Christian I. und 17 dänischen Reichsräthen besiegelt.

Unter dem 5. April 1460 stellte der König in Kiel noch eine zweite Urkunde aus, genannt „eine tapfere Verbesserung der Privilegien", aus welcher namentlich die beiden nachfolgenden Bestimmungen von Wichtigkeit sind:

„Auch sollen Wir und Unsere Nachkommen in diesen Landen (Schleswig-Holstein) keine Münze anordnen, außer solcher, als in Hamburg und Lübeck gang und gebe ist." — Wenn

Wir oder Unsere Erben und Kinder abgingen und nicht mehr als einen Sohn hinterließen, welcher König von Dänemark wäre: alsdann mögen die Einwohner dieser Lande ihre freie Wahl haben, denselben König zu einem Herzog in Schleswig und Grafen zu Holstein und Stormarn zu wählen, und alsdann soll er verpflichtet sein, alle Artikel und Privilegien, welche Wir den vorgenannten Landen und Einwohnern gegeben und besiegelt haben, bei aller ihrer Kraft auf's Neue zu befestigen, bestätigen, verbessern und beschwören. Wenn er solches nicht eingehen wollte, alsdann sollen die vorbenannten Einwohner nicht verpflichtet sein, denselben König zu ihrem Herrn zu wählen, und sollen sie demnächst Einen Unserer nächsten Erben zu ihrem Herrn wählen."

Diese beiden Urkunden vom 6. März und 5. April 1460, welche das Staatsgrundgesetz von Schleswig-Holstein bilden, haben in der Folge insofern eine Abänderung erlitten, als 1650 aus dem Wahlrecht ein Erbrecht wurde, und zwar nach dem Rechte der Erstgeburt und der Linealerbfolge im Mannesstamme, in Holstein mit Zustimmung des deutschen Kaisers, in Schleswig ohne Widerspruch der Stände, — ein Erbrecht, abweichend von der durch das Königsgesetz für Dänemark eingeführten cognatischen Erbfolge, welches zu keiner Zeit wieder aufgehoben ist. — Diese Abänderung des Wahlrechtes in ein Erbrecht hebt jedoch keineswegs den zu Recht bestehenden übrigen Inhalt der gedachten Urkunden auf, und wenn man dänischerseits diese Urkunden ein „wurmstichiges Papier" zu nennen beliebt, so hat dieses Papier doch trotzdem, daß seit dessen Unterfertigung dänische Würmer daran unablässig zu nagen suchten, so viel Haltbarkeit bewiesen, daß es bis zu dem Ende der Dänenherrschaft die Herzogthümer gegen erfolgreiche Uebergriffe dänischer Willkür schützen konnte, weil unbequemer Weise irgend welche rechtliche Aufhebung oder wesentliche Abänderung dieser Landesrechte bis auf den heutigen Tag nicht nachgewiesen werden konnte, — im Gegentheile lieferte die 1838 gegen Entschädigung erfolgende Aufhebung der Zollfreiheit der Prälaten und Ritterschaft den schlagenden Beweis, daß die 1460 verbrieften Landesrechte bis in die neueste Zeit in ungeschmälerter Rechtskraft bestanden. Da diese Urkunden unbestreitbar auch noch im März 1848 zu Recht bestanden, so leuchtet ein, daß der Inhalt derselben von höchster Wichtigkeit ist zur richtigen Beurtheilung der Handlungsweise der an der Erhebung betheiligten Offiziere und Beamten, und daß ein Jeder, welcher mit den einzelnen Bestimmungen dieser Urkunden, wie mit dem Wortlaute des von Offizieren und Beamten in den Herzogthümern geschworenen Eides nicht vollständig vertraut ist, sich billiger Weise jeden Urtheiles darüber enthalten sollte.

Wir werden später zeigen, wie beide, jene Urkunden und der geschworene Eid die Handlungsweise jener ehrenwerthen Männer so vollständig rechtfertigten, daß zugegeben werden muß, daß sie eben nicht anders handeln konnten, als sie gethan, wenn sie ihrer Pflicht genügen wollten.

Der vielbesprochene „Offene Brief" leistete der deutschen Sache insofern den wesentlichen Vorschub, daß er Anlaß wurde zu dem schon oben besprochenen Bundesbeschlusse, in welchem die Bundesversammlung sich für künftig vorkommende Fälle in dieser Angelegenheit kompetent erklärte, und dies war von unschätzbarem Werthe, wenn der Beschluß selbst, wie wir gesehen, auch zahm genug ausfiel. Der deutsche Bund erklärte darin die Sache der holsteinischen Stände für eine deutsche, und damit seiner Entscheidung zustehend, und indem er in dem Beschlusse die holsteinischen Stände die Vertreter ihrer verfassungsmäßigen Rechte nennt, zu denen auch die untrennbare Verbindung Holsteins mit Schleswig gehört, so erklärt er sich damit indirekt auch kompetent, gegen eine Trennung Schleswigs von Holstein, also dessen Inkorporirung in Dänemark Einspruch zu erheben, und damit war unserer Sache ein wirklicher Rückhalt gewonnen, der nicht einfach durch dänische Willkürakte beseitigt werden konnte.

War man Christian VIII. während seines Aufenthaltes in den Herzogthümern überall mit ernster Stille begegnet, so erwartete ihn in Kopenhagen heller Jubel. Von Bürgern und Studenten wurde ihm am Abend seines Eintreffens ein Fackelzug gebracht, natürlich als Dank für den die Deutschen zu Gunsten der Dänen beeinträchtigenden „Offenen Brief", doch war man vorsichtig genug, dies nicht ausdrücklich in der Anrede zu betonen. Nachdem der erste Rausch verflogen, kam man übrigens selbst zur Einsicht, daß es ein politischer Fehler gewesen, den „Offenen Brief" als ein schiedsrichterliches Urtheil verkündigt zu haben. Der Groll gegen die Deutschen stieg darum um so höher, und man arbeitete und wühlte auf dem einmal offen betretenen Wege des Unrechts um so eifriger fort.

Da seit dem Erlasse des „Offenen Briefes" die gesammte Presse und die öffentliche Meinung in Dänemark ganz auf Seiten der Regierung war, wurde natürlich der nationalen Bewegung dort kein Hinderniß in den Weg gelegt, sondern deren Wühlereien wurden in jeder Weise begünstigt und gefördert, während in den Herzogthümern die Presse in unerhörter Weise geknebelt wurde. In den deutschen Landen war jede Volksversammlung und jede Adresse verboten und mit Polizei- und Militärgewalt bedroht, aber als es der dänischen Agitation gelang, 1847 in Nordschleswig zu Rödding

eine Volksversammlung zu Stande zu bringen und von dieser eine Dankadresse für den „Offenen Brief" votiren zu lassen, glaubten die Beamten in Nordschleswig dem königlichen Befehle gemäß auch gegen diese Versammlung einschreiten zu müssen, da Nordschleswig denn doch zu den Herzogthümern gehörte, aber sofort wurde von Kopenhagen aus die Freigebung dieser Adresse befohlen. Wochenlang wurde dann diese „Volksadresse" ausgelegt, um dann endlich mit 3920 Unterschriften größeren Theils aus Dänemark Eingewanderter nach Kopenhagen abzugehen.

Im Verhältnisse zu den Unterschriften, welche die Proteste gegen den „Offenen Brief" in Schleswig trotz polizeilicher Unterdrückung erhielten, war diese Stimmenzahl, auch wenn alle Unterzeichner wirklich Nordschleswiger gewesen wären, recht verschwindend klein, und welche Verlogenheiten waren angewandt, um die wenigen wirklichen Nordschleswiger, welche außer den Paar Agitatoren natürlich zu den ungebildeten Klassen zählten, zur Unterzeichnung dieser „Dankadresse" zu bewegen!

In erster Linie befolgte man dänischerseits die Taktik, den Schleswigern vorzureden, daß die innigste Vereinigung mit Dänemark sie der freisinnigen Institutionen theilhaftig machen werde, welche man in Kopenhagen durchzusetzen (d. h. dem Könige abzuzwingen) im Begriffe sei, daß im Gegentheile aber der Anschluß an den Deutschen Bund sie für immer den Beschränkungen unterwerfe, die der Bund der persönlichen Freiheit, der Presse, dem Associationsrechte auferlegt habe.

Der Wortlaut jener in Rödding zu Stande gebrachten sogenannten „Dankadresse" zeigte, daß diese Lockvögel moderner Volksforderungen bei den schlichten Landbewohnern Nordschleswigs durchaus nicht verfangen hatten. Manche andere dänischerseits über deutsche Zustände und Forderungen vorgebrachte Lüge hatte freilich Boden gefunden, aber das, worauf es eigentlich abgesehen, war doch nicht erreicht, die Nordschleswiger nämlich zu ausdrücklicher Bitte um Inkorporirung in Dänemark zu bewegen, im Gegentheile verwahrte man sich ausdrücklich dagegen. Im Uebrigen zeigte der Schlußpassus nur zu deutlich, daß Inhalt und Zweck des „Offenen Briefes" von den Unterzeichnern gar nicht verstanden worden, oder wohl vielmehr, daß es der Dialektik der Agitatoren geglückt war, die schlichten Leute darüber zu täuschen. Das Aktenstück war also nur mit Hülfe willkürlicher Interpretation für dänische Zwecke zu verwerthen, und in solcher Kunst war man ja nicht verfroren. Die Adresse enthielt sonst, was der König wünschte. Sie schalt auf die Adels- und Juristenaristokratie, welche in der letzten Schleswiger Ständeversammlung versucht habe, die bisherige Staatsverbindung

Schleswigs über den Haufen zu werfen; sie erklärte in Betreff des Eintritts Schleswigs in den Deutschen Bund (dies war von der Ständeversammlung beantragt worden), „da sei Gott vor, daß dieses geschehe", in Deutschland sei das Volk mehr von Regierung und Adel unterdrückt, als hier, Alles müsse dann preußisch oder hannoversch werden, und Schleswig werde dann 3000 Mann zur beliebigen Verfügung des Deutschen Bundes stellen müssen. (Sogar mit einem unausbleiblichen und bald bevorstehenden Türkenkriege war den Leuten graulich gemacht worden). „Die ächten Schleswiger", — und dies war der einzige der vollen Wahrheit entsprechende Satz der ganzen Adresse — „wünschten nicht in Dänemark, aber noch weit weniger in Deutschland inkorporirt zu werden, sondern zu bleiben, was sie bisher gewesen". Am Schlusse hieß es dann endlich: „vielmehr hat der Offene Brief, insofern er Schleswig betrifft, das ausgesprochen, was das Volk Schleswigs beruhigt und erfreut." (Nämlich die lediglich auf Täuschung berechnete Phrase: „— — so wollen Wir namentlich hierdurch Unsere getreuen Unterthanen in dem Herzogthume Schleswig vergewissern, daß es mit diesem „Offenen Briefe" in keiner Weise darauf abgesehen sei, der Selbstständigkeit dieses Herzogthums, so wie diese bisher von Uns anerkannt worden," — [wohlweislich war nicht gesagt, wie diese bisher bestanden] „zu nahe zu treten, oder irgend eine Aenderung in den übrigen Verhältnissen, welche selbiges zur Zeit mit dem Herzogthume Holstein verbinden, zu machen, dem entgegen Wir um so mehr hiermit Unsere Zusage wiederholen, in Zukunft wie bisher (!!) Unser Herzogthum Schleswig im Besitze der demselben als einem zwar mit Unserer Monarchie unzertrennlich verbundenen aber zugleich selbständigen Landestheile, zustehenden Rechte zu schützen.")

So unbefangene Leute, denen, wie schon wiederholt bemerkt, die unzertrennliche Verbindung Schleswigs mit Holstein der Inbegriff und Kernpunkt der Landesrechte war, konnten sich freilich durch diese auf Schrauben gestellte Dialektik selbst in dem Augenblicke täuschen lassen, wo die Inkorporirung Schleswigs in Dänemark und somit Trennung von Holstein bereits nur noch Frage der passenden Gelegenheit war.

Dieses von einer Minorität der Bewohner lediglich Nord-Schleswigs durch Täuschung erschlichene Aktenstück wurde von Christian dem VIII. nun verwerthet als Beweis, daß die „Schleswig-Holsteinische Partei" nur aus Ritterschaft, Advokaten und Professoren bestehe, und von dem Ehrgeize des Herzogs von Augustenburg, der als bestgehaßteste Persönlichkeit natürlich der Sündenbock für Alles sein mußte, gegen die landesväterlichen Absichten des Königs benutzt werde.

Die so schon bei Christian dem VIII. übelbeleumundeten Prälaten und Ritterschaft wandten sich, nachdem die Stände mundtodt gemacht waren, in ihrer Eigenschaft als gemeinschaftliche Korporation beider Herzogthümer unter dem 19. Januar 1847 mit einer Eingabe an den König, um ihre Stimme für die gefährdeten Landesrechte zu erheben. Die darin geführte schon schärfere Sprache, welche unter dem Vorsitze des Grafen Fritz Reventlow, Probsten von Preetz, redigirt worden, zeigt, wie die Vorgänge des Jahres 1846 den Ausbruch eines ernsten Konfliktes zwischen den deutschen Landen und der dänischen Regierung näher gerückt hatten. Es hieß darin:

„Alle Mittel scheinen angewendet, welcher einer Regierung zu Gebote stehen, um ihren Willen durchzusetzen, und doch, was war der Erfolg? .... das Volk hat aller Orten ein entschiedenes Nein gesprochen, und ist dabei verharrt. — — Die Herzogthümer haben Rechte auch der Regierung gegenüber .... hat den Herzogthümern bisher der nöthige Schutz ihrer Rechte gefehlt, so muß ihr Bestreben fortan darauf gerichtet sein, daß ihnen selbst ein gesetzliches Mittel gegeben werde, um ihre Rechte gegen Eingriffe zu schützen. Beides kann nur in einer Verfassungsurkunde geschehen." Es wird die Erwartung angedeutet, daß auch dem Königreiche eine Verfassung zu gewähren sei. „Wir vermeinen, daß Ew. Majestät nicht unwerth erachten werden, der Herrscher verschiedener, durch Verfassungen im gegenseitigen Verhältnisse geordneter, durch gegenseitiges Interesse und Liebe zum gemeinschaftlichen Landesherrn verbundener Staaten zu sein. .... Die Zeit drängt hin zu einem Wendepunkte, der langjährige Zwiespalt will entschieden sein und nur nach zweien Richtungen kann die Entscheidung fallen: Entweder die Rechte der Herzogthümer werden für aufgehoben erklärt, das dänische Königsgesetz auf die Herzogthümer gelegt und mit Gewalt erzwungen, was das Recht versagt, — oder die Rechte der Herzogthümer werden anerkannt in ihrer vollen Bedeutung, und alle daraus fließenden Folgen werden in einer Verfassungsurkunde festgestellt und mit genügender Garantie versehen. Allergnädigster König! wir flehen um der vielbewährten Treue der Herzogthümer zu Ew. Majestät und Ihren hohen Vorfahren, wir flehen um der Ruhe des Landes und Ihres eigenen Ruhmes willen, fassen Ew. Majestät die letztere Entscheidung!"

Diese Adresse unterzeichneten als „fortwährende Deputation der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft" Probst Graf Reventlow zu Preetz, Graf Baudissin zu Borstel, Graf Hahn zu Neuhaus, Graf Reventlow zu Farve, Herr von Ahlefeldt zu Olpenitz, Oehe und Roegen, Herr Caspar von Buchwaldt zu Tralau und Neudorf, Graf Eugen Reventlow zu Altenhof, Glasau und Hoffnungsthal. —

Die Adresse wurde von dem Könige als der Form und dem Inhalte nach unangemessen zurückgesandt; eine zweite Eingabe, datirt vom 5. Mai 1847, blieb ohne jede Antwort.

Von demokratischer Seite pflegt behauptet zu werden, der Ritterschaft sei es nur um Erhaltung ihrer nicht mehr zeitgemäßen Privilegien zu thun gewesen, und bei der Erhebung habe sie sich nur als ein Hemmschuh erwiesen, als es galt, unsere Sache zu einem den berechtigten Forderungen des deutschen Volkes entsprechenden Ende zu führen. Diese von einseitigem Parteistandpunkte diktirte Verleumdung ist in jeder Beziehung ungerechtfertigt. Die Ritterschaft ist stets mannhaft für die Aufrechthaltung der Landesrechte eingetreten, und ihren bei jedem Versuche, dieselben zu schmälern, eingereichten Protesten ist es lediglich zu danken, daß es den Dänen nicht möglich wurde, diese zwar von jedem Könige aufs Neue beschworenen, dann aber stets als nicht vorhanden behandelten Landesrechte in völlige Vergessenheit zu bringen. Als 1815 die Zeit der Willkür in Europa beseitigt schien, da beschloß die Ritterschaft, durch ihre korporative Stellung dazu berufen, in ihrem stets bewährten Patriotismus, die gemeinsame Verfassung der Herzogthümer gegen fernere Verkennung zu sichern, erklärte sich jedoch dabei bereit, die bevorzugte Stellung, welche sie in der bisherigen Verfassung eingenommen, zu Gunsten der übrigen Stände aufzugeben. Ein Schritt, der die oben erwähnte Insinuation Seitens der Demokraten denn doch gründlich Lügen straft. — Und unentwegt bis in die neueste Zeit hat sie, wie wir gesehen, das gleiche Verfahren eingehalten. Nur vereinzelte der alten Ritterschaft angehörende Namen dürften in den Reihen unserer Armee, welche schließlich mit dem Schwerte für die Landesrechte focht, vergeblich gesucht werden, und dies zwar nicht erst nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, sondern gerade in jener Zeit, wo die Söhne des Landes freiwillig zur Vertheidigung der Rechte ihres Herzoges und der deutschen Lande herbeieilten.

Freilich mit der demokratischen Partei, welche verdeckt zur Revolution drängte, weil ihr für ihre modernen Forderungen die Landesrechte nicht genügten, hat sie nie gemeinschaftliche Sache gemacht, und hat sie, wie es allerdings nachweislich feststeht, wie ein „Hemmschuh“ gewirkt, daß unsere Sache nicht auf schiefer Ebene einem wahrscheinlichen Verderben entgegenrollte, so gebührt ihr noch heutigen Tages der aufrichtige Dank des Landes. Treu hat die Ritterschaft als solche stets zu der Sache unseres Landes gestanden; die Sache jener Demokraten war nicht die Sache des Landes, und somit auch nicht die ihre! —

Der Haupthaß der Dänen war seit jener Zeit gegen den Herzog von Augustenburg gerichtet, den man für den Anstifter der antidänischen Bewegung hielt, weil man vom eigenen Nationaldünkel zu verblendet war, um begreifen zu können, daß auch der Deutsche als solcher ein reges Nationalgefühl sich bewahrt haben könne. Dem Herzoge gingen von verschiedenen Seiten Warnungen zu, für seine und seiner Familie persönliche Sicherheit rechtzeitig Sorge zu tragen. Ein Mann, welcher eine hervorragende amtliche Stellung in Kopenhagen inne gehabt, war, wohl nicht zufällig, Gast des Herzogs*). Als die Unterhaltung einst auf die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten kam, nahm der Gast Anlaß, auf die gefährliche Lage hinzuweisen, in die der Herzog sich und seine Familie bringen werde, wenn er sich nicht entschließe, seine Erbrechte aufzugeben. Er müsse die auf Schleswig gegen Entschädigung aufgeben, nicht die auf Holstein. Geschehe dies, so könne man nicht wissen, was das dänische Volk thun werde; es werde die Wichtigkeit Holsteins für Dänemark ernstlich in Erwägung ziehen. (Also der Rechtspunkt galt nichts, nur das Belieben und der Vortheil des dänischen Volkes!) Geschehe dies nicht, und weigere sich der Herzog in Betreff der dänischen Forderung, so sei große Gefahr, daß ihm und seinem Hause das Schicksal der Stuarts werde; man werde dann dänischer Seits in die Nothwendigkeit versetzt sein, ihn und seine Familie auf alle und jede Weise zu verfolgen und unschädlich zu machen. Wenn es, wie er allerdings muthmaße, nicht ohne Krieg zwischen Dänemark und den Herzogthümern abgehen werde, so werde Dänemark nur dazu thun müssen, diesen Krieg in dem ihm günstigen Augenblicke anzufangen. Das Erste sei dann, daß man suchen werde, sich der Person des Herzogs zu bemächtigen, um denselben unschädlich zu machen; man werde die Insel Alsen (Wohnsitz des Herzogs) besetzen, um von ihr und von Jütland aus zugleich in Schleswig einzudringen u. s. w.

Von anderer Seite wird behauptet, daß die Mission dieses Herrn nur als ein „graulich machen sollender Fühler" aufzufassen sei, der volle Ernst tritt aber in der konstatirten Thatsache zu Tage, daß der Kronprinz, später Friedrich VII., schon damals den Rath gegeben, den Herzog festzunehmen, und auf das Felseneiland Christiansoe zu bringen.

Es ist nothwendig, daß der Leser zur Bildung eines gerechten Urtheiles sich aller dieser Thatsachen erinnere. Sie weisen unwiderleglich darauf hin, daß das ganze Vorgehen Dänemarks gegen die Herzogthümer sich nur auf illegale Gewalt stützte, und wie wider-

*) Aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik. Droysen und Samwer.

finnig die Beschuldigung ist, daß die Herzogthümer sich gegen die legale Gewalt erhoben haben sollen, während es Thatsache ist, daß in dem „tollen Jahre" 1848 Schleswig-Holstein wohl das einzige Land in Deutschland war, wo kein Aufruhr stattfand, und stets die strengste Gesetzmäßigkeit herrschte. Nur wenn man den Satz aufstellen wollte, daß der Gewalt und Willkür gegenüber, wenn es ihr auch nur scheinbar gelingt, sich mit dem Namen eines Königs zu decken, jedes Fürsten-, Volks- und Landesrecht null und nichtig, und jeder geschworene Eid, diese Rechte zu schützen, auch ohne ausdrückliche Entbindung von demselben eo ipso hinfällig ist, könnte man auf dem Wege dieser falschen Prämissen zu einer derartigen Beschuldigung gelangen. Es wäre dies ein Doktrin, geeignet, das monarchische Prinzip überhaupt zu diskreditiren, und gleichzeitig jeder sicheren Stütze zu berauben, wie keine zweite erfunden werden könnte. In unseren Tagen möchte wohl niemand mehr wagen, eine solche Lehre offen auszusprechen, wenn es auch zur Zeit Metternich's Diplomaten gab, welche solchen Ansichten huldigten, und darnach handeln zu können glaubten, dafür aber auch von der offenen Revolution, welche sie mit solchen Doktrinen leichtfertig heraufbeschworen, hinweggefegt wurden.

Wohl giebt es eine Staats-Raison, welche aus Gründen des öffentlichen Wohles gezwungen sein kann, über das hinwegzuschreiten, was sonst dem Volke als sittliche Grundlage des Zusammenlebens heilig gilt, doch das Endziel entbehrt der moralischen Grundlage nicht, und sühnt durch den Zweck des öffentlichen Wohles die Anfangs verkannte That. Wo aber Mittel und Zweck jeder moralischen Grundlage entbehren, und nur eitel Herrschgelüste mit den heiligsten Gefühlen der Völker ein frivoles verlogenes Spiel treibt, wird die rächende Nemesis früher oder später diejenigen ereilen, welche die verliehene Macht nicht für Recht und Sitte der Völker einsetzten, sondern lediglich gegen dieselben mißbrauchten. Wie ein blutrother Faden zieht sich diese frivole Tendenz, welche unsägliche Gräuelthaten verschuldete, durch das Gewebe der dänischen Geschichte von der sagenhaften Urzeit an bis in unser Jahrhundert.

Professor J. G. Droysen in der Einleitung zu der aktenmäßigen Geschichte der dänischen Politik zeichnet dieselbe treffend mit folgenden Worten:

„Die dänische Nation hat in der Geschichte des europäischen Nordens Jahrhunderte hindurch eine Rolle gespielt, wie sie selbst großen Nationen selten zu Theil geworden ist. Sie hat es verstanden, die verschiedenen Völker und Staaten, die ihr nahe liegen, in ihren Machtbereich zu ziehen und an ihr Schicksal zu knüpfen. Wenn darüber gestritten werden kann, ob Staatskunst oder Glück,

ob die Gunst der Lage oder der Charakter des Volkes an solchen Erfolgen den größeren Antheil gehabt hat, — außer Frage ist es, daß nicht der Zufall, sondern tiefwurzelnde Eigenthümlichkeiten der dänischen Nation selbst die Schuld trugen, wenn nach kurzem Bestande immer wieder die Verbindungen zerrissen wurden, in welchen sie die Suprematie führte."

Diese „tiefwurzelnden Eigenthümlichkeiten der dänischen Nation" bestehen aber darin, daß sie geblendet und berauscht durch den ihr zugefallenen Ruhm früherer Tage diesen über jedes Gebot an Recht und Ehre zu stellen sich gewöhnt hat, und daher, wenn es gilt, dem Entgegentretendes mit List zu beseitigen oder mit Gewalt niederzuschlagen, sie sich „in majorem Daniae gloriam" jeder Vertragstreue und Achtung der Rechte anderer Fürsten und Völker überheben zu dürfen glaubt. Daß sie dann jede Abwehr solcher Nichtachtung der Rechte Anderer als Verrath und Aufruhr in die Welt hinausschrie, ist konsequent, und daher nicht zum Verwundern, wohl aber darf und muß es befremden, daß man die Anklage eines solchen alten Sünders seitens der hohen Diplomatie, der doch sein Vorleben und Treiben bekannt sein mußte, nicht mit größter Vorsicht aufnahm, sondern ihr ohne gründlichste Prüfung der Verhältnisse offiziell Glauben zu schenken mindestens vorgab. Dies war wohl nur möglich zu einer Zeit, wo die Mehrzahl der Diplomaten alter Schule im Stillen noch dem Dogma huldigte, die Völker seien nur der Fürsten wegen, nicht aber die Fürsten der Völker wegen da. — Dies gilt in unserer Zeit denn doch für einen überwundenen Standpunkt, und sollte man billig mit diesem Dogma auch jene Beschuldigung gegen die Herzogthümer, welche damals nur aus diesem Dogma abgeleitet wurde, endlich fallen lassen.

Wie wenig rechtliche Unterlage diese Anklage hatte, dagegen das Verschulden lediglich auf Seiten des Klägers lag, wird aus der Mittheilung der weiteren Vorgänge jener Zeit unwiderleglich hervorgehen.

4. Kapitel.

Christian VIII. im Bade auf Föhr. Ein sonderbarer Irrthum des dänischen Kabinets. Christian VIII. entschließt sich, das Königsgesetz fallen zu lassen. Ein warnender Brief des Prinzen von Noer. Versuche, den Herzog von Augustenburg für die Eiderdänen zu gewinnen. Lauritz Skau. Des Königs Erkrankung und die Vorbereitungen der dänischen Ultras. Christian VIII. Tod.

Das Jahr 1847 verfloß unter gegenseitiger mißtrauischer Beobachtung, — auf Seiten der Herzogthümer, zwar zur Abwehr

fest entschlossen, doch in gemessener Ruhe der kommenden Dinge harrend, und noch immer die Hoffnung festhaltend, eine Einigung auf legalem Wege zu erzielen, auf Seiten der Dänen unter emsigster Vorbereitung des gegen die Herzogthümer zu führenden Schlages.

Während Christian VIII. 1847 wie alljährlich im Bade auf Föhr weilte, führte auch mich eine Einladung meines leiblichen Vetters, des Grafen v. Schack-Schackenburg dorthin. Da auch der Bruder meines Vaters als Oberhofmarschall im Gefolge des Königs war, hatte ich natürlich die günstigste Gelegenheit, mit den dortigen höheren Hofkreisen in nähere Beziehung zu kommen und Treiben wie Stimmung derselben zu beobachten. Mit der deutschen Gesinnung, wie sie mir anerzogen war, stand ich natürlich in jenen Kreisen so ziemlich allein. Desto mehr Grund, Augen und Ohren offen zu halten. Einer Seits mußte ich wegen der Stellung meiner Verwandten mich hüten, Anstoß zu erregen, anderer Seits mischte ich mich gern unter diese Gesellschaft, um aus eigener Wahrnehmung Schlüsse ziehen zu können, wessen wir Deutsche uns in nächster Zeit von dorther zu versehen haben würden.

Die alljährliche Anwesenheit des Königs auf Föhr hatte eine bedeutende Frequenz des Bades zur Folge; aus allen Ländern Deutschlands strömten Badegäste herbei. Der König und in Folge dessen auch seine Umgebung überboten sich in Liebenswürdigkeit gegen die besuchenden Deutschen. Der sonst so streng auf Etikette und königlichen Glanz haltende Christian VIII. erschien hier wie umgewandelt. Fast jeder Badegast ohne irgend welche Rücksicht auf Hoffähigkeit genoß hier in auffallender Weise der königlichen Gastfreundschaft. So erinnere ich mich noch, Frau und übrigens recht liebenswürdige Töchter des Besitzers einer größeren Brauerei in Braunschweig wiederholt als Gäste selbst auf den in der eigenen Wohnung Sr. Majestät gegebenen Festen gesehen zu haben; Schloß konnte man das für den König dort erbaute bescheidene Haus nicht nennen. Nicht Geist und Witz, Schönheit und Anmuth waren, wie man anzunehmen geneigt sein könnte, für die Dauer der Badesaison die Freikarte zu den Hoffesten, — o nein, hinter dieser überraschenden Liebenswürdigkeit steckten, wie bei Allem, was Christian VIII. that, seinen politischen Zielen entsprechende Absichten, welche zwar für uns Einheimische nicht schwer zu errathen waren, aber bei den Fremden vollauf die gewollten Früchte trugen. Aus Aller Munde ertönte das Lob der seltenen Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit des Königs. „Zu beneiden wären wir um einen solchen Herrscher; unbegreiflich erschien es doch, wie in den Herzogthümern gegen diesen Fürsten, der von Wohlwollen überfließe, Mißstimmung, geschweige denn Erbitterung herrschen könne; — auf wessen Seite

da die Schuld, sei denn doch wohl zweifelhaft," — und ähnliche Reden mehr zeugten, daß man es trefflich verstanden, Stimmung für sich zu machen.

Dazu kam, daß Christian VIII. unleugbar viel gethan hat für Wissenschaft und Künste, für Handel und Verkehr, Eisenbahn- und Chausseebauten. All dieses wurde ihm natürlich doppelt hoch angerechnet unter dem Eindrucke seiner bestrickenden Liebenswürdigkeit, welche Viele, die aus den deutschen Gauen als seine Gegner gekommen, zu tiefen Verehrern bekehrt von Föhr wieder scheiden ließ. Von denen, welche damals mit uns zusammen im Bade waren, konnte man später, als der Krieg ausbrach, manch' bitteres Wort hören, wie es nur möglich sei, gegen den Sohn eines Königs, dessen Gastfreundschaft man in solchem Grade genossen, die Waffen zu tragen! Es zeigte sich in solchen Reden, daß die Berechnung, welcher allein diese Liebenswürdigkeit zu danken war, keine schlechte gewesen, denn Berechnung und Heuchelei war das ganze Treiben des Hofes. Unter der Liebenswürdigkeit, welche der König und sein Hof zur Schau trugen, entdeckte der aufmerksame Beobachter bald den nur mit Mühe verhaltenen Haß und Groll gegen die Deutschen und in Sonderheit die Schleswig-Holsteiner.

Unter den damaligen Badegästen waren auch ein Graf Haeseler, wenn ich nicht irre aus Berlin, und dessen Tochter, später Gemahlin des General-Intendanten von Hülsen, an welcher die so schöne, wie liebenswürdige Königin Karoline Amalie, Schwester des Herzogs Christian August von Augustenburg, ein solches Wohlgefallen fand, daß sie dieselbe, wie es hieß, als Hofdame an sich zu fesseln wünschte. Natürlich gehörten in Folge dessen Vater und Tochter zu den bei Hofe besonders gern und häufig gesehenen Persönlichkeiten. Auch ich hatte die Bekanntschaft dieser Familie gemacht, und als ich eines Morgens dem Grafen meinen Besuch abstattete, traf ich dort neben mehreren, soeben erst aus Deutschland eingetroffenen Herren auch den Grafen Bille-Brahe, damals Kabinetssekretär Christian VIII., einen jungen Mann, der sich durch verbissenes Dänenthum, wenig hofmännische Manieren, wie höchst unsympathische Erscheinung auszeichnete, so daß wohl nur die erste Eigenschaft ihm zu dieser bevorzugten Stellung verholfen haben konnte, da eine geistige Begabung ihm wahrlich auch nicht nachzurühmen war.

Einer der dort anwesenden neu angekommenen Herren, welcher mit der Luft, die in den dortigen Hofkreisen wehte, natürlich noch nicht vertraut sein konnte, ließ im Laufe der Unterhaltung das Wort: „Schleswig-Holstein" fallen, ich glaube, in der harmlosesten Weise von der Welt, indem er nur bemerkte, es habe ihn interessirt,

die Reise nach Föhr durch Schleswig-Holstein zu machen, es sei ein schönes Land oder dergleichen. Bei dem Worte „Schleswig-Holstein" stieg dem Dänen das Blut zu Kopf wie einem kollernden Truthahn, und in scharfem, schneidendem Tone warf er dazwischen: „Sleswig-Holstein giebt es nicht;" — Als der Andere nun in ruhigem Tone entgegnete, daß doch gerade in diesem Augenblicke die ganze politische Welt von Schleswig-Holstein spreche, da siegte der mühsam zurückgehaltene Haß gegen alles Deutsche über die anbefohlene diplomatische Klugheit, und mit von Wuth fast erstickter Stimme entgegnete der Däne: „Und ich ßage, Sleswig-Holstein giebt es nicht, und Jeder, der von Sleswig-Holstein spricht, ist ein Spitzbube!!"

Die Wirkung dieser so unartigen wie anmaßenden Worte auf die übrigen Anwesenden bekam ich nicht mehr zu sehen. Graf Haeseler war ein feiner gewandter Hofmann. Er wußte, daß ich der einzige geborene Schleswig-Holsteiner in der Gesellschaft, und wenn ich auch der Jüngste unter den Anwesenden war, so mochte er mir doch wohl zutrauen, daß ich dem Dänen vorkommenden Falles jede Unverschämtheit in deutscher Münze heimzahlen würde. Schon bei der ersten recht tölpelhaft vorgebrachten Behauptung des Bille-Brahe: „Sleswig-Holstein giebt es nicht", ging Haeseler auf mich zu und verwickelte mich in ein lebhaftes Gespräch, und kaum hatte der Däne seine grobe Insolenz losgelassen, als ich mich auch schon, ehe ich mich dessen versah, am Arme des Grafen Haeseler auf der Hausdiele befand. Das ganze Manöver war mit einer solchen Raschheit und unbefangenen Gewandtheit ausgeführt, daß die im Zimmer Zurückbleibenden jeden Falles im Zweifel sein mußten, ob ich jene Worte überhaupt gehört oder nicht. Graf Haeseler beschwor mich hier, die soeben vorgekommene grobe Taktlosigkeit, die auch ihn sehr unangenehm berühre, zu ignoriren. Er stellte mir vor, welche Unannehmlichkeiten für meinen Onkel, den Hofmarschall, daraus erwachsen würden, wenn sein Neffe mit einem Herrn aus der nächsten Umgebung des Königs gerade wegen dieser heikeligen politischen Frage in Konflikt geriethe. Offenbar war ihm selbst wegen seiner Beziehungen zum Hofe viel daran gelegen, daß eine solche Scene, die noch Weiteres nach sich führen konnte, nicht in seiner Wohnung sich abspiele.

Dank des Grafen Gewandtheit war ja die Möglichkeit gegeben, diesen Vorfall zu ignoriren. So fügte ich mich denn seinen Gründen, und versprach ihm, der Sache keine weitere Folge zu geben. Da ich, wie es bei solchen Visiten üblich, den Hut in der Hand hatte, empfahl ich mich, ohne das Zimmer wieder zu betreten, im Stillen die Hoffnung hegend, daß der Däne mir schon bei an-

derer Gelegenheit wieder unter die Finger kommen würde, wo ich ihm dann seine Insolenz doppelt heimzahlen wollte. Er kam mir aber nicht mehr unter die Finger. War es zufälliges Zusammentreffen, oder hatte Christian VIII. durch den gleichfalls bei der Visite anwesenden Stallmeister Haxthausen erfahren, daß Bille-Brahe die Maske, welche der Hof den Deutschen gegenüber zu tragen angewiesen war, zu sehr gelüftet habe, — genug, noch an demselben Nachmittage erfuhr ich, daß Bille-Brahe mit einem Auftrage des Königs plötzlich nach Kopenhagen abgereist sei. Jeden Falles hatte er sich das Verdienst erworben, den Werth der vom Hofe gegen die anwesenden Deutschen zur Schau getragenen Freundlichkeit erkennen zu lassen. Daß der Heißsporn bei jener Gelegenheit die allgemeine Stimmung des Hofes unverhohlen zum Ausdruck brachte, die von den diplomatisch Geschulteren nur geschickter verborgen gehalten wurde, konnte bei längerer Anwesenheit auf Föhr einem aufmerksamen Beobachter unmöglich verborgen bleiben, — ebenso wenig, daß diese einheitliche Verleugnung der wahren Gesinnung nur auf einen königlichen Befehl zurückzuführen war, um die Deutschen, in erster Linie natürlich die Schleswig-Holsteiner, über die Nähe der Gefahr, welche ihnen drohte, zu täuschen.

Als ich selbst bald darauf Föhr verließ, nahm ich nach meinen dortigen Wahrnehmungen der auf dänischer Seite herrschenden frivolen Mißachtung und Verleugnung unserer Landesrechte die feste Ueberzeugung mit, daß ein blutiger Konflikt mit den Herzogthümern nur eine Frage der Zeit und Gelegenheit sei, zugleich aber auch den Entschluß, auf den ersten Ruf zu den schleswig-holsteinischen Fahnen zu eilen.

Bei dem Abschiede mußte ich meinem Vetter versprechen, ihn sicher im nächsten Jahre auf Schackenburg zu besuchen. Daß ich so bald, und in so ganz anderer als der geplanten Form zum ersten Male den Besitz meines seligen Großvaters betreten sollte, ließ ich mir damals freilich noch nicht träumen.

Christian VIII. war mit seinen schlauen, oft aber auch unglaublich unvorsichtigen Intriguen seinem Ziele um keinen Schritt näher gerückt. Nur Aufregung hatte er in reichem Maße gesäet, und täglich mußte er fürchten, ihm verhängnißvolle Früchte reifen zu sehen. Nicht einmal die Entschuldigung, daß er von seinen Rathgebern getäuscht auf dem betretenen Pfade verharrte, kann ihm zugebilligt werden, denn an eindringlichen Warnungen von anderer Seite hat es ihm nicht gefehlt. Auch die auswärtigen Mächte ließen ihn nicht in Zweifel, daß sein Vorgehen durchaus nicht volle Billigung finde.

Baron Löwenstern hatte dem Fürsten Metternich in Wien eine Depesche der dänischen Regierung übergeben, deren Inhalt sich auf folgende 4 Punkte zurückführen läßt:*)

1. Der Zweck sei Erhaltung der Integrität des dänischen Staates im Interesse desselben, sowie des europäischen Staatensystems.
2. Die der Erreichung desselben entgegenstehenden agnatischen Rechte sollen im Wege der Verständigung befriedigt werden; indessen sollen die einzelnen Rechtsfragen der höheren Frage (!) der Integrität untergeordnet werden.
3. Als Zeitpunkt der Verhandlungen soll ein ruhigerer Moment abgewartet werden.
4. Das dänische Kabinet bittet um Kooperation der beiden Mächte (Oesterreich und Preußen) durch Rath und Beistand; vorläufig mögen sie geneigen, sich mit den Prinzipien und den vorbereitenden Ansichten einverstanden zu erklären.

Fürst Metternich, welcher das Konzept zuvor dem Berliner Kabinet mitgetheilt, welches sich mit demselben einverstanden erklärte, antwortete im Allgemeinen dahin:

ad 1. Man sei mit dem Prinzip einverstanden.

ad 2. Die berührten Rechtsansprüche seien jedoch nur durch Verhandlungen zu befriedigen; folgen gute Wünsche für das Gelingen. Im Falle der Kollision sei man nicht einverstanden mit der Unterordnung der Rechtsansprüche unter das Prinzip der Integrität.

ad 3. Den Zeitpunkt, etwas zu thun, überlasse man der Weisheit des Königs von Dänemark.

ad 4. Nochmals gute Wünsche und Versicherung der Kooperation innerhalb der ad 2 bezeichneten Grenzen.

Aus einem Privatschreiben des Fürsten Metternich ergiebt sich, daß Baron Löwenstern auch in Wien sich durchaus nicht über die Mittel und Wege ausgelassen hat, die man zur Erreichung des Zweckes beabsichtige. Der Fürst will sich mündlich dahin ausgesprochen haben, daß es wünschenswerth sei, daß man in Dänemark die Illusionen aufgebe; die Schwierigkeiten der Sache lägen in den drei unvereinbaren Prinzipien, die sie enthalten: Integrität, Königsgesetz, agnatische Rechte; man müsse, um das Erste zu erreichen, entweder das Zweite oder das Dritte darangeben; und da sei das Aufgeben des Königsgesetzes das nächstliegende, (so rieth auch bereits 1842 der Herzog von Augustenburg), ja das sei der

*) Droysen, Aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik.

einzig mögliche Weg. Uebrigens habe der Deutsche Bund mit der Sache in ihrem jetzigen Stadium nichts zu thun.

Der Inhalt dieses Schreibens des Fürsten Metternich wird durch eine vorliegende Mittheilung des dänischen Kabinets nach St. Petersburg vollständig bestätigt.

Bezeichnend für die Art, wie Christian VIII. Politik trieb, ist folgender Vorfall. Jene wenig angenehme Antwort oder vielleicht eine vorläufige Mittheilung über dieselbe gelangte aus Wien an den König. Er zeigte sich seiner Umgebung in hohem Maße erfreut, sprach auch aus, daß die Wiener Nachrichten überaus zufriedenstellend seien, und sandte Mittheilung darüber nach Berlin mit dem Auftrage, dort mitzutheilen, daß Oesterreich auf die Wünsche und Ansichten des Königs vollständig eingegangen sei. — In Berlin war man nicht wenig erstaunt, und wandte sich nach Wien um Aufschluß, ob von dort etwa anders als verabredet geantwortet sei. Der Wiener Bescheid zeigte, daß das dänische Kabinet einen allerdings sehr sonderbaren Irrthum begangen habe.

Man ersieht aus diesem befremdlichen Vorgehen wieder, wie die Möglichkeit, durch Ueberlistung einen ihm vielleicht nur für den Augenblick werth scheinenden Vortheil zu erringen, den sonst zweifellos begabten König jede Rücksicht auf Pflicht und Ehre bei Seite setzen ließ. Er war eben ein sehr gelehriger Schüler der althergebrachten treulosen dänischen Politik.

Der Wink Metternichs war indessen nicht ohne Eindruck auf Christian VIII. geblieben. Er war zu klug, um nicht zu erkennen, daß der bisher betretende Pfad nicht zu dem Endziele seiner Politik, zur Wahrung der Integrität der dänischen Monarchie führen könne. So entschloß er sich denn in letzter Stunde, das Königsgesetz d. h. seine bisher so gewahrte absolute Gewalt fallen zu lassen. Er faßte nun, da alle anderen Wege, zu seinem Ziele zu gelangen, fehlgeschlagen, den Plan, eine Dänemark und die Herzogthümer umfassende konstitutionelle Verfassung ins Leben zu rufen. Wie er sich stets nur mit Illusionen und Trugbildern getragen, wenn es sich um Realisirung seiner Gesammtstaatstheorie handelte, so hielt er sich überzeugt, daß die Herzogthümer um den Preis der ihnen gebotenen konstitutionellen Freiheit (?) bereitwillig ihre verfassungsmäßige Selbstständigkeit und Nationalität opfern würden. Die Furcht vor dem „Russischwerden", — eine Gefahr, welche doch nur von ihm durch flagrante Verletzung, zweifellos bestehender Rechte anderer Agnaten heraufbeschworen werden konnte, die er aber Personen aus den Herzogthümern, welche mit ihm in Berührung kamen, eindringlich an das Herz zu legen pflegte, — diese Furcht also vor dem Ge-

spenste des Russischwerdens sollte die Herzogthümer zu dankbarer Hinnahme einer Verschmelzung mit Dänemark bestimmen.

Unter Beihülfe des ihm ganz ergebenen Grafen Karl Moltke arbeitete er im tiefsten Geheimnisse an dem Entwurfe dieser Verfassung, deren Inhalt natürlich nur ein Schatten konstitutioneller Freiheit, ein Preisgeben der Deutschen an eine zweifellose dänische Majorität, und deren einziger Zweck nichts war, als der Versuch auf diesem Wege, die Agnaten und die deutschen Herzogthümer um ihr gutes Recht zu betrügen. Während er, obgleich schon krank, mit Eifer dieser Arbeit oblag, fehlte es ihm nicht an einer die Zustände im eigenen Lande trefflich schildernden Warnung, die aber unbeachtet blieb, weil der König, im Dünkel des Besserwissens, mit seiner Klugheit noch Alles zu einem nach seinem Ermessen gedeihlichen Ende führen zu können glaubte. — Am 5. Januar 1848 schrieb ihm nämlich der Prinz von Noer, früher ja, wie bekannt, Statthalter und kommandirender General in den Herzogthümern:

„Lieber Schwager. Am Jahreswechsel kann ich nicht unterlassen, Dir meinen Glückwunsch zu senden und bei diesem neuen Abschnitte im Leben der Menschen und der Welt mich in Deine Erinnerung zurückzurufen. Beide sind wir wiederum ein Jahr älter geworden, und haben dasselbe nicht zurückgelegt, ohne an Erfahrungen reicher geworden zu sein. Ich folge deshalb meiner früheren Gewohnheit, am Schlusse des Jahres mich über dessen Verlauf zu äußern, indem ich zugleich Deinem mir geäußerten Wunsch nachkomme, von Zeit zu Zeit Dir meine Anschauungen mitzutheilen."

„Diese sind in politischer Beziehung nicht erfreulich; denn die große Krisis, der wir nothwendig entgegengehen, ist besonders stark in dem verflossenen Jahre gefördert. Aber auch speziell der Zustand unseres Vaterlandes ermuntert nicht bei näherer Betrachtung. Um so mehr fühle ich mich aufgefordert, hier mich auszusprechen. Was ist nämlich seit dem Jahre 1846 hier im Lande geschehen? Eklatant nichts und doch sehr viel; denn des Volkes Selbstbewußtsein, dessen Ueberzeugung von den Staatsverhältnissen und dessen Willen haben bedeutend an Klarheit und Bestimmtheit gewonnen. Der gebildete Theil desselben hat seine Entschlüsse gefaßt und der ungebildete Theil hat eingesehen, daß er sich aufklären und selbst eine Ueberzeugung gewinnen muß, welche er größten Theils gefaßt hat. Das Resultat hievon ist geworden, daß die Herzogthümer sich selbst in Opposition gegen die Wünsche und Anschauung der Regierung betrachten, wahrlich ein bedauerlicher Zustand. Wenn Dir anders berichtet worden ist von Deinen Korrespondenten, so bist du falsch unterrichtet, denn was ich sage, ist die reine Wahrheit. Bis jetzt hatte die Volksstimmung noch kein Organ, sich auszusprechen. Die Presse ist ge-

fuechtet, keine öffentliche Gelegenheit zu Meinungsäußerungen giebt es, da die Polizei jedes freie öffentliche Leben anfeindet; aber darum glimmt das Feuer desto stärker unter der Asche und das Zusammentreten der Stände wird Zeugniß ablegen von meinen Worten als Beweis. Ich vermuthe gewiß richtig, daß Scheel die Sache ganz anders vorstellt. Aber es ist nicht umsonst, daß er eine Zeit für seine Reise nach Kopenhagen gewählt hat, in welcher kein Anderer von hier so leicht dort sein wird, damit seine Unwahrheit nicht sofort durch persönlichen Widerspruch aufgedeckt werden könne. Ueberdies weiß er nicht das Geringste von der Stimmung hier im Lande, gleichwie er nirgends sich sehen lassen darf und kein Mensch mit ihm umgeht, welcher nicht durch seine amtliche Stellung dazu gezwungen ist. — Was soll nun daraus werden, wenn Regierung und Volk in einem krassen Gegensatz sich befinden? In wie hohem Grade dies der Fall ist, kannst Du daraus sehen, daß man auf......, welcher vor einem Jahre eine nicht unbedeutende Popularität hatte, jetzt mit Fingern zeigt, weil man nach seiner Handlungsweise bei Gelegenheit des...... glaubt, daß er sich mit der Regierung hat gut stellen wollen."

„Auf der anderen Seite, was ist geschehen mit Rücksicht auf unsere Verhältnisse im Auslande seit dem Jahre 1846? An allen Höfen ohne Ausnahme hat die Ueberzeugung festen Fuß gefaßt, daß der Inhalt des Offenen Briefes keine richtige Auslegung der Staatsverhältnisse auf der einen Seite ist, und daß die Aufrechthaltung des Gesammtstaates nur ein Vorwand für dynastische Rücksichten ist, und dies umsomehr, als der gemeinsame Staat am sichersten in seinem gegenwärtigen Zustand bleiben würde durch Einsetzung der Agnaten in ihr altes Recht auf die dänische Krone. Wenn nun die Diplomatie diese Ueberzeugung hat, glaubst Du denn, daß es gegen den Willen des Volks und gegen die Meinung der fremden Mächte sich durchsetzen läßt? Wahrlich, das ist nicht möglich, und es wird mit Unglück für das Land und trauriger Nachrede für alle diejenigen enden, welche an solchem Vorhaben Theil genommen haben."

„Ich schreibe daher heute beim Beginn eines neuen Jahres, um Dir die Nothwendigkeit vorzustellen, daß Du einen anderen Weg suchest. Dieser Weg liegt offen vor Dir, er wird von allen einsichtsvollen Männern im Lande gewünscht, er wird von den fremden Höfen Dir nachgewiesen, er wird Ruhe und Frieden in's Land bringen und Dir die Liebe und die Segnung Deiner Unterthanen wieder gewinnen."

„Du mußt doch die Unmöglichkeit einsehen, einen einzigen Schritt auf der betretenen Bahn weiter zu kommen; warum denn sie nicht

verlassen, um die sichere zu wählen? Sieh doch auf die Schweiz, hat der Volkswille nicht Alles trotz Potentaten und Diplomaten durchgesetzt? Was wird denn nicht das Volk hier thun können, da es des Beistandes von 40 Millionen und des Einverständnisses aller Höfe gewiß ist?"

„Bedenke dieses und zugleich, daß wir keine lange Zeit bis zur Einberufung der Ständeversammlung haben; bedenke, daß die Stimmung in Jütland in dem letzten Jahre ganz verändert ist, und daß viele Dänen auch eine andere Meinung gefaßt haben. — Ich will kein Unglücksprophete sein, aber warnen will ich bei Zeiten, wie ich immer gethan habe. Ich stehe ja außer allen Verhältnissen, habe nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren, darum kann ich mich auch mit um so größerem Freimuth aussprechen, und hoffe dadurch um so leichter Vertrauen zu finden." — — — — — —
„In meinen Augen würde jede ausgesprochene Meinung ihre Bedeutung verlieren, wenn sie nicht auf eigener Auffassung und Ueberzeugung beruhte. Ich am allerwenigsten würde daher Dir mit solchem Machwerk aufwarten, und lieber ganz stillschweigen."

Den Wortlaut dieses Briefes, der übrigens in dänischer Sprache geschrieben war, habe ich hier mitgetheilt, um zu zeigen, daß es dem Könige an ehrlicher, die Lage treu schildernder Warnung nicht gefehlt, dann aber auch, weil er der vollgültigste Zeuge ist gegen die nichtswürdige die Verfolgung rechtfertigen sollende Beschuldigung der Dänen, daß die Augustenburger, der Herzog und dieser Prinz, sich gegen das dänische Königshaus verschworen.

Der allgemeine Zorn der Dänen gegen den Herzog von Augustenburg rührte daher, daß er sich durchaus nicht den verschiedenen in Kopenhagen ausgeheckten Plänen, sich in den dauernden Besitz von Schleswig zu setzen, gefügig zeigen wollte. Wenn man auch später aus Wuth über die an seiner Ehrenhaftigkeit gescheiterten Anschläge ihn unter Verdrehung des Thatbestandes des maßlosesten Ehrgeizes und der Verschwörung gegen das Königshaus beschuldigte, so gab es doch zu jener Zeit eine große Partei in Dänemark, welcher der so viel verleumdete Mann ehrenwerth und gut genug war, um ihm die dänische Krone anzutragen. In der That gab es denn doch dort ehrenwerthe Männer, welche den Weg des klaren Rechtes vorzogen, und durch den Verzicht des Weiberstammes, also Abänderung der cognatischen dänischen Erbfolge in die agnatische sich für ewige Zeiten die Verbindung mit den deutschen Herzogthümern zu sichern trachteten. Darauf zielt der Passus in dem Briefe des Prinzen von Noer: „Bedenke, daß die Stimmung in Jütland in dem letzten Jahre ganz verändert ist, und daß viele Dänen auch eine andere Meinung gefaßt haben."

Die Eider-dänische Partei, welche durch diesen gesunden Gedanken, dem die Zustimmung der gesammten Diplomatie gesichert war, eine Spaltung und somit Schwächung im dänischen Lager fürchtete, bemächtigte sich desselben, um ihn für ihre Zwecke auszubeuten, d. h. für die ehrenhafte Gesinnung des Herzogs von Augustenburg unannehmbar zu machen.

Der Gedanke, dem Herzog von Augustenburg unter gewissen Bedingungen die dänische Königskrone anzutragen, wurde in der Partei lebhaft erörtert, und gewann dort soviel Gestalt, daß Lauritz Skau, übrigens ein geckenhafter Bauer, dem die eitele Sucht, eine Rolle zu spielen, den Kopf verrückt hatte, im Auftrage der Partei auf Alsen erschien, um das Terrain zu sondiren. Er wandte sich dort an den Pastor Meyer zu Ulkebüll, einen Dänen von Geburt und Gesinnung, welchen der Herzog persönlich hochschätzte. Skau vertraute diesem an, daß seine Partei eine Annäherung an den Herzog wünsche, und bat ihn, diese Mittheilung an den Herzog gelangen zu lassen. Der Geistliche kam diesem Wunsche nach, erklärte aber dem Herzoge ausdrücklich, daß er nur von Skau Berichtetes berichte. Der Herzog erwiderte darauf, daß er sich niemals mit einer Partei einlassen würde, am wenigsten mit einer solchen; welche ihm zur Erlangung des dänischen Thrones behülflich sein wolle, er rathe auch dem Geistlichen, sich nicht weiter in diese Sache zu mischen und jede weitere Theilnahme abzulehnen.

Schon nur wenige Tage darauf überbrachte der Geistliche einen an ihn gerichteten Brief von Skau dem Herzoge, welcher ein förmliches Anerbieten an den Herzog enthielt. Den Inhalt desselben bilden folgende Hauptpunkte: 1. Der Herzog müsse der dänischen Nationaleitelkeit schmeicheln, giebt auch die Mittel an, welche dazu ausreichen, (die ihn aber als der dänischen Propaganda in Schleswig Vorschub leistend in den Herzogthümern unfehlbar kompromittirt haben würden.) 2. Der Herzog müsse Holstein für seinen ältesten Sohn bestimmen. (Trennung Schleswigs von Holstein.) 3. Er müsse sich mit dem Könige und den Aristokraten auf Seeland arrangiren, damit auf Antrag der Stände ein Gesetz gemacht würde, das jeden Fürsten, der fremde Apanagen erhalten, von der dänischen Thronfolge ausschlüsse. (Schlaue Beseitigung des Erbrechtes des hessischen Weiberstammes.) 4. Die Einführung einer Konstitution müsse durch ihn oder mit ihm gesichert sein. 5. Verschwägerungen mit der schwedischen Dynastie müssen das Gelingen des Projektes sichern. (Hier hinter spukt die skandinavische Utopie.) Als Unterhändler werden Professor Flor und Kapitän Tscherning (!) empfohlen. — Der Herzog ersuchte einfach den Ueberbringer, den Brief unbeantwortet zu lassen, da er in demselben sofort eine Etappe auf dem Wege der Inkorporirung Schleswigs erkannte.

Der Plan war im Einzelnen, wenn man die Unkenntniß des Charakters des Herzogs in Abzug bringt, zu schlau durchdacht, als daß er in dem Gehirne des eitelen Bauern entstanden sein sollte, und man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß die als Unterhändler empfohlenen Herren die Väter der Gedanken waren. Der Brief selbst charakterisirt sonst köstlich die Eitelkeit und Aufgeblasenheit des durch die Resultate seiner Wühlereien sich hoch überschätzenden Bauern. Denselben in extenso mitzutheilen, würde hier zu weit führen; die Grundgedanken sind ja oben angegeben, aber um die zweifellos eigenen Beigaben dieses „berühmten Nordschleswigers" zu kennzeichnen, hier nur einige wörtliche Auszüge:

„Meine Reise wird ebensowenig in anderen Beziehungen ohne Bedeutung sein; denn abgesehen von den mehr verborgenen Plänen (!), die sich in meinem Innern bewegten, ist es immer gut, daß das Volk eine öffentliche Persönlichkeit (!) sieht und hört, welche in Wort, That und Aufführung die schiefen Vorstellungen und Anschauungen berichtigen kann, welche vorzüglich die mir feindlich gesinnten Blätter u. s. w." — — — Sie haben wohl schon gehört, daß ich in dieser Gesellschaft zum großen Erstaunen Aller die Gesundheit des Herzogs ausbrachte. Keiner hatte geglaubt, daß ich dies thun wollte, und gewiß glaubte ebensowenig einer, daß ich es könnte; aber gerade dies übte eine wunderbare Wirkung auf Alle aus — — — — —. Ich entwickelte des Herzogs und meine Ansichten, so weit nämlich die des Herzogs bekannt sind (da lag eben der Hund begraben), auf eine klare und deutliche Weise, zeigte die Verschiedenheiten so bestimmt als möglich, und suchte endlich die Verpflichtung nachzuweisen, selbst seinen Feind zu respektiren, wenn er sich mit Talent und Tüchtigkeit wider seine Gegner vertheidigt." (Man nehme davon Vormerkung, daß man damals so über den Herzog dachte, als man noch hoffte, daß er die dänischen Pläne nicht kreuzen würde; diese Stelle macht den sonst albernen Brief mittheilenswerth, weil er ein Zeugniß aus feindlichem Lager ist.) „Darauf gab ich dem Herzoge ein Zeugniß, wie er es schwerlich jemals besser erhalten hat," — — — — — —. „Meine Rede verfehlte auch nicht ihre Wirkung, und ich glaube, daß gerade das Ritterliche (!) in derselben, das überall hervortrat, und doch kein Abweichen von der unbeugsamen Wahrheit (!!) am meisten Effekt machte." (Das ist doch ein Zeugniß, welches die späteren nichtswürdigen Beschuldigungen der Dänen gründlich Lügen straft.) „Doch mein Stolz," — (jetzt bricht die alberne Eitelkeit aber wieder durch) — „diese That ausgeführt, meine Freude, die Schleswig-Holsteiner, für die, weil ihnen in jeder Beziehung die Noblesse (!) fehlt, eine solche Handlung eine Unmöglichkeit ist, zu Schande gemacht, meine Eitelkeit und

Selbstzufriedenheit, (wird concedirt!) durch die That gezeigt zu haben, daß selbst ein Mann, der in einer untergeordneten Stellung erzogen ist, sich von allem kleinlichen Parteihaß, der sich leider bei allen Gelegenheiten kundgiebt, loszureißen vermag, — Alles dies hat mich dahingebracht, Sie mit einer Erzählung zu langweilen, die Sie viel vollständiger in Ihrer Nähe erhalten werden."

Diese Stelle zeigt zur Genüge, weß Geistes Kind dieser „berühmte" — wir nannten ihn „berüchtigte" — Nordschleswiger war, dem übrigens das Zugeständniß gemacht werden muß, daß er dem großen ungebildeten Haufen gegenüber ein ebenso brauchbarer wie gefährlicher Agitator war. Von seinem sonst recht beschränkten politischen Horizonte zeugt eine Beweisführung in jenem Briefe, durch welche er auf den Herzog Eindruck zu machen glaubte, und welche der Kuriosität wegen hier noch einen Platz finden mag. Er fährt nach den oben zitirten Sätzen fort:

„Auf meiner Reise in Sundewitt und auf Alsen bin ich noch mehr in meiner Ansicht über das politische System bestärkt worden, welchem man für die Zukunft folgen müßte, — — —. Der Herzog muß doch jetzt wohl zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen sein, daß er — mit den Schleswig-Holsteinern alliirt — allzu schwach ist, um mit dem hessischen Hause zu kämpfen, wenn dieses von der dänischen Nation unterstützt wird!" — Die 40 Millionen Deutsche, welche hinter den Herzogthümern stehen würden, waren, wie es scheint, dem politischen Blicke des dänischen Parteigängers ganz entgangen.

Doch genug von dem Briefe und diesem Herrn, welcher in der damaligen Zeit immerhin eine recht unbequeme Rolle gespielt, und dessen moralischer wie politischer Werth deshalb hier etwas näher gekennzeichnet werden mußte.

Der Herzog selbst schrieb später über diese Angelegenheit: „— man muß annehmen, daß der kluge und vorsichtige Flor nicht auf eigene Hand und ohne Wissen und Willen seiner Partei oder ihrer Häupter Lauritz Skau mit einer solchen Mission beauftragt haben wird. Vielmehr ist anzunehmen, daß es die Absicht der nationalen Partei in Dänemark war, einen Versuch zu machen, mich durch jene Propositionen für ihren Plan zu gewinnen, die Herzogthümer zu trennen und Schleswig Dänemark zu inkorporiren. Dabei ist besonders charakteristisch die Spekulation auf meinen Ehrgeiz und meine Herrschsucht, Eigenschaften, welche die Dänen mir stets beilegen, und von welchen, wie sie glauben, ich mich bei allen meinen Handlungen habe leiten lassen. Daß der Mensch nach etwas Höherem und Edlerem als nach irdischem Tand streben kann, nämlich für Wahrheit und Recht zu leben, und das zu thun, was

Gott einem als Pflicht auferlegt hat, begreifen sie nicht; nur aus gemeinen, ehrgeizigen Absichten und um eine Krone zu gewinnen, meinen sie, hätte ich für die Rechte meines Hauses und für die Rechte der Herzogthümer gekämpft. Solche Menschen kann man nur ebenso sehr bemitleiden als verachten, und wenn die Majorität eines ganzen Volkes so denkt, und keinen edleren Gefühlen zugänglich ist, so muß es wahrlich um dasselbe sehr schlecht stehen. — Noch muß ich auf den nicht minder charakteristischen Leichtsinn aufmerksam machen, mit welchem wenigstens Skau bei seiner Mission zu Werke ging; denn hätte ich ihn und seine Partei kompromitiren wollen, so war mir dies durch die Veröffentlichung seines Schreibens in die Hand gegeben. Ich habe dies bisher nicht gewollt und auch Niemandem den Brief gezeigt, oder auch nur über die ganze Angelegenheit mich geäußert. Nur die niederträchtige Weise, auf welche die derzeitige dänische Regierung und die von ihr gewonnene Presse mich angegriffen und verläumdet hat, kann mich bewegen, als Vertheidigung diesen Brief und die vorstehende Mittheilung zu veröffentlichen.

Man sieht hieraus wieder, wie der Großvater unserer jetzigen allergnädigsten Kaiserin in jedem gesprochenen und geschriebenen Worte, wie in seinen Handlungen stets ganz anders in die Erscheinung tritt, wie die rachewüthige dänische Nationalpartei ihn noch heute der Welt darzustellen trachtet. Es war eben an ihm jeder Zoll ein Fürst, der wahrlich ein besseres Geschick verdient hatte, und auf den Schleswig-Holstein, — das gerecht urtheilende — mit Stolz zurückblicken kann! —

Am 8. Januar 1848, gleichzeitig mit dem Eintreffen des weiter oben mitgetheilten warnenden Briefes des Prinzen von Noer, erkrankte Christian VIII. lebensgefährlich, aber noch auf seinem Todtenbette arbeitete er rastlos an dem Verfassungsentwurfe, mit dem er alle Bedenken des Prinzen besiegen zu können und sie deshalb unbeachtet lassen zu dürfen glaubte.

Ein Wechsel der Politik, abgesehen davon, daß Niemand demselben getraut hätte, würde auch damals schwerlich noch der Bewegung gesteuert haben, welche die Bewohner seiner sämmtlichen Lande ergriffen hatte. Die Saat, welche er während seiner ganzen Regierungszeit ausgestreuet, war zu kräftig aufgelaufen, um noch unterdrückt werden zu können. Das Kunststück seiner Politik hatte darin bestanden, die beiden Nationalitäten seines Reiches gegeneinander auszuspielen, um dadurch jede konstitutionelle Entwickelung hintanzuhalten, und so seine absolute Gewalt zu wahren. Deutsche wie Dänen erstrebten, dem Zuge der Zeit folgend, eine konstitutionelle Verfassung. Eine Einigung dieser großen die gesammte Bevölkerung

seiner Lande umfassenden Partei würde dieses Verlangen unwiderstehlich gemacht haben, und so sah er es nicht nur gern, sondern förderte geflissentlich, daß diese Partei beider Länder durch die Nationalitätsfrage in zwei Heerlager, welche sich feindlich gegenüber standen, getrennt wurde. Zu spät erkannte er, daß er durch sein System eine allerdings von ihm nicht gewollte Erbitterung heraufbeschworen, welche endlich zu einem völligen Bruche führen mußte, aber, wie er niemals ehrlich zu Werke gehen konnte, beschäftigte er sich noch auf seinem Sterbelager damit, seinen Völkern Steine statt Brod zu bieten, indem er, in den alten Vorurtheilen befangen bis zu seiner letzten Stunde, emsig an seinem Verfassungsentwurfe arbeitete, der seinen geträumten Gesammtstaat umfassen sollte, aber weder den dänischen noch den deutschen Forderungen genügen konnte. Es ist traurig, aber bezeichnend für sein ganzes Leben und Regieren, daß auch das letzte Werk eines sonst zweifellos hochbegabten Herrschers in einer neuen Hader heraufbeschwörenden Illusion wurzelte.

Die Kunde von der ernsten Erkrankung des Königs war für die dänischen Ultras das Signal zu den umfassendsten Vorbereitungen, um bei dem bevorstehenden Thronwechsel ihre Forderungen durchzusetzen. Die Ungeduld der Parteien ließ den Tod des Königs nicht abwarten. Bereits seit dem 8. Jan., dem Tage der Erkrankung des Königs, hielt die Eiderdänenpartei Versammlungen ab bei dem Professor Clausen, — leider ein geborener Deutscher, aber als Renegat fanatisirter Däne, — um eine Adresse an den neuen König zu berathen. Es hatte sich trotz befohlener Geheimhaltung die Kunde verbreitet, daß der Sterbende eine ständische Reichsverfassung geplant, und durch diese wie durch Umgestaltung des höheren Verwaltungswesens die Reformwünsche des Volkes habe erledigen wollen. Dem sollte als vollständig ungenügend sofort energisch entgegen getreten werden. Hvidt, welcher mit Schouw, Drewsen, B. Christensen und Anderen auch den Versammlungen bei Professor Clausen beigewohnt, bereitete eine ähnliche Adresse Seitens der Bürgerrepräsentanten Kopenhagens vor. Während der 14tägigen Erkrankung des Königs hatte eine fieberhafte Spannung die ganze Bevölkerung ergriffen. Jeder fühlte, daß für die politischen Bestrebungen der letzten Jahre die Stunde der Entscheidung nahe, und Jeder wollte auf dem Platze sein, um die Entscheidung zu Gunsten der eigenen Bestrebungen zu wenden. Unter dieser Aufregung, in welcher kaum Jemand des sterbenden Königs um seiner selbst willen gedachte, schloß Christian VIII. am 20. Januar 1848 die Augen, noch in dem letzten Augenblicke in unbegreiflicher Verblendung den Fehdehandschuh den Herzogthümern hinwerfend, indem er sich von Friedrich VII. geloben ließ, seinen Mitarbeiter an dem Verfassungsentwurfe, den in den Herzog-

thümern wegen seiner deutschfeindlichen Bestrebungen so verhaßten Grafen Karl Moltke zum Geheimen Staatsminister zu ernennen, welchem Wunsche Friedrich VII. sofort entsprach.

Am 21. Januar früh Morgens verkündeten Herolde vom Altane des Christiansburger Schlosses, daß Christian VIII. sich zu seinen Vätern versammelt und Friedrich VII. die Zügel der Regierung ergriffen habe.

5. Kapitel.

Der „Offene Brief" Friedrich VII. Beginn der revolutionären Bewegung in Kopenhagen. v. Bardenfleth. Das Patent vom 28. Januar 1848. Sturm in der dänischen Presse. Stimmung in den Herzogthümern. Kasino und Hippodrom. Hvidt, Tscherning und Orla Lehmann. Rüstungen gegen die Herzogthümer. Des Königs-Unterredung mit dem Obergerichtsrath Eckhardt. Versammlung der schleswig-holsteinischen Stände am 18. März in Rendsburg. Die Deputation der Herzogthümer. Befremdende Maßnahmen der dänischen Regierung.

Wir Alle wissen, daß mit dem Tode Christian des VIII. die für unser Land so folgenschwere Zeit begann. Wenden wir uns zunächst vornehmlich der Schilderung der Vorgänge in Kopenhagen zu, da diese den Beweis liefern, daß unsere Erhebung am 24. März 1848 nicht den Anlaß zu dem bewaffneten Einschreiten der Dänen gab, sondern umgekehrt nur die Folge eines Seitens Dänemarks schon von langer Hand vorbereiteten Angriffes auf die Herzogthümer war, zu welchem diese, nur auf gesetzmäßigem Wege durch Petitionen und Adressen ihr gutes Recht zu vertheidigen suchend, auch nicht den mindesten berechtigten Anlaß gegeben. Allerdings muß eingeräumt werden, daß die Eiderdänische Partei, welche einen Zusammenstoß anstrebte, um auf dem Wege der Gewalt ihre Forderungen gegen ein nicht gerüstetes Land durchzusetzen, in erlogenen Gerüchten über Aufruhrbewegungen und Kriegsrüstungen in den Herzogthümern zu jener Zeit das Menschenmögliche leistete, von deren gänzlichen Grundlosigkeit aber man sich höheren Ortes mit leichter Mühe hätte überzeugen können. Daß dieses nicht geschah und nicht gewollt wurde, findet seine Erklärung darin, daß es jener Partei geglückt, sich in die leitenden Kreise selbst zu drängen, und daher bei der Verbreitung jener Lügen wesentlich interessirt war.

Unmittelbar nach dem Ableben Christian des VIII. wurde ein Staatsrath abgehalten, an welchem bereits Karl Moltke in seiner

Eigenschaft als Staatsminister Theil nahm, sowie Etatsrath Bang. Das Ergebniß dieser Berathungen war nunmehr ein „Offener Brief" Friedrich des VII., datirt vom 20. Januar 1848, in welchem es hieß:

„Es soll Unser erstes und wichtigstes Streben sein, dem hohen Beispiele Unseres hochgeliebten Vaters zu folgen, wie Er Milde mit Gerechtigkeit in Unserer Regierung zu vereinigen; die Bewohner sämmtlicher Landestheile mit gleicher landesväterlicher Liebe zu umfassen, und nicht allein die von ihm begonnenen Verbesserungen in der Verwaltung fortzusetzen, sondern auch die von ihm beabsichtigte Ordnung der öffentlichen Verhältnisse des Staates zu Ende zu bringen, deren Durchführung allein durch Unseres hochgeliebten Vaters Krankheit und Abberufung ausgesetzt worden ist, und welche bezweckt, die gegenseitigen Rechte der Bürger zu beschützen, in Unserem geliebten Vaterlande Einigkeit, und dadurch die Stärke und Ehre der Gesammtheit zu befördern."

Die Wirkung dieses zweiten „Offenen Briefes" war hüben wie drüben die gleiche; hier wie dort steigerte dieser Erlaß die Zweifel an einer besseren Zukunft, wenn nicht das Volk zur Wahrung seiner wirklichen oder vermeintlichen Rechte selbstthätig eingriffe. Während man sich in den Herzogthümern zunächst noch zuwartend verhielt, entfaltete man in Dänemark unter dem Feldrufe: „Das Vaterland ist in Gefahr" eine fieberhafte Thätigkeit, welche an dreistem Vorgehen nichts vermissen ließ. Man überstürzte sich in Broschüren, Adressen und geplanten Deputationen an den König selbst.

Schon wenige Tage nach der Bekanntgabe des „Offenen Briefes" erschien eine Broschüre der Professoren Clausen und Schouw, welche mit Kühnheit und Schärfe aussprach, was als Rettung des dänischen Vaterlandes dem gegebenen Augenblicke abgewonnen werden müsse. Es heißt darin: „Die Verfassung sei jetzt eine Nothwendigkeit; und diese Verfassung müsse Schleswig mit Dänemark vereinigen, Holstein seine eigene Verfassung mit eigenem Finanz- und Kriegswesen erhalten. Es wird empfohlen eine möglichst enge Verbindung Schleswigs mit Dänemark, eine möglichst scharfe Trennung Schleswigs von Holstein als die einzig gesunde dänische Politik, eine Politik, welche sich nicht daran genügen lasse, die historisch begründete (!?) staatsrechtliche Trennung zwischen beiden Herzogthümern als einen theoretischen Satz hinzustellen, sondern diese Trennung zur geschichtlichen Wahrheit und Wirklichkeit zu machen, indem sie eine scharfe und bestimmte Grenze zwischen beiden Herzogthümern ziehe." In gleichem Sinne redete Hvidt unter dem Jubel einer von Tausenden besuchten Versammlung. Zum ersten Male mit offenem Visier forderte hier laut die zur Zeit mächtigste Partei in Dänemark die Trennung Schleswigs von Holstein. Von den

mit gleichen Intentionen an den König abgesandten Deputationen wurde nur eine empfangen, und zum Vertrauen auf „des Königs Gesinnung" ermahnt.

Mochte man in Dänemark dieses Vertrauen hegen, — mindestens unterblieben vorläufig die weiter geplanten Demonstrationen — in den Herzogthümern theilte man ein solches Vertrauen nicht. Friedrich VII. war persönlich in den Herzogthümern unbekannt, und die Kunde, die sonst über ihn hierher gedrungen, war wahrlich nicht Vertrauen erweckend. Sein Charakter wie sein Lebenswandel standen bis zu seiner Thronbesteigung im ganzen Lande, Dänemark eingeschlossen, in dem übelsten Rufe, wenn auch eine zur Schau getragene ultra-dänische Gesinnung, welche, wie spätere Vorgänge zeigten, auch wohl nicht für alle Fälle stichhaltig war, bei seinen dänischen Landsleuten versöhnend wirken mochte, in den Herzogthümern aber natürlich durchaus entgegengesetzte Gefühle hervorrief.

Die Dreistigkeit, mit welcher man nach dem Ableben Christian VIII. in Kopenhagen jene oben mitgetheilten, die Rechte der Herzogthümer auf das Schwerste verletzenden Forderungen aufstellte, im Zusammenhalte mit der Proklamation des neuen Königs, „daß es sein erstes und wichtigstes Streben sein sollte, dem hohen Beispiele seines Vaters zu folgen, und die von diesem beabsichtigte Ordnung der öffentlichen Verhältnisse des Staates zu Ende zu bringen", was auf die gleiche Verletzung der deutschen Rechte abzielte, ließ in den Herzogthümern die Thronbesteigung Friedrichs des VII. nur als Mahnung zu erhöhter Wachsamkeit erscheinen. Jeder Deutsche fühlte, daß jetzt die Stunde der Entscheidung nahe in dem so langjährigen Kampfe für Nationalität und Recht.

Bei der unter diesen Verhältnissen sich immer mehr steigernden Gährung fühlten sich namentlich Offiziere und Beamte in den Herzogthümern peinlich berührt. Daß ein sehr ernster Zusammenstoß der beiden Nationalitäten unausbleiblich sei, wenn man in Kopenhagen auf der betretenen Bahn unter Führung des Königs fortschreite, leuchtete Jedem ein, und manche Offiziere, welche ohnehin dem neuen Könige wenig Vertrauen entgegenbrachten, planten ernstlich, ihre Entlassung zu erbitten, um nicht im entscheidenden Augenblicke mit Eid und Vaterlandsliebe in Konflikt zu gerathen.

Die Besorgnisse der Offiziere in dieser Richtung wurden indessen vorläufig zerstreut, als bald darauf der Major im Generalstabe von Irminger, ein geborener Holsteiner, von Kopenhagen in Schleswig eintraf, um dem General-Kommando in den Herzogthümern offiziell den Thronwechsel anzuzeigen. Irminger beruhigte seine Kameraden über die sie bedrängenden Zweifel durch die Mittheilung: „Ich habe den ausdrücklichen Auftrag vom

König, Euch zu sagen, daß Alles so bleiben wird, wie es jetzt ist."

Aehnliche Mittheilungen erhielten damals auch die Beamten von zuständiger Seite. So glaubte man in den Herzogthümern die Hoffnung nicht aufgeben zu dürfen, daß der König noch die Macht besitzen werde, dem zum Umsturze drängenden Dänenthum einen Riegel vorzuschieben, und Offiziere wie Beamte verharrten im Dienste, damit der Landesherr im entscheidenden Augenblicke nicht zuverlässiger Vollstrecker seiner Befehle ermangele. — Nur zu bald sollte es anders kommen! —

Die leitenden Kreise in Kopenhagen beschäftigten sich inzwischen eifrig mit der Fertigstellung des von Christian VIII. hinterlassenen Entwurfs der Gesammtstaats-Verfassung. Am 24. Januar war der aus Odensee berufene Stiftsamtmann von Bardenfleth zum Staatsminister ernannt, und dieser neue, ganz im Eiderdänischen Fahrwasser schwimmende Emporkömmling hatte bei den Debatten über die zu erlassende Verfassung einen schweren Stand gegen die ihm an Geschäftskunde und Erfahrung weit überlegenen Rathgeber des alten Königs Oerstedt, Criminil und Moltke. — Den schon mehrfach genannten Grafen H. Reventlow-Criminil und Karl Moltke muß übrigens hier zu ihrer Ehre nachgesagt werden, daß sie, wenn auch unbedingte Anhänger und Förderer der Gesammtstaatstheorie Christians VIII., doch bei diesen Vorberathungen auf das Lebhafteste für die althergebrachte Unzertrennbarkeit der Herzogthümer eintraten, und in den heftigsten Szenen gegen den nicht minder eifrig für das Eiderdänen-Programm eintretenden, ihnen aber nicht gewachsenen Bardenfleth vorläufig den Sieg davontrugen, d. h. dem Wortlaute des Erlasses nach, das Resultat würde, wenn dieser Verfassungsentwurf je Gesetzeskraft erreicht hätte, das gleiche geworden sein.

Nachdem eine allgemeine Amnestie für alle politischen und Preßvergehen erlassen war, erfolgte ein „Reskript wegen Einführung einer Verfassung", datirt vom 28. Januar 1848, folgenden Inhaltes: Um die öffentlichen Verhältnisse so zu ordnen, daß die Selbstständigkeit der verschiedenen Landestheile wie die Verbindung derselben zu einem wohlgeordneten Ganzen aufrecht erhalten bleibt, soll eine Verfassung berathen und eingeführt werden, welche sowohl die unantastbaren Rechte der Krone, als auch die Rechte sämmtlicher Unterthanen im Allgemeinen, wie die besonderen Interessen und Rechte der Einwohner in den verschiedenen Landestheilen sichert. Zu diesem Ende sollen sich gemeinschaftliche Stände versammeln für Dänemark und für die Herzogthümer, welche regelmäßig zu gewissen Zeiten in bestimmten Zwischenräumen, in gleicher Anzahl

aus dem Königreiche und aus den Herzogthümern, und abwechselnd in dem Königreiche und in den Herzogthümern zusammentreten. Die Rechte dieser Stände sollen bestehen in einer beschließenden Mitwirkung an der Veränderung der Steuern und an der Finanzverwaltung, sowie an der Ertheilung von Gesetzen, welche gemeinschaftliche Angelegenheiten des Königreiches und der Herzogthümer betreffen, daneben sollen die Stände das Recht haben, solche Anträge einzureichen, welche die gemeinsamen Interessen des Königreiches und der Herzogthümer berühren. Wörtlich heißt es dann:

„Durch diese ständische Verfassung, welche Wir aus eigener Machtvollkommenheit einführen, soll nichts verändert werden in der allgemeinen Anordnung vom 28. Mai 1831 oder in den Verordnungen vom 15. Mai 1834, betreffend die Einrichtung von Provinzialständen im Königreiche Dänemark und Unseren Herzogthümern, noch in der immerwährenden Verbindung dieser Herzogthümer und den Verhältnissen Unserer Herzogthümer Holstein und Lauenburg zum deutschen Bunde, noch in der letztbenannten (!) Herzogthümer Verfassung. Endlich soll das Verfassungsgesetz angemessene Bestimmungen zum Schutze sowohl der dänischen als der deutschen Sprache in den betreffenden Distrikten des Herzogthums Schleswig enthalten."

Zur Berathung dieser Verfassung sollten einsichtsvolle und erfahrene Männer berufen werden, welche ihrer Mitbürger Achtung und Vertrauen besäßen. Die Zahl dieser „erfahrenen Männer" wurde auf 52 festgesetzt, von denen 16 und zwar 8 aus dem Königreiche und 8 aus den Herzogthümern von dem Könige selbst berufen werden, während die übrigen 36, und zwar wiederum 18 aus dem Königreiche und 18 aus den Herzogthümern aus freier Wahl hervorgehen sollten. Zur Wahl berechtigt indessen wurden für die Herzogthümer bezeichnet nur die Ritterschaft, Geistlichkeit, Universität, und die ständischen Vertreter der großen und kleinen Gutsbesitzer und der Städte, und zwar sollten von diesen letzteren 11, aus der Ritterschaft 4, aus der Geistlichkeit 2 und von den Professoren der Universität 1 „erfahrener Mann" erwählt werden. Endlich wurde bestimmt, daß die aus solcher Wahl hervorgegangenen Männer sich spätestens 2 Monate nach der Wahl in Kopenhagen versammeln und dann auch einige Gesetze, welche den nächsten Provinzialständen vorgelegt werden sollten, zu begutachten haben würden.

Ueber die Schlauheit, mit welcher dieses Projekt wieder entworfen, wird in Droysen und Sammer's aktenmäßigen Geschichte der dänischen Politik treffend bemerkt:

„Wohl durfte man in diesem Entwurfe die ganze Art des verstorbenen Königs wieder erkennen. Wie fein war es, daß aus

dem Königreiche und aus den Herzogthümern eine gleiche Zahl der erfahrenen Männer, sowohl erwählte wie ernannte, kommen sollten; indem die Regierung aus Dänemark 8, aus jedem Herzogthume 4 ernannte, durfte sie gewiß sein, durch diese 16 mit den 18 Gewählten der Herzogthümer eine konservative Majorität gegen die Dänen, mit den 18 Gewählten des Königreichs eine nationale Majorität gegen die Deutschen zu haben. Indem die Wahl nicht den Ständeversammlungen überlassen wurde, sondern klassenweise die Abgeordneten der größeren Gutsbesitzer, der Städte, der kleineren Grundbesitzer aus ihrer Mitte wählen sollten, und in gleicher Weise die Ritterschaft, die Universität, die Geistlichkeit, vermied man unter Anderm, daß der durchlauchtige Inhaber der Virilstimme in der Ständeversammlung in Schleswig, (der Herzog von Augustenburg) gewählt werden konnte, und daß er nicht unter den vier von der Regierung ernannten Schleswigern sein würde, ließ sich voraus wissen. — Nicht minder fein war die Verlockung mit der Aussicht auf eine Art Steuerbewilligung und konstitutionellen Fortschritt die liberalen Tendenzen in den Herzogthümern zu ködern; und hatte man nur erst dies Zugeständniß der Gemeinsamkeit, das in dem Zusammenkommen der erfahrenen Männer für die angegebenen Zwecke lag, erreicht, so war endlich das starre Recht der Schleswig-Holsteiner gebrochen und die Selbstständigkeit ihres Landes in die Staatseinheit der Monarchie verschlungen."

Der Verfassungsentwurf vom 28. Januar, welcher im Lande selbst von Dänen wie Deutschen als ein todtgeborenes Kind betrachtet wurde, fand nur an einer hohen Stelle, wo man als außerhalb der Verhältnisse stehend die verdeckten Absichten, welche Jedem im Lande sofort einleuchteten, wohl nicht voll zu würdigen wußte, ungetheilten Beifall. Das dieses ganze Projekt, den Wahlmodus eingeschlossen, so gar nichts aufwies von dem modernen parlamentarischen Geiste, wie er sich sonst überall geltend zu machen begann, erregte in hohem Grade das Wohlgefallen Friedrich Wilhelm IV., und datirte sich von daher sein besonderes Interesse für Friedrich VII., welches er ihm auch später trotz der ausgebrochenen Feindseligkeiten bewahrte.

Die Annahme, daß durch dieses persönliche Interesse es der in der Umgebung Friedrich Wilhelm IV. stark vertretenen, jeder Volksbewegung abholden Kreuzzeitungs- und Junkerpartei wesentlich erleichtert worden, den Konflikt zwischen Dänemark und den Herzogthümern dem Könige in einer nicht der vollen Wahrheit entsprechenden Beleuchtung erscheinen zu lassen, wird kaum abgewiesen werden können. Wie wenig gut in Folge dessen der König über Charakter und Persönlichkeit Friedrich VII., wie über das eigentliche Wesen der

Bewegung in den Herzogthümern orientirt sein mußte, zeigt folgende geschichtlich feststehende Thatsache:

„In der Deputation, welche Anfangs April 1849 dem Könige die auf ihn gefallene Wahl zum Oberhaupte Deutschlands ankündigte, befand sich der Reichstagsabgeordnete Beseler aus Schleswig-Holstein. Diesen fragte der König: „Wo befindet sich gegenwärtig Ihr Bruder?" — „In Schleswig, Majestät." — „Ach ja," antwortete der König mit sarkastischem Lächeln — „er regiert jetzt dort. D dieser unglückselige dänische Krieg! — ich wollte, ich hätte ihn nie zu unternehmen brauchen. Kennen Sie den König von Dänemark?" „O ja, Majestät, ich habe ihn oft gesehen." — „Das ist ein braver und biederer Monarch," — rief der König — „er ist mein wahrer Freund!"

Diese Auffassung an hoher Stelle erklärt Manches!

Wie sich diesem „wahren Freunde" Friedrich Wilhelms IV. gegenüber die nach Schilderung der Kreuzzeitungspartei königstreuen Dänen einerseits, und andererseits die im schnöden Aufruhre begriffenen Schleswig-Holsteiner verhielten, werden die jetzt folgenden Ereignisse lehren.

Hüben wie drüben hatte das Reskript vom 28. Januar die größte Aufregung hervorgerufen. Welche Aufnahme das Patent in Kopenhagen selbst fand, wird hinreichend dadurch gekennzeichnet, daß bei Erlaß desselben an den Straßenecken ein Befehl angeschlagen wurde des Inhalts: „daß der König sich überzeugt halte, daß seine lieben und getreuen Unterthanen diese seine Gabe mit Dankbarkeit annehmen, und daß er deßhalb nicht wünsche, daß ihre Erkenntlichkeit auf eine Weise an den Tag gelegt werde, welche mit dem tiefen Schmerze über den Verlust eines vielgeliebten Vaters nicht stimmen würde."

Man erreichte dadurch, daß die Bevölkerung sich vorläufig still verhielt, desto lauter aber und heftiger war die Presse in ihren Kundgebungen. „Fädrelandet" veröffentlichte einen warnenden Artikel gegen die „Dänischen Schleswig-Holsteiner", welche augenblicklich am Ruder wären. In demselben wurde auf den Sturz Carl Moltke's hingearbeitet. Derselbe betrachte den Staat aus dem dynastisch-absolutistischen Standpunkte. Für einen dänischen Staatsmann auf diesem Standpunkte bleibe es die Hauptsache, Holstein der regierenden Dynastie zu bewahren, und um dieses Land zu behalten, wollte er dessen Verbindung mit Schleswig gewahrt wissen; er wolle sowohl Schleswigs Dänenthum (!) als Holsteins Deutschthum seinen Zwecken opfern. „Das ist die Politik," — hieß es wörtlich — „die wir für gefährlicher ansehen, als den deutschen Schleswig-Holsteinismus. Es ist möglich, daß der soeben verewigte König ihn gerade deshalb

zu seinem Rathgeber wählte, aber der König ist nun todt und dahin, nur sein Rathgeber blieb übrig mit der Verantwortung für diese antidänischen Tendenzen" u. s. w. Der Sinn dieses Angriffes war, daß man die Sache so darzustellen wünschte, Friedrich VII. sei von den Ministern Christian VIII. übertölpelt und müsse durch das Volk aus diesen Banden befreit werden. Der gegen Moltke und Criminil bei der Berathung über den Verfassungsentwurf unterlegene Minister Bardenfleth dürfte dieser Kundgebung nicht fern gestanden sein.

Die liberale „Kjöbenhavnspost" stieß ebenfalls laut in's Horn: „Zeigen wir jetzt nicht, daß wir Muth und Lust haben, vorwärts zu gehen auf dem Wege der Freiheit, um alle die Güter zu erlangen, deren Entbehrung wir so lange beklagt haben, so werden wir die Achtung der Gegenwart und Nachwelt als Männer und als Nation verlieren, und keine Macht auf Erden wird uns von einer solchen erlittenen Niederlage wieder aufrichten können." Sodann hieß es weiter, die Herzogthümer hätten keine Beeinträchtigung erlitten. Die Nationalität und das Nationale (was doch sonst gerade von den Dänen so besonders betont wurde, wenn es sich um ihre Forderungen handelte) dürfe nicht angesehen werden als ein heiliger Gegenstand, sondern müsse geprüft und gereinigt werden durch höhere, edlere Grundsätze. Was angeordnet sei, kränke nicht im mindesten die speziellen Rechte der Herzogthümer, und der Freiheit (!) sei es überlassen, die Gegensätze zwischen ihnen und dem Königreiche auszugleichen. Vermißt aber wurde vor allen Dingen das Aussprechen der Ministerverantwortlichkeit und ein freisinniges Wahlgesetz. Gerügt wurde ferner, daß das deutsche Bundesland Holstein in die Reichsverfassung aufgenommen worden (natürlich stets das Verlangen der Trennung Schleswigs von Holstein in allen Tonarten), woraus für diese Kollisionen mit dem Deutschen Bunde entstehen müßten, dann, daß den Herzogthümern die gleiche Anzahl von Deputirten wie dem Königreiche zugestanden wäre, obgleich das Verhältniß der Bevölkerung für Letzteres $^1/_3$ mehr an Deputirten erheische. Auch daß die Reichsstände im Wechsel auch in Holstein tagen sollten, wurde im Hinweis auf den möglichen gefährlichen Einfluß des Bundes auf die Beschlüsse derselben bemängelt. Kurz und gut, der Entwurf befriedigte in keiner Weise, und wurde nur zur Schürung einer den weiteren Plänen günstigen Aufregung ausgebeutet. Kjöbenhavnspost proklamirte nach dem Erlaß am 28. Januar: „Friedrich VII. habe durch diesen Erlaß die von Friedrich III. gegründete Alleinherrschaftsmacht aufgehoben; aber diese sei ein Vertrag gewesen mit dem ganzen Volke; dem ganzen Volke müsse also zustehen, was davon zurückgegeben werde, anzunehmen. König Friedrich VII. sei ein demokratischer König."

Die Anzeichen einer drohenden revolutionären Bewegung in Kopenhagen, und somit auch mindestens auf den dänischen Inseln, denn Kopenhagen ist für diese, was Paris für Frankreich, traten bereits deutlich zu Tage. — Und in den Herzogthümern? —

Auch hier herrschte natürlich ob der drohenden Gefahr für Recht und Nationalität die größte Aufregung. Man sagte sich hier: „Sollen und können wir den unter den größten Opfern geführten langjährigen Kampf für Recht und Selbstständigkeit aufgeben, um zu einer Verfassung die Hand zu bieten, welche nie etwas Anderes werden kann und wird, als eine verfassungsmäßige Inkorporation der Herzogthümer in die dänische Nationalität? — eine Verfassung, welche von vornherein das absolute Grundgesetz unseres ganzen Rechtes, unsere deutsche Selbstständigkeit negirt, und welche uns in jeder Form den Dänen gegenüber in die Minorität verweisen wird? Kann man dies einem Volke zumuthen, welches seine Ehre dem deutschen Volke verpfändet hat, daß es den Posten, der ihm in der Entwickelung des deutschen Lebens angewiesen, jeder Zeit zu wahren wissen werde?" Dennoch entschied man sich schließlich für die Vornahme der Wahlen. Man argumentirte: Gewählt könne unbedenklich werden, wenn man sich durch einen Protest gegen alle Forderungen verwahre, welche aus diesem Gehorsam gegen den Willen des Königs gezogen werden könnten. „Wir haben so lange die gesetzlichen Grenzen eingehalten, in dem entscheidenden Augenblicke darf nicht von ihnen abgewichen werden. Wenn wir in Kopenhagen vergebens für unser gutes Recht unsere Stimme erhoben haben, erst dann haben wir die gesetzlichen Mittel erschöpft und können den Ereignissen die Entscheidung anheimstellen." Die Ritterschaft machte diese Auffassung zu der ihrigen, und nach ihrem Vorgange wurde für Vornahme der Wahlen entschieden.

Also, während man in Kopenhagen bereits offen verkündigte, daß man dem Könige durch revolutionäre Bewegung abzwingen werde, was er nicht gutwillig geben würde, fühlte man sich in den Herzogthümern trotz der schreienden Verletzung beschworener Rechte noch zum Gehorsam gegen den königlichen Befehl verpflichtet. Wo war hier die größere Loyalität gegen den angestammten Herrscher?!

Der für die Wahl der „erfahrenen Männer" in den Herzogthümern vereinbarte Vorbehalt lautete dahin: „nicht als Abgeordneter, sondern als von Sr. Majestät zur Erwählung von Rathgebern bestimmter Wahlmann wähle ich, von der Ueberzeugung geleitet, daß die Gewählten der Rechte der Herzogthümer eingedenk, welchen ich durch meine Wahl nichts vergeben kann oder will, Sr. Majestät die Einführung jeder auf die Idee eines dänischen Gesammtstaates beruhenden Verfassung als dem Rechte

und den Interessen der Herzogthümer widersprechend widerrathen, dagegen aber die Vorlage einer konstitutionellen Verfassung für die Herzogthümer Schleswig und Holstein unterthänigst beantragen werden."

Für die Vornahme der Wahl überhaupt war durchschlagend die Hoffnung, daß es doch vielleicht möglich sein werde, sich mit den dänischen Deputirten zu verständigen, eine Versöhnung anzubahnen, und so eine den Rechten der Herzogthümer und der Wohlfahrt beider Länder entsprechende Ordnung herbeizuführen.

Würde aber die Regierung einen solchen Protest bei der Wahl zulassen? — Man hatte gehorcht und gewählt in der Form, wie es Pflicht und Ehre zuließen, — die Ablehnung fiel auf das Schuld-Konto der Regierung, welche damit bekennen würde, daß sie die Rechte des Landes verletzen wollte.

So war dieses Projekt denn von Allen, welche davon betroffen, einstimmig verurtheilt. Am drastischen fand sich der Prinz von Noer mit demselben ab, indem er seine Kühe auf Noer nach den Namen der „erfahrenen Männer" taufte, womit er wohl andeuten wollte, daß Jeder, der auf solchen Leim ginge, ein Rindvieh sei! — Es war ja gegen die Betreffenden nicht sonderlich höflich, traf die Sache selbst aber schlagend.

Während man in den Herzogthümern auf dem gesetzmäßigen Wege verharrte, schritt man in Dänemark gegen dieselben auf dem Wege offener Rechtsverletzung immer dreister vor. Ein kurzes Reskript verfügte die Danisirung der Haderslebener Gelehrtenschule; die vier deutschen Lehrer wurden ausgewiesen und durch dänische ersetzt. Auch die Kirchen- und Schulsprache in Hadersleben sollte statt deutsch dänisch werden, für alle Kirchspiele des nördlichen Schleswig erstrebte man dänische Oberleitung, in Apenrade die Gründung einer großen sprachlich dänischen Realschule. Auch im Militärwesen plante man nicht minder erhebliche Veränderungen. Waren unter Christian VIII. schon einzelne schleswig-holsteinische Bataillone nach Kopenhagen und Fredericia zeitweise verlegt, so sollte jetzt zur Regel werden, daß das Militär, welches bisher in bestimmten Städten stationirt war, künftig jedes Jahr die Garnison wechsele, und zwar von den Herzogthümern nach Dänemark, und umgekehrt, so daß Dänemark von deutschen, die Herzogthümer von national-dänischen Truppen besetzt sein würden. Zu diesen schnurstracks gegen die verbrieften deutschen Landesrechte verstoßenden, und deshalb in den Herzogthümern schwer empfundenen Maßnahmen kam noch ein neuer dänischer Uebergriff, welcher besondere Erbitterung erregte. Das dänische Finanzministerium verfügte die Annahme dänischer Bankzettel an den öffentlichen Kassen der Herzog-

thümer, und somit auch die Einführung derselben als gesetzliches Zahlungsmittel. — Diesen Erlaß konnte nur die größte Unkunde, oder die Absicht, Aufregung hervorzurufen, veranlaßt haben, denn der in den Herzogthümern allgemein herrschende Widerwillen gegen das dänische Geldwesen mußte aus den früher vergeblich gemachten Versuchen, dänische Bankscheidemünze in Umlauf zu setzen, genugsam bekannt sein. Die Entrüstung über diesen Versuch, dänisches Papiergeld in Schleswig-Holstein einzuführen, war eine um so größere, als der Mangel an Landesmünze gegen Ende des Jahres 1847 zu einer Agiotage führte, welche viele um die Früchte sauren Erwerbes brachte, und dieser Mangel lediglich durch Maßregeln der Finanzverwaltung im Vereine mit der dänischen Nationalbank verursacht war, welche die für den Verkehr bequemste kleine Münze in den dänischen Kassen angesammelt und eingeschmolzen, und mit den vielverbreiteten Speziesthalern in Hamburg Geschäfte gemacht hatten. Für diese widerrechtlich entzogene Münze sollten nun dem deutschen Gebiet als Ersatz die dänischen Bankzettel aufgezwungen werden.

In jener Zeit fiel durch Maßnahmen des dänischen Kriegsministeriums ein eigenthümliches Licht auf die in Kopenhagen langer Hand geplanten Absichten in Betreff der Herzogthümer. War es hier auch nirgend zu gesetzwidrigen Ausschreitungen gekommen, so stieg die Gährung in Folge dieser neuen Danisirungsmaßregeln doch auf eine solche Höhe, daß vorsichtige Behörden sich immerhin auf Derartiges gefaßt machen mußten. In richtiger Würdigung dieser Sachlage wandte sich das dritte General-Kommando — diese Bezeichnung führte das von dem General von Lützow, dem Nachfolger des Prinzen von Noer, bekleidete General-Kommando in den Herzogthümern — an das Ober-Kommando in Kopenhagen mit der Bitte um die Befugniß, die Urlauber einzuziehen und die Truppentheile mobil zu machen, um einer eventuellen aufrührerischen Bewegung sofort mit Erfolg entgegentreten zu können. Anfangs wurde von dieser Meldung überhaupt keine Notiz genommen, dann aber als das General-Kommando in den Herzogthümern immer dringender mahnte, die Eiderdänen-Partei sich inzwischen immer mehr in die leitenden Kreise gedrängt hatte, entsprach das Ober-Kommando diesen Anträgen nicht nur nicht, sondern ordnete im Gegentheile eine möglichst ausgedehnte Beurlaubung von Mannschaften an, und befahl, sämmtliche von der vorhandenen Mannschaft nicht benutzte Waffen nach der Festung Rendsburg und die Geschütze von dort nach Kopenhagen zu schaffen. Später, als bei den sich bald darauf überstürzenden Ereignissen ein Transport der Geschütze nach Kopenhagen nicht mehr mit Sicherheit durchführbar erschien, kam sogar der Befehl, dieselben in die Eider zu werfen.

Während so die Herzogthümer militärisch lahm gelegt werden sollten, wurden in Dänemark alle Truppentheile in größter Eile mobil gemacht, und dazu die sämmtlichen beurlaubten Soldaten aus Nord-Schleswig, insoweit diese bei den dort garnisonirenden Bataillonen standen, einberufen.

In einer zur Vertheidigung des Verhaltens der sogenannten „vormärzlichen" schleswig-holsteinischen Offiziere 1885 erschienenen Broschüre heißt es über diese Maßregeln eines Militär-Ober-Kommandos treffend: „Dieser in der Weltgeschichte wohl beispiellose Verrath an einem Theile einer zusammengehörenden Armee, an einem Theile, welcher in treuestem Pflichtgefühle die landesherrlichen Rechte schützen wollte — dieser schändliche Verräth war die Frucht der Hetzereien der Eiderdänenpartei."

Die gleichen Hindernisse des Verfassungsentwurfes, welche von den Abgeordneten der beiden Herzogthümer vorgebracht wurden, traten den Absichten der Regierung in formell sehr ähnlicher Weise auch von Seiten der dänischen Abgeordneten entgegen. Siebzehn in Kopenhagen wohnende Abgeordnete der Inselstifte *) erließen eine Erklärung im altdänischen Sinne gegen das Verfassungsreskript, worin sie eine gemeinsame Reichsverfassung mit Schleswig verlangten, wobei indeß Schleswig zur Wahrung seiner besonderen Interessen zugleich einen besonderen Landtag erhalte, während Holstein eine selbstständige Verfassung gebühre, worin dessen doppelte Stellung als Theil der dänischen Monarchie und als deutsches Bundesland Berücksichtigung finde.

Stimmten diese Herren auch das alte Lied an: „Dänemark bis zur Eider", was bei allen Dänen bereits zur fixen Idee geworden war, so war es doch die Stimme besonnenerer Männer, welche vor weitergehenden Rechtsverletzungen noch zurückschreckten; aber die erhitzten Köpfe in Kopenhagen waren für die Revolution zu reif, als daß eine gemäßigte Stimme überhaupt noch irgend welche Beachtung gefunden hätte. Es bedurfte hier nur noch des zündenden Funkens der Februar-Revolution in Paris, um zu offenen Gewaltstreichen gegen die eigene Regierung und die gehaßten und zugleich so begehrten Herzogthümer überzugehen.

Rücksichtlich der Wahl der „erfahrenen Männer" wurde auf dänischer Seite als Verwahrung vereinbart: „Wir wählen in der Voraussetzung, daß die Bestimmungen, welche in die verheißene Verfassung aufzunehmen sind, nicht eher Gesetzeskraft erhalten, als bis sie von einer Volksvertretung erwogen und angenommen sind, einer Vertretung, welche gewählt wird nach einer die gerechten Ansprüche des Volkes erfüllenden und der Größe ihrer Aufgabe entsprechenden

*) „Stift", dänische Bezeichnung für Amtsbezirke.

Wahlart, welche den Provinzialständen zur Begutachtung vorzulegen ist; — ferner in der Voraussetzung, daß keine der Bestimmungen des Wahlgesetzes, welche in dem Reskripte vom 28. Januar enthalten sind (so namentlich also die der gleichen Zahl für das Königreich und die Herzogthümer) der Erörterung der so gewählten erfahrenen Männer entzogen werden kann."

Mit dieser Erklärung war denn das ganze so schlau ersonnene Projekt Christian des VIII. zu Grabe getragen, und von dem Geschenke, welches Friedrich VII. „aus eigener Machtvollkommenheit" und „mit freiem Willen" seinen Völkern entgegenbrachte, auch nicht ein lebensfähiger Fetzen übrig geblieben. Von Königlicher Gnade wollte man in Kopenhagen überhaupt nichts mehr wissen, man nahm für das Volk bereits das Recht ungemessener Forderung in Anspruch. Am 1. März drang die erste Kunde nach Kopenhagen von den Umwälzungen in Paris, welche einen halben Welttheil erschüttern sollten, und vorbereitet, wie man solchen schon selbst geplanten Ereignissen gegenüber bereits war, zeigte man sich des edlen Vorbildes des Pariser Pöbels würdig, und forderte statt des von der „Königlichen Gnade" gebotenen Fingers die ganze Persönlichkeit des Königs, vom unumschränkten Alleinherrscher herabgedrückt zum Vollstrecker des souveränen Volkswillens!

Während das dänische Volk alle nur erreichbaren Rechte für sich in Anspruch nahm, steigerte jeder Schritt, welchen Bewohner der Herzogthümer zur Wahrung ihrer Rechte unternahmen, die Aufregung der Kopenhagener Radikalen. Am 3. März erschien eine Deputation der schleswig-holsteinischen Ritterschaft in Kopenhagen, um, wie bei jedem Thronwechsel üblich, vom Könige die Bestätigung ihrer Privilegien zu erbitten. Die Deputation wurde sehr gnädig empfangen und die Bestätigung anstandslos ertheilt.

In diesen noch am 3. März bestätigten Privilegien steckte aber ein gut Theil des alten schleswig-holsteinischen Grundgesetzes, und der Sozial-Nexus der schleswig-holsteinischen Ritterschaft war ein Ausfluß und gewichtiges Symbol der Zusammengehörigkeit der Herzogthümer. Darob natürlich der erneute Ruf der Radikalen in Kopenhagen: „Das Vaterland ist in Gefahr!" Das dabei verbreitete Gerücht, es sei die Absicht, die Provinzialstände der beiden Herzogthümer zu vereinigen, ihre Befugnisse zu erweitern, und die Gesammtrepräsentation auf ein Minimum zu beschränken, brachte die äußerste Unruhe hervor.

Es darf hier keine Kleinigkeit unerwähnt bleiben, welche die Stellung des Königs zu der drohenden dänischen Bewegung zu kennzeichnen geeignet ist, um klar zu legen, wie er nur gezwungen so handeln konnte, wie es schließlich geschah.

Um nichts zu versäumen, was möglicher Weise noch, bevor es zu dem Aeußersten käme, den König aufklären könne, begaben sich die Grafen Reventlow von Preetz und Graf Hahn zu Neuhaus nach Kopenhagen. Vom Könige empfangen, erhielten sie von ihm die ausweichende Antwort, daß er aus Pietät gegen seinen verewigten Vater an dem Verfassungsgesetze nichts ändern könne, daß aber die weiteren Danisirungspläne vor der Ausführung noch einmal erwogen werden sollten. Der König hielt also damals noch fest an dem Reskripte vom 28. Januar, aber er war offenbar rathlos. Er sah sich gestellt in Mitten zweier sich feindlich gegenüberstehenden Nationalitäten, in denen sich unter dem erschütternden Einflusse der überall auflodernden Revolutionen die Unbotmäßigkeit zu regen begann, und seine Macht beschränkte sich auf das kleine Häuflein höherer Beamten. Die deutschen Räthe des Königs, welche einst mit Christian VIII. dieses Verfassungswerk geplant, verloren der neuen Situation gegenüber das Vertrauen zu sich selbst, und die Gehülfen, welche bisher den Gewaltmaßregeln des Grafen Karl Moltke zugestimmt hatten, zogen sich jetzt zurück, und traten, das Unheilbringende ihres früheren Vorgehens begreifend, theilweise zur Opposition über; — selbst dem Kammerherrn von Scheel begann es zu dämmern, daß seine Zeit vorüber sei.

In Kopenhagen überstürzten sich während dessen die gegen das Verfassungsgesetz, welches bereits als todtgeborenes Kind erachtet wurde, und daher vornehmlich gegen die bisherige Allgewalt des Königs gerichteten Volksversammlungen, und die täglich an allen Straßenecken erscheinenden bald aufreizenden, bald beruhigenden Anschläge sorgten dafür, die Bevölkerung in jene fieberhafte Aufregung zu versetzen, deren die Parteiführer bedurften, um im gegebenen Augenblick die Menge ihren Zwecken dienstbar machen zu können. — Man verstand in Kopenhagen eben das „Revolutionmachen" aus dem Grunde — Tscherning, welcher bald eine besondere Rolle spielen sollte, hatte nicht umsonst in Paris die einschlägigen Vorstudien gemacht.

In den Volksversammlungen wurde jetzt offen zu einem nationalen Kreuzzuge gegen die deutschen Herzogthümer aufgefordert, und darauf hingearbeitet, den König durch die drohende Haltung des Volkes zu zwingen, sich als Führer an die Spitze dieses Kreuzzuges zu stellen. „Eine drückende, schwüle Gewitterluft hat lange unseren Athemzug beschwert," — sagte in einer Volksversammlung der fanatische Professor Clausen — „wir haben das drohende Unwetter lange über unseren Köpfen sich zusammenziehen sehen, ohne daß wir haben entdecken können, daß für zureichende Ableitung gesorgt sei. Es ist die höchste Zeit, daß ein Ausbruch (!!) uns zu einer gereinigten Luft und zu einem klaren Horizonte verhelfe!"

Die Reden dieser Herren, welche später mit dreister Stirn den Vorhalt jeglichen revolutionären Treibens von sich abwiesen, sollten bald noch deutlicher fallen.

Am 11. März tagte im Kasino eine von Hvidt einberufene Versammlung, von etwa 2500 Personen besucht. Als Professor Clausen in einer dort gehaltenen Rede sagte: „Wir haben jetzt einen volksthümlichen und wirklich dänisch gesinnten König, um den wir uns sammeln können," folgte ein wahrer Beifallssturm diesen Worten. Kapitän Tscherning — (also ein Offizier der königl.-dänischen Armee auf der Rednerbühne in einer revolutionären Volksversammlung!) — predigte schon offen Krieg gegen die Herzogthümer. „Es könne", sagte er, „gar nicht davon die Rede sein, was Schleswig wolle oder nicht wolle; Schleswig sei kein eigener souveräner Staat, sondern wie Lolland und Fühnen ein Theil der dänischen Monarchie; wollte sich Schleswig losreißen, um einen eigenen Staat zu bilden, oder sich eigenmächtig einem fremden Staate anzuschließen, so wäre ein solcher Schritt Aufruhr, und solche Aufrührer zum Gehorsam zu bringen, nöthigen Falls mit Gewalt der Waffen, sei in diesem Falle Pflicht der Regierung!" — Auf seine an die Versammlung gerichtete Frage, „ob man ihm Recht gebe?" antwortete ihm ein tausendstimmiges „Ja!" Ein gehörtes „Nein!" erzeugte stürmischen Lärm. Aufgefordert, die Gründe für das „Nein" zu nennen, tadelte der Redner das „Nationalitätsgeschwätz", worauf ein betäubender Lärm losbrach. Tscherning fertigte seine Einwendungen mit den Worten ab: „er kenne den Mann sehr wohl; er sei verrückt!"

Als nun ein zweiter Redner „im Namen der Freiheit" Protest einlegte gegen die Absicht, die Schleswiger gegen ihren Willen zu incorporiren, wurde auch er durch maßloses Toben zum Schweigen gebracht. Im Namen des Rechtes legte keine Stimme in dieser Versammlung Verwahrung ein.

Resultat der Versammlung war natürlich der Volksbeschluß, daß Schleswig in Dänemark incorporirt werden müsse und solle!

Am 12. März tagte eine ebenso stark besuchte Versammlung im Hippodrom. Hier redete Orla Lehmann für die Eidergrenze.

Wohin es in Kopenhagen bereits gekommen war, ersieht man daraus, daß die in diesen Versammlungen mit frenetischem Jubel begrüßten beiden Hauptredner wegen aufrührerischen Treibens schon vorbestrafte Individuen waren, und zwar der Kapitän Tscherning mit Landesverweisung, während welcher Zeit er sich in Paris, wie schon bemerkt, aufhielt, und der Advokat Orla Lehmann mit zeitweiligem Arreste. Solcher Art war das Material, aus welchem man in dem laut der Kreuzzeitungspartei „nicht revolutionären Dänemark" schon wenige Tage darauf königliche Minister machte.

Unter Etatsrath Bang, dem Grafen Sponneck (beide Dänen) und Etatsrath Francke (Schleswig-Holsteiner) bildete sich gleichzeitig im Phönix ein Klub mit der Absicht, bei dem revolutionären Treiben der demokratischen Parteien die konservativen Elemente zu sammeln, und die Verbindung zwischen Dänen und Deutschen aufrecht zu erhalten, vermochte aber weder zum Schutze des bedrängten Königs noch der Herzogthümer irgend welchen Einfluß zu gewinnen.

Am 13. März erschien an allen Straßenecken ein Aufruf der Kasinopartei an alle patriotischen Dänen: „Dänemarks Existenz steht auf dem Spiele; es wird untergehen, wenn jetzt nicht Schleswigs Trennung von Holstein bewirkt wird!" Hieran schloß sich die Aufforderung zu freiwilligen Geldbeiträgen für diesen Zweck. Daß diese Geldspenden zur Kriegsrüstung gegen die Herzogthümer verwandt werden sollten, war öffentliches Geheimniß. Einem Deutschen, welcher am 4. März auf einen Monat Urlaub zu nehmen wünschte, antwortete einer der späteren Minister: „So werden wir uns wohl in Schleswig auf dem Schlachtfelde wieder sehen."

Die Kasinopartei forderte aber nicht allein in den von ihr geleiteten Versammlungen das Volk zur Kriegsrüstung auf, sondern ihr unheilvoller Einfluß machte sich bereits, bevor sie selbst offiziell am Ruder war, in den zur Zeit noch offiziell leitenden Kreisen geltend. Der Kriegsminister ordnete die schleunigste Mobilmachung sämmtlicher dänischen Truppentheile an, angeblich, weil man sich unter den drohenden Zeitverhältnissen auf einen Krieg mit Rußland oder England gefaßt machen müsse, — da aber, wie schon weiter oben mitgetheilt, diese so nothwendig befundene Vorsichtsmaßregeln nicht auf die in den Herzogthümern stehenden deutschen Truppenabtheilungen ausgedehnt wurde, so waren auch diese offiziell angeordneten Rüstungen lediglich gegen diese gerichtet, also zugleich gegen einen Theil der eigenen Armee, der sich im Gegensatze zu der Kopenhagener Truppe auf das Gewissenhafteste von jedem politischen Parteitreiben fern gehalten hatte, und gewillt war, landesherrlichen Befehlen gegenüber jeder Zeit seine Pflicht zu erfüllen. Darüber konnte in Kopenhagen gar kein Zweifel bestehen, da auch nicht das leiseste Anzeichen, welches Gegentheiliges konnte befürchten lassen, vorlag. — Doch wir wollen in unserer Darstellung dem Gange der Ereignisse nicht vorgreifen.

Wer den Befehl zu diesen Rüstungen gegen die Herzogthümer gegeben, ist nicht ermittelt worden. Der König selbst schwerlich. Wie Friedrich VII. noch am 18. März auf einen Ausgleich der Differenzen mit Hülfe der erfahrenen Männer rechnete, geht aus einer interessanten Mittheilung hervor, welche die 2. Auflage der aktenmäßigen Geschichte der dänischen Politik von Droysen und Samwer nachträglich brachte.

„Am 18. März", — heißt es dort — „drei Tage vor der Katastrophe (in Kopenhagen) empfing der König den kurz vorher aus Holstein gekommenen Obergerichtsrath Ekhard aus Glückstadt in einer Audienz, unmittelbar nach Orla Lehmann. Der König fragte: wie es in den Herzogthümern aussehe? Die Antwort war: ruhig, wenn aber durch eine Volksdemonstration oder durch eine Maßregel der Regierung ein Schritt geschehe, um Schleswig in Dänemark zu inkorporiren, so werde die Folge ein allgemeiner Aufstand sein. Auf die weitere Frage, was in solchem Falle wohl die Truppen und die Beamten thun würden? antwortete Ekhardt, daß sie nach seinem Dafürhalten sich mit wenigen Ausnahmen der Sache der Herzogthümer anschließen würden. Darauf der König: „mir fällt dergleichen auch nicht ein; wenn Sie nach den Herzogthümern kommen, so autorisire ich Sie, in meinem Namen zu erklären, daß ich von meinem Reskripte vom 28. Januar nicht abgehen werde; ich werde keinen Beschluß fassen, ehe die erfahrenen Männer hier sind. Ich erwarte von deren Einsicht und Vaterlandsliebe, daß sie mir Vorschläge machen werden, um die Differenzen zu beseitigen. Ich werde auf keinen Fall vorher einen Beschluß fassen. Sagen Sie nur, man könne sprechen und schreiben, so viel man wolle; handeln aber solle man nicht, sonst würde ich blank ziehen," (bei diesen Worten den Degen halb aus der Scheide ziehend und wieder zurückstoßend). „Ich riethe, still zu sein, weil mein Wunsch sei, daß die erfahrenen Männer ehrlich und offen die Wahrheit sagen sollen." Ekhard erwiderte, daß dieser königliche Ausspruch in den Herzogthümern die allgemeinste Beruhigung hervorbringen werde.

In seinem Vertrauen auf die Herzogthümer, welche selbst nach den Vorgängen in Kopenhagen am 11. März zur Ausgleichung der Differenzen auf dem gesetzmäßigen Wege zu verharren entschlossen waren, sollte der König sich nicht getäuscht haben, — seine dänischen Unterthanen waren es, welche jeden gütlichen Ausgleich unmöglich machten, indem sie den König zwangen, das ganze Verfassungsprojekt Christian VIII. über Bord zu werfen, bevor irgend welche Berathung der berufenen erfahrenen Männer stattgefunden.

Die Nachrichten aus Kopenhagen von den Volksversammlungen im Kasino am 11. März und im Hippodrom am 12. März, wo ein Offizier der königlichen Armee offen zum Kriege gegen die Herzogthümer aufgefordert, und man mit drohenden Worten die Inkorporirung Schleswigs verlangt hatte, versetzten natürlich die Herzogthümer in die größte Unruhe. Auch die unteren Massen des Volkes, welche sich bisher nur abwartend verhalten hatten, ergriff jetzt das Gefühl einer drohenden ernsten Gefahr. Ueberall bildeten sich Bürgervereine; Bürgerwehren wurden organisirt und Waffenübungen

angestellt, um dem bevorstehenden dänischen Angriffe, an welchem niemand mehr zweifelte, nicht wehrlos gegenüber zu stehen. Den zitternden Händen des Herrn von Scheel waren die Zügel der Regierung bereits entfallen; er soll in jenen Tagen selbst sein Regiment als fernerhin unmöglich in Kopenhagen dargestellt haben. Nur der gesetzliche Sinn der Bevölkerung hielt die Ordnung noch aufrecht.

Diesen drohenden Anzeichen gegenüber einigten sich die Abgeordneten beider Ständeversammlungen der Herzogthümer, am 18. März in Rendsburg zu einer Berathung über die bedrohte Lage des Landes zusammenzutreten. — Die Dänen datiren von diesem 18. März die Erhebung der Herzogthümer. — Wie wenig diejenigen, welche diese Versammlung beriefen, an eine solche dachten, beweist schon der zur Zusammenkunft gewählte Ort, — die Festung des Landes, deren dänischer Kommandant nur die Thore schließen zu lassen brauchte, um die ganze Gesellschaft gefangen zu nehmen. Aber auch Verlauf, wie Resultat dieser Ständeberathung berechtigten nicht im Entferntesten zu solcher Rückdatirung, welche die Dänen nur vornahmen, um ihr Vorgehen am 21. März in einem günstigeren Lichte erscheinen zu lassen. Den Vorwand zu dieser Geschichtsfälschung bot ihnen allerdings wieder die unter Olshausens Leitung in Kiel thätige demokratische Partei durch gleichzeitige Einberufung einer großen Volksversammlung nach Rendsburg, welche nach dem Plane der Leiter einen Druck im demokratischen Sinne auf die Berathung der wirklichen Vertreter der Bevölkerung ausüben sollte. Auch hier siegte wider Hoffen und Erwarten der Kieler Herren der gesetzliche Sinn, indem diese Volksversammlung sich begnügte, eine allerdings auf Volksfreiheit dringende Adresse an die tagenden Stände zu erlassen, sich sonst aber von jeder Ausschreitung fernhielt, und so jedes Einschreiten der noch in dänischer Hand stehenden Polizei und Militärmacht unmöglich machte.

Es versammelten sich in Rendsburg 70 ständische Abgeordnete, auch solche aus Nordschleswig, und tagten unter dem Vorsitze Beselers aus Schleswig unausgesetzt 11 Stunden. Von dem streng gesetzlichen Verhalten dieser Versammlung legte ein Vorfall Zeugniß ab, welcher doppelt bemerkenswerth war in jener Zeit, in welcher offene Auflehnung gegen jede Staatsgewalt fast durch ganz Europa an der Tagesordnung war.

Während die Ständemitglieder bereits vor überfüllten Tribünen tagten, traf ein Reskript des Kammerherrn von Scheel aus Schleswig ein, welches die Oeffentlichkeit der Verhandlung untersagte. Sofort forderte der die Versammlung als Präsident leitende Beseler das Volk auf, den Saal zu räumen, und widerstandslos leistete dasselbe der Aufforderung des Präsidenten Folge.

So gesetzmäßig benahmen sich in dem Augenblicke, wo jeder im Saale Anwesende sich bewußt war, daß von den Beschlüssen dieser Versammlung Wohl und Wehe der nächsten Zukunft abhänge, die Vertretung und das mit ihr sich eins wissende wirkliche Volk der Herzogthümer, und wiederum recht bezeichnend für den nicht genug hervorzuhebenden Unterschied zwischen der wahren Stimmung des Landes und dem agitatorischen Treiben der Kieler demokratischen Partei war das Verhalten der unter Leitung der letzteren gleichzeitig im Schauspielhause in Rendsburg tagenden Volksversammlung bei einem ähnlichen Anlasse. Otto Fock, einer der Leiter dieser Versammlung, berichtet darüber in seinen schleswig-holsteinischen Erinnerungen pag. 61 wie folgt:

„Ein sehr erheiterndes Intermezzo unterbrach die ersten Verhandlungen nicht lange vor dem Schluß: es ging eine Depesche des Herrn von Scheel aus Schleswig ein, durch welche er seine Erlaubniß zur Abhaltung der Versammlung gab! Als ob irgend Jemand sich noch um diese Erlaubniß kümmerte! Ein allgemeines Hohngelächter folgte der Mittheilung dieser Botschaft, welche am Besten die Ohnmacht des ehemals allmächtigen Mannes dokumentirte. Denn hätte er nur noch einen Schatten von Macht gehabt, so hätte er eine „so revolutionäre" (sic!!) Versammlung niemals gestattet."

Deutlicher kann man doch wohl nicht aus der Schule schwatzen. Eigentlich darf man sich kaum darüber wundern, — und dadurch hat ein solches Geschwätz für alle bei jener Bewegung Betheiligten seine recht ernste Seite, — daß nämlich in weiten Kreisen, welche ihre Belehrung nur aus Schriften schöpfen, eine so durchaus falsche Auffassung jener Vorgänge in den Herzogthümern verbreitet ist, wenn Publizisten von dem Schlage des Herrn Fock, welcher inmitten der Bewegung gestanden sein will, das Land aber nur durch die Kieler Brille sah, in der That aber weder Land noch Leute kannte, dreist und unverfroren das, was sie gewollt und erstrebt, als Bestrebungen unserer Bevölkerung in die Welt hinausposaunen. Das Papier ist ja geduldig, aber zum Glück waren die An- und Absichten des Herrn Fock und Kieler Genossen nicht maßgebend für die Stimmung der Mehrheit der Bevölkerung, wie das Verhalten der Ständeversammlung, deren Beschluß zum Verdrusse der demokratischen Partei schließlich den Ausschlag gab, klar bewies.

In dieser Versammlung wurde nach lebhaften Debatten, in welchen die besonnene Haltung des Grafen Reventlow-Preetz über die weitgehenden demokratischen Anträge Olshausen's den Sieg davon trug, beschlossen, als letzten Versuch eines friedlichen Ausgleichs eine Deputation nach Kopenhagen zu senden, um dem König-Herzoge „auf vorgeschriebene Weise die Wünsche seiner Unterthanen in den

Herzogthümern vorzulegen, und demselben die Lage des Landes darzuthun."

Wenn Reventlow auch die Absendung der Deputation und deren Zweck in der obigen Fassung befürwortet hatte, so waren ihm doch die schließlich von der Versammlung beliebten Forderungen, welche als Wünsche des Landes vorgelegt werden sollten, so sehr zu weitgehend, daß er sich bei der Wahl der Deputation der Abstimmung enthielt, wie sich denn der Einfluß Olshausen's auch hier soweit geltend machte, daß die Wahl nur auf Mitglieder des Centrums und vornehmlich der Linken fiel, weil man diese am meisten geeignet hielt, um — nach Otto Fock's eigenen Worten — „so wesentlich demokratische Forderungen" in Kopenhagen zu unterstützen. Die Wahl fiel auf den Eisenbahn-Direktor Theodor Olshausen, die Obergerichts-Advokaten Claussen und Dr. Gülich, Gutsbesitzer Kammerherr von Neergaard und Etatsrath Engel.

Als Wünsche des Landes waren folgende 5 Punkte bezeichnet: „Es möge Sr. Majestät gefallen

1) Die Mitglieder beider Stände sofort zu einer Versammlung zu vereinigen zum Zweck einer Berathung einer Schleswig-Holsteinischen Verfassung;
2) bei dem Deutschen Bunde die nöthigen Schritte zur Aufnahme des Herzogthums Schleswig in denselben zu thun;
3) in Betreff der dringenden äußeren und inneren Gefahr auf geeignete Weise für die Einführung allgemeiner Volksbewaffnung zu sorgen;
4) dem Lande vollständige Preßfreiheit und das Recht zu öffentlichen Versammlungen wieder zu geben;
5) den Regierungspräsidenten v. Scheel sofort von seinem Amte zu entlassen."

Von Beseler und Reventlow bekämpft und darauf mit überwiegender Majorität verworfen wurden die folgenden 3 Anträge Olshausens und Genossen: 1) die Entlassung des Kanzleipräsidenten Grafen C. Moltke zu fordern; 2) ein Komitee zur Ueberwachung der politischen Ereignisse niederzusetzen, und endlich 3) sich über das Nichtzusammenrufen der „erfahrenen Männer" zu äußern.

ad 1) war es gewiß eine auffallende Erscheinung, daß selbst in diesem erregten Augenblicke die Stände ablehnten, dem verhaßten Ministerium Moltke, unter dem man Unsägliches erduldet, ein Mißtrauensvotum zu geben. Die letzten Nachrichten aus Kopenhagen vom 11. und 12. März hatten gezeigt, daß das alte Gesammtstaats-Ministerium in heftigem Kampfe mit den Radikalen begriffen war. Wurde es von diesen besiegt, so mußte zweifellos ein Ministerium der dänischen Ultras folgen, welches sich sofort auf die

ersehnte Beute stürzen, und mit Gewalt Schleswig von Holstein zu trennen suchen würde. Dagegen wußte man bestimmt, daß dieses Ministerium, was es auch gegen uns verbrochen haben mochte, nie darin willigen konnte und würde, allen Verträgen und Grundgesetzen entgegen, Schleswig von Holstein zu reißen und Dänemark einzuverleiben. Deshalb wollte man in diesem entscheidenden Augenblicke nicht beitragen zu dem Sturze des Ministeriums, welches, wenn es Sieger blieb, immerhin noch die Möglichkeit eines friedlichen Ausgleiches auf dem Wege Rechtens offen ließ, welche anderen Falles vollständig ausgeschlossen war. Man wollte die Gesetzmäßigkeit bis zur äußersten Grenze wahren, nur durch illegale Gewalt gezwungen den Weg offenen Widerstandes betreten, und beschied sich, die Wünsche des Landes in vorgeschriebener Form dem König-Herzog vortragen zu lassen.

ad 2) begnügte man sich damit, Beseler, Reventlow und Bargum zu beauftragen, diese Versammlung ständischer Abgeordneten, falls die Ereignisse es erforderlich machen sollten, wieder zu berufen.

ad 3) drang die besonnene Haltung des Grafen Reventlow durch, welcher erklärte: „er sei noch dafür, daß die erfahrenen Männer nach Kopenhagen gingen; das sei unserer Seits versprochen und müsse gehalten werden," — und diese Erklärung gab er an demselben Tage in Rendsburg ab, an welchem Friedrich VII. in der Unterredung mit dem Obergerichtsrath Ekhard aus Glückstadt seiner Hoffnung auf einen friedlichen Ausgleich mit Hülfe der erfahrenen Männer Ausdruck gab. — Also hier war man entschlossen, den Wünschen des Königs nach Möglichkeit entgegen zu kommen, — wie anders aber in Kopenhagen!

Die Verhandlungen und Beschlüsse dieser Ständeversammlung in jenen aufgeregten Zeiten dürfen gewiß als ein Muster von Loyalität aufgestellt werden, und vollständig sinnlos ist es, wie es freilich auch Otto Fock pag. 61 fertig bringt, wobei er aber wohl nur die Versammlung seiner Partei, welche, wie schon des Oefteren hervorgehoben, mit der eigentlichen Bewegung im Lande recht wenig gemein hatte, im Auge gehabt haben kann — recht sinnlos also ist es, die Erhebung der Herzogthümer von dieser Ständeversammlung am 18. März zu datiren, wie dies geflissentlich dänischer Seits mit berechnender Schlauheit geschieht. Mit dieser kleinen Geschichtsfälschung, wie sie den Dänen ja stets geläufig war, gelingt es ihnen nämlich, ihr sonst das Gepräge offenen Aufruhrs an der Stirn tragende Vorgehen am 21. März als einen vom dänischen Staatsinteresse gebotenen Akt der Nothwehr gegen die in den Herzogthümern ausgebrochene Empörung darzustellen, während doch in der That unsere Erhebung am 24. März nur ein Akt berechtigter

Nothwehr gegen die am 21. März zur Gewalt gelangte Revolutionspartei in Kopenhagen war. So unwesentlich es dem harmlosen Leser auch erscheinen mag, ob man die Erhebung vom 18. oder 24. März datirt, so ist es doch von entscheidender Bedeutung für die richtige Würdigung der stets gesetzmäßigen Handlungsweise der so viel geschmähten Herzogthümer, daß auf Grund der historischen Thatsachen diese dänische Lüge als solche festgenagelt wird, da sie nur erfunden wurde, um mit einem Scheine des Rechtes den offenen Aufruhr gegen den Landesherrn, welcher in Kopenhagen in frivolster Weise stattgefunden, von sich ab und den Schleswig-Holsteinern in die Schuhe zu schieben. — Lassen wir denn die geschichtlich feststehenden Thatsachen reden.

Die historische Treue verlangt nun, daß wir hier nicht unerwähnt lassen, daß auch am 18. März in Rendsburg ein ordnungswidriges Vorkommen stattgehabt, indem an den Debatten der demokratischen Versammlung im Schauspielhause sich Unteroffiziere und Soldaten des 14. Infanterie-Bataillons betheiligten. Otto Fock erzählt: „dieselben legten unter dem donnernden Beifall der Zuhörer Zeugniß ab für die entschieden deutsche Stimmung der Besatzung von Rendsburg". Dr. C. Godt, Geschichte Schleswig-Holsteins, giebt die Zahl der sich betheiligenden Soldaten auf etwa 100 an, welche auch die Adresse jener Versammlung an die Stände unterzeichnet haben sollen.

Angesichts der drohenden Zukunft waren derartige Kundgebungen ja wünschenswerth, wie man auch von den Landeskindern nicht anders erwartete, als daß sie treu zu den Rechten ihrer Väter stehen würden, immerhin aber wären diese Kundgebungen als ordnungswidrig besser unterblieben, und waren nur in dieser Versammlung möglich, während man sie bei den allein Ausschlag gebenden Ständen schwerlich geduldet haben würde. Gewiß kann nicht geleugnet werden, daß diese Betheiligung der Soldaten an jener Versammlung viel dazu beigetragen hat, daß im entscheidenden Augenblicke die Garnison von Rendsburg wußte, daß es sich um Wahrung der Rechte des Landes handele, und somit hier eine Vorbereitung zu der späteren Erhebung vorlag, sonst aber kann sich dieser vom militärischen Standpunkte „subordinationswidrige Vorfall" der Konstatirung deutscher Gesinnung, von dem bis zur wirklichen That und namentlich bis zum Ungehorsam gegen Befehle der Offiziere denn doch noch ein weiter Raum von Möglichkeiten liegt, nicht in Vergleich gezogen werden mit den Vorgängen, deren sich das dänische Militär, und zwar die Herren Offiziere an der Spitze, am 21. März in Kopenhagen rühmen konnten, und von einer wirklich revolutionären Bewegung in Rendsburg am 18. März, wo man lediglich den in

der vorschriftsmäßigen Form sich haltenden Beschlüssen der Stände Folge leistete, konnte absolut nicht die Rede sein.

Am 19. März, also bevor es bei den damaligen Verkehrseinrichtungen überhaupt möglich war, irgend welche aufgebauschte Kunde von den Rendsburger Vorgängen nach Kopenhagen gelangen zu lassen, wurde von dem Kriegsministerium im weiteren Verfolge des gegen die Herzogthümer geplanten Angriffes der Befehl an das zur Zeit in Schleswig liegende (dritte) Generalkommando in den Herzogthümern gesandt, unverzüglich nach Rendsburg überzusiedeln. Bezeichnend für das berechnende Treiben dieser Partei ist, daß dieser Befehl vom 19. März erst am 21. März in Kopenhagen als Parolebefehl bekannt gemacht wurde, also zu der Zeit, wo der Befehl bereits in Schleswig eingetroffen sein mußte; natürlich geschah dies, um ihn als Folge der Rendsburger Vorgänge erscheinen zu lassen. Gleichzeitig mit diesem Befehle vom 19. März war an die Schleswig-Holsteinische Hauptkasse in Rendsburg und an die Münze in Altona die Weisung ergangen, ihre reichen Bestände nach Kopenhagen abzuliefern.

Das alte Gesammtstaatsministerium, welches sich bereits im heftigen Kampfe befand mit den zur offenen Empörung drängenden Radikalen, konnte unmöglich glauben, daß jene Bestände in diesem Augenblicke sicherer geborgen sein würden in dem so revolutionär aufgeregten Kopenhagen, als in den bis dahin ruhigen Herzogthümern, und der König, welcher den letzteren noch am Tage vorher sein königliches Wort verpfändet hatte für freie ungestörte Berathung der erfahrenen Männer, konnte ebensowenig einen solchen Befehl erlassen haben, welcher nur zum Scheitern dieses Projektes, auf welches er seine Hoffnung friedlicher Lösung gesetzt, beitragen mußte. — Es war eben schon damals in Kopenhagen ein anderer Wille maßgebend, als der des Königs und der ihm offiziell zur Seite stehenden Minister.

Die in der Ständeversammlung in Rendsburg am 18. gewählte Deputation der Herzogthümer reiste am Dienstag, den 21., Mittags von Kiel ab nach Kopenhagen, begleitet von banger Sorge ihrer Wähler um das Gelingen ihrer Mission und ihr persönliches Geschick. Es gehörte wahrlich voller Mannesmuth dazu, in diesem Augenblicke sich einer solchen Aufgabe zu unterziehen, und die Erlebnisse jener patriotischen Männer rechtfertigten nur zu sehr die Besorgnisse, welche man bei ihrer Abreise in den Herzogthümern hegte.

6. Kapitel.

Die Revolution in Kopenhagen. Die entscheidende Kasino-Versammlung. Etatsrath Francke. Orla Lehmann erklärt den König für unfähig, die Regierung zu führen. Die Selbsthülfe der Verzweiflung und der Eid der dänischen Offiziere. Achtungswerthes Benehmen der dänischen Studenten und Künstler. Baron Dirckink-Holmfeld über die Kasino-Männer. Die Adreßdeputation der Bürger-Repräsentanten. Das Kasino siegt und stürzt das Gesammtstaatsministerium.

Vor der Ankunft der Deputation in Kopenhagen hatte sich dort bereits eine vollständige Umwandlung der Verhältnisse vollzogen. Am Montag, den 20. früh war dort die Kunde von der Rendsburger Versammlung am 18. März und der am 22. bevorstehenden Ankunft der Deputation aus den Herzogthümern eingetroffen. Diese Nachricht, natürlich mit den übertriebensten Lügen aufgebauscht, ging wie ein Lauffeuer durch die Residenz und verursachte eine ungeheure Aufregung. Bereits um 11 Uhr früh ordnete ein Parolebefehl die Bildung einer Defensionskommission an, bestehend aus dem Oberstlieutenant Hansen, dem Kommandeurkapitän Zartmann und Anderen; zugleich wurde beschlossen, daß die Festung Friedrichsort vor Kiel sofort zu armiren sei, und zwei Kompagnien eines dänischen Bataillons als Besatzung dorthin abgehen sollten, — und alles dies, weil eine friedliche Deputation aus den Herzogthümern es wagte, den Landesherrn um Wahrung ihrer Rechte bitten zu wollen.

Die Führer der Eiderdänen, wohl fürchtend, daß die Stimme des zweifellosen Rechtes und der Wahrheit doch bei dem Könige eine Aufnahme finden könnte, geeignet, ihre weitgehenden Pläne zu kreuzen, erachteten als nothwendig, d a ß d i e E n t s c h e i d u n g g e f a l l e n s e i n m ü s s e v o r A n k u n f t d e r D e p u t a t i o n i n K o p e n h a g e n.

Eine auf Mittwoch den 22. geplante Kasinoversammlung wurde noch auf den Abend des Montags angesagt. Orla Lehmann, welcher dazu aufforderte, verkündigte in gewohnter Weise: „Das Vaterland ist in Gefahr! Die H e r z o g t h ü m e r s i n d i n v o l l e m A u f r u h r e! Jeder wahre Vaterlandsfreund wird aufgefordert, sich am Abend im Kasino einzufinden!“ — Vor dem Kasino aufgestellte Jungen priesen dem zahlreich der Versammlung zuströmenden Volke ein Flugblatt an mit dem Rufe: „K r i e g g e g e n S c h l e s w i g!“

Da Hvidt, welcher dieser Versammlung präsidiren sollte, einer Berathung der Bürgerrepräsentanten in gleicher Angelegenheit bei-

wohnte, wurde die Eröffnung bis zum Schlusse der Letzteren verzögert. Als Hvidt, mit großem Jubel empfangen, endlich erschien, theilte er der Versammlung, welcher zahlreiche Offiziere und Soldaten in Uniform nicht nur beiwohnten, sondern sich auch an den stürmischen Beifallsbezeugungen betheiligten, den Beschluß der Bürgerrepräsentation mit, den König um Entlassung der Minister zu bitten.

Nach ihm ergriff Orla Lehmann das Wort, um der Versammlung die Gefahr zu schildern, in welcher man sich befände. In Rendsburg habe sich eine provisorische Regierung gebildet; man habe die Hauptkasse in Beschlag genommen, — das Bataillon Graf Baudissin sei zu den Aufrührern übergegangen; — ein Hauptmann sei im Kampfe innerhalb der Festung gefallen!

Der als einziger Schleswig-Holsteiner dieser fanatisch erregten Versammlung beiwohnende Etatsrath Francke*) hatte den Muth, in deutscher Sprache diesen aus der Luft gegriffenen Lügen entgegen zu treten. Aus Briefen, welche ihm an dem Tage aus Kiel zugegangen, konnte er den Nachweis liefern, daß kein wahres Wort an Lehmanns Mittheilungen sei, und er forderte, daß man jede Beschlußfassung vertage, bis die Deputation der Herzogthümer eingetroffen und gehört worden sei.

Die ruhigen, den Stempel der Wahrheit tragenden Worte Francke's verfehlten für den Augenblick nicht eines Eindruckes auf die Anwesenden, aber Orla Lehmann war ein zu redegewandter Agitator, um nicht rasch diesen für ihn bedenklichen Eindruck durch bombastische Tiraden verwischen zu können. Unverfroren begann er seine Gegenrede: „Wahr oder nicht wahr, was der Redner vor mir gesagt hat, — wenn die Revolution in den Herzogthümern noch nicht ausgebrochen ist, so wird sie ausbrechen!" Des Weiteren erklärte er: „der König — und er werde sich nicht scheuen, ihm das ins Gesicht zu sagen — sei seiner Aufgabe nicht gewachsen! Die Minister hätten weder die Einsicht, noch den Willen, noch die Kraft für ihr Amt; freilich sei es schwer, Minister zu finden, und es seien in Dänemark nicht gerade Viele, aber Einige, Wenige," — so empfahl er „durch die Blume" sich und seine Genossen als die für den Augenblick einzig möglichen Männer der Situation, und diesen unverschämten Worten folgte ein frenetischer Beifallssturm.

Wir wissen nicht, ob Offiziere und Soldaten sich an diesem der Rede Orla Lehmanns folgenden Beifallssturme betheiligten, aber unerhört bleibt es, daß sie eine derartige öffentliche Be-

*) Bureauchef in der deutschen Abtheilung des Generalzollkammer- und Kommerz-Kollegiums.

schimpfung ihres Königs und Kriegsherrn anhören konnten, ohne einzuschreiten, wozu sie nach dem Wortlaute des von ihnen geschworenen Eides auch ohne höheren Befehl verpflichtet waren. Ein energisches Vorgehen gegen dieses aufrührerische Treiben der Eiderdänenpartei in jenem Augenblicke der Beschimpfung des Königs hätte vielleicht noch die Revolution in Kopenhagen verhindern können, oder hatte der Aufruhr bereits die Soldaten der dänischen Armee soweit ergriffen, daß die Offiziere ihre Soldaten nicht mehr in der Gewalt hatten? — Da sie dieses Letztere entschieden in Abrede stellen, so bewiesen sie durch ihr gegen Pflicht und Eid passives Verhalten bei dieser Gelegenheit, daß sie sich selbst an der gegen den Landesherrn gerichteten Empörung betheiligten. Von diesem Vorwurfe vermögen alle Künste der Dialektik und Sophistik, wie sie noch heutigen Tages von den Dänen versucht werden, die Herren nicht rein zu waschen. Berichten wir jetzt erst über den weiteren Verlauf dieser so entscheidenden Kasinoversammlung, und sehen wir uns dann einmal den Wortlaut des Eides an, welchen jene dieser Versammlung beiwohnenden Offiziere ihrem Könige geschworen hatten. Durchaus den gleichen Eid hatten damals die sogenannten „vormärzlichen" schleswig-holsteinischen Offiziere geschworen. Ohne alle Anwendung von Dialektik wird der Wortlaut des Eides lehren, welcher dieser beiden streitenden Theile seinem Eide treuer nachgekommen, die dänischen oder die deutschen Offiziere!

Das Endergebniß jener Versammlung war, daß eine Adresse an den König beschlossen wurde, in welcher folgende 5 Punkte Ausdruck finden sollten: 1) Eine Schleswig-Holsteinische Verfassung (und doch hatte diese Verfassung Jahrhunderte existirt!) ist Aufgeben des Rechtes der dänischen Krone auf Schleswig, der König von Dänemark (bis zu jener Stunde denn doch noch unumschränkter Monarch!) dazu nicht berechtigt, und das dänische Volk wird es nie dulden. 2) Das dänische Volk versichert den König seines unbeschränkten Beistandes zur Erfüllung der heiligsten seiner Regentenpflichten, zu wachen über die ungekränkte Aufrechterhaltung des souveränen dänisch-schleswig'schen Reiches. 3) Dänemarks und Schleswigs gegenwärtige Verbindung kann nur gesichert werden durch eine für beide gemeinschaftliche Regierung, gegründet auf ein in Wahrheit volksthümliches Wahlgesetz. 4) Schleswigs gegenwärtige provinzielle Selbstständigkeit und das gleiche Recht der darin vorhandenen beiden Nationalitäten müssen garantirt werden durch einen eigenen Landtag der Provinz und entsprechende provinzielle Einrichtungen in Verwaltung und Rechtspflege. (Dieser Punkt 4 fand nur wenig Zustimmung, da die Mehrzahl auch diesen Schatten alter Selbstständigkeit den Schleswigern nicht lassen wollte, und

wurde nur bei der Schlußabstimmung mit durchgeschleppt.) 5) Dänemarks Wohlfahrt erfordert, daß der König ohne Aufenthalt den Thron mit Männern umgiebt, deren Einsicht, Energie und Vaterlandsliebe der Regierung Kraft und der Nation Vertrauen geben können. — Des Weiteren hieß es in der Adresse: daß die jetzigen Minister das Vertrauen des Volkes nicht besäßen, daß die täglich mehr hervortretenden Früchte ihres Regierungssystemes allen Glauben daran untergrüben, daß diese Männer nicht ferner im Amte verbleiben könnten, „nun die Stunde der Entscheidung mit Kampfesschritt nahe." Die Adresse schloß mit den bezeichnenden Worten: „Wir flehen Ew. Majestät an, die Nation nicht zur Selbsthülfe der Verzweiflung zu treiben!"

Nach Orla Lehmann bestieg nun Kapitän Tscherning (!) die Rednerbühne: „Nach der eben gehörten Schilderung der Lage des Landes sei auch er der Ansicht, daß ein neues Ministerium geschaffen werden müsse, aber es frage sich, wann?" — „Noch heute Abend!" wurde von der Versammlung verlangt, und als Tscherning dem „als übereilt" widersprach, rief man zur passenden Illustration des Schlußpassus der Adresse: „Wir flehen Ew. Majestät an u. s. w." stürmisch: „bewaffnet müsse man zum Schlosse ziehen!" — „Zeigen wir", — antwortete der Kapitän — „daß unser Wille stark genug ist, um darauf schlafen zu können!" — Also Morgen! stimmte die Versammlung bei. — Tscherning, dem die Vorbereitungen zu seiner und Lehmanns Minister-Ernennung noch nicht genügend gesichert schienen, und der zur gründlichen Nachhülfe noch Zeit gewinnen wollte, fuhr fort: „Aber man muß dem Könige doch auch Bedenkzeit zur Wahl der neuen Minister lassen, und schlage ich vor, wir warten bis zum Mittwoch früh, bevor noch die Deputation aus den Herzogthümern eingetroffen ist." — Dahin einigte man sich denn schließlich.

Wir fragen nun, mit welchem auch nur Scheine eines Rechtes können Offiziere, welche dieser Versammlung zustimmend beigewohnt, in welcher ihr König und Kriegsherr beschimpft und der gänzlichen Unfähigkeit zum Regieren geziehen, in welcher laut verlangt wurde, daß man „bewaffnet" auf das Schloß ziehen solle, um dem Könige die Forderungen des Volkes abzuzwingen, — mit welchem Rechte, fragen wir, können diese Offiziere behaupten, dem von ihnen geschworenen, hier unten im Wortlaute folgenden Eide treu geblieben zu sein? — Und diese Frage beschränkt sich nicht auf die Zahl derjenigen Offiziere, welche an jenem Montag-Abend im Kasino gegenwärtig waren, sondern auf sämmtliche Offiziere der speziell dänischen Armee, welche mit diesen Kameraden vom Kasino weiter dienten, und gemeinschaftliche Sache machten. Der Eid lautete wörtlich, wie folgt:

„Ich verspreche und schwöre Sr. Majestät dem König .... von Dänemark und Norwegen, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn, Dithmarschen und Oldenburg, meinem allergnädigsten König und Herrn und allen Sr. Majestät rechtmäßigen Erbsuccessoren in der Regierung treu, hold und gehorsam zu sein; nach Kräften dahin zu streben, daß Sr. Königlichen Majestät Souveränität und Erbgerechtigkeit über Seine Reiche und Lande unveränderlich erhalten und auf Seine rechtmäßigen Erbsuccessores fortgepflanzt werde; als ein ehrliebender Kriegsmann unter der mir vorgesetzten Behörde in Sr. Majestät Diensten zu Lande und zu Wasser unweigerlich mich brauchen zu lassen, und mein Leben und Blut für das Wohl Sr. Majestät und Seiner Reiche und Lande zu wagen, auch dabei Sr. Majestät Kriegsartikel-Brief, Gesetze und Veränderungen, sowie andere Anordnungen und Befehle der hohen Obrigkeit nachdrücklich zu halten, wie es einem treuen Diener und ehrliebenden Kriegsmann geziemt und ansteht.

So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort."

Dieser Eid an und für sich war allenfalls noch auf veränderte Verhältnisse dehnbar; diese Dehnbarkeit aber wurde vollständig aufgehoben durch den Inhalt der jedem Offizier und Beamten darauf ertheilten, analog dem Königsgesetze gebildeten und für denjenigen, welcher das Amt übernahm, dem Eide gleich zu achtenden Bestallung, in welcher Se. Majestät der König das zu beobachtende Verhalten von Offizieren und Beamten des Näheren vorschrieb. Eine solche Bestallung lautete:

„Wir .... von Gottes Gnaden König zu Dänemark, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holstein u. s. w. machen bekannt:

Daß Wir Allergnädigst angenommen und bestallt haben, und hiermit annehmen und bestallen", — folgt Name und Amt, zu welchem der Betreffende ernannt. Sodann heißt es weiter:

„Demgemäß soll er Uns als seinen absoluten und souveränen Erbkönig und Herrn gehorsam, hold und treu sein, und auf alle mögliche Weise Unseren Nutzen und Bestes erstreben und erzielen, Schaden und Verderben dahingegen durch äußerste Macht und Anstrengung hindern und fernhalten. Besonders mit aller Kraft und Vermögen dahin trachten, seine Bestrebungen dahin richten, daß Unser absolutum dominium, Souveränität und Erbgerechtigkeit über Unser Königreich und Unsere Lande unverändert beibehalten und auf Unsere rechtmäßigen Erbsuccessoren in der Regierung fortgepflanzt und fortgesetzt werde, worauf er Leben, Gut und Blut zu wagen und zuzusetzen verpflichtet und schuldig sein soll. Er soll auch nicht gestatten und erlauben, daß jemand, wer

es auch sein möge, dagegen etwas, das Uns nachtheilig sein könnte, heimlich oder öffentlich vornehme, rede oder handele, sondern, sofern etwas derartiges wider Verhoffen geschehen, und ihm bewußt und kund werden sollte, sich zunächst mit aller Kraft und auf alle Weise dawider setzen, und Uns sofort davon Kunde geben.

Besonders soll er Unseren Vorschriften, Kriegsartikeln und Verordnungen, seien dieselben schon erlassen, oder sollten sie noch erlassen werden, geziemend nachleben und unter allen Kriegsverhältnissen und ihm übertragenen Verrichtungen mit dem größten Eifer sich bereit finden lassen, Leben und Blut überall und gegen Jeden, wohin er kommandirt wird, einzusetzen, wie auch bei jeder Gelegenheit sich so verhalten und benehmen, wie es einem ehrliebenden tapferen Offizier und treuen Diener wohl ansteht und gebührt, und wie er zu verantworten vermag."

Gegeben in Unserer Königl. Residenzstadt Kopenhagen den ....
Siegel Unterschrift.

Den letzten Absatz, welcher für unsere Darstellung kein besonderes Interesse hat, haben wir aufgenommen, um uns gegen den möglichen Verdacht willkührlicher Auslassung zu sichern.

Hier stand es ja nun des Langen und Breiten ausgesprochen, daß der Offizier wie der Beamte nicht erst Befehle von Oben abwarten solle, sondern daß er verpflichtet sei, auf die bloße Kunde hin sich auf alle Weise und mit aller Kraft Allem, was der Krone nachtheilig sein könne, zu widersetzen gegen Jedermann, wer es auch sein möge.

Um das Inhaltschwere dieser letzten Worte ganz zu würdigen, muß man wissen, daß das dänische Königsgesetz, dem entsprechend diese Bestallungen abgefaßt waren, selbst den König seines Thrones für verlustig erklärt, welcher das Königsgesetz, d. i. das absolutum dominium anzutasten wagt!

Und nun, geehrter Leser, urtheile selbst. Eid und Bestallung sind ja nicht eine leere Formalität, von Fürst und Staat als einmal übliche Spielerei verlangt, sondern ihr Inhalt ist in jedem Worte ein wohl erwogener, abgefaßt in der festen Erwartung und Absicht, daß im entscheidenden Augenblicke auf das Gewissenhafteste denselben nachgelebt werde. Diese strenge Pflichterfüllung der Offiziere und Beamten bildet ja im Augenblicke der Gefahr den einzigen Schutz von Fürst und Volk, von Allem, was durch Gesetz und Sitte geheiligt überhaupt besteht, und mit zwingender Nothwendigkeit und vollem Rechte werden Offiziere und Beamte, welche dieses in sie gesetzte Vertrauen pflichtvergessen verletzen, mit Verachtung und härtester Strafe belegt.

Jeder unbefangen Urtheilende muß zu dem Schlusse kommen, daß jene Offiziere im Kasino auf das Gröblichste gegen Alles verstießen, was ihnen in ihrer Bestallung zur unabweisbaren Pflicht gemacht worden. Zum unwiderlegbaren Beweise genügen die folgenden zwei Vorschriften ihrer Bestallung: „Besonders soll er mit aller Kraft und Vermögen dahin trachten, daß Unser absolutum dominium über Unser Königreich unverändert beibehalten werde, worauf er Leben, Gut und Blut zu wagen und zuzusetzen verpflichtet und schuldig sein soll." Und des ferneren: Er soll auch nicht gestatten, daß jemand, wer es auch sein möge, dagegen etwas, das Uns nachtheilig sein könnte, heimlich oder öffentlich vornehme, rede oder handele, sondern zunächst mit aller Kraft und auf alle Weise sich dawidersetzen u. s. w.

Nun, ich denke, in jener Versammlung wurde genügend „Nachtheiliges" über den König geredet, das Volk gegen das „absolutum dominium" aufgewiegelt, und gar verlangt, bewaffnet auf das Schloß zu ziehen, um den in jenem Augenblicke noch von Rechtswegen im Vollbesitze des absolutum dominium befindlichen König zum Erlasse einer von jener Versammlung beliebten Verfassung zu zwingen, und welcher jener Herren Offiziere im Kassino hat irgend welcher jener oben aufgeführten Bestimmungen genügt, oder welcher Offizier überhaupt der königlich dänischen Armee hat, wie seine Bestallung vorschreibt, Leben, Gut und Blut dafür einzusetzen gewagt, daß dem Könige sein Recht für Dänemark, d. i. das absolutum dominium gewahrt werde?

Die Dänen sagen, Friedrich VII. habe durch sein Reskript vom 28. Januar selbst das absolutum dominium aufgegeben, und damit seien alle auf dieses hin gegebenen Bestimmungen hinfällig geworden! — Das ist freilich die bekannte dänische Logik, wenn es gilt, eine Sache in ihrem Interesse auszulegen. — Wie Schleswig inkorporirt sein sollte, weil einst Friedrich IV. die (aber nicht zur Ausführung gekommene) Absicht gehabt, ein solches Attentat auf bestehende und beschworene Rechte auszuüben, so sollte jetzt Friedrich VII. durch die in dem Reskript vom 28. Januar ausgesprochene Absicht, eine Verfassung zu erlassen, durch die allerdings, wenn sie erlassen worden wäre, das absolutum dominium beseitigt worden, dieses absolutum dominium bereits verlustig gegangen sein. Das ist eine Beweisführung, die einer Widerlegung nicht bedarf.

Streng nach dem in Dänemark unbestritten geltenden Königsgesetze, welches selbst den König seines Thrones verlustig erklärt, welcher das absolutum dominium anzutasten wagt, waren die Offiziere, welche eben lediglich auf dieses absolutum dominium

vereidigt waren, verpflichtet, wenn eine solche Verfassung erlassen worden, mit „aller Kraft und in aller Weise dahin zu streben, daß dieses absolutum dominium nunmehr auf die berechtigten Erb-Successoren des seines Thrones verlustig gegangenen Friedrich VII. unverändert übertragen werde", und sie konnten ihres Eides nur entbunden werden, wenn sie vor Erlaß der Verfassung ihren Abschied forderten. Mit dem Erlaß trat sofort ihre eidliche Verpflichtung in Kraft, gegen dieselbe einzuschreiten, und war jede Selbstbestimmung für sie ausgeschlossen. Bei anderer Deutung hätte ein solcher Eid weder Sinn noch Zweck.

Aber gesetzt, die Auffassung der dänischen Offiziere war eine berechtigte oder zu entschuldigende, daß mit dem Patente vom 28. Januar das absolutum dominium, auf welches sie lediglich vereidigt waren, aufgehoben sei, und daß es nun ihrem individuellen Ermessen überlassen blieb, wie sie sich als „treuer Diener und ehrliebender Kriegsmann" — so heißt es in dem Eide — zu der neuen Aera stellen wollten. Den Vordersatz zugegeben, können und wollen wir es ihnen nicht verargen, daß sie sich als geborene Dänen dann auf Seite der dänischen Nation stellten, aber dann müssen sie auch den deutschen Offizieren, deren Eid dann ebenso hinfällig geworden, das gleiche Recht einräumen, ihr Verhalten nach ihrem Ermessen zu regeln, und wird man es denen ebensowenig verargen können, wenn sie sich auf Seite ihrer deutschen Heimath stellten. — Die dänischen Offiziere aber, welchen lediglich unter solcher Voraussetzung eine Entschuldigung ihres Verhaltens zugebilligt werden könnte, entblödeten sich später nicht, über die deutschen Offiziere, denen diese Voraussetzung denn doch in gleichem Maße zu Gute kommen mußte, verdammend zu Gericht zu sitzen!! — Eine Verblendung und Selbstverkennung, welche nur in dem von wüsten Agitatoren künstlich geschürten National-Dünkel und Fanatismus, welche blind gegen jedes vernünftige Erwägen machten, ihre Erklärung finden können.

Wir brauchen wohl nicht besonders zu betonen, daß im Uebrigen diese ganze Supposition eitel Sophistik ist, um den nicht wegzuleugnenden Eidesbruch der dänischen Offiziere zu bemänteln. Die deutschen Offiziere, welche unter durchaus anderen Verhältnissen, wie sie für sie durch jenes Vorgehen der Dänen erst geschaffen wurden, und mit ganz anderen Pflichten auf die deutsche Seite traten, bedürfen Gott sei Dank solcher Sophistereien nicht, um den Schild ihrer Ehre blank zu halten, und die nun sich rasch folgenden Ereignisse werden lehren, daß die in den Herzogthümern stehenden Offiziere, als die Entscheidung an sie herantrat, handelten, wie „es einem treuen Diener und ehrliebenden Kriegs-

manne geziemt und ansteht," d. h. ihrem Eide auch in dem entscheidenden Augenblicke treu blieben!

Um unsere Ausführungen nicht zu weit auszudehnen, wollen wir aus der Fülle der Kopenhagener Ereignisse, welche nach jener Kasinoversammlung bis zum Eintreffen der schleswig-holsteinischen Deputation sich jagten, nur die Punkte nach den sichersten Quellen aufführen, welche den unumstößlichen Beweis liefern, daß der König Friedrich VII., von seiner ihn umgebenden Armee treulos verlassen, sich nur gezwungen, vielleicht gar um den Preis seines Lebens, in die von der Kopenhagener Revolutionspartei geschaffene Lage fügte, mithin der „unfreie Herzog" nicht, wie selbst von demokratischer deutscher Seite frivol behauptet worden, eine zur Bemäntelung revolutionärer Bewegungen in den Herzogthümern erfundene Lüge war! — Weshalb die Demokraten diese in den Verhältnissen durchaus begründete, ihren Bestrebungen aber unbequeme Auffassung für eine alberne Fiktion erklärten, und weshalb die hohe Diplomatie, welche doch sonst nicht gern mit der Demokratie gemeinschaftliche Sache macht, diese Behauptung der Demokraten für ihre Sonderzwecke gierig aufgriff, darüber zu berichten, werden wir an anderer Stelle Gelegenheit haben. Für Jeden aber, welcher jene Zeit mit durchlebt, und für jeden späteren Nachkommen, welcher jene Zeit verstehen will, ist der „unfreie Herzog" der Kern- und Angelpunkt, an den sich das durch und durch legitim gesinnte schleswig-holsteinische Volk damals klammerte, und für diesen Gedanken die größten Opfer brachte, und doppelt ist es Pflicht eines gewissenhaften Berichterstatters, keine Kleinigkeit außer Acht zu lassen, welche außer dem schon Gebrachten diese Auffassung der deutschen Unterthanen des Herzogs von Schleswig-Holstein und Königs von Dänemark zu rechtfertigen geeignet erscheint.

Wenden wir uns nun wieder zu den Folgen jener Kasino-Versammlung. Zur Ehre des gebildeten Theiles der dänischen Nation muß hier besonders bemerkt werden, daß die Studenten Kopenhagens in einer gleichfalls am 20. abgehaltenen Versammlung ein Komitee erwählten, welches sie bei den bevorstehenden Begebenheiten vertreten sollte; daß sie beschlossen, die Deputation der Herzogthümer solle unter den „Schutz der dänischen National-Ehre" gestellt werden, und daß sich ihnen die Künstler und Polytechniker anschlossen. Bezeichnend genug für den Empfang, welcher der Deputation der Herzogthümer bevorstand, aber auch lediglich diesem Beschlusse der Studenten hatten die Herren der Deputation es zu danken, daß sie mit heiler Haut in ihr Heimathland zurück-

kehren konnten. Den dänischen Studenten und Künstlern gebührt dafür ein Achtungsbeweis.

Wir folgen nun vornehmlich der aktenmäßigen Geschichte der dänischen Politik von Droysen und Samwer pag. 242 und folgende.

„Am Montage den 20. März, an dem Tage der verhängnißvollen Kasino-Versammlung, befand sich Herr von Bardenfleth auf Christiansburg bei dem Könige, als in später Stunde die Nachricht von den Beschlüssen und der Drohung der Bürgerrepräsentanten, den Vorgängen im Kasino, der Unfähigkeitserklärung des Königs und den dort gefaßten Resolutionen in's Schloß gelangte." — Natürlich auch, daß Offiziere und Soldaten der Armee dieser Versammlung nicht allein zustimmend beigewohnt, sondern auch Kapitain Tscherning unter Beistimmung seiner Kameraden dort für das Kasinoprogramm geredet. — „In der Nacht wurden noch die entscheidenden Entschlüsse gefaßt."

„Am andern Morgen, den 21." nach 9 Uhr war Sitzung des Staatsrathes. Der König kündigte an, „daß die Umstände eine Aenderung des Systems forderten, Bardenfleth werde das Weitere mittheilen, er, der König, hoffe, daß sämmtliche Minister auf ihren Posten bleiben würden."

„Die Basis des neuen Systems, das Herr von Bardenfleth entwickelte, war die Inkorporation Schleswigs in Dänemark. Der Prinz Ferdinand, Oheim des Königs, stellte Nachgeben gegen das andrängende Volk als Feigheit dar. Er wurde nicht gehört. Die Minister sämmtlich erklärten, ihre Entlassung zu nehmen. Nur den Finanzminister, Grafen Wilhelm Moltke zu Bregentved bat der König „mit Thränen in den Augen" zu bleiben. Sie beharrten sämmtlich bei ihrem Entschluß. Der König entließ sie. — Graf Karl Moltke fragte: „ob Se. Majestät befehle, daß er bis zur Ernennung seines Nachfolgers die Geschäfte führen solle." Herr von Bardenfleth, der Eiderdänen-Mann, die Zähigkeit des Gegners sofort überschauend, antwortete, dem Könige vorgreifend, „das sei nicht nöthig."

„Das Kasino hatte also," nachdem der König gesehen, daß er sich nicht mehr auf die Kopenhagener Garnison verlassen konnte, „vollkommen gesiegt; das Ministerium und die Verfassung vom 28. Januar waren über Bord geworfen und somit gegen die Herzogthümer der Krieg entschieden. . . Die früheren Minister Graf Karl Moltke, Graf Criminil und Oersted, welcher sich nicht darein finden konnte, daß auch die Dänen ihn längst der Vergangenheit übergeben hatten, verließen knirschend vor Wuth das Schloß."

In dem Reskripte vom 28. Januar, welches jetzt so plötzlich über Bord geworfen wurde, hatte der König wörtlich erklärt: „Durch diese ständische Verfassung, welche wir aus eigener Machtvollkommenheit einführen, soll nichts verändert werden in der allgemeinen Anordnung vom 28. Mai 1831 oder in den Verordnungen vom 15. Mai 1834, betreffend die Einrichtung von Provinzialständen im Reiche Dänemark und Unseren Herzogthümern, noch in der immerwährenden Verbindung dieser Herzogthümer u. s. w." —

Noch am 18. März hatte der König den Obergerichtsrath Ekhard aus Glückstadt autorisirt, in seinem, des Königs, Namen den Bewohnern der Herzogthümer zu erklären, daß er von seinem Reskripte vom 28. Januar nicht abgehen, und keinen Beschluß fassen werde, bevor die „erfahrenen Männer" ihre Stimme abgegeben.

Eine starke Zumuthung an den gesunden Menschenverstand wahrlich ist es, glauben zu sollen, Friedrich VII. habe freiwillig sein vor wenigen Tagen den Herzogthümern gegebenes Königliches Wort gebrochen, ohne daß ein Vorgang in den Herzogthümern irgendwelchen Anlaß zu einer solchen Wortbrüchigkeit geben konnte. Mußten doch der König und die scheidenden, ihn bis zu dem Augenblicke aber berathenden Minister sich darüber klar sein, welchen Gefahren sie außer dem berechtigten Unwillen der deutschen Unterthanen das Reich nach außen hin durch Beseitigung dieser vielfach verbrieften Zusage aussetzten.

Der bekannte Baron Dirckink-Holmfeld, bekannt eben durch seine unermüdliche Vertheidigung der dänischen Sache gegen die Herzogthümer, also auch den Dänen unverdächtiger Zeuge, schilderte in einem Proteste, welchen er dem Etatsrath Hvidt, dem Vorsitzenden jener vielgenannten Kasino-Versammlung, gegen das dort beliebte Vorgehen der Eiderdänen einreichte, welchen Hvidt aber der Versammlung vorzuenthalten für gut fand, mit treffenden Worten die Gefahr, welche man herauf zu beschwören im Begriffe stand. Der Protest lautete:

„Die von den Herren Convokanten ausgesprochenen Ansichten setzen voraus, daß die in den offenen Briefen vom 8. Juli und vom 18. September 1846 abgegebene Erklärung König Christian des VIII. über die Verbindung Schleswigs und Holsteins zurückgenommen werden könne, ungeachtet sie im Verfassungsreskripte vom 28. Januar 1848 auf's Neue bestätigt worden ist. Aber da eben dieselbe Erklärung einer rechtsgültigen von dem deutschen Bunde entgegengenommenen Mittheilung zum Grunde gelegt ist, so ist dadurch eine **völkerrechtliche Verbindlichkeit** entstanden, die

nicht so ohne Weiteres einseitig bei Seite gesetzt werden kann, ohne für das Reich Ungelegenheiten herbeizuführen. Auch darf man nicht übersehen, daß eine solche feierliche königliche Erklärung **den betreffenden Staatstheilen selbst gegenüber Verpflichtungen begründet**, und es dürfte überhaupt eine mißliche Sache sein, von Zwang nicht gegen eine Partei, sondern gegen einen auf solche Erklärung rechtmäßig gestützten Volkswillen zu sprechen. Das Zwangsrecht ist jedenfalls an die Krone gebunden; die Bewohner des Königreiches können sich völkerrechtlich keine Befugnisse über die unter der Krone mitverbundenen Theile beilegen. Eine solche Herrschaft muß denn gegenseitig statuirt werden und überhaupt die Selbstständigkeit untergraben, welche jeder Provinz des Reiches zukommt."

Das waren verständige Worte zur rechten Zeit, voll ernster Mahnung gegen das wüste Revolutionstreiben, welches jene Köpfe erfaßt, aber sie wurden in jenem Augenblicke natürlich unterschlagen von den die Bewegung leitenden Häuptern, von denen Dirckink-Holmfeld an anderer Stelle sagt, „daß die persönliche Ehrbegierde, an's Ruder zu kommen, die eigentliche Triebfeder in der ganzen Katastrophe war!"

So urtheilt ein Mann, der mit ausgesprochener und von ihm nie verleugneter dänischer Gesinnung in Mitten jener Bewegung stand, über jene sogenannten und gefeierten „dänischen Volksmänner", und solchen Demagogen schlimmster Sorte, denen das Wohl der dänischen Nation nur Vorwand für ihre ehrsüchtigten Pläne war, — welche an's Ruder gekommen, nur zu bald ihre Unfähigkeit zum Regieren bewiesen, diesen Leuten sollten die Rechte und das Wohl der deutschen Herzogthümer zum Opfer fallen! Wie einerseits die Indignation der Deutschen darüber das höchste Maß erreichte, so war andererseits der König eben so gut unterrichtet von dem Treiben und persönlichen Werthe dieser Herren, und kein unbefangen Urtheilender wird einräumen können, daß der König freiwillig mit solchen Leuten gemeinschaftliche Sache machte, um sein Regierungsprogramm und die von ihm feierlich verkündigten Gelöbnisse zu seinem eigenen Schaden umzustoßen.

Die weiteren Scenen bei Bildung des neuen Ministeriums werden Beweise genug bringen über das Maß der Freiheit, deren sich der König in jenen Tagen erfreuete. Daß Alles nur das Werk einer den König, welcher wehrlos in Mitten seiner aufgeregten Residenzbevölkerung dastand, überrumpelnden Revolution in optima forma war, ist eine jedem Zeitgenossen zweifellose Thatsache, den Dänen so gut bekannt, wie Sr. Majestät deutschen Unterthanen. Schreibt doch Dirckink-Holmfeld, welcher wahrlich sonst nicht zum

Schaden der stets von ihm vertretenen dänischen Sache aus der Schule zu schwatzen liebt: „Verständige Männer zweifeln nicht daran, daß man seit dem 22. März im Wesentlichen in einer Republik, mit einer monarchischen Spitze und einem Kasinovirat gelebt hat. Volksversammlungen, direkte und indirekte, sind nur begleitende Episoden, die nur zufällig auf die am Steuer befindlichen Kräfte reagiren. Spiritus rector ist und bleibt mit einem Zusatz von mehr und mehr überwiegendem guten dänischen Naturell immer eben derselbe Dämon!" (natürlich der revolutionären Demagogie).

Und an anderer Stelle: Gleichwohl sieht Jeder ein, daß die Usurpation des Volkswillens gegen den legalen und legitimen Absolutismus*) und die Verdrängung der Alleinherrschaftsmacht durch eine Berufung an das Volk und durch eine unwiderstehliche Volksdemonstration eben so gewiß eine Revolution konstituirt, als die neue Staatsgewalt ohne eine Revolution in einen unauflöslichen Widerspruch gerathen würde. Denn das Königsgesetz kann wohl faktisch, aber nicht rechtlich aufgehoben werden!!

Hierin haben wir von besonders dänenfreundlicher Seite die Bestätigung unserer Aufstellung, daß Offiziere wie Beamte nur durch Einreichung ihres Abschiedes vor faktischer Aufhebung des Königsgesetzes von ihrem auf dasselbe geleisteten Eide entbunden werden konnten, anderen Falles sie rechtlich verpflichtet blieben, für Aufrechthaltung desselben einzutreten; thaten sie dieses nicht, so betheiligten sie sich, weil noch im Dienste, an der Revolution gegen das in Dänemark zu Recht bestehende absolutum dominium. — Das ist ein Faktum, an dem nicht gerüttelt werden kann.

Warum aber leugneten die Dänen damals, wie noch heutigen Tages, diese ihnen bekannte und wohl bewußte Thatsache der Revolution?

Nicht nur die siegreiche Partei in Kopenhagen hatte ein Interesse, den revolutionären Ursprung ihrer Herrschaft zu verbergen, um namentlich den auswärtigen Mächten gegenüber den Schein der Legitimität zu wahren, sondern auch allen Parteien mußte daran liegen, diese Lüge zu verbreiten und aufrecht zu halten, als einmal der ungerechte Krieg gegen die Herzogthümer ausgebrochen war. Gestand man ein, daß im März 1848 wirklich in Kopenhagen eine revolutionäre Erhebung stattgefunden, so gewann die um einige Tage spätere Bewegung in den Herzogthümern, abgesehen von dem

*) Wo bleibt da die vorgeschützte Entschuldigung der dänischen Offiziere für ihr pflichtwidriges Verhalten in jenen Tagen?!

besonderen Rechtsstandpunkte, die legitime Grundlage der Gegenrevolution.

Lediglich aus diesem Grunde wurde von der nun an's Ruder gekommenen Regierung und fast von allen dänischen Parteiorganen die Verdunkelung und Entstellung der Märzereignisse systematisch betrieben. Daher die geflissentliche Verschiebung aller Ausschlag gebenden Daten bis auf den heutigen Tag, um das Ausland glauben zu machen, ja sogar dem Inlande einzureden, im Jahre 1848 habe in Kopenhagen gar keine Revolution stattgefunden, gegen welche sich die Herzogthümer erhoben hätten.

Und doch war es lediglich die Angst vor der rothen Revolution, welche den König, welcher sich nach den Vorgängen im Kasino von der Kopenhagener Garnison verlassen sah, zur Bewilligung der ihm gestellten Forderungen bestimmte. — Hier schwatzt der schon mehrfach zitirte Baron Dirckink-Holmfeld wieder zur rechten Zeit aus der Schule: „die Furcht vor der rothen Republik" — sagt derselbe über die Staatsrathssitzung am 21. März, welche dem Erscheinen der angedroheten Adreßdeputation der Stadtverordneten vorherging — „die Furcht vor der rothen Republik oder vor der nur von Leidenschaften bewegten Masse siegte. Die Angst vor den Kopenhagener Klubs und vor den von ihnen organisirten und erhitzten Volksmassen ging so weit, daß die Regierung der gegen sie selbst gerichteten Demonstration noch Würde zu verleihen suchte. Der Magistrat der Stadt wurde vom Schlosse aufgefordert, sich an die Spitze des Volkes zu stellen."

Die krasse dänische Lüge beginnt mit dieser Adreßdeputation

Man hatte sich in jener berüchtigten Casinoversammlung dahin geeinigt, die Deputation der Bürgerrepräsentanten, welche anderen Tages, also „Dienstag, den 21." Mittags mit ihrer Adresse, welche „die Beseitigung des bestehenden Ministeriums forderte, weil es den Umständen nicht gewachsen sei", auf das Schloß ziehen wollte, im großen Zuge zu begleiten.

Wir erinnern uns, daß der König, nachdem ihm in der Nacht von den Vorgängen in jener Casinoversammlung und deren Forderungen Kunde geworden, in einer gleichfalls an jenem Dienstag den 21. 9 Uhr Morgens abgehaltenen Staatsrathssitzung verkündigt hatte, „daß die Umstände eine Aenderung des Systems forderten, Bardenfleth werde das Weitere mittheilen, er, der König, hoffe, daß sämmtliche Minister auf ihrem Platze bleiben würden."

Drei Stunden der Angst vor dem Kopenhagener Pöbel mit obligatem Drucke der bereits auf dem Schlosse verkehrenden Kasinomänner genügte, um auch diese königliche Hoffnung zu beseitigen.

Am 21. März, Mittags 12 Uhr brachte die Bürgerschaft ihre Adresse in feierlichem Zuge von ca. 15000 Menschen, unter diesen viele Offiziere und Soldaten in Uniform, auf das königliche Schloß, an ihrer Spitze Etatsrath Hvidt. Der König, nur Herr von Bardenfleth, der Eiderdäne, an seiner Seite, empfing im Schlosse die Adresse aus Hvidt's Hand. Der König antwortete: „Er freue sich, ihren Wünschen bereits zuvorgekommen zu sein; das alte Ministerium sei entlassen; wollen Sie, so schloß er, gleiches Vertrauen zu Ihrem Könige haben, wie ich zu meinem Volke, so will ich Ihnen ein treuer Führer zu Ehre und Freiheit sein!"

Allerdings der Situation, wenn man sich einmal in dieselbe fügen wollte, sehr angemessen gewählte Worte, aber kein Unbefangener wird glauben, daß sie freiwillig gesprochen wurden, und die weiteren Vorgänge bei Bildung des neuen Ministeriums werden zeigen, daß dies entschieden nicht der Fall war.

Die Dänen freilich sagen, diese königlichen Worte geben den vollgültigen Beweis, daß wir gar keine Revolution gehabt haben. Ein späterer Minister, Herr von Rosenörn, illustrirte diesen Satz in einer Wahlrede noch dahin, „seit 1660 sei es ein Privilegium der Stadt Kopenhagen, dem (absoluten!) Könige ihren Willen kund zu geben."

Die angedrohte „Selbsthülfe der Verzweiflung" war lediglich die Triebfeder dieser sog. „freiwilligen Erklärung" des von seinen Truppen verlassenen Königs, eines Königs, der sich bekanntlich als Kronprinz gern seiner besonderen Aehnlichkeit mit dem berüchtigten Don Miguel von Portugal rühmte, wobei er nicht allein die Gesichtszüge, sondern auch die absolutistische Gesinnung im Auge hatte. —

Sehr treffend bemerkt Droysen in seiner aktenmäßigen Geschichte der dänischen Politik zu dem obigen Vorgange:

„Man erzwang eine Veränderung, die den Krieg des Königs von Dänemark gegen den Herzog von Schleswig-Holstein zur Konsequenz haben mußte."

„Die Wahrheit ist, daß, mag des Königs individuelle Ansicht gewesen sein, welche sie will, seine Allgewalt nach dem Königsgesetze an der Königsau aufhörte, jenseits derselben ihn, den Herzog, Pflichten banden, die er selbst noch im Patent vom 28. Januar anerkannt hatte. Nicht die Person des Regenten, wie würdig oder unwürdig sie sein mag, macht die Legitimität, sondern daß in derselben die Kontinuität des Rechtes sich unverrückbar darstellt. Des Regenten Person mißbrauchen, legitimirt den Frevel nicht, mit wie vielem Anstande er geübt

werden mag. Friedrich VII., wollend oder nicht, war in der Gewalt einer Partei, mochte sie die ganze dänische Nation umfassen, von dem Augenblicke an, wo dieser Herr von Bardenfleth und das Kopenhagener Volk die Exekutive auch für die Herzogthümer übernahmen, und die Allgewalt des Königsgesetzes, welches man gerade abschüttelte, nunmehr auf die Herzogthümer anwendete, wo seine Geltung nie behauptet war."

7. Kapitel.

Schwierigkeiten bei der Bildung des neuen Ministeriums. Bardenfleth erklärt es unter der Würde des Königs, einen Tscherning als Kriegsminister zu nehmen. Magister Monrad droht mit der „Standarte der Republik." Baron C. von Plessen. Briefe des Herzogs von Glücksburg und des Prinzen von Noer. Die ersten kriegerischen Aktionen gegen die Herzogthümer. Herr v. Bismarck und die „unmotivirte Rebellion" in den Herzogthümern.

Das alte Ministerium war also entlassen. Die Bildung des neuen Ministeriums machte aber den neuen Politikern am Sunde ganz unerwartete Schwierigkeiten, da man zur Verhüllung der wahren Absichten noch vorläufig die sogenannte schleswig-holsteinische Kanzlei, das Ministerium für die Herzogthümer besetzen mußte, und selbst unter den Getreuen weiland Christian VIII., ja überhaupt kein ehrenwerther Mann sich finden wollte, durch Uebernahme dieses Amtes, welches die Verbindung der beiden Herzogthümer voraussetzte, die Hand zu einem derartig heuchlerischen Akte zu bieten in dem Augenblicke, wo die Trennung der Herzogthümer, wenn auch noch nicht proklamirt, so doch unausbleibliche und auch wohl schon fest beschlossene Folge des neuen Regierungssystems war.

Bardenfleth, welcher mit der Bildung des neuen Ministeriums betraut war, schickte zuerst zum Etatsrath Francke, bisher speciell für die Schleswig-Holsteinischen Angelegenheiten in dem General-Zollkammer- und Kommerzkollegium. Francke forderte als Bedingung seines Eintritts, daß die Herzogthümer vereinigt blieben, daß die Erbfolge regulirt werde; zugleich erklärte er, daß er seine definitive Annahme von der Persönlichkeit der Kollegen abhängig machen müsse. Die mittlere Bedingung wurde angenommen, die erstere umgangen, doch darauf hingedeutet, daß sein Geschäftskreis späterhin auf Holstein und Lauenburg beschränkt werden dürfte; als Kollegen wurden Hvidt und Monrad bezeichnet, also zwei der engagirtesten Kasinomänner. Francke erklärte natürlich sofort seine

Ablehnung. Bardenfleth, dem es doch zu dämmern begann, wie schwer es sein würde, neben dem Kasinoprogramm einen Minister für die deutschen Angelegenheiten zu finden, und der begriff, daß man der stündlich erwarteten Deputation aus den Herzogthümern nicht ohne Ministerium entgegentreten könne, bestürmte Francke mit Bitten, aber vergebens; Francke verstand sich nur dazu, am Abend desselben Tages noch einer Konferenz beizuwohnen.

Daß man Francke, welcher in der Kasinoversammlung so mannhaft für die Herzogthümer eingetreten, zuerst auf das Schloß berufen, mußte den Herren, welche jetzt nach dem Ruder strebten, natürlich als ein bedenkliches Symptom für ihre noch nicht gesicherten Stellungen erscheinen. Sofort begannen sie, dafür zu sorgen, daß den Herren auf dem Schlosse klar würde, das Volk sei nicht gewillt, derartige willkührliche Abweichungen vom Kasinoprogramm zu dulden. Der ganze wohlgeschulte Agitationsapparat wurde in Bewegung gesetzt. „Die Aufregung in Kopenhagen," — schreibt ein Augenzeuge jener Vorgänge — „war ungeheuer, und wurde künstlich genährt; zu Exzessen kam es nicht, weil Niemand dem Volkswillen Hindernisse in den Weg legte; es gab keine Autorität als die Masse; Tausende von Menschen füllten die Straßen u. s. w." Man erreichte seinen Zweck, — die Angst und Nachgiebigkeit auf dem Schlosse nahm in befriedigendem Maße zu, und die Herren vom Kasino wurden durch diese unschuldigen Mittel Meister der Situation. — „Unschuldig," sagen wir, — denn nach dänischer Darstellung waren dies keine aufrührerischen Zusammenrottungen, sondern „erhebende und feierliche Aufzüge eines für sein Recht und seine Ehre begeisterten edlen Volkes."

Am Dienstag, den 21., Abends 7 Uhr fand die zweite Konferenz mit Francke und dem Grafen Sponneck, welchem inzwischen das Finanzministerium übertragen, in der Wohnung des Herrn von Bardenfleth in der Amalienstraße statt. Francke forderte nunmehr: „nichts vorzunehmen, bis die von den Herzogthümern einberufenen erfahrenen Männer in Kopenhagen eingetroffen seien, und diese Berufung möglichst zu beschleunigen; Pflicht und Ehre fordere, daß man über die Herzogthümer nicht entscheide, ohne auch sie gehört zu haben; man müsse, nachdem sich die Stimme der dänischen Hauptstadt ausgesprochen, auch ihr Votum hören. Wenn irgend möglich, möge der König sofort eine Reise nach den Herzogthümern antreten, welche ihre Anhänglichkeit an das angestammte Herrscherhaus nicht verleugnen würden; es sei eine solche Reise um so nothwendiger, da das frühere System darauf gewandt gewesen sei, ihn nie mit seinen deutschen Unterthanen in Berührung kommen zu lassen; er sei den Herzog-

thümern, sie ihm völlig fremd. Endlich sei der Deputation, welche aus Schleswig-Holstein komme, der Bescheid zu geben, daß die Verbindung der Herzogthümer erhalten, die schon entworfene Vorlage der Verfassung für die Gesammtmonarchie (Reskript vom 28. Januar) revidirt werden solle unter Franckes Vorsitz und mit Zuziehung angesehener Männer aus den Herzogthümern, unter denen sich namentlich Graf Reventlow-Preetz, Beseler und Graf Joseph Criminil befinden müßten.

Während dieser Verhandlungen, welche Bardenfleth bereits schwankend gemacht hatten, erschien der Magister Monrad. Er verlangte entschieden als Bedingung seines wie des Etatsraths Hvidt Eintritt in das Ministerium die Eidergrenze für Dänemark, die Uebertragung des Kriegsministeriums an Tscherning. Dies, sowie beschleunigte energische Rüstungen gegen die Herzogthümer sei für den Augenblick absolut die Hauptsache.

Als Francke darauf vorschlug, unter so bewandten Umständen an des Magisters Monrad Stelle den Grafen Knuth treten zu lassen, erklärte sich Bardenfleth damit völlig einverstanden, indem er zugleich gegen Monrad wie mit autorisirter Bestimmtheit aussprach: „Es ist nicht die Absicht Sr. Majestät, so tief hinunter zu steigen, daß er einen Kapitän Tscherning zum Minister nehme!" So urheilte man noch am 21. Abends auf dem Schlosse, wo man die Situation wohl noch nicht voll begriffen hatte, über diesen schon ein Mal wegen Aufruhr gemaßregelten Herrn, welchen der König nach kaum 24 Stunden dänischer Legende gemäß „freiwillig" zu seinem Kriegsminister ernannt haben soll. — Daß hier nicht der König ernannte, sondern die Lage zur Ernennung dieses vom Kasino oktroirten Ministers zwang, bedarf keiner besonderen Betonung.

Das Auftreten Monrad's hatte den Herrn von Bardenfleth wohl den Abgrund erkennen lassen, an welchem die königliche Macht bereits stand. Er zeigte sich plötzlich als für die Ausführungen Francke's gewonnen. Selbst die verlangte Reise des Königs in die Herzogthümer sollte sofort in's Werk gesetzt werden.

Wie anders würde es gekommen sein, wenn man diesen Rath Francke's befolgt hätte! — Selbst wenn der König erst eingetroffen, nachdem zum Schutze gegen die Kopenhagener Revolution die provisorische Regierung sich bereits gebildet, würde dieselbe dem „freien Herzoge" unter Zustimmung des ganzen Landes sofort die volle Regierungsgewalt zurückgegeben haben. Zwar hätten ohne Zweifel die Herren vom Kasino ihre Absichten auf Schleswig durchzuführen

versucht, auch ohne sich mit dem Namen des Königs decken zu können, — in wie anderem Lichte vor den Augen Europas aber würde dann der ebenso unausbleibliche Krieg Dänemarks gegen die Herzogthümer erschienen sein, obgleich er doch bis auf's Tüttelchen ganz derselbe geblieben wäre nur mit dem einzigen Unterschiede, daß mit der freiwilligen Reise des König-Herzogs in seine deutschen Lande den Dänen die „erzwungene" Sanktion ihres Landesherrn für ihr revolutionäres Treiben verloren ging.

Die jetzige Generation mag indessen Gott danken, daß diese, wie eine spätere nach dem Ausbruche des Krieges wahrscheinlich geplante Reise des Königs von seinen Hütern aus dem Kasino verhindert wurde, und wir Alten, die wir jene Zeit mit durchlebt, dürfen stolz darauf sein, daß wir ungebrochen an Nationalbewußtsein und Rechtssinn mit Gottes Hülfe die nun folgende Kriegs- und schwere Leidenszeit überstanden haben, welche der deutschen Vormacht Preußen den sonst schwerlich vorhandenen Anlaß bot, gegen die dänische Willkührherrschaft auf's Neue einzuschreiten, und somit den ersten Weg bahnte zu der jetzigen Machtstellung unseres Deutschen Vaterlandes, um welche uns das gesammte Europa beneidet. Daß Schleswig-Holsteins Erhebung die erste Etappe war auf dem Marsche der Deutschen zu Größe und Ruhm, kann nur böswillige Mißgunst oder Unkenntniß der Geschichte leugnen, und die alten Kämpfer von damals, so nutzlos auch ihr Blut geflossen schien, dürfen sich mit berechtigtem Stolze sagen, daß sie den ersten Grundstein zu dem großen Bau gelegt, welchen zu vollenden der Deutsche Gott Wilhelm dem Großen unseren großen Kanzler zum treuesten Diener gab!

Doch kehren wir wieder zurück zur Ministerkrisis, welche noch einige, für die Lage bezeichnende Momente bot.

Bardenfleth erklärte, er müsse vor Allem zum Könige und ersuchte die beiden Herren Francke und Sponneck, ihn zu begleiten. 10 Uhr Abends fuhren sie nach Christiansburg. Während Bardenfleth in das Kabinet des Königs trat, blieben Francke und Sponneck im Vorzimmer. Die schon unvermeidlich gewordenen Herren vom Kasino ließen nicht lange auf sich warten; bald traten auch Hvidt und Monrad ein. Hvidt wurde sofort zum König berufen, um Mitternacht Sponneck und Monrad und dann auch Francke. „Der König*) ging Francke ein paar rasche Schritte entgegen, drückte ihm herzlich die Hand, und redete ihn deutsch an: „Francke wisse, wie viel er, der König, von ihm halte; er habe ihn schon lange zum Minister ausersehen; er könne ihn nicht entbehren; er schloß: „Sie

*) Aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik von Droysen und Samwer.

dürfen mich nicht verlassen." — Francke dankte für das Vertrauen des Königs und legte seine Ansicht dar: „eine Partei", fügte er hinzu — „von der die mitanwesenden Herren (Hvidt und Monrad) die Spitzen bildeten, suche Se. Majestät zu täuschen; das Land wolle kein Kasinoministerium; wenn er auch geneigt wäre, in ein solches einzutreten, wie er es nicht sei, so würde er sofort ohne Mitarbeiter in der schleswig-holsteinischen Kanzlei sein." Nachdem Francke des Magisters Monrad unbeikommende Bemerkung: „in Neapel bestehe ein Gesetz, welches die Beamten zwinge, stets den Befehlen des Königs zu gehorchen", — eine von solcher Seite doppelt dreiste Auslassung — unter begütigenden Worten des Königs scharf zurückgewiesen, schlug Bardenfleth als Ausweg vor, Francke möge sich wenigstens zu einem interimistischen Eintritt bewegen lassen. „Ich bin überzeugt", sagte der König zu Francke — „Sie schlagen dies nicht ab." — Francke erwiederte: „Ew. Majestät, ich kann es nicht; wir sind inmitten einer Revolution; und zwar kommt sie bei uns von oben herab; Ew. Majestät werfen in die jetzt noch ruhigen Herzogthümer die Kriegsfackel; das einzige Mittel, Thron und Land zu retten, ist Anerkennung der Personalunion mit allen ihren Konsequenzen."

Die Verhandlung wurde in diesem Augenblicke zeitweilig unterbrochen durch die mit Kourier aus Hamburg eintreffende Nachricht von der Berliner März-Revolution. Die Bildung des Ministeriums wurde dadurch nur um so dringlicher. Noch einmal fragte der König Francke, ob er eintreten wolle? — noch einmal erklärte dieser: „er könne nicht." — „So soll Dumreicher (auch Deutscher und bisher Beamter in der Schleswig-Holsteinischen Kanzlei) auf meinen Befehl den Vorsitz in der Kanzlei führen!" rief der König, und zu Francke gewandt: „Sie sind entlassen!" Als Francke ging, eilte der König ihm durch die ganze Länge des Zimmers nach, ergriff seine Hand und rief: „aber in Gnaden, nicht in Ungnaden!"

Die Verlegenheit stieg; man hatte auch den Etatsrath Bang gerufen. Auch dieser erklärte, „man könne nichts anfangen, wenn man nicht irgend wen aus den Herzogthümern in das Ministerium zu ziehen vermöchte." — Gegen 3 Uhr Nachts ward der schleswig-holsteinische Kanzleideputirte Etatsrath Rathgen auf das Schloß beschieden. Er fand die Herren von Bardenfleth, Bang, Graf Sponneck, Hvidt, Monrad, den General-Adjutanten Schoeller und als einzigen Schleswig-Holsteiner den Baron C. von Plessen vor.

Hier stoßen wir wieder auf einen Namen der wenigen Männer aus der schleswig-holsteinischen Ritterschaft, welche durch ihre un-

bedingte Hingabe an Christian VIII. und dessen Gesammtstaatstheorien sich in eine unvertilgbar schiefe Stellung zu ihrem Heimathlande gebracht haben.

Wir wollen gern annehmen, daß Plessen, ein Mann von sonst persönlich zweifellos ehrenhaftem Charakter, sich nach seinen Ansichten über Royalismus und Staatsdienertreue in seiner amtlichen Stellung verpflichtet fühlte, den Willen seines Königs auszuführen, und selbst in diesem Augenblicke, trotz der Einsicht, daß Unrecht geschehe, wofür allerdings sein verlegenes Benehmen gesprochen haben soll, als er sich zuerst als Kanzleipräsident präsentirte, — also selbst in diesem Augenblicke auszuharren sich bewogen fand, um nach seiner Ansicht größeres Unglück zu verhüten. Dessen ungeachtet aber ist und bleibt er eines der vielen von der Politik Christian VIII. umstrickten Opfer, und es wurde ihm von seinen Zeitgenossen schwer vergessen, daß er die Hand dazu bot, eine wenn auch nur interimistische Ministerkombination zu Stande zu bringen, welche lediglich dazu bestimmt war, der aus den Herzogthümern eintreffenden Deputation gegenüber, wie sonst nach Innen und Außen die stattgehabte offene Revolution zu vertuschen, und somit half, unsägliches Elend über seine deutschen Heimathlande zu bringen. Daß dieses Elend, wie wir weiter oben bereits ausführten, später zum Heile der deutschen Lande umschlug, konnte, wenn er auch 1865 mit politischem Blicke begierig nach dieser Rehabilitirung griff, damals nicht in seiner Berechnung gelegen haben, und kann ihn deshalb nicht von dem Vorwurfe rein waschen, daß er in jener verhängnißvollen Zeit zu den Wenigen der schleswig-holsteinischen Ritterschaft zählte, welche nicht treu zu der Sache des Landes und des Rechtes standen.

In der Konferenz mit Etatsrath Rathgen und Plessen wurde von dänischer Seite geltend gemacht, daß der Konstitutionsversuch vom 28. Januar weder in Dänemark noch in den Herzogthümern Anklang gefunden habe, vielmehr das Land mit der größten inneren Gefahr bedrohe; es müsse also ein anderer Versuch gemacht werden, die Interessen der verschiedenen Theile zu befriedigen, und doch das Ganze zusammen zu halten. Namentlich Etatsrath Bang entwickelte den Plan, „dem Königreiche und jedem der beiden Herzogthümer eine besondere Verfassung zu geben, — daneben die Lauenburgs aufrecht zu erhalten."

Rathgen erklärte dagegen: „Da von dem ausgesprochenen Prinzipe nothwendig die Auflösung der Verbindung der Herzogthümer die Folge sei, so könne er an der Durchführung dieses Planes nicht Theil nehmen; derselbe werde in den Herzogthümern den entschiedensten Widerstand hervorrufen und nur unübersehbares Unheil stiften."

Bei diesem einmüthigen Widerstande der deutschen Beamten wurde auch den von Fanatismus nicht geblendeten Dänen klar, welche Verantwortung sie durch Betheiligung an solchen Plänen auf sich laden würden. Etatsrath Bang erklärte: „er habe diesen Plan für ausführbar gehalten; da dies aber, so weit es die Herzogthümer betreffe, von kundiger Seite her bestritten werde, und da Rathgen es ablehne, sich bei der Ausführung zu betheiligen, so sei auch für ihn das Zurücktreten geboten.“ In gleicher Weise entschied sich auch Graf Sponneck. Hvidt und Mourad, in der hoffnungsvollen Erwartung, daß schließlich dem Kasino allein das Regiment zufallen würde, hatten an dieser Besprechung kaum Theil genommen; als aber eine die Herzogthümer betreffende Aeußerung des Magister Monrad scharf zurückgewiesen wurde, erklärte derselbe: „Das ist gleich, dann erheben wir die Standarte der Republik.“ So wagte dieser Mann, den die Berliner Ereignisse bereits jede Rücksicht vergessen ließen, in dem Konferenzzimmer zu sprechen, dessen Flügelthüren nach dem Kabinette des Königs geöffnet waren, in welchem der Monarch das Resultat der Berathung abwartete. Wiederum eine hübsche Illustration zu der Seitens des Königs „freiwilligen“ Ernennung solcher Minister!

Diese Ministerkombination war also wiederum gescheitert. Die Verlegenheit aber wuchs mehr und mehr. Wer sollte mit Rücksicht auf die in wenigen Stunden eintreffende Rendsburger Deputation die Vermittelung übernehmen? — Der schon vorhin erwähnte Baron Carl Plessen, später bei und nach der Annektion Oberpräsident in den Herzogthümern, welcher sich indessen während der Konferenz fest und bestimmt für die Rechte der Herzogthümer ausgesprochen hatte, ließ sich endlich bewegen, den Lückenbüßer zu machen, und das Präsidium der schleswig-holsteinischen Kanzlei zu übernehmen. So war denn der augenblicklich peinlichsten Verlegenheit abgeholfen.

Bardenfleth verfügte sich nun in das Kabinet des Königs. Nach einer längeren Besprechung traten beide wieder in das Konferenzzimmer, und der König sagte: „er habe gehofft, durch die gemachten Vorschläge die obwaltende Krisis beendigen zu können; er bedauere, daß dies durch die eingetretenen Weigerungen unmöglich geworden sei; er werde nun wieder zu den alten Ministern senden lassen.“

Diese sich jagenden Aenderungen der Entschlüsse zeigen nur zu deutlich die an Verzweiflung grenzende Rathlosigkeit des von den heterogensten Einflüssen bedrängten und geängstigten Königs. Die Lage war auch schwierig genug. Während er von der einen Seite mit der Proklamation der Republik bedroht wurde, wenn er sich nicht gefügig zeige, das von der Eiderdänischen Revolutionspartei

geplante Unrecht mit seinem Namen zu sanktioniren, trat ihm auf der anderen Seite die Größe des Unrechtes, zu welchem er die Hand bieten sollte, um so greller vor die Augen, als er sah, wie die Männer, welche sich als ehrenhafte Beamte und treue Diener bewährt hatten, deutsche wie dänische, einmüthig sich weigerten, ihm auf diesem Wege zu folgen; und dazu das Gefühl, nicht mehr im Besitze der Machtmittel zu sein, der Stimme des Gewissens und des Rechtes Gehör geben zu können!

Mit wie schwerem Herzen Friedrich VII., welcher in eigener moralischer Kraft keine Stütze fand, sich in die ihm aufgezwungene Rolle fügte, dafür wird noch manche Szene, welche sich bei den Geburtswehen des neuen Ministeriums und dem Empfange der Deputation aus den Herzogthümern abspielte, Beweise bringen, und in der That erscheint es als ein Unrecht, den zu solcher Politik gezwungen gedrängten König für die nun folgenden Ereignisse verantwortlich zu machen. Das ganze odium dieses Frevels gegen Eid und Recht trifft lediglich jene ehrsüchtigen Kopenhagener Demagogen, welche sich ja zu „verantwortlichen" dänischen Ministern machen ließen, und mit ihnen nicht minder jene Männer, welche in dem entscheidenden Augenblicke ihre eigene Meinung und somit jede Reputation als Staatsmänner opferten, um den König aus augenblicklicher Verlegenheit zu retten und dem Kopenhagener Gaukelspiele in den Augen Europas zu einem legitimen Deckmantel verhalfen. Nicht der König-Herzog, welchem die Macht fehlte, seine Herzogthümer gegen den beabsichtigten Frevel zu schützen, sondern jene Demagogen und ihre Helfer, mochten sie ihre monarchisch-konservative Richtung auch durch noch so viel Sophisterei zu wahren suchen, tragen lediglich das Verschulden an dem Gelingen der Kopenhagener Revolution, an dem daraus unausbleiblich folgenden Kriege gegen die Herzogthümer und deren schweren Leidensjahren, und endlich an dem schließlichen Verluste derselben für die dänische Krone. — Die historische Wahrheit verlangt diesen Ausspruch, wenn auch der Schlußakt des von ihnen in Szene gesetzten Dramas für uns Deutsche so versöhnend wirkt, daß wir uns selbst diesen Herren gegenüber zur Dankbarkeit für ihr Thun gestimmt fühlen könnten.

Der König hatte sich also am Mittwoch, den 22. früh dafür entschieden, „wieder nach den alten Ministern senden zu lassen". Am 22., Morgens 8 Uhr war das Dampfschiff mit der schleswig-holsteinischen Deputation in Kopenhagen angelangt, und hatte auch zwei an die persönliche Adresse des Königs gerichtete Briefe mitgebracht, in welchen noch im letzten Augenblicke der Herzog von Glücksburg und der Prinz von Noer ihre warnende Stimme erhoben, — wie sich bald zeigte, nicht ganz ohne Eindruck auf den König und die leitenden Kreise, soweit sie nicht zu den Kasinoherren zählten.

„Der Herzog*) empfahl auf das dringendste, daß der König sofort in die Herzogthümer kommen möge; er werde darüber vielleicht für einen Augenblick seinen dänischen Thron einbüßen, aber ihn nur um so sicherer wieder erhalten. Der Prinz forderte den König auf, ähnliche Punkte, wie die Bitten der Deputation enthielten, zu gewähren, ohne indeß der Aufnahme Schleswigs in den Bund zu gedenken; er stellte die Unmöglichkeit der Scheel'schen Administration dar, schlug die Ernennung eines vorläufigen Administrations-Kollegiums, bestehend aus dem Grafen Reventlou, Beseler, Bargum vor, an dessen Spitze als Statthalter und kommandirender General er für die Erhaltung der Ruhe und Ordnung bürgen wolle. Der Prinz hatte dringend die wachsenden Gefahren vorgestellt, und die Beschleunigung der Gewährungen zum 24. März, dem ersten Tage, wo auf dem ordentlichen Wege eine Antwort kommen konnte, zur Bedingung gemacht."

Die Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund, welche der Prinz zu umgehen rieth, war ja in der That die einzige Forderung, welche einer rechtlichen Grundlage entbehrte, so wesentlich sie auch den Deutschen zur Sicherstellung der dauernden Verbindung der Herzogthümer erscheinen mußte. Sie trat aber außer den Rahmen dessen, was man zu fordern berechtigt war, und man sieht aus dieser Auslassung des Prinzen wieder, wie streng die Augustenburger die Gesetzmäßigkeit zu wahren gewillt waren, selbst in jenen Tagen, wo man sie lang gehegter Verschwörung gegen das Königshaus und der ehrgeizigsten Pläne auf Kosten der dänischen Krone zu beschuldigen sich nicht entblödete.

Bei der fleißigen Spionage, welche die Herren vom Kasino auf dem Schlosse trieben, konnte es ja nicht ausbleiben, daß auch sie sofort Kenntniß von dem Inhalte dieser Schreiben erhielten. Da sich die Ministerkombination der vorigen Nacht zerschlagen hatte, mithin noch Alles in der Schwebe war, erschien es ohnehin schon angezeigt, die Agitationsmaschinerie wieder mit Hochdruck arbeiten zu lassen, wozu sich eine lügenhafte Verdrehung des Inhaltes der erwähnten Briefe trefflich verwerthen ließ. So wurde denn mit edler Dreistigkeit verbreitet, „der Prinz von Noer habe geschrieben, er werde sich an die Spitze der Bewegung in den Herzogthümern stellen, wenn er nicht wieder Statthalter würde; Rendsburg habe er bereits in Besitz genommen", — und was der gewissenlosesten Verdrehungen mehr waren. Lauritz Skau sollte in einem persönlichen Briefe an den König den Ausbruch des Aufstandes in den Herzogthümern und die Einnahme von Rendsburg gemeldet haben. Auch gegen die soeben

*) Droysen, Aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik.

eingetroffene Deputation der Herzogthümer wurde das Volk aufgehetzt in einer die schlauen Hintergedanken der Kasinoführer besonders kennzeichnenden Weise. Man raunte dem Volke zu: „die Deputation beabsichtige, sich heimlich aus dem Staube zu machen; der Dr. Gülich sei bereits entwischt!"

Das Volk läßt sich in solchen Zeiten ja durch die unglaublichsten Dinge aufregen, ohne der Beschuldigung näher auf den Grund zu gehen. Ein Verbrechen gegen das dänische Volk, welches ja ohnehin nicht gewillt war, daß die Deputation irgend wie bestimmend auf den König einwirke, konnte doch unmöglich darin erblickt werden, wenn die Deputation unter den vorgefundenen Zuständen auf die Erfüllung ihrer Mission als aussichtslos verzichtet hätte. Ein solcher Verzicht hätte den Dänen ja nur recht sein können, aber „die vorgefundenen Zustände gesehen zu haben," wurde zum Verbrechen, und es galt, mit List und Gewalt zu verhindern, daß die Nachricht von diesen Vorgängen die Herzogthümer früher erreiche, als die zur Niederwerfung derselben bereits gerüstete Expedition! Lediglich aus diesem Grunde die unter obligaten Volksaufläufen gegen die friedliche Deputation der Herzogthümer von den Kasino-Demagogen mit der schamlosesten Verlogenheit aufgeführte Komödie mit Gefangenschaft und sonstigen Schrecknissen, in welcher der König als willenlose Marionette figuriren mußte. —

Wenn Dr. C. Godt in seiner Geschichte Schleswig-Holsteins Seite 24, wo er der Briefe des Herzogs von Glücksburg und des Prinzen von Noer erwähnt, sagt: „Trotz der gefährlichen Lage der Dinge hatten die dänischen Rüstungen kaum begonnen," — und dadurch den Dänen die Rolle der von den Herzogthümern gleichsam Ueberrumpelten angedeihen läßt, so hat er wohl nicht aus ganz zuverlässigen Quellen geschöpft. Die Rollen waren gerade umgekehrt vertheilt. Die Wahrheit ist, daß in Kopenhagen eine Expedition gegen die Herzogthümer schon von langer Hand vorbereitet war, der Befehl zur Ausführung natürlich aber erst gegeben werden konnte in dem Augenblicke, wo die Kasino-Herren das Heft in die Hand bekamen. Daß dieser Befehl ihre erste Amtshandlung war, beweisen nachfolgende verbürgte Thatsachen.

Das Erscheinen dänischer Truppen aus Fridericia und Odensee vor Hadersleben in der Nacht vom 27. zum 28. März läßt keinen Zweifel, daß der Befehl aus Kopenhagen spätestens am 22. März abgegangen sein muß, also an dem Tage, an welchem das Kasino-Ministerium ernannt wurde und die noch ungehörte Deputation aus den Herzogthümern eintraf, um einen ehrlich gemeinten Versuch zu friedlicher Lösung zu machen. Am Dienstage, den 21. waren

bereits die Urlauber und die sogenannte fünfjährige Mannschaft aus dem Königreiche eingerufen. Bei der Parole wurde befohlen, 3 Bataillone, 1 Jägerkorps, 3 Dragoner-Regimenter, 4 Batterien bei Kolding und Ripen, — in Kopenhagen selbst die Garde zu Fuß, 10 Bataillone, 1 Jägerkorps, das Leibjägerkorps, die Garde zu Pferde, 4 Batterien (etwa 10000 Mann) und endlich in der Nähe von Kopenhagen 6 Bataillone und 4 Batterien zusammen zu ziehen. Am Mittwoch, den 22., Morgens erschien dann der Befehl, und Alles war vorbereitet, die in Kopenhagen verfügbare Truppenstärke denselben Abend einzuschiffen, um über Eckernförde nach Rendsburg zu gehen. — Daß dieser Plan nicht zur Ausführung kam, und noch im letzten Augenblicke andere Dispositionen an dessen Stelle traten, ändert an der Thatsache nichts. Und wie stand es zu der gleichen Zeit in den sogenannten „aufrührerischen Herzogthümern"? Sie harrten, wenn auch die drohende Gefahr ernst in's Auge fassend, ruhig der Antwort des Landesherrn auf die Bitten ihrer Deputation, und hatten keinen im Waffendienste geübten Mann zur Verfügung; die Landesfestung mit den zur Vertheidigung unentbehrlichen Waffen war noch in den Händen national-dänischer Offiziere, lediglich die Widerstandskraft, welche das Bewußtsein des Rechtes verleiht, stand den Herzogthümern zur Seite.

Dies wußte man in Kopenhagen ganz genau, und hoffte, nur um so leichteres Spiel zu haben. Ob gerüstet oder nicht, — die an's Ruder gekommene Eiderdänenpartei schritt sofort zu dem Versuche gewaltsamer Trennung der Herzogthümer, weil die politische Konstellation in jenem Augenblicke ihr die für Ausführung ihres Programmes denkbar günstigste zu sein schien. Die Nachrichten aus Wien und Berlin hatten die letzten Bedenken eines Vorgehens gegen das alte System schwinden lassen. Die Führer in Kopenhagen, ihres eigenen revolutionären Treibens und republikanischer Tendenzen sich voll bewußt, glaubten, die Revolution bereits allüberall als Siegerin begrüßen zu dürfen; sie wähnten sich mit einem Schlage von allen unbequemen völkerrechtlichen Verpflichtungen gegen den durch die Märzschläge zertrümmerten Deutschen Bund befreiet, und fühlten sich als Herren der Situation. Für die Bewegung, welche jetzt in Kopenhagen das Regiment führte, erscheint besonders charakteristisch, daß man in den leitenden Kreisen — natürlich abgesehen von dem Könige, den man überhaupt nur als ein für den Augenblick noch zweckmäßiges Anhängsel duldete, — daß man also in den leitenden Kreisen den konservativen Geist der Herzogthümer als Hemmniß für die erstrebte demokratische Entwickelung Dänemarks fürchtete. Daher die so deutlich zu Tage tretende Bereitwilligkeit, um den Preis der Trennung der Herzogthümer für Holstein die

weitgehendsten Konzessionen zu machen, ja dasselbe ganz zu opfern, indem man hoffte, das dann losgerissene und schon. von langer Hand unterwühlte Schleswig mit Leichtigkeit demokratisiren zu können.

Der viel besprochene Kampf Dänemarks gegen die Herzogthümer tritt so in eine von der üblichen Darstellung recht abweichende Beleuchtung.

Wohl war es später der Kampf eines Volkes, welches, von irrthümlichen Rechtsanschauungen ausgehend, mit Begeisterung für die vermeintlich verletzten legitimen Rechte seines Königs eintrat, und, nachdem der erste Schuß gefallen, selbst gegen Uebermacht mit anerkennenswerther Tapferkeit für die Ehre seiner Nationalität focht, und so bei ferner stehenden wohl Sympathien zu erwecken geeignet sein konnte, begonnen aber wurde derselbe ohne irgend welche Legitimitätsgedanken in Rechnung auf die durch die Revolution vermeintlich herbeigeführte Ohnmacht Deutschlands und lediglich zur Durchführung der Ideen der rothen Republik nach den Grundsätzen des krassesten Jakobinerthums.

Wer den bisher gegebenen und sich nun noch ferner abspielenden, der Wahrheit getreu geschilderten Vorgängen in Kopenhagen aufmerksam folgt, muß zu diesem Endergebniß gelangen, und schier unglaublich erscheint es, daß dieser Grundzug der Bewegung Dänemarks gegen die Herzogthümer der damaligen „zünftigen" Diplomatie verschleiert bleiben konnte, daß sie diesem für Bestrebungen, welche auf den Umsturz alles Bestehenden und bis dahin heilig Gehaltenen gerichtet waren, von den Dänen unternommenen Kriege das Achtungszeugniß eines für die Prinzipien der Legitimität geführten Kampfes ausstellte, und von ehrsüchtigen Demagogen schlimmster Sorte genasführt einen Volksstamm unter die Füße treten ließ, welcher damals einzig in ganz Europa für das Prinzip focht, auf dem allein die Sicherheit aller Throne beruht. Als Dänemark bei Rußland um Hülfe gegen die Insurrektion ansuchte, fragte damals selbst der Zar Nikolaus, dem besonders politischer Scharfblick sonst nicht nachgerühmt wird, ob der König seine Intervention gegen die Revolution in Kopenhagen wünsche?

Aber die Herren von der deutschen diplomatischen Zunft „damaligen Gepräges" hatten über die rothe Revolution, welche in den eigenen Landen tobte, den Kopf verloren, vornehmlich aber waren sie in Folge dieser Vorgänge, welche ihre ganze Weisheit in Frage stellten, neben der Furcht mit einem solchen Ekel erfüllt gegen Alles, was vom Volke ausging, daß sie von dem Augenblicke an, wo ihnen das aufsteigende Gestirn der allein selig machenden Reaktion wieder zu winken schien, sich an ihre überlebten Vorurtheile klammerten, und Alles, was sich nicht als „auf Königs Befehl" legitimiren konnte,

ohne weitere Prüfung in einen Topf warfen, und als Aufruhr gegen die legitime Gewalt brandmarkten. Wie sehr in solchen Kreisen gezüchtete Vorurtheile selbst Männer von eminent staatsmännischem Blick momentan gefangen halten können, beweist, daß selbst ein Bismarck 1849 in der Preußischen Kammer den Krieg gegen Dänemark für „ein höchst ungerechtes, frivoles und verderbliches Unternehmen zur Unterstützung einer ganz unmotivirten Rebellion" (!!) erklären konnte! Freilich war er damals nur noch Abgeordneter in der Kammer, hatte noch nicht die Höhe erklommen, welche ihm den freien Blick auf alle Vorgänge in der europäischen Staatenwelt gewährte, er war eben damals noch nur ein besonders befähigter Junker in der spezifisch preußisch verknöcherten Kreuzzeitungspartei, der traditionsgemäß gewiß den Kämpfen der Vendee seine volle Sympathie nicht versagte. Es war zwar nicht preußische, dafür aber französische Geschichte, welche zu studieren der Mühe werth gefunden wurde, — um allgemein-deutsche Geschichte bekümmerte man sich damals noch nicht, und hatte keine Ahnung davon, daß unter dem allgemeinen Revolutionsgeschrei auf deutschem Boden sich Aehnliches, ein Kampf der Legitimität gegen Jacobinerthum, zutragen konnte. Nun, wenn ein solcher Pikeur so über unsere Sache urtheilen konnte, darf man sich nicht wundern, wenn die gewöhnliche Meute den gleichen Ton anschlug!

Daß Bismarck sich über den wahren Charakter unserer Erhebung gegen Dänemark in vollständiger Täuschung befand, als er jenen Ausspruch in der Kammer that, ist zweifellos. Ein Anderes ist es, wenn er, dem Preußens Macht und Größe als das zunächst zu erstrebende Ziel galt, den Krieg Preußens gegen Dänemark ein „höchst frivoles und verderbliches Unternehmen" nannte, weil Preußens Großmachtstellung allerdings bei der damaligen politischen Konstellation gefährdet war. Das hätte dem Charakter Bismarcks und seiner stets nur auf das Erreichbare gerichteten Staatskunst voll entsprochen, aber er, dessen offene Ehrlichkeit die zünftige Diplomatie zu ihrem Entsetzen zu verblüffen gewöhnt war, wäre nimmer fähig gewesen, einem Volksstamme, von dem er selbst sagt: (Kammerrede vom 3. Dezember 1850) „der mir durch seine kriegerische Tapferkeit die Achtung abgewonnen hat, die ich seinem Bestreben jederzeit versagen müßte, seine vermeintlichen oder wahren Rechte gegen den Landesherrn (?) mit revolutionärer Waffengewalt durchzuführen," diesem Volksstamme also aus augenblicklichen politischen Zweckmäßigkeitsgründen, wie es sonst so vielfach geschehen, die Beschuldigung „einer ganz unmotivirten Rebellion" in das Gesicht zu schleudern!

Man sagt, große Zeiten erzeugen große Männer! — Recht erbärmlich klein muß jene Zeit gewesen sein, welche nicht einen Mann aufweisen kann, auf den das zum ersten Male in die Erscheinung tretende allgemein-deutsche Nationalgefühl als auf einen Hort für die Zukunft hätte blicken können. Unseres Bismarck's Zeit war eben noch nicht gekommen. Das im sogenannten Völkerfrühling 1848 aufleuchtende deutsche Nationalgefühl, von Millionen jubelnd begrüßt, war junger, gährender Wein von köstlichen Trauben, aber mit allerlei idealistischen Extravaganzen versetzt, welche dem wahren Charakter unseres deutschen Volkes denn doch zu fern lagen, als daß ernste Politiker mit ihnen rechnen konnten. Dabei war wiederum die Natur des Deutschen im Grunde zu idealistisch veranlagt, als daß dieses einmal erwachte Nationalgefühl auch unter der krassesten Reaktion hätte wieder ganz dahin schwinden können. Es blieb aber vorläufig auf die unteren Regionen, mindestens auf die als nicht maßgebend zählenden Kreise beschränkt, und vollzog dort stetig wachsend seinen Gährungs- und Läuterungsprozeß. Es war noch nicht vertrauenerweckend genug; einerseits demokratische, andrerseits engherzig partikularistische Schlacken waren noch nicht durch die Gährung ausgestoßen. Es fehlte noch der Impuls einer großen Zeit, welcher mit seinen höheren Zielen derartige Kleinigkeiten hinweg zu fegen fähig war, und es fehlte noch die Hand des großen Mannes, welche den so geläuterten Strom nationaler Begeisterung in die Adern des ungetheilten Volkes zu leiten verstand.

Inzwischen hatte der „Preußische Junker" von 1849 die Staffel erklommen, welche ihm in der Geschichte der Wiedergeburt Deutschlands vom Geschicke bestimmt war, und als die große Zeit gekommen, und er die mit ihr erfolgte Läuterung erkannt, da steckte der Junker seine Ziele höher, und unter dem Jubel von Millionen, welche, seine Wege mißverstehend, ihn bis dahin angefeindet, machte er nun die Macht und Größe Deutschlands zur Aufgabe seiner Staatskunst, welche ihr Meisterstück darin leistete, daß er den bis dahin verpönten deutschen Nationalgedanken, welcher nur in den Köpfen politisch unmöglicher Existenzen und überschwenglicher Enthusiasten sein allerdings stets wachsendes Leben fristete, zu sich auf seine Höhe zog und — ich weiß für den Hergang keinen bezeichnenderen Ausdruck zu finden — denselben „hoffähig" zu machen verstand. Damit war das alte Elend für immer beseitigt!

Das fehlte uns 1848, und daher trotz hochgehender Begeisterung all' die klägliche Erbärmlichkeit!

Unserem großen Kanzler haben um seiner deutschen Großthaten willen wir Alten von 48 längst von Herzen verziehen, daß er uns

einst so ungerecht beschuldigen konnte, aber wir haben auch das feste Vertrauen zu seiner offenen Ehrlichkeit, daß er, besser informirt, auch gewiß bereit sein wird, braven, ehrenwerthen Offizieren, welche für deutsches Recht und Ehre gefochten, noch, bevor sie für immer die Augen schließen, durch sein mächtiges Wort den Makel abzunehmen, sich an einer „ganz unmotivirten Rebellion" betheiligt zu haben.

Wir hoffen, daß auch diese Aufzeichnungen dazu beitragen werden, die damaligen Vorgänge in Kopenhagen sowohl, wie in den Herzogthümern, in ihrem wahren Lichte erscheinen, und damit diese, noch so vielfach auftretende Beschuldigung endlich ganz verstummen zu lassen.

---

8. Kapitel.

Der nationale Lieblingsgedanke des dänischen Volkes. Graf Wilhelm Moltke-Bregentved. Der König droht mit Abdankung. Die neuen Minister. Dänische Zeugnisse für die Revolution in Kopenhagen.

Zum richtigen Verständniß der Vorgänge in Kopenhagen muß man gleich wie in den Herzogthümern scharf unterscheiden zwischen der doppelten Bewegung, welche in beiden Theilen der Monarchie in die Erscheinung trat. Man hat zu unterscheiden einerseits zwischen den Leitern der Bewegung und deren Absichten, wie andererseits zwischen den Bestrebungen, welche sich ohne und gar gegen den Willen der Führer im Laufe der Bewegung bei der Bevölkerung selbst geltend machten und dadurch geeignet wurden, über den wahren Kern der Bewegung, welche doch lediglich das Werk der Führer und einer ihnen folgenden mächtigen Partei blieb, nach außen hin zu täuschen.

Wie es in dieser Schrift, welche sich geschichtliche Wahrheit zur Aufgabe macht, von vornherein nicht geleugnet worden, daß in den Herzogthümern neben den streng dem Legitimitätsprinzipe huldigenden Führern der Bewegung und dem nur ihnen folgenden, Ausschlag gebenden Kern der Bevölkerung demokratische Bestrebungen im Sinne des Revolutionsjahres 1848 eifrig bemüht waren, Raum zu gewinnen, so sehen wir andererseits im eigentlichen Königreiche Dänemark neben den im krassesten Gegensatze zu den Leitern in den Herzogthümern nur republikanischen Tendenzen huldigenden Führern und der zu ihrer Fahne schwörenden Kopenhagener Eiderdänenpartei die staatserhaltenden Elemente, den großen Grundbesitz, der

gewiß weit entfernt war, mit den Demagogen des Kasinos sonst gemeinschaftliche Sache zu machen, sich um den allerdings nur mehr Scheinkönig sammeln zum Kampfe für eine angeblich nationale Sache, so über das wüste Treiben einen nach außen hin trügenden Schein der Legimität verbreitend, welcher von den schlauen Demagogen zur Verhüllung ihrer ohne diese Hülfe nicht durchzuführenden Pläne mit unvergleichlicher Dreistigkeit, aber leider bestem Erfolge benutzt wurde.

Die „nationale Sache“ war die Zauberformel, welche diese unnatürliche Verbrüderung zu Wege brachte. Wie der nationale Gedanke in Schleswig-Holstein in der Unzertrennbarkeit der Herzogthümer gipfelte, so war der nationale Lieblingsgedanke durchweg aller Parteien des dänischen Volkes die Trennung der Herzogthümer und die Eroberung Schleswigs, und als durch den „Scheinkönig“ und eine Konzession bei der neuen Ministerkombination, auf welche wir gleich zurückkommen werden, eine Form gefunden war, mit welcher man um des Zweckes willen sein politisches Gewissen beruhigen zu können glaubte, da wog der nationale Lieblingsgedanke denn doch zu schwer, um nicht die gesammte dänische Nation ohne Ansehen der Partei einem selbst mit solchen Elementen durchsetzten Ministerium für diesen Kampf mit Begeisterung zur Verfügung zu stellen. — Darin bestand die von der Kreuzzeitungspartei so gepriesene ganze Loyalität des über schmählichen Aufruhr in den Herzogthümern zeternden dänischen Volkes. —

Die Herren vom Kasino waren klug. Sie wußten, daß, so populär sie auch in Kopenhagen und vielleicht in manchen Schichten der dänischen Bevölkerung sonst noch sein mochten, daß ihre Personen und Prinzipien nicht geeignet waren, selbst nicht um den Preis dieses nationalen Kampfes, die alten dänischen Familien, den großen Grundbesitz, die konservativen Elemente Dänemarks überhaupt ihrem Banner zuzuführen, und doch konnte man deren vor der Hand nicht entbehren, um den Schein nach außen zu wahren, und im Innern die erforderliche Kraft zu dem gegen die Herzogthümer geplanten Schlage zu finden. So stellte man denn die von dem Magister Monrad im ersten Siegestaumel angedrohete „Standarte der Republik“ wieder in einen stillen Winkel, erhob den vielgeschmäheten Friedrich VII. als „volksthümliche Scheinexistenz“ auf den Schild, und bequemte sich, unter dem stillen Vorbehalte gänzlicher Machtlosigkeit durch stets bereite Uebereinstimmung, in das zu bildende Ministerium Namen aufzunehmen, welche geeignet waren, auch die widerwillig bei Seite stehenden konservativen Elemente ihren verwegenen Plänen dienstbar zu machen.

Auf dem Schlosse, wo man sich, wenn auch noch so widerwillig, der neuen Aera durch die der Adreßdeputation ertheilte Antwort mit gebundenen Händen ausgeliefert hatte, konnte man sich gleicher Erwägung nicht verschließen. Man sah ein, daß man „dem nationalen Lieblingsgedanken" Rechnung tragend, in diesem, mithin auf Kosten der Herzogthümer, eine Ministerzusammenstellung suchen müsse, welche geeignet sei, alle Parteien Dänemarks zu vereinigen. Man faßte unter Mitwirkung der Kasino-Männer zu diesem Zwecke den so eben erst entlassenen, also von den Kasino-Herren in jener berüchtigten Versammlung für unfähig und seines Amtes unwürdig erklärten Finanzminister Grafen Wilhelm Moltke zu Bregentved in's Auge. — Dieser vereinigte durch seinen Namen, seinen Reichthum und seine weitreichenden Familienverbindungen in seiner Person Alles, was man zu diesem Zwecke brauchte, während seine behäbige Gutmüthigkeit und der Mangel jeglichen Ehrgeizes, selbst eine große Rolle spielen zu wollen, den Kasino-Männern die Gewähr boten, daß er ihnen nicht unbequem oder gar hinderlich werden könne. So ließen sie sich denn gern bereitfinden, dem „Schein-Könige" diesen für den Augenblick nützlichen „Schein-Ministerpräsidenten" zuzugesellen. Aber auch dieser Mann, welcher einst den „Offenen Brief" Christian VIII., dann Friedrich VII. Patent vom 28. Januar als Minister unterzeichnet hatte, trug doch in seinem staatsmännischen Gewissen ernste Bedenken, nunmehr als drittes das beide königlichen Erlasse über den Haufen werfende Programm des Kasino zu unterzeichnen, und als Ministerpräsident die volle Verantwortlichkeit für dieses neue Regierungssystem zu übernehmen, und er lehnte die ihm zugedachte zweifelhafte Ehre ab.

Der König, dessen ernste Besorgniß um seinen Thron mit jedem vergeblichen Versuche, eine Regierung, auf welche er sich stützen könne in's Leben zu rufen, stieg, bat und beschwor ihn vergebens. Schließlich kam es so weit, daß der König erklärte: wenn man ihn von allen Seiten im Stiche lasse, werde er die Krone niederlegen und dem Volke die Herrschaft übergeben!

Das half! — Man hielt in der That den geängstigten König eines solch' verzweifelten Schrittes fähig, und dahin durften die staatserhaltenden Elemente, wie der Grundbesitz, als deren Repräsentant Graf Wilhelm Moltke nun einmal galt, schon um ihrer Selbsterhaltung willen es nicht kommen lassen. — Wie der Graf W. Moltke in den Kreis der Kasino-Männer gezogen wurde, darüber wird von glaubwürdiger Seite Folgendes berichtet: Als der König am Morgen des 21. den Grafen W. Moltke gleich nach der Auflösung des alten Ministeriums bat, das Portefeuille zu behalten, antwortete dieser: „er sei mit seinen abgetretenen Kollegen und dem

aufgegebenen Systeme so einverstanden gewesen, daß er nicht ohne Widerspruch mit sich selbst sich von ihnen trennen könne.“ — „Also auch hier wieder die Konstatirung des gegen die Herzogthümer geplanten Unrechts!“ — Am andern Morgen eilte der Etatsrath Bang, der wie es scheint, gleich dem Könige durch den Brief des Prinzen von Noer über die Gefahr der Lage aufgeklärt war, und wahrscheinlich, um der Gefahr eines reinen ungemischten Kasino-Ministeriums entgegen zu wirken, zu dem Grafen W. Moltke, und überredete ihn, sich zum Könige zu begeben, bei welcher Unterredung dann der König durch seine Drohung: „die Krone niederzulegen“, den Grafen den „Widerspruch mit sich selbst“ vergessen, und zur Uebernahme der Stellung eines Ministerpräsidenten, also zur Uebernahme der Verantwortung für ein System, welches sein bisheriges staatsmännisches Wirken und Wollen über den Haufen stieß, sich breit schlagen ließ. — Baron Dirckink Holmfeld sagt in diesem Anlasse zur Ehrenrettung des Grafen Wilhelm Moltke: „er habe wahrscheinlich die Revolution (!!) als eine vollendete Thatsache betrachtet, welche ein anderes Verhalten fordere, als da noch von Widerstand die Rede gewesen sei. Sein Patriotismus habe ihm geboten, durch die Uebernahme der Leitung zu retten, was noch zu retten gewesen sei.

So ungeschminkt schildert ein Mann, der damals selbst in der Mitte der Bewegung stand, sich aber die Vertheidigung der dänischen Sache zur Lebensaufgabe gemacht hat, die übrigens jedem Nahestehenden in gleichem Lichte erscheinenden Vorgänge in Kopenhagen, nur die deutsche Diplomatie und ihre Hintermänner wußten oder wollten nichts wissen von Alledem!

Graf Wilhelm Moltke stellte als Bedingung seiner Uebernahme des Ministerpräsidiums die Forderung, daß sein Vetter, der Graf Knuth, Minister der auswärtigen Angelegenheiten werde. Derselbe stand früher auf demselben Standpunkte, wie Graf W. Moltke, und hatte sich noch am 11. März im sogenannten Phönixklub mit Etatsrath Bang, Graf Sponneck und Etatsrath Francke bemüht, die konservativen Elemente gegen die Bestrebungen der Kasinomänner zu sammeln.

Diese beiden Namen sollten nur als Köder und zur Beruhigung für die konservativen Elemente, namentlich den großen Grundbesitz, dienen; auch nach außen hin mußten sie als besonders verwerthbar erscheinen, und die Herren vom Kasino als Neulinge in der diplomatischen Form überließen diesen wenn auch widerstrebend ihnen jetzt verfallenen Männern gern die nach Außen hin erforderliche Beschönigung ihres Treibens, um dafür im Innern um so freiere Hand zu gewinnen. So kam denn vorläufig ein Ministerium

zu Stande, welches die Abdankung des Königs verhinderte, dessen sich innerlich widerstrebenden Elemente aber nur durch den „nationalen Lieblingsgedanken der Incorporirung Schleswigs" zusammengehalten werden konnten!

Neben Graf Wilhelm Moltke als Ministerpräsidenten erhielt Graf Knuth das Auswärtige, v. Bardenfleth die Justiz, Magister Monrad den Kultus, Kapitain Tscherning den Krieg, Bluhme den Handel. Hvidt und Orla Lehmann wurden Minister ohne Portefeuille, und neben dieser wunderbar gemischten Gesellschaft als Strohmann für die aus Rendsburg eingetroffene deutsche Deputation Baron Carl Plessen, Präsident der Schleswig-Holsteinischen Kanzlei!

Man sieht, die Kasinomänner hatten sich sowohl der Mehrheit als auch derjenigen Sitze in dem neuen Ministerium zu bemächtigen gewußt, welche sich am Einschneidensten zur Durchführung ihrer rechtswidrigen Pläne verwerthen ließen. Justiz, Kultus und Krieg waren in ihren Händen, und was das sagen will, diese das ganze Volksleben so tief berührenden Zweige lediglich in den Dienst einer einseitigen verbissenen Parteipolitik gestellt zu sehen, das haben die Herzogthümer bitter erfahren müssen.

Jeder der Herren leistete in seinem Wirkungskreise, was die Radikalen in Kopenhagen nur irgend von ihnen erwarten konnten. Herr von Bardenfleth, der neue Justizminister, wenn auch sonst nicht mit den Kasinomännern über einen Kamm zu scheeren, war zu sehr in dem „nationalen Lieblingsgedanken" befangen, und damit der Eiderdänen-Partei verfallen, als daß seine Kollegen gleicher Farbe nicht mit Bestimmtheit hätten darauf rechnen können, auch er werde in majorem Daniæ gloriam die Wage der Gerechtigkeit nach Bedarf der Parteipolitik sinken und emporschnellen lassen.

Die anderen beiden Ehrenmänner dagegen leisteten vollständig zielbewußt geradezu Unglaubliches. Kapitain Tscherning, nunmehr Kollege desselben Herrn v. Bardenfleth, welcher noch am 21. März Abends erklärte: „es sei nicht die Absicht Sr. Majestät, so tief hinunter zu steigen, um Kapitain Tscherning zum Minister zu nehmen," Kapitain Tscherning, welcher zur Begründung solcher Ansicht Sr. Majestät sich, bevor er den Ministerstuhl erklommen, eingehend damit beschäftigt hatte, für seine Zwecke die jüngeren Offiziere Se. Majestät Armee zu demokratisiren, — dieser Kapitain Tscherning, selbst eidbrüchig, stellte sich nunmehr an die Spitze der von ihm bereits verführten, sowie der durch den „nationalen Lieblingsgedanken" zu gleichem Eidbruche verleiteten Offiziere des dänischen

Theiles der Armee, um den „nationalen Kreuzzug“ gegen die Herzogthümer, welchen er bereits als Offizier im Dienste in jener Kasinoversammlung, wo man seinen Kriegsherrn öffentlich beschimpfte, vor Soldaten und Bürgern gepredigt hatte, nunmehr mit aller ihm zu Gebote stehenden Thatkraft, — und die war leider nicht gering — zur Ausführung zu bringen, und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, schreckte dieser Ehrenmann nicht davor zurück, die einzigen Sr. Majestät und ihrem Eide treugebliebenen Offiziere, freilich fast durchweg nur deutscher Nationalität, durch ein mit eidbrüchigen Offizieren besetztes Kriegsgericht wegen Eidbruch und Landesverrath zu den haarsträubendsten Strafen verurtheilen zu lassen unter allseitigem Beifalle der durch die ersten erlittenen Niederlagen in ihrer Eitelkeit gekränkten und für jedes vernünftige Urtheil unfähig gewordenen dänischen Nation!

Es war ein Stück aus der Hölle, an dem der leibhaftige Satan sein inniges Vergnügen gehabt haben mag! Für derlei nebensächliche Kleinigkeiten hatte die hohe Diplomatie „damaliger Währung“ freilich weder Verständniß noch Interesse; sie ließ sich statt dessen lieber von den Kopenhagener Demagogen nasführen, zu deren nicht geringem Ergötzen. — Das Schauspiel, welches der Welt damals vorgeführt wurde, erhielt durch diese Schlauheit einer- und diese Blindheit andererseits eine so drastisch-komische Wirkung, daß es jeden den Vorgängen mit offenen Augen folgenden Zuschauer in „ungeheuere Heiterkeit“ hätte versetzen können, wenn unser Heimathland nicht gar so schwer davon betroffen worden!

Als dritten und unheilvollsten im Bunde dieser Kasinomänner haben wir noch des „hochwürdigen Magisters“ Monrad zu gedenken. Wie derselbe seinen geistlichen Beruf dem extremsten politischen Parteitreiben unterzuordnen fähig war, haben wir bereits gesehen, als er der Ersten Einer sofort gewillt war, statt seines Berufes weißer Friedensfahne dem Volke die rothe „Standarte der Republik“ voranzutragen. Wessen man sich von diesem Herrn zu versehen hatte, war darnach nicht mehr zweifelhaft. Er rief denn auch als Richtschnur für die Verwaltung des Kultus den von seinen Nachfolgern im Amte gelehrig aufgenommenen so gewissenlosen, allerdings aber dem schmählichen Zwecke förderlichsten Regierungsgrundsatz in's Leben, Schule und Kirche nur zum Scheine zur Hebung des Volkswohles zu pflegen, in erster Linie aber Geistliche und Lehrer als besonders brauchbares Blasrohr zur parteipolitischen Verhetzung zu verwerthen, und nach der Fähigkeit für diesen Zweck die Würdigkeit für das Amt zu bemessen.

Die Saat, die damals in so frivoler Weise ausgestreut wurde, hat bis auf den heutigen Tag zum Unheile der Bewohner Nord- und theilweise Mittel-Schleswigs nicht ausgerottet werden können, wohl weil sie im Geheimen stets ergänzt ward, und die zweifellos gleichen Säemänner dürften eingehender Aufmerksamkeit unserer deutschen politischen Behörden zu empfehlen sein. Wir erinnern hier nur an den vor Kurzem auf Alsen verstorbenen, mit auffallend großem Geleite seines Anhanges beerdigten Bischof Hansen, dessen politische Vergangenheit in diesen Blättern noch zur Sprache kommen wird, und dessen Wirken und Treiben bis in die neueste Zeit, wie es scheint, von unserer politischen Behörde weit unterschätzt worden ist.

Hvidt und Orla Lehmann, zwar nur Minister ohne Portefouille, waren doch mit gutem Vorbedacht auf den Ministerstuhl gehoben. Einmal sicherten sie die Mehrheit im Ministerrathe, andererseits mußte man sich für seine Zwecke ihres bedeutenden Agitationstalentes vergewissern. Aus alten Freunden konnten zu leicht böse Feinde werden, dann aber waren sie auch die richtigen Leute, um in kritischen Fällen jeden Augenblick wuchtige Volksdemonstrationen in Scene zu setzen, welche zum Durchsetzen zweifelwerthiger Pläne sich bereits als zu werthvoll erwiesen hatten. Ohne den süßen Pöbel im Rücken fehlt solchen Leuten eben der Muth zum Regieren, weil sie sich außerhalb ihres Elementes fühlen.

Ein Brief aus Kopenhagen in jenen Tagen stellt dem Herrn Orla Lehmann ein seinen wahren Patriotismus stark anzweifelndes Zeugniß aus. Es heißt in diesem Briefe: „Bei Herrn Orla Lehmanns Aufnahme in's Ministerium scheint noch der Grund mitgewirkt zu haben, daß man fürchtete, ihn sonst in 6 Wochen zum Opponenten zu haben," — was den Herren wohl jeden Falles außer allem Spaße gewesen wäre, da er gewiß viel erzählen konnte. — Vom naturgeschichtlichen Standpunkte ist diese Notiz auch nicht ohne Interesse, weil sie feststellt, daß für solche politische Vögel 6 Wochen die ausreichende Mauserzeit ist, um in einem neuen Kleide erscheinen zu können. — Die Herren kannten sich eben gegenseitig genau!

Weshalb aber fehlte doch Professor Clausen in dieser Gesellschaft? Baron Dirckink-Holmfeld erzählt: „Auch der Professor Clausen war in der Nacht vom 21. auf den 22. März auf dem Schlosse. Dieser Mann, welcher unbestritten die eigentliche geistige Kraft des Kasinos war, und bisher die Operationen desselben geleitet hatte, drang darauf, daß die Herren vom Kasino zu Ministern gemacht würden. Dagegen dachte von seinen eigenen Leuten Niemand an ihn!" Baron Dirckink-Holmfeld knüpft daran die

schon früher mitgetheilte Aeußerung über den persönlichen Ehrgeiz der Kasino-Herren mit den Worten: „Wir bitten hierauf Gewicht zu legen, da dies die Ansicht bestätigt, daß die persönliche Ehrbegierde, an's Ruder zu kommen, die eigentliche Triebfeder in der Katastrophe war!"

Fügen wir unserer Kennzeichnung dieses Ministeriums, welches die Frevelthat beging, um seiner selbstsüchtigen Zwecke willen die Kriegsfackel in die bis dahin ruhigen Herzogthümer zu schleudern, zum Schlusse noch die eigenen, unsere Darstellung der Kopenhagener Vorgänge vollauf bestätigenden Worte eines der neuen Herren Minister hinzu, mit welchen derselbe am Tage seines Amtsantrittes sich freimüthig genug, aber im Hinblicke auf die Komödie, welche gespielt werden sollte, mindestens recht unvorsichtig über die neue Regierung äußerte:

„Wir befinden uns mitten in der Revolution, welche noch weiter um sich greifen wird; wir haben im Grunde keinen König mehr, sondern nur eine provisorische Regierung in der Form eines Staatsrathes, welcher anzugehören ich die Ehre habe."

War man denn an den deutschen Höfen damals so schlecht bedient, daß der wahre Charakter dieser Regierung trotz so freimüthiger Aeußerungen aus ihrem eigenen Schooße unerkannt bleiben konnte? Dies ist doch kaum glaublich! Man gab sich später den Schein, die in Kopenhagen gespielte Komödie für baare Münze zu nehmen, um sich einer unbequemen Aufgabe nach Möglichkeit zu entziehen. Dies mag damals im wohlverstandenen Interesse namentlich Preußens gelegen haben — jetzt kann es unmöglich mehr wohlverstandenes preußisches Interesse sein, diesen aus Zweckmäßigkeitsgründen benutzten Vorwand, welcher loyale Bewohner einer nunmehr preußischen Provinz tief beschimpft, noch fernerhin als geschichtliche Wahrheit aufrecht halten zu wollen.

Die Herren von der Kreuzzeitungspartei, denen der Vorwurf gar so geläufig ist, wir, die wir doch nur die Rechte unseres Herzogs gegen ein revolutionäres dänisches Ministerium vertheidigt haben, hätten uns des Aufruhrs gegen die legitime Gewalt schuldig gemacht, mögen sich doch einmal den Fall denken, die Berliner Revolutionspartei im März 1848 hätte ein ähnliches Stück, wie die Demagogen in Kopenhagen es fertig brachten, mit dem König Friedrich Wilhelm IV. aufgeführt. Sie hatte ja nicht übel Lust dazu, und war nahe genug daran, als der König sich dazu verstand, mit der schwarz-roth-goldenen Binde am Arm durch die Straßen Berlins zu ziehen. Nun, Hand auf's Herz, würde eine solche, von Revolutions-Gnaden zur Macht gelangte Regierung mit einem durch

illegitime Gewalt unter ihren Willen gebeugten Schattenkönige in ihren Augen der wahre Repräsentant der legitimen Macht gewesen sein, und würden andererseits die Bewohner irgend welcher Provinz Preußens, welche gegen diese Regierung für die königlichen Rechte ihres angestammten Herrn die Waffen ergriffen hätten, ihnen nur als nichtswürdige Insurgenten gegolten haben? — Daß die Sache in Berlin trotz der verzweifelten Aehnlichkeit anders verlief, als in Kopenhagen, lag lediglich in dem Umstande, daß die preußische Armee ihrem Kriegsherrn unwandelbar treu blieb, und ihm wieder zu seiner vollen königlichen Macht verhalf, während die dänische Armee auf Kosten ihres Königs mit der revolutionären Regierung in Kopenhagen gemeinschaftliche Sache machte, und der in ihrer Gewalt befindliche Friedrich VII ein Schattenkönig ohne eigenen Willen und Macht blieb.

Uns ist es nicht zweifelhaft, wie Leute, welche in preußischen Traditionen erzogen sind, in einem solchen Falle, wie oben angenommen, geurtheilt haben würden, und noch weniger dürfte es preußischen Traditionen entsprechen, der dänischen Armee für solches Gebahren, welches ihre sonstige, von Freund wie Feind gern anerkannte heldenmüthige Tapferkeit nicht ungeschehen machen kann, auf Kosten einer loyalen Provinz, welche außerdem von den dänischen durchaus getrennten Rechte ihres Landesherrn zu vertheidigen hatte, ein ehrendes Leumundszeugniß auszustellen.

Mögen die Herren, welche nur durch gänzliche Unkenntniß der wahren geschichtlichen Thatsachen zu solch' schiefem Urtheile gelangen konnten, sich dies gesagt sein lassen, — vielleicht hilft es für die Folge — wir aber nehmen hier laut vor der Oeffentlichkeit Akt von den oben mitgetheilten Worten jenes dänischen Ministers von Revolutions-Gnaden, welche klar und bündig den Beweis liefern, daß der Vorwurf, „wir hätten uns gegen die zu Recht bestehende Gewalt erhoben," eine nur im Interesse der Kopenhagener Demagogen erfundene schamlose Lüge war! —

9. Kapitel.

Die Deputation der Herzogthümer in Kopenhagen und der „Staatsminister" Orla Lehmann als Regisseur einer gegen dieselbe in Scene gesetzten schamlosen Komödie. Die Audienz der Deputation bei Friedrich VII. Der Fourniersschneider Frederiksen erscheint im Staatsrathe auf dem königlichen Schlosse. Die Deputirten werden auf Kriegsschiffen in Sicherheit gebracht. „Des Königs Gruß an

die Einwohner Kopenhagens." Flucht der deutschen Beamten. Orla Lehmann wirft die Maske ab. Des Königs Antwort an die Deputation. Vorläufige Instruktion für die dänischen Gesandten an den auswärtigen Höfen.

Wenden wir uns jetzt denn zu den ersten Amtshandlungen dieses neuen Ministeriums, welche an schamloser Verlogenheit wahrlich auch nichts zu wünschen übrig ließen.

Wie schon mitgetheilt, hatte man durch Ausstreuen der albernsten Gerüchte das Volk in Kopenhagen gegen die aus den Herzogthümern eingetroffene Deputation aufgehetzt. Eine nach Tausenden zählende Menschenmasse stürzte zum Landungsplatze des Dampfschiffes hinaus, um der Deputation den ihr zugedachten Willkommen entgegen zu bringen. Einige Deutsche geleiteten die an's Land steigenden Deputirten durch die zum Schlimmsten bereite wüste Masse, welche sie mit Toben und Schreien empfing und von Studenten mit weißen Binden um den Arm nur mit Mühe zurückgehalten wurde, nach dem Hotel d'Angleterre. Ihr erster Schritt war, sich an den Kabinetssekretair des Königs, Kammerherrn von Tillisch, mit der Bitte um eine Audienz bei dem Könige zu wenden, sie erhielten aber die Antwort, daß Se. Majestät sie an diesem Tage noch nicht empfangen könnten, und vorher ihre Anträge zu sehen wünschten. — Natürlich, das Ministerium war in dem Augenblicke noch nicht fertig, und vor Allem wollten die Herren, welche jetzt am Ruder, vor der entscheidenden Antwort Zeit gewinnen.

Vor dem Hotel d'Angleterre sammelten sich inzwischen immer größere Volksmassen. Konsul Hage, ein Oheim Orla Lehmann's (man wird später sehen, wie Alles im Vorwege abgekartet war), — machte der Deputation einen Besuch. Bald darauf erschien auch der Fournierschneider Frederiksen, Präsident des Klubs im Hippodrom, mit noch 3 Männern, welche sich als „Deputation des Volkes" einführten, und erklärte: „das Volk habe die Schleswig-Holsteinische Deputation in Verdacht, ohne Audienz abreisen zu wollen!!" — Vergebens war die Entgegnung, daß man ja lediglich nach Kopenhagen gekommen sei, um den König zu sprechen; — der Herr Fournierschneider erklärte, das Volk müsse eine Gewähr haben (gegen dies Kapitalverbrechen, keine Audienz zu erbitten!!) — Endlich erbot sich der Konsul Hage (natürlich im vorher getroffenen Einverständniß mit seinem Neffen Orla Lehmann), die Herren in sein Haus aufzunehmen, worauf der Fournierschneider sich entfernte, um gleich darauf mit der Erklärung des „Volkes" zurückzukehren, daß die Gewähr des Konsul Hage angenommen sei. Herr Hage und die 4 Deputirten des Volkes nahmen hierauf je einen der schleswig-holsteinischen Herren

an den Arm, während 5 weitere Personen auf der andern Seite ihren Arm boten, und mit diesem Geleite, welches geachtet wurde, führte man sie durch die erregte Masse hindurch, und in die Wohnung des Konsul Hage. Hier erfuhren sie, daß Herr Hage sich mit seinem Kopfe dafür verbürgt habe, daß sie die Stadt nicht heimlich und ohne sein Wissen verließen, und sie ihr Ehrenwort zu geben hätten, keinen Fluchtversuch in den nächsten 24 Stunden machen zu wollen, welches natürlich bereitwillig dem anscheinend so gastfreundlichen Herrn gegeben wurde, da ohnehin keiner der Deputirten daran dachte, um seine Haut in Sicherheit zu bringen, feige vor Erledigung der ihnen anvertrauten Mission zu entfliehen. —

Das war der erste Akt der schamlosen Komödie, welche von Herrn Orla Lehmann und Genossen gegen die friedliche Deputation aus den Herzogthümern aufgeführt wurde. Der zweite Akt, welcher an Perfidie und nichtswürdiger Verlogenheit den ersten weit übertraf, ließ nicht lange auf sich warten. Es galt, die Herzogthümer noch im letzten Augenblick über das ihnen drohende Schicksal zu täuschen, war es ohnehin doch schon im Rathe der Kasinomänner beschlossen, daß die Deputation der Herzogthümer nicht eher entlassen werden solle, als bis die Expedition gegen dieselben abgegangen sei.

Die Deputation*) war zur Versüßung ihrer Gefangenschaft von dem Konsul Hage zum Diner geladen. Wie zufällig, fand sich auch der Herr Neffe, der nunmehrige Minister Orla Lehmann zu dem Mahle ein. „Seine Frau sei verreist“, — sagte er — „und so hätte er bei seinem Onkel speisen wollen, es sei ihm aber nicht eingefallen, hier so angenehme Gesellschaft zu finden.“ Clausen und Olshausen begrüßte er als alte Bekannte. — In der Unterhaltung nach dem Essen äußerte er, wie es ihn befriedigen würde, wenn er im Stande sein sollte, den Herren gefällig sein zu können. Als diese darauf erklärten, daß ihr Wunsch jetzt nur noch sein könne, Kopenhagen baldmöglichst zu verlassen, da die Einsetzung dieses Ministeriums ihnen Antwort genug sei, erklärte der Minister erstaunt: „Sie seien in vollkommenem Irrthum. Die Dänen hätten jetzt ihre Freiheit errungen und seien gesonnen, auch ihnen vollkommene Freiheit zu lassen. Holstein (hier wieder das preisgegebene Holstein!) könne sich eine Verfassung geben, wie es sie haben wolle; Holstein erneune seine Minister, welche es wolle. Wie sollte es uns einfallen, Ihnen Verfassung und Minister zu geben!“

Als darauf erwiedert wurde, daß es allerdings klar sei, daß Holstein, auf Deutschland gestützt, seine Freiheit nicht in Kopen-

*) Aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik.

hagen zu erbitten brauche, daß es vielmehr Schleswig sei, worum es sich handele, ertheilte der Minister die ähnliche Antwort: „er habe ja gesagt, daß Jeder thun und lassen könne, was er wolle!“

Also seitens eines der damaligen Machthaber in Dänemark, sogar dem Scheine und Namen nach eines königlichen Ministers die officielle Bestätigung der gänzlichen Auflösung und Freigabe aller in dem bisherigen dänischen Staate bestandenen Verhältnisse und Pflichten! Ein Revolutionsprogramm, wie es radikaler nicht gedacht werden kann. Nehmen wir doch zur Bestätigung unserer bisherigen Schilderungen hiervon ausdrücklich Akt, zugleich aber auch von der hinterlistigen Verlogenheit dieses Mannes, welchem die gewaltsame Einverleibung Schleswigs das A bis Z seiner Politik war!

Keine Regung eines anständigen Mannes ließ während der weiteren Unterhaltung den officiellen Lügner aus der Rolle fallen. Die Deputirten erklärten, nur zu Bitten, nicht aber zu irgend einer Uebereinkunft ermächtigt zu sein, daß sie aber wohl glaubten, daß eine Verständigung auf der von Lehmann bezeichneten Grundlage möglich sei; man wolle in den Herzogthümern weder die Rechte des legitimen Herrschers beeinträchtigen, noch die dänische Nationalität im nördlichen Schleswig unterdrücken, sondern lediglich die Anerkennung der rechtmäßigen Selbstständigkeit der Herzogthümer und Sicherung vor dänischen Uebergriffen. Ihre Gegenwart beweise, daß man keinen Streit wolle.

Nachdem der Minister Lehmann sich dann noch eine geraume Zeit mit Olshausen und Clausen besonders unterhalten hatte, bestätigte er noch seine vorhin geäußerten Ansichten, verhieß auf den folgenden Tag eine Audienz bei dem Könige, und äußerte, daß er nicht an einer günstigen Beendigung des Geschäftes zweifle, es sei aber dringend nothwendig, daß sofort Einer aus der Deputation nach den Herzogthümern abreise, und forderte Clausen hierzu auf, damit er dort über die Sachlage Bericht erstatte, und für Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung sorge.

Als der Konsul Hage den Einwurf, dessen Berechtigung natürlich Orla Lehmann sehr wohl bekannt war, bestätigte, daß nämlich die Deputation durch das gegebene Ehrenwort in Kopenhagen gebunden sei, forderte der Minister die Deputirten auf, eine unversiegelte Erklärung auszustellen, daß sie Hoffnung hätten, ihre Mission mit gutem Erfolge zu beendigen, womit er dann sogleich einen Kourier absenden wolle.

Das war also der Zweck des „zufälligen“ Besuches des Herrn Orla Lehmann, die Herzogthümer durch ihre eigenen De-

putirten, denen man Glauben beimessen würde, in solch' schamlos hinterlistiger Weise täuschen zu lassen! Der Zweck heiligte bei diesen Ehrenmännern die Mittel und wären sie auch noch so gemein!

So bündigen Versicherungen eines der einflußreichsten Männer der neuen Regierung gegenüber glaubten die Deputirten, in ihrer Ansicht über die Sachlage zweifelhaft geworden, den Wunsch des dänischen Ministers nicht ganz abschlagen zu dürfen, erfüllten ihn aber nur mit Vorsicht, indem sie schrieben: „es sei ihrerseits die Hoffnung auf einen zufriedenstellenden Ausgleich noch nicht aufgegeben."

Noch denselben Abend wurde Orla Lehmann's Schwager, Kammerrath Lesser, übrigens ein Deutscher von Geburt und Gesinnung, als Kourier nach den Herzogthümern abgesandt mit einem von dem Minister Lehmann sofort ausgestellten Geleitschein versehen. Der Geleitschein lautete: „Da der Kammerrath Lesser auf Ersuchen (!) der sich hieselbst aufhaltenden Deputation aus Schleswig und Holstein sich erboten, dorthin zu reisen, um übereilten und präjudicirlichen Schritten irgend einer Art möglichst vorzubeugen, hoffe ich, daß Jeder es sich wird angelegen sein lassen, ihm hierbei in jeder Weise behülflich zu sein. Orla Lehmann, Staatsminister."

Der Geleitschein erwies sich allerdings sehr nützlich, da Lesser bereits in Rothschild als der laut Gerücht flüchtig gewordene Dr. Gülich festgehalten wurde und nur auf Ausweis dieses Geleitscheines seine Reise fortsetzen konnte. —

Mit dem Dampfschiffe, das endlich in der Nacht abgehen sollte*), schrieben die Deputirten gleichfalls in einem offenen Briefe nach Kiel: „Die Hoffnung auf eine zufrieden stellende Ausgleichung ist unsererseits noch nicht aufgegeben; es ist unerläßlich, daß inzwischen jede Gewaltmaßregel vermieden werde."

Die schlauen Kasino-Männer, welche sich so praktisch veranlagt erwiesen, daß sie weder durch moralisches noch politisches Gewissen belästigt wurden, hatten ja damit das Gewollte erreicht und die erste Amtshandlung des neuen Ministers von Volkes-Gnaden, Orla Lehmann, gipfelte in einem seiner Politik gegen die Herzogthümer vollentsprechenden Schurkenstreiche. Die Unverfrorenheit, mit welcher dieser Staatsmann wenige Stunden darauf den von ihm so hintergangenen Deputirten gegenüber die Maske fallen ließ, war nicht minder vielversprechend für seine ferneren Regierungsmaßnahmen; und er hat denn ja auch die darauf begründeten Erwartungen durch virtuose Verlogenheit stets übertroffen.

*) Der fahrplanmäßige Abgang des Dampfschiffes nach Kiel war bisher von dem „souveränen Volke" verhindert worden.

Die Ernennung der neuen Minister hatte in Kopenhagen ungeheuren Jubel erregt. Sofortige Anschläge an allen Straßenecken hatten dafür gesorgt, den Kopenhagener Pöbel von diesem großen Ereignisse gebührend in Kenntniß zu setzen. Große Volksmassen durchzogen die Straßen, um dem Könige, den Ministern und anderen Volksmännern Hochs zu bringen. Ein Augenzeuge schreibt darüber: „Aber die Bewegung, welche sich am Tage vorher nur in guten Röcken zeigte, hatte einen anderen Charakter angenommen, man sah dichte Massen von ganz zerlumpten Gesindel Arm in Arm mit Offizieren in voller Uniform die Stadt durchziehen".

Ein ehrendes Zeugniß für den „schrankenlosen" Patriotismus der Herren Offiziere der Kopenhagener Garnison, und jedenfalls ein Bild, welches dem Könige den letzten Zweifel benehmen mußte, daß er ohne jeden Schutz der illegitimen Gewalt preisgegeben sei, und damit hörte jede eigene Willensbestimmung des ohnehin nicht thatkräftigen Königs auf.

In Kopenhagen war es Niemandem zweifellos, daß die Ernennung des Kasino-Ministeriums, welches die Vergewaltigung der Herzogthümer bedeutete, diese zum bewaffneten Widerstande treiben müsse, und zugleich mit den Plakaten, welche die Ernennung der neuen Minister verkündeten, erschienen an allen Straßenecken Anschläge, welche zur Einzeichnung von Freiwilligen aufforderten, so deutlich bekundend, daß der Krieg gegen die Herzogthümer nunmehr beschlossene Sache sei.

Die deutschen Deputirten, Augenzeugen all' dieser Vorgänge, waren als sorgfältig überwachte Gefangene zu ihrer Bekümmerniß nicht im Stande, die Heimathlande vor dieser lange geahnten aber nunmehr sicheren Gefahr zu warnen, dennoch war es ein Glück, daß sie und die dort weilenden deutschen Beamten die entscheidenden Tage der Kopenhagener Revolution als vollgültige Zeugen durchlebten, um daheim mit gutem Gewissen verkünden zu können: daß brutale Gewalt und vollständige Nichtachtung aller Rechte und Verträge von nun an das Programm der aus der Revolution hervorgegangenen dänischen Regierung, und der König nur eine willenlose Puppe in deren Händen sei, lediglich bestimmt, nach außen hin ihr illegitimes Treiben mit einem freilich recht fadenscheinigen Mantel der Legitimität zu verdecken.

Bei dem lebhaften Interesse, welches die Dänen bis auf den heutigen Tag bekunden, die damaligen Vorgänge in Kopenhagen in ein tiefes Dunkel zu hüllen, in welches nur vereinzelt ehrlichere Federn ein aber doch dänisch gefärbtes Licht fallen ließen, wären ohne jene Zeugen die Herzogthümer auf, wenn auch sehr naheliegende, doch nur Muthmaßungen beschränkt geblieben, während ihnen jetzt zweifellose Gewißheit zur Richtschnur für ihr Handeln wurde.

Am 22. war in Kopenhagen der Regierungsrath Höpfner eingetroffen, welchen Kammerherr von Scheel als Kourier gesandt mit der Bitte: „das bisherige System zu ändern und ihn selbst seines Amtes zu entheben.“ In diesem Anlasse war der Minister Bluhme persönlich zum Etatsrath Francke gegangen, und hatte ihn aufgefordert, mit ihm zum Konseilspräsidenten, Grafen W. Moltke zu gehen. Graf Moltke forderte Francke auf, die Stelle Scheels, also das Regierungspräsidium in Schleswig, zu übernehmen, da Scheel sofort entlassen werden solle. Francke ging darauf ein, unter der Bedingung, daß er sofort als Regierungskommissär nach Kiel gesandt werde mit der Vollmacht, eine vereinigte Ständeversammlung beider Herzogthümer zu berufen, derselben seine oft geäußerten Grundsätze über das Verhältniß der Herzogthümer zu Dänemark vorzulegen, ihre Beschlüsse über das Patent vom 28. Januar einzuholen, dagegen die Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund abzulehnen. W. Moltke und Bluhme, die konservativen Mitglieder des Ministeriums, waren damit einverstanden und luden Francke zum Staatsrath auf das Schloß.

Als Francke sich zum Staatsrathe auf dem Schlosse einfand, wurde er in das Kabinet des Königs gerufen. Der König, welcher sehr erschöpft aussah, war lebhaft erfreut, Francke zu sehen, und umarmte ihn: „seit drei Nächten habe er nicht geschlafen.“ Er dankte Francke für seinen guten Entschluß und sagte: „Sollte es Ihnen in den Herzogthümern nicht gut gehen, so kehren Sie nur wieder zu mir zurück,“ — fügte indessen hinzu: „ich habe aber gar keine Verantwortung mehr.“

Am Donnerstag den 23., Morgens früh wurden die deutschen Deputirten auf 11 Uhr zur Audienz befohlen. Bald nach Eingang dieser Ladung erschien der Minister Lehmann wieder bei ihnen, und gefragt, ob er jetzt, nachdem er Gelegenheit gehabt, mit seinen Kollegen zu reden, noch an eine glückliche Ausgleichung der Angelegenheiten glaube, bejahte er dies zuversichtlich, und erklärte sich mit der Ansicht der Deputirten, daß in diesem Falle sofort ein Regierungskommissär mit ausgedehnten Vollmachten nach den Herzogthümern geschickt werden müsse, durchaus einverstanden. Die von jenen bezeichneten Graf Reventlou-Preetz und Beseler verwarf er, bezeichnete seinerseits Th. Olshausen, ihm als demokratischer Gesinnungsgenosse und Neu-Holsteiner wohl sympathischer, als die passende Persönlichkeit, und verließ die Deputation mit der Erklärung, sie auf dem Schlosse wieder zu sehen.

Alles eitel Spiegelfechterei! Recht bezeichnend für die Lage war, daß die seitens des Königs bereits erfolgte Bezeichnung Francke's zum Regierungsbevollmächtigten, welche dem Herrn Lehmann natür-

lich bekannt war, von ihm vollständig ignorirt wurde. Was galt auch der Wille des Königs, wenn Orla Lehmann fest entschlossen war, mit den Herzogthümern nicht friedlich zu unterhandeln, und überhaupt daher einen Regierungskommissar nicht abgeschickt wissen wollte!

Inzwischen hatte Baron Plessen die Mitglieder der deutschen Kanzlei, welche ihre fertigen Abschiedsgesuche auf seine Bitten noch zurückgehalten hatten, zu einer Frühsitzung vereinigt, und mit ihnen verabredet, daß der König in der Audienz vorläufig eine beruhigende Antwort geben, Scheels Entlassung erwähnen, und auf die sofortige Sitzung des Staatsrathes verweisen solle; in einer späteren Sitzung der Kanzlei wollte man dann die Antwort entwerfen, welche dem Staatsrathe vorzuschlagen sei. —

Gegen 11 Uhr fuhren die Deputirten langsam in drei offenen Wagen, in jedem ein Däne als Sicherheitswache, auf das Schloß, vom Geschrei des Pöbels begleitet. Als ein Wachtposten, wie es in Dänemark Vorschrift war, vor dem Danebrogskreuze, welches einer oder mehrere der Herren trugen, salutirte, stürzte der Pöbel, — wahrscheinlich auch solche, die nicht zum Kopenhagener Pöbel gerechnet sein wollten, — sich auf den Wachtposten mit dem Ruf: „Keine Honneurs für diese Kerle!" Daß man sich an den Deputirten selbst nicht vergriff, war nur den Bemühungen des mitfahrenden Konsul Hage zu danken. Endlich glücklich auf das Schloß gelangt, irrten die Deputirten lange umher, da Niemand zur Stelle war, sie zu empfangen und Keiner wußte, wohin sie geführt werden sollten. Das Schloß war in Verwirrung, ein Bild gänzlicher Auflösung alles bisher üblich Gewesenen. Nach längerem Umherstehen gelangten sie in das Vorzimmer des Königs und warteten hier auf die Audienz. Viele Herren gingen ab und zu, auch der Minister Lehmann, hatte hier aber nur Zeit zu einem flüchtigen Gruße.

Endlich erschien der Baron Plessen, und ging mit der für die Deputation bestimmten vorläufigen Antwort in das Kabinet des Königs. Man rieth dem Könige, die Deputation zu empfangen, die Entlassung Scheel's anzukündigen und ihr zu sagen, daß im Uebrigen Baron Plessen seine Antwort verlesen werde. —

So wurden sie denn in das Kabinet des Königs berufen. Kammerherr von Neergaard hielt die Anrede. — Der König antwortete im mildesten Tone, mit freundlicher Miene, aber mit sichtlicher Befangenheit, und vergaß fast die Entlassung Scheel's. Darauf verlas Baron Plessen die dahin lautende Antwort: „daß Alles geschehen werde, um die Deputation zufrieden zu stellen, daß der König dagegen auch erwarte, alle treuen Landeskinder würden

sich um ihn schaaren und seine angestammten Rechte schützen; eine weitere Antwort müsse vorbehalten bleiben, da erst im Staatsrathe darüber verhandelt werden müsse."

Das war die Antwort des König-Herzogs an seine deutschen Lande, bevor der dänische Staatsrath, der für die Herzogthümer absolut nicht zuständig war, die Antwort des Königs nach seinem, d. h. des Staatsrathes Belieben abzuändern für gut befand.

Nachdem Plessen die obige Antwort verlesen, erwiderte Neergaard: „Ew. Majestät, ich kann die heilige Versicherung geben und glaube, daß alle meine Kollegen sie bestätigen werden, daß ich bis jetzt in den Herzogthümern noch kein Wort vernommen habe, welches die Ihnen von Gott anvertrauten Rechte verletzt; aber, Ew. Majestät, das ganze Land gleicht einem Haufen Zunder, ein Funke — und es steht in Flammen. Was dann geschieht, wer kann es berechnen? Gebe Gott, daß Ew. Majestät noch die Mittel finden mögen, Ruhe und Frieden zu erhalten!"

Der König war sichtlich bewegt, schüttelte bei den letzten Worten den Kopf, — er sah eben dem Andrängen seiner Dänen gegenüber keinen seine Deutschen schützenden Ausweg — und entließ die Deputation mit einem freundlichen: Leben Sie wohl, meine Herren!"

Friedrich VII. wußte nur zu genau, wie ganz anders die Antwort lauten würde, welche aus der Berathung der ihm aufgedrängten, jetzt ohne sein Zuthun regierenden Minister hervorginge, um noch an einen friedlichen Ausgleich glauben zu können.

Baron Plessen versprach den Deputirten, ihnen die schließliche Antwort des Staatsrathes in einer halben Stunde zugehen zu lassen; sie wollten dieselbe im Schlosse abwarten.

Baron Plessen und Francke gingen darauf in den Staatsrath, wo sie sämmtliche Minister, nur dänische Männer versammelt fanden: W. Moltke, Bardenfleth, Bluhme, Lehmann, Monrad, Hvidt, Tscherning. — Vor diesem dänischen Staatsrath, dem jede Zuständigkeit für die Angelegenheiten der deutschen Herzogthümer fehlte, hielt Baron Plessen in dänischer Sprache Vortrag über die Audienz der Schleswig-Holsteinischen Deputation und den derselben der vorläufigen Antwort des Königs entsprechend zu ertheilenden schließlichen Bescheid. Der Minister Lehmann (!!) forderte, daß der „Regierungspräsident" Francke das Zimmer verlassen müsse, bevor in die Besprechung eingetreten würde, worauf der Ministerpräsident, welcher persönlich Francke zur Besprechung der deutschen Angelegenheit doch zum Staatsrathe geladen hatte, denselben aufforderte, abzutreten. — Ein drastischer Belag dazu, daß jetzt lediglich die Kasino-Männer das Regiment hatten. Orla Lehmann verlangte natürlich

Francke's Entfernung, weil er denselben überhaupt nicht als Regierungspräsidenten nach Schleswig entsandt wissen wollte, und weil ein Deutscher nicht Zeuge sein sollte seiner persönlichen schamlosen Doppelzüngigkeit, wie der in diesem Staatsrathe herrschenden gänzlichen Mißachtung des königlichen Wortes und Willens; — das hätte doch den Vorhang von diesem unwürdigen Gaukelspiele zu bedenklich gelüftet. — Friedrich VII. hatte sich über den einzig möglichen Ausfall dieser Berathung nicht getäuscht! —

Bald, nachdem Etatsrath Francke das Zimmer verlassen, erschien Herr von Bardenfleth, um ihm mitzutheilen, daß man zu ihm senden werde, sobald ein Beschluß vorliege. — Von einer Annahme der von dem Könige bereits gebilligten Antwort war also keine Rede, und die Einigkeit noch im weiten Felde.

Auch die Deputation wurde, nachdem sie eine Stunde gewartet, von Baron Plessen heimgesandt: „die Antwort könne sich wohl bis zum Abend verzögern; sie möchten mit dem Nachmittage abgehenden Dampfschiffe Nachrichten nach Kiel senden, doch von seiner und Francke's Ernennung nichts erwähnen, da beide noch ziemlich ungewiß seien." — Also wieder zwei königliche Entschließungen von den Kasinoministern in Frage gestellt! —

Die von der Schleswig-Holsteinischen Kanzlei entworfene Antwort an die Deputation, welche jetzt der Berathung des dänischen Staatsraths vorlag, lautete im Wesentlichen dahin: „Die beiden Ständeversammlungen der Herzogthümer sollten für dieses Mal vereinigt und zwar sofort vereinigt berufen werden; in Betreff der Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund sollte eine nähere Antwort vorbehalten werden, indem der König nicht einseitig darüber einen Beschluß fassen könne; die übrigen untergeordneten Anträge der Deputation sollten bewilligt werden."

Diese Antwort, welche der vom Könige vorläufig ertheilten entsprach, und die Bedingungen enthielt, auf welche hin Francke sich „zur Freude des Königs" bereit erklärt hatte, das Präsidium der Schleswig-Holsteinischen Regierung zu übernehmen, würde die Herzogthümer beruhigt und bis zu wirklichen Uebergriffen der dänischen Volkspartei von jedem feindseligen Schritte abgehalten haben. Baron Plessen, welcher sich mit diesen Grundsätzen vollständig einverstanden erklärte, verhehlte nicht seine ernsten Zweifel, daß dieselben im Staatsrathe durchgehen würden, begab sich aber mit diesem Entwurfe sofort auf das Schloß, um, wie wir bereits mitgetheilt, im dänischen Staatsrathe Vortrag darüber zu halten.

Hvidt und Orla Lehmann hatten inzwischen, um ihren und Monrad's Stimmen im Staatsrathe den gehörigen Nachdruck zu verleihen, den Agitationsapparat wieder spielen lassen. Damit ja nichts an der getreuen Nachahmung der großen Revolution in Paris

mangele, erschien im Sitzungszimmer des Staatsrathes auf dem Königlichen Schlosse (!) der Fourniersschneider Frederiksen, und forderte im Auftrage des im Hippodrom versammelten Volkes, daß der Deputation keine andere Antwort gegeben werde, als „Dänemark bis zur Eider!" — Man sieht, die Karten waren gut gemischt, um den geängstigten König zu jedem Zugeständniß zu zwingen. —

Die gnädige Aufnahme, welche der Deputation bei der Audienz geworden, hatte es auch nützlich erscheinen lassen, den Pöbel wieder gegen diese aufzuhetzen. Die Rückkehr der Deputirten vom Schlosse gestaltete sich schon gefahrvoller. Das Volk überhäufte sie mit Schimpfreden, und versuchte, sich an die Wagen drängend, dieselben umzustürzen. Nur mit Noth und durch die ehrend anzuerkennende Anstrengung der Studenten gelangten sie in die Nähe der Wohnung des Konsuls Hage und durch ein bis an die innere Treppe reichendes Spalier von Studenten in dieselbe zurück. — Jeder Vorgang jener Tage bestätigte die gänzliche Machtlosigkeit des Königs und die absichtlich zur Schau getragene Mißachtung des königlichen Willens.

Ein Zeitungsblatt (Flyveposten) wurde verbreitet, in welchem ein höchst aufregender Artikel forderte, die Deputirten als Geißeln für das Leben der dänischen Offiziere in Rendsburg fest zu halten. Allerdings ein schlau ersonnener Vorwand, um die Nachricht über die Vorgänge in Kopenhagen nicht zu früh nach den Herzogthümern gelangen zu lassen. — Die Lage der Deputirten wurde durch diese Hetzereien immer bedenklicher. Nur noch die Nacht von Donnerstag auf Freitag verbrachten sie in dem Hause des Konsuls Hage; am anderen Morgen erklärte ihr Wirth, er könne sie nicht länger schützen, und forderte sie — zu ihrem Erstaunen, da die Straßen ein durchaus friedliches Ansehen boten — nur um so dringender auf, sich einzeln auf Umwegen in das Königliche Schloß zu begeben.

Mit dem Erstaunen der Deputirten würde auch die Behauptung sonst ganz vertrauenswürdiger Dänen stimmen, daß eine wuthschnaubende Erregung der Bevölkerung Kopenhagens gegen die friedliche Mission der Deputation überhaupt nicht vorhanden gewesen sei, sondern der ganze Radau nur von den Kasino-Männern, so oft sie es zur Durchsetzung ihrer Pläne erforderlich hielten, durch den zu Excessen stets bereiten Pöbel in Szene gesetzt worden. Zur Ehre der Bewohner Kopenhagens, auf welche durch diese Demonstrationen gegen die Deputirten ein besonders garstiges Licht fällt, wollten wir diese Lesart, für welche Manches und auch das tadellose Benehmen der Studenten spricht, nicht unerwähnt lassen. Ein um so schmählicheres Licht fällt dagegen auf die hinter den Koulissen arbeitenden Kasino-Minister!

Die Deputirten waren kaum auf dem Schlosse angelangt, so erschien der „hochwürdige Magister", nunmehr Minister Monrad, um die ihm in dem Intriguenstücke gegen die Deputirten zugetheilte

Rolle mit heuchlerischem Geschicke abzuspielen. „Es sei" — so theilte er mit — „ein sehr unangenehmer Zwischenfall eingetreten. ‚Danevirke' habe in der eben ausgegebenen Nr. die Rede mitgetheilt, welche Olshausen am 18. März in Rendsburg gehalten. Er bezweifle nicht, daß dieselbe lügenhaft entstellt sei, aber das Volk halte dieselbe für echt und erblicke darin eine Nationalbeleidigung. Olshausen sei in Folge dessen auch hier in den Zimmern des Königs nicht mehr sicher; er habe dafür gesorgt, daß derselbe sofort an Bord eines Kriegsschiffes geführt werde, vielleicht würde es aber nöthig sein, ihn auf die Festung zu bringen", worauf er Olshausen hinausführte. Gleich darauf zurückgekehrt, sagte er den übrigen Herren: „er hoffe, (!) sie würden hier sicher sein; der König habe ihm befohlen, sie sicher nach Kiel zu schaffen; freilich wisse er nicht, ob ihm dies möglich sein würde, denn wenn es das „Volk" verlange, so werde er auch sie auf die Festung bringen lassen müssen!" Also wiederum aus dem Munde eines der königlichen (?) Minister die Bestätigung, daß nicht der König-Herzog, sondern lediglich das dänische Volk oder vielmehr der Kopenhagener Pöbel regiere!

Wir tragen hier aus den uns zu Gebote stehenden Quellen alle diese Einzelheiten zusammen, weil sie die Frechheit, mit welcher dieselben Herren später behaupteten, in Kopenhagen habe überhaupt keine Revolution stattgefunden und Alles sei unter Führung Sr. Majestät des allervolksthümlichsten Königs Friedrich VII. in durchaus gesetzmäßiger Weise verlaufen, gebührend zu würdigen lehren.

Der Kultusminister befahl darauf einem Seeoffizier, das Dampfschiff „Heckla" zu rüsten. Die Deputirten warteten darauf eine halbe Stunde auf die ihnen von dem Minister versprochene königliche Antwort. Um 11 Uhr Morgens ungefähr ersuchte der königliche Adjutant du jour v. Fensmark die Herren, sich nach dem Holm zu begeben, um an Bord zu gehen, „weil es später — (nach Bekanntgabe des abschlägigen königlichen Bescheides wohl) — gefährlich werden könne." Gerade dieser Offizier hatte bisher die Herren versichert, daß Gefahr eigentlich gar nicht vorhanden sei, sondern diese nur künstlich hervorgerufen werde; um so mehr erklärten sie sich bereit, seiner jetzigen vorsorglichen Aufforderung nachzukommen. Die königliche Antwort sollte ihnen an Bord gebracht werden. Eine an einer Hinterthür des Schlosses bereit stehende Droschke führte die vier Deputirten — durch vollständig leere Straßen! — nach dem Holm, von wo sie sogleich an Bord gebracht wurden. — Die Kopenhagener Revolution zeigte jeden Falles befremdliche Ruhepausen, welche dem Verdachte Vorschub leisten konnten, daß mindestens der unwürdige Straßen-Radau gegen die Deputirten ein zu mehrem Nachdruck dem Könige gegenüber unternommenes Privatgeschäft der Regisseure des Gaukelspiels, Monrad, Hvidt und Lehmann gewesen sei.

Denselben Freitag Morgen, 24. März, theilte Baron Plessen den versammelten Mitgliedern der Schleswig-Holsteinischen Kanzlei,

einschließlich Etatsrath Francke mit, daß ihr Antwortsentwurf im dänischen Staatsrathe — richtiger vom Fournierschneider Frederiksen mit Hintermännern im Ministerium — verworfen, und statt dessen beschlossen sei, die Inkorporation Schleswigs in der Formel einer „unzertrennlichen Verbindung Schleswigs mit Dänemark durch eine gemeinsame freie Verfassung auszusprechen".

Sämmtliche Mitglieder der Schleswig-Holsteinischen Kanzlei, einschließlich Baron Plessen, reichten sofort die Gesuche um Entlassung von ihren Aemtern ein.

Die „aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik" von Droysen und Samwer schreibt über diesen Beschluß des dänischen Staatsraths: „So war denn von dem „non unietur" der Waldemarischen Konstitution und dem „daß sie bleiben ewig zusammen ungetheilt" der Landesprivilegien an alle jene Grundsätze und Verträge gebrochen, welche die Selbstständigkeit und die Verbindung der beiden Herzogthümer garantirten, die alten Unionen, die eidlichen Konfirmationen so vieler Könige und Herzoge, nicht mehr geachtet selbst die feierlichen Verheißungen des letzten Jahrhunderts bis zum Offenen Briefe Christian VIII. und dem Patent vom 28. Januar hinab." —

Um 12 Uhr Mittags — man erinnere sich, daß man um 11 Uhr Morgens sich der Deputirten entledigt hatte, ohne ihnen von der bereits beschlossenen Antwort Kenntniß zu geben — um 12 Uhr Mittags also wurde „des Königs Antwort an die Deputation," sowie „des Königs Gruß an die Einwohner Kopenhagens" in den Straßen der dänischen Hauptstadt angeschlagen. Dieser königliche Gruß lautete wörtlich:

> „Vor zwei Tagen danktet Ihr Uns jubelnd, weil Wir Euren Wünschen zuvorgekommen waren.
>
> Nun danken Wir Euch für die Ordnung und Ruhe, welche Ihr in diesen Tagen beobachtet habt. (?!)
>
> Den schleswig-holsteinischen Abgeordneten haben Wir geantwortet, daß Wir weder die Macht noch den Willen haben, Schleswig dem Deutschen Bunde anzuschließen oder von Unserem geliebten Vaterlande zu trennen, daß dagegen Dänemark und Schleswig unter Einer freien Verfassung verbunden werden sollen mit so großer provinzieller Selbstständigkeit für Schleswig wie möglich, und daß Holstein dagegen als deutscher Bundesstaat seine eigene freie Verfassung erhalten soll.
>
> Wir haben nun solchergestalt diejenigen Zugeständnisse gemacht, welche Wir machen können; wird Unser Anerbieten nicht angenommen, so werden Wir mit Unserem gesammten dänischen Volk Dänemarks Würde aufrecht erhalten.

Die Sicherheit der schleswig-holsteinischen Abgesandten vertrauen Wir der Ehre Unseres dänischen Volkes an.

Christiansburger Schloß, den 24. März 1848.

Frederik R.

A. W. Moltke, Conseils-Präsident."

Das dergestalt veröffentlichte Ergebniß der dänischen Staatsrathssitzung war also das nackte Kasino-Programm mit gänzlicher Nichtachtung der deutschen Rechte und Forderungen, ja selbst der von dem Könige den Deputirten bereits gemachten Zusagen. Geradezu lächerlich und nur für auswärts berechnet war der Schlußsatz, worin die Sicherheit der Schleswig-Holsteinischen Abgesandten der Ehre „Unseres dänischen Volkes" anvertraut wird, da man dieselben vor der Bekanntmachung bereits auf dänische Kriegsschiffe in Sicherheit gebracht hatte. — Vielleicht ist auch darin die einzige eigene Thätigkeit des Königs zu erblicken, der die Deputirten auf die Schiffe bringen ließ, um sie mindestens zu schützen, da er ihnen sonst nichts gewähren konnte.

Die Anschläge dieser königlichen (?) Erlasse an den Straßenecken waren für die in Kopenhagen angestellten deutschen Beamten das Zeichen, sich zu retten. „Alle aus allen Regierungskollegien — mit fast keiner Ausnahme — reichten ihre Entlassungsgesuche ein, oder flüchteten ohne diese Formalität, wer nur irgend konnte, mit Weib und Kind, theils auf dem Landwege, theils über Schweden der Heimath zu, theils fanden sie auf dem Dampfschiff „Skirner", welches zur Abfahrt nach den Herzogthümern gerüstet lag, Aufnahme."

Die Kriegsdampfer „Heckla" und „Skirner" hatten zugleich die Bestimmung, in Kiel der auf dortigem Schlosse residirenden Herzogin von Glücksburg, Tochter König Friedrich VI. zur Verfügung gestellt zu werden, die Herzogin zog aber vor, nicht nach Kopenhagen zu gehen. — Während auf diesen Dampfschiffen unter dem Hurrah dichter Menschenmassen am Hafen Militär eingeschifft wurde, erschien der Minister Orla Lehmann am Bord des Heckla, auf welchem die schleswig-holsteinischen Deputirten untergebracht waren, mit der verheißenen königlichen Antwort.

Indem er mit einem leichten Anfluge von Verlegenheit ein Papier überreichte, sagt er: „Fünf Unterthanen Sr. Majestät haben demselben einen Antrag gemacht; hier ist nun die Antwort." Sie enthielt die Inkorporirung Schleswigs.

Auf Olshausen's Frage: „ob dies Alles sei?" und auf Neergaard's weitere Frage: „ob denn kein Regierungsbevollmächtigter mitgehe?" erklärte der Minister: „er habe keinen Auftrag, darauf zu antworten", und mit einem trockenen: „ich empfehle mich Ihnen!" ging er. — Jetzt, wo man offen zur brutalen Gewalt überging, hatte die bisher angelegte Maske des wohlwollenden Biedermannes

ja keinen Zweck mehr, und vor den Betrogenen als entlarvter Heuchler dazustehen, verursachte dem Herrn Orla Lehmann offenbar kein besonderes Unbehagen.

Der Wortlaut der königlichen Antwort war folgender:

„Auf Ihre Anträge haben Wir Ihnen zu eröffnen, daß Wir gesonnen sind, Unserem Herzogthum Holstein als einem selbstständigen deutschen Bundesstaat eine auf der Grundlage eines ausgedehnten Wahlrechtes gebaute, in Wahrheit freie Verfassung zu gewähren, worin namentlich auch Volksbewaffnung, Preßfreiheit und Vereinsrecht ihre Geltung finden werden, daß als Folge dessen Unser Herzogthum neben einer eigenen Regierung und Militairverfassung auch getrennte Finanzen erhalten wird, sobald die gegenseitige Auseinandersetzung neben den anderen Bedingungen einer Union mit Dänemark und Schleswig festgestellt sind, daß Wir Uns daneben den Bestrebungen für Errichtung eines kräftigen und volksthümlichen deutschen Parlaments offen anschließen werden.

Daß Wir Unser Herzogthum Schleswig dem deutschen Bunde einzuverleiben weder das Recht, noch die Macht, noch den Willen haben, dagegen die unzertrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark durch eine gemeinsame freie Verfassung kräftigen wollen; daneben aber Schleswigs Selbstständigkeit durch ausgedehnte provinzielle Institutionen, namentlich einen eigenen Landtag und besondere Verwaltung kräftig zu schirmen entschlossen sind.

Daneben wollen Wir Ihnen bedeuten, daß es Unser ernster Wunsch ist, im aufrichtigen Einverständniß mit Unsern lieben und getreuen Unterthanen Frieden und Freiheit in Unseren Landen zu gründen; — daß Wir daneben es als die heilige Pflicht des legitimen Fürsten anerkennen, die Herrschaft des Gesetzes und die Aufrechterhaltung des Landfriedens mit aller Macht zu schützen.

Gegeben auf Unserem Schloß Christiansborg, den 24. März 1848.

Frederik R.

A. W. Moltke, Konseils-Präsident."

Lange währte es, bis die Schiffe hinauslegten, erst gegen Abend fuhr man ab. Nach langsamer, absichtlich verzögerter Fahrt langten die Schiffe am Sonntag, den 26., Morgens 6 Uhr vor Kiel an. —

Aus den der geschichtlichen Wahrheit treu bisher geschilderten Begebenheiten geht zweifellos hervor, daß eine Volks- und Militär-Revolution in Kopenhagen die bis dahin bestandene legitime Gewalt beseitigt hatte, — daß ferner die an Stelle des bisher absoluten Königs jetzt regierenden „dem dänischen Volke verantwortlichen" Minister auf illegalem Wege zur Gewalt gelangt

waren, — daß der im entscheidenden Augenblicke von seiner durch nationalen Schwindel geblendeten Armee treulos verlassene König sich, weil ihm kein anderer Ausweg, seinen „dänischen Königsthron“ zu retten, blieb, dieser illegalen Gewalt gebeugt hatte, und von dieser gezwungen wurde, die ihm als ihrem Herzog treu gebliebenen deutschen Herzogthümer wider Eid und Recht lediglich im national-dänischen Interesse zu vergewaltigen, daher die Handlungen und Erlasse dieser ihm durch die Revolution des dänischen Volkes aufgezwungenen, überdies für die deutschen Herzogthümer, über welche dem „dänischen Volke“ kein Verfügungsrecht zustand, doppelt illegalen Minister nicht als der wahre Ausdruck des königlich-herzoglichen Willens aufgefaßt werden konnten, also der König-Herzog der Bethätigung des eigenen Willens beraubt, mithin für jeden logisch denkenden Menschen „unfrei“ war, und damit war den nun lediglich auf sich selbst angewiesenen Herzogthümern, denen die Vertheidigung der Rechte ihres Herzogs und ihres Landes gegen die illegale dänische Revolutionsgewalt folgerecht oblag, der einzig korrekte Weg ihres ferneren Verhaltens vorgeschrieben.

Haben wir nun einerseits aus den geschichtlich treu geschilderten Begebenheiten folgerecht den Nachweis geliefert, daß der „unfreie Herzog“ nicht eine Fiktion war, um den sogenannten Aufruhr in den Herzogthümern als eine legitime Bewegung erscheinen zu lassen, so hat es andererseits nicht in unserer Absicht gelegen, wie es sich auch aus den Vorkommnissen nicht ergiebt, Friedrich VII. als einen weißen Raben unter den dänischen Königen erscheinen zu lassen, welcher im schroffen Gegensatze zu seinen sämmtlichen Vorfahren die Rechte seiner deutschen Herzogthümer heilig und unantastbar gehalten habe. Er war viel zu charakterlos, um ihm ein konsequentes Wollen weder in guter, noch schlechter Richtung anrechnen zu können.

Wir sahen den König im Augenblicke der Angst um Thron und Leben sich an die alten bewährten, die Rechte der Herzogthümer gegen das Dänenthum aus mehr oder minder innerer Ueberzeugung vertretenden Diener klammern, bereit, in Allem ihren Rathschlägen zu folgen; — wir sahen ihn die von den Dänen so angefeindete Deputation der Herzogthümer huldvoll, ja besonders freundlich empfangen, für deren Sicherheit sorgen und sind auch überzeugt, daß er in jenem Augenblicke, ob in der Mißstimmung ob seiner Ohnmacht oder in einer gutmüthigen Anwandlung, lebhaft bedauerte, den deutschen Abgesandten keine einen friedlichen Ausgang ermöglichenden Verheißungen geben zu können; — wir wissen, daß nach den Vorgängen die aufgezwungenen Kasino-Minister, welche jede dem Könige schuldige Achtung außer Augen ließen, ihm besonders unsympathisch sein mußten und daß er sich deshalb gewiß nur doppelt widerwillig ihren Anordnungen fügte, — das Alles aber schließt nicht aus, daß er unter anderen Verhältnissen bei sich bietender Gelegenheit gleich seinen Vorgängern auf dem dänischen Throne aus eigener Initiative versucht haben

würde, das Gleiche zu thun, zu dessen rücksichtsloser Ausführung er jetzt von dem fanatisirten dänischen Volke gezwungen wurde. Von Jugend auf den Herzogthümern fern gehalten, waren seine vorwiegend dänischen Sympathien außer allem Zweifel, und als er, um ihn den Revolutionszwecken dienstbar zu machen, als „volksthümlicher König" auf den Schild erhoben wurde, schmeichelte dies seiner Eitelkeit, und er schwamm ganz lustig in dem eiderdänischen Fahrwasser mit, was wiederum nicht ausschloß, daß er gelegentlich, als man ihn in Kopenhagen wohl zu sehr hatte fühlen lassen, daß er nur ein „Schein-König" sei, einen kleinen Fluchtversuch zu seinen „Insurgenten" in den Herzogthümern in Szene setzte, worüber wir später in diesen Erinnerungen berichten werden. Die auffallendsten Widersprüche zwischen momentanen wohlwollenden Anwandlungen und herzloser Grausamkeit werden wir noch in diesen Blättern zu verzeichnen haben, welche ihn, gelinde gesagt, als einen gänzlich charakterlosen Mann erscheinen lassen.

Das Alles ist hier nur nebensächlich, — für das Rechtsverhältniß zwischen den Herzogthümern und Dänemark ist nur der eine, in unserer Darstellung bewiesene Punkt entscheidend, daß der erste, die Erhebung Schleswig-Holsteins zur nothwendigen Folge habende bewaffnete Angriff auf die Herzogthümer nicht von dem König-Herzoge, sondern von dem durch ehrsüchtige Demagogen aufgewiegelten dänischen Volke, welchem als solchem irgend welche Machtbefugniß über die deutschen Lande weder staats- noch völkerrechtlich beigemessen werden konnte, in's Werk gesetzt, und der König-Herzog in jenem Augenblicke von dieser illegalen Gewalt gezwungen wurde, nach außen hin diese Frevelthat mit seinem Namen zu decken, und daß ferner der König, selbst wenn er freiwillig den Rechten, welche ihm als König von Dänemark zustanden, zu Gunsten seiner dänischen Unterthanen entsagt hätte, durch die Aufhebung dieser Rechte, welche nie in den Herzogthümern Geltung gehabt, deren Aufhebung daher für dieselben auch ohne jede rechtliche Folge bleiben mußte, nicht von den Pflichten entbunden werden konnte, welche ihm als Herzog seinen deutschen Landen gegenüber oblagen. Die Kopenhagener Revolution, wenn sie auch über den König von Dänemark siegte, konnte weder die Rechte noch die Pflichten des Herzogs von Schleswig-Holstein alteriren.

Dessen waren auch die Kasino-Männer sich voll bewußt. Deshalb verzichteten sie auf die Standarte der Republik und erhoben dafür, als sie den Sieg davon getragen, den „volksthümlich" aber auch machtlos gemachten König auf den Schild, durch dessen gleichzeitige Eigenschaft als Herzog von Schleswig-Holstein mindestens nach außen hin der Schein gewonnen werden konnte, daß bei dem dänischerseits so frivol heraufbeschworenen Konflikte das Einschreiten der legitimen Macht gegen unbotmäßige Unterthanen vorliege.

Mit welcher frechen Verleugnung des eigenen Thun und Treibens von den Kasino-Männern diese schnöde Verschiebung des wahren Sachverhaltes den auswärtigen Mächten gegenüber in Szene gesetzt wurde,

beweist die am 25. März von diesen Ministern von Revolutions-Gnaden erlassene vorläufige Instruktion an den dänischen Gesandten in London, worin es wörtlich heißt*):

„Der edelmüthige Vorsatz, den das Patent vom 28. Januar ausgesprochen, ist von aufgeklärten und gemäßigten Männern in den Herzogthümern anerkannt worden, als plötzlich die französische Revolution dazwischen trat und ihre ebenso schleunige als maßlose Rückwirkung auf ganz Europa und besonders auf Deutschland unsere gerechten Erwartungen (!!) täuschte". Diese heuchlerischen Worte zu schreiben, entblödeten sich nicht dieselben Männer, welche, wie wir gesehen haben, die Bewegung in Dänemark gerade gegen dieses Patent vom 28. Januar organisirt, und dasselbe durch die Drohung der „Selbsthülfe der Verzweiflung" und der „Standarte der Republik" über den Haufen geworfen hatten, während man in den Herzogthümern noch in dem letzten Augenblicke bereit war, die in dem Patent vom 28. Januar angeordnete Versammlung der „erfahrenen Männer" zu beschicken!

Weiter heißt es dann in dieser Instruktion: „in dem Augenblicke, wo alle deutsche Regierungen dem Umsturze nahe waren, ließen die Fürsten sich Verhaltungsregeln vorschreiben u. s. w." Namentlich der erste Satz macht sich zu hübsch! — Das war ja der Augenblick, den die Kasinomänner für ihr revolutionäres Vorgehen besonders geeignet hielten, und was den zweiten Satz betrifft, so wollen wir uns doch erinnern, daß ein aufrichtiges oder unvorsichtiges Mitglied dieses Ministeriums von der „provisorischen Regierung in der Form eines Staatsrathes" und „von dem Könige, der nicht mehr regiere," gesprochen.

Besondere Verlogenheit dokumentirt sich in den weiteren Worten: „die Nachrichten, welche das Kieler Dampfboot am 20. März überbrachte" (lediglich die Nachricht von der am 18. März in Rendsburg stattgehabten, durchaus in den gesetzmäßigen Schranken gebliebenen Ständeversammlung und der Abordnung der deutschen Deputation nach Kopenhagen) — „und welche klarstellten, daß allereheftens dort eine revolutionäre Bewegung und die Proklamirung eines aus den Herzogthümern Schleswig und Holstein gebildeten unabhängigen (allerdings vom dänischen Volke!) und nur in nomineller Verbindung mit dem Königreiche Dänemark stehenden Staates stattfinden werde," — (nun, das war einfach Rechtens und jeder Schritt dagegen einfach Verletzung der von jedem dänischen Könige beschworenen Rechte) — „mußte eine ebenso große, wie allgemeine Aufregung hervorbringen."

Wir wollen doch hier Akt davon nehmen, daß diese Instruktion ipsissimis verbis besagt, daß es dänischerseits als selbstverständlich befunden wurde, und nur darauf abgesehen war, die seit Jahrhunderten bestandenen, von jedem dänischen Könige beschworenen Landes-

*) Aktenmäßige Geschichte der Dänischen Politik.

und Fürstenrechte der Herzogthümer durch einen Gewaltstreich zu beseitigen, und die deutschen Bewohner dieser Lande zu rechtlosen Sklaven des dänischen Volkes zu machen.

Es gehört eine an das Unglaubliche grenzende Unverfrorenheit oder ein bis zur Unzurechnungsfähigkeit gesteigerter Parteifanatismus dazu, die in dem bisherigen Verbande der dänischen Monarchie dem dänischen Volke durchaus gleichberechtigten Bewohner der deutschen Herzogthümer als strafwürdige Insurgenten zu bezeichnen, weil sie sich, von dem dänischen Volke frevelhaft angegriffen, nur gegen dieses für ihr Fürsten- und Landesrecht zur Wehr setzten.

Nachdem die Instruktion in der oben mitgetheilten Weise die „so große, wie allgemeine Aufregung in Dänemark" begründet zu haben vermeint, fährt sie fort: „Der König entsprach den Wünschen seines Volks, welche in Kopenhagen und in den Provinzen (doch nur in den Dänischen?) dafür laut wurden, daß er sich in diesem kritischen Augenblick mit Männern umgeben möge, welche das ganze Zutrauen des Volkes besäßen." u. s. w. Wenn man weiß, wie dieses Ministerium an's Ruder gelangte, muß es doch befremden, wenn es weiter heißt: „Beseelt durch den Wunsch, kein Mittel der Versöhnung (!) unversucht zu lassen, weigerte die Regierung des Königs sich nicht, die Vorschläge der Abgeordneten (der schleswigholsteinischen Deputation nämlich) entgegen zu nehmen, der wenig ordnungsmäßigen Form ungeachtet, womit diese Sendung eingeleitet und ausgerichtet wurde." Der Schlußpassus setzt dem Ganzen die Krone auf: „Wir erheben den Anspruch darauf, unsere inneren Verhältnisse unter der Aegide vollständiger Unparteilichkeit und Gerechtigkeit ordnen zu dürfen."

Kein Satz des ganzen Schriftstückes ohne dreiste Lüge oder Verdrehung! — Wenn die auswärtigen Diplomaten sich durch solchen Humbug nasführen ließen, so war das ja recht beschämend, aber ihre Sache.

Nachdem wir so die Lauterkeit der Motive, sowie der Herren Minister selbst, welche jetzt die Kriegsfackel in die Herzogthümer schleuderten, genugsam geschilderten haben, wenden wir uns den Ereignissen in den Herzogthümern selbst zu.



Buchdruckerei der Taubstummen-Anstalt (Julius Bergas), Schleswig.

F. von Levetzow

Erinnerungen.

Erster Band.

Vorgeschichte der Erhebung

der

Herzogthümer Schleswig-Holstein

gegen Dänemark

und

der Krieg 1848 bis zum Waffenstillstande von Malmoe.

Zweites Heft.

Schleswig
Druck und Verlag von Julius Bergas
1890.

10. Kapitel.

Beginn ernsterer Bewegung in den Herzogthümern. Der Herzog von Augustenburg in Berlin. Der Brief König Friedrich Wilhelm IV. an den Herzog. Der Prinz von Noer, Beseler und Graf Reventlou=Preetz berathen in Kiel über Einsetzung einer provisorischen Regierung. Gegenversammlung der demokratischen Partei auf dem Rathhause. Ausgleich durch Reventlous Vermittelung und Proklamation der provisorischen Regierung.

Die letzte Nachricht aus Kopenhagen, welche nach den Herzogthümern gelangt war, datirte vom 19. März; es war der Befehl zur Verlegung des Generalkommandos von Schleswig nach Rendsburg, sowie private Mittheilungen über die wachsende Agitation der Eiderdänen im Kasino und Hippodrom, und deren ohne Prophetengabe mit zweifelloser Sicherheit vorherzusagenden Folgen. Wie wenig damals ungeachtet dieser beunruhigenden Nachrichten man in den Herzogthümern daran dachte, zu offener Feindseligkeit gegen Dänemark überzugehen, beweist, daß noch am Dienstage den 21. März, an welchem Tage in Kopenhagen mit der Entlassung des Gesammtstaatsministeriums der Krieg gegen die Herzogthümer entschieden war, die Deputation mit ihrer auf einen gütlichen Ausgleich gerichteten Mission sich nach Kopenhagen einzuschiffen wagte, und daß auf dasselbe Dampfschiff der von Kopenhagen beorderte Geldtransport der reichen Bestände der Altonaer Münze verladen werden konnte. Als die schweren Geldtonnen vom Kieler Bahnhofe auf das Dampfschiff gebracht wurden, standen zwar dichte Menschenmassen am Landungsplatze und sahen grollend den Fässern nach, aber keine Hand rührte sich, die Entführung dieser in dem Augenblicke solch' ernster Gefahr für die Herzogthümer so wichtigen Geldmittel zu hindern. — Ein schlagenderer Beweis für die gänzlich friedliche Haltung der Herzogthümer konnte den Kopenhagener Machthabern nicht geliefert werden, als die gleichzeitige Ankunft der Deputation und dieser reichen Geldbestände. Den Dänen paßt dies natürlich nicht in ihr Lügengewebe vom lange vorbereiteten Aufruhr, und wird daher geflissentlich verschwiegen.

Nur einige 20 aus den Herzogthümern für den dänischen Seedienst eingezogene Matrosen blieben auf den Rath der Kieler Bürger zur Vorsicht in diesem kritischen Augenblicke zurück, und das Dampfschiff mußte ohne diese abfahren. Die mit demselben Dampfschiffe geplante Absendung der Bestände der Rendsburger Hauptkasse wurde auf den Antrag der Rendsburger Bürgerschaft verschoben. Wie dies auf gütlichem Wege erreicht wurde, ist mir nicht bekannt, und geben die mir zu Gebote stehenden Quellen darüber keine Auskunft. Ein demonstratives oder gar gewaltsames Verhindern der Absendung war jedenfalls ausgeschlossen, da die Festung noch in den Händen des dänischen Generalkommandos und überwiegend national-dänischer Offiziere war, und geht man wohl nicht fehl in der Annahme, daß man diesem Wunsche der Bürgerschaft nachgab, weil Generalkommando wie Offiziere selbst wohl Bedenken trugen, ohne nähere Kenntniß der Vorgänge den Befehlen eines solchen Ministeriums sofort Folge zu geben, — ihr Benehmen wenige Tage darauf spricht dafür, — auch mochten sie wohl diese reichen Bestände vorläufig in Rendsburg für sicherer geborgen erachten, als in dem in vollem Aufruhr begriffenen Kopenhagen. Ueber die Revolution dort täuschten sich die hier im Lande weilenden Dänen ebenso wenig wie die Deutschen. Jedenfalls war es ein großes Glück für die Herzogthümer, daß die Sache so und nicht anders verlief.

Die nächsten Nachrichten aus Kopenhagen mußten Donnerstag, den 23. März früh 4 Uhr mit dem regelmäßigen Dampfschiffe eintreffen; man hoffte auch mit demselben den ersten Bericht der am 22. früh in Kopenhagen eingetroffenen Deputation zu erhalten. Vom frühen Morgen an erwartete man in Kiel mit fieberhafter Spannung die Ankunft des Dampfschiffes. Obgleich Wind und Wetter besonders günstig waren, verstrich Stunde auf Stunde, ohne daß das Schiff in Sicht kam. Die Unruhe stieg. Daß nur bedeutsame politische Vorgänge an dieser ungewohnten Unregelmäßigkeit die Schuld tragen konnten, war die allgemeine und naheliegende Auffassung. Man brachte das Ausbleiben des Schiffes in Verbindung mit der Verlegung des Generalkommandos von Schleswig nach Rendsburg, der auffallend starken Beurlaubung der deutschen und der bekannt gewordenen, nicht minder auffallenden Einberufung der dänischen Mannschaften, und schloß daraus, daß das Dampfschiff zurück behalten wurde, um eine Flottille mit dänischen Truppen zur Besetzung von Rendsburg und Niederwerfung jeder Bewegung in den Herzogthümern wahrscheinlich nach Eckernförde zu führen. Wir wissen, daß dies dem ursprünglich gehegten dänischen Plane auch voll entsprach.

Dieser die Bewohner Kiels erfassende Gedanke wurde Veranlassung, daß noch am Donnerstag Mittag Privatleute sich vereinigten, eine Feuersignalreihe an der Landspitze, welche zwischen der Kieler und Eckernförder Bucht vorspringt, bis Kiel einzurichten, um ein etwaiges Einsegeln eines Geschwaders in den Eckernförder Hafen sofort zu signalisiren; zugleich veranlaßten sie, daß auf den Kiel und Rendsburg verbindenden Eisenbahnen Lokomotiven geheizt gehalten wurden, wozu der gut deutsch gesinnte Bahnhofsverwalter in Kiel bereitwillig die Hand bot.

Damals noch ohne jede Führung trafen so im Angesicht der plötzlich drohenden Gefahr Bewohner der Herzogthümer auf eigene Faust die ersten Vorbereitungen zum Kampfe auf Leben und Tod gegen dänischen Uebermuth und Frevel. Der „von langer Hand zur Losreißung von Dänemark vorbereitete bewaffnete Aufruhr" in den Herzogthümern war eben eine im eigenen Interesse von den Dänen erfundene haltlose Fabel, wie Alles, was sie in damaliger Zeit zur Verdunkelung ihres eigenen rechtswidrigen Vorgehens in die Welt hinausposaunten. Nicht einmal die Führer, welche bereits an dem folgenden Tage an der Spitze des Landes und der Bewegung standen, hatten das Geringste verabredet, und wegen ihrer gegenseitigen Beziehungen zu einander verabreden können. Seit der Schleswiger Wahl 1847 stand der Prinz von Noer mit Beseler auf dem gespanntesten Fuße, und zwischen Graf Reventlou und Beseler, wenn auch ersterer in der Holsteinischen, letzterer in der Schleswiger Ständeversammlung die leitenden Persönlichkeiten waren, hatte wegen ihrer sonst weit auseinander gehenden politischen Ansichten bisher gar kein näheres Verhältniß als das der gegenseitigen Achtung des persönlichen Charakters bestanden. Diese drei, nur durch die Liebe zum Heimathlande im Augenblicke der Gefahr vereinigten Männer, deren Namen genügten, das ganze Land von der Elbe bis zur Königsau zur einmüthigen Folge zu bestimmen, können allein als Führer und Repräsentanten der deutschen Bewegung betrachtet werden, während die Aufnahme der anderen Herren in die provisorische Regierung sich mehr als eine in dem Augenblicke nothwendige Konzession an die, wie wir bald sehen werden, in Kiel sich vorwiegend geltend machenden Forderungen und Ideen des Jahres 1848 darstellte.

Und wie verhielt sich der, nach dänischer Geschichtsschreibung, „Anstifter der ganzen Bewegung und Hauptverschwörer", der Herzog Christian August von Augustenburg in jenem Augenblicke? — Folgen wir in der Schilderung des Verhaltens des Hohen Herrn mit einzelnen unwesentlichen Abkürzungen der „aktenmäßigen Geschichte der dänischen Politik", aus welcher wir ersehen werden, wie der Herzog bis zum

letzten Augenblicke Alles daran setzte, um, wenn irgend möglich, einen feindlichen Zusammenstoß zwischen Dänemark und den Herzogthümern zu verhindern.

Bemerkenswerth ist hier eine Korrespondenz aus den letzten 14 Tagen vor der Erhebung. Ein Mann, welchen die Dänen für einen besonders thätigen Agenten des Herzogs, für ein Hauptglied der „Verschwörung" halten, schreibt dem Fürsten d. d. Kiel, den 13. März: „Ich bin nicht im Stande, die Stellung Ew. Durchlaucht zu beurtheilen, aber ich erlaube mir, unterthänigst zu bemerken, daß ich dieselbe nicht ohne Gefahr halte. Sollten vorgestern ernstliche Unruhen in Kopenhagen stattgefunden haben, so wird ein Mann wie Tscherning an die Spitze kommen, und man wird sich zunächst gegen Ew. Durchlaucht wenden. Sollten hier ernstliche Unruhen stattfinden, so befürchte ich freilich nicht, daß man den Namen Ew. Durchlaucht mißbrauchen wird; aber die Lage Höchstderselben würde in verschiedener Weise leicht verkannt werden, sowohl auswärts, wo man auf gut Glück hin verbreiten wird, daß Höchstsie einverstanden seien, als hier, wo leicht einige Tollköpfe eine Theilnahme verlangen würden. Die letzteren würden noch am leichtesten zu beseitigen sein. So eben verläßt mich Etatsrath..... und ich habe ihm versprechen müssen, Ew. Durchlaucht zu schreiben, wie er über diese Verhältnisse bekümmert sei; indessen haben Ew. Durchlaucht das Bewußtsein, nie etwas gegen das Recht gewollt oder gethan zu haben; und was die Zukunft birgt, ist doch unabwendbar". Der Herzog antwortete d. d. Augustenburg, 17. März:

„Der Inhalt Ihres Schreibens ist sehr beunruhigend, und ich kann nicht umhin, meine frühere Bitte dringend zu wiederholen, jeden ungesetzlichen Schritt zu vermeiden, soviel in Ihren Kräften liegt. Das Gerücht über die Inkorporation halte ich für ein absichtlich ausgestreutes, es mag nun in Kopenhagen oder hier ausgestreut worden sein. Briefe aus Kopenhagen, die hier gestern angekommen sind, erwähnen der Sache gar nicht." Folgen dann einige Notizen über die Kopenhagener Verhältnisse; endlich: „Für Ihre freundlichen Aeußerungen über meine Stellung bin ich Ihnen sehr dankbar. Wir stehen Alle in GOttes Hand, und was Er über uns beschließt, ist zu unserm Glück, wenn wir auch solches nicht zu begreifen wissen. Schreiben Sie mir recht bald und thun Sie, was Sie können, um ungesetzliche und übereilte Schritte zu verhüten."

Nun, wir denken, daß diese Korrespondenz zwischen dem Herzoge und einem der „Hauptverschworenen" so wenige Tage vor der Katastrophe wieder einmal gründlich den Beweis erbringt, daß die

dänische Behauptung, der Herzog habe von langer Hand den „Aufruhr" gegen Dänemark vorbereitet, eine im dänischen Parteiinteresse erfundene niederträchtige Lüge war, und des Ferneren: Der Herzog verfolgte selbstverständlich in seinem und der Herzogthümer Interesse mit gespannter Aufmerksamkeit die Vorgänge in Kopenhagen, und wird zuverlässiger mit Strömung und Stimmung am Hofe des König-Herzoges genau vertrauter Berichterstatter gewiß nicht entbehrt haben. Wenn nun der Herzog noch in seinem Briefe vom 17. März nach den ihm von Kopenhagen gewordenen Informationen die Inkorporation als ein nur zu Parteizwecken ausgestreutes Gerücht bezeichnen konnte, so ist, wie dies ja auch aus der Unterredung am 18. März zwischen Friedrich VII. und dem Obergerichtsrath Ekhard hervorging, mit diesem Briefe ein fernerer Beweis erbracht, daß eine derartige Vergewaltigung der Herzogthümer dem König-Herzog selbst fern lag, und derselbe erst durch die Volksdemonstration am 22. März zu dieser schnöden Verletzung der von seinen Vorfahren beschworenen und von ihm selbst noch unter dem 28. Januar bestätigten Rechte gezwungen sein konnte.

„Der Herzog hatte die Ueberzeugung", — heißt es in den Mittheilungen der aktenmäßigen Geschichte der dänischen Politik, — „daß man in Kopenhagen bei der vollendeten Organisation der Massenleitung so lange das Volk halten und mit dem entscheidenden Schritte zögern werde, bis die Herzogthümer irgend einen Scheinanlaß böten, die längst vorbereiteten Gewaltmaßregeln plötzlich in Wirksamkeit treten zu lassen".

Wie richtig der Herzog die Lage beurtheilte, zeigt, daß man in Kopenhagen, als die Herzogthümer einen solchen „Anlaß" schuldig blieben, zu den dreistesten Lügen griff, um im geeigneten Momente vor der Welt einen solchen „Anlaß" construiren zu können.

„Sowie der Herzog die beschlossene Absendung einer Deputation erfuhr, — vermuthlich fand er einen solchen Scheinanlaß in dem Antrage auf Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund, wie ja auch der Prinz von Noer diesen Antrag nicht mit Wahrung des strikten Rechtsstandpunktes vereinbar hielt, wie wir aus seinem in jenen Tagen an Friedrich VII. gerichteten Briefe wissen. — Es zeugt von besonderem staatsmännischen Blicke beider Fürsten, daß sie diesen Antrag vermieden wissen wollten, — es geschah dies am Morgen des 20. März nicht direkt, also wiederum nicht durch etwaige Verbindung mit den Leitern der deutschen Bewegung, sondern durch den (dänisch gesinnten) Grafen Reventlow-Sandberg, welchem es in einem Familienbriefe aus Schleswig geschrieben war, — zweifelte er nicht, daß die Ankunft der Deputation in

Kopenhagen die dortigen Parteiführer dazu treiben werde, ihren Staatsstreich zu beschleunigen."

„Der Herzog glaubte nun, daß es noch ein Mittel gäbe, dem verhängnißvollen Zusammenstoße, der mit dem voraussichtlichen Systemswechsel in Kopenhagen unvermeidlich war, zu wehren. Durch die Erklärung vom 7. Septbr. 1846 hatte sich das dänische Kabinet dem deutschen Bunde gegenüber so weit gebunden, daß es keine einseitige Veränderung in den staatsrechtlichen Verhältnissen der Herzogthümer vornehmen durfte. Es hatte durch seinen Gesandten ausdrücklich erklären lassen, daß die dänische Monarchie nicht aus Ländern zusammengesetzt sei, von denen eins dem andern untergeordnet oder Provinz des andern sei; es hatte ausdrücklich und feierlich die Verbindung der Herzogthümer in bestimmter Weise anerkannt. Es hatte durch seinen Gesandten die Erklärung der Reklamations-Kommission, daß der Bund einschreiten müsse, wenn die dänische Regierung jemals im Widerspruch mit ihren Zusicherungen handle, anerkannt und gegen den auf dieselbe gebauten Bundesbeschluß, welcher unzweideutig auf diese Verhältnisse Bezug nahm, keinen Protest erhoben."

„Es war bekannt, daß jener Bundesbeschluß wesentlich dem Berliner Kabinet zu verdanken, und daß eine vom Freiherrn von Canitz gewollte schärfere Fassung des Beschlusses nur durch Oesterreich verhindert war."

„Konnte das Berliner Kabinet veranlaßt werden, mit Beziehung auf jene Erklärung und den darauf gegründeten Bundesbeschluß und für deren Aufrechterhaltung sich Dänemark gegenüber auszusprechen, und geschah dies rasch und entschieden genug, so mochte noch einmal der Gefahr die Spitze abgebrochen und dem Versuche der dänischen Ultras vorgebeugt werden."

„Zwei Stunden nach Empfang jener Nachricht (von dem Abgange der Deputation nach Kopenhagen) sehen wir den Herzog auf dem Wege nach Berlin. Erst während der Reise kam ihm die Kunde von den am 18. März dort stattgehabten Vorgängen; sie konnten eben so wenig die Politik Preußens als die Rechtsansicht des Königs geändert haben."

Der Herzog wurde in seinen beabsichtigten Bemühungen bestärkt durch einen Brief seines Bruders, des Prinzen von Noer, d. d. 23. März, also noch vor Berufung des Prinzen nach Kiel. Der Prinz schrieb dem Herzoge nach Berlin: „So eben geht die Nachricht aus Kopenhagen ein, daß ein Aufstand den König forcirt hat, das Ministerium zu entlassen. Hvidt und Lehmann sollen das neue Ministerium bilden; das heutige Kopenhagener Dampf-

schiff ist bis jetzt ausgeblieben, wahrscheinlich um eine ganze Dampfflottille mit Truppen herzuführen. Das Generalkommando aus Schleswig ist mit allen Truppen nach Rendsburg marschirt, wie es heißt. — Unter diesen Umständen ist der König nicht mehr freier Mann."

Auch dieser Brief des Prinzen zeigt, daß er in dem Augenblicke noch als Privatmann ganz außerhalb der Bewegung stand.

„Der Herzog fand in Berlin" — heißt es dann weiter — „trotz des Dranges der Verhältnisse bereitwilliges Eingehen auf seine Vorschläge; er wünschte eine öffentliche Erklärung des Berliner Kabinets in dem oben bezeichneten Sinne; er war der Meinung, daß das Festhalten des im Bundesbeschlusse von 1846 Ausgesprochenen die Herzogthümer befriedigen, das Auftreten Preußens im Namen des deutschen Bundes in Kopenhagen zum Nachdenken bringen würde. Der König von Preußen gab nach wiederholter Berathung im Staatsministerium die Erklärung in der Form des bekannten Schreibens an den Herzog vom 24. März; er sprach in demselben eben das aus, was er seit 2 Jahren theils am Bundestage, theils in diplomatischen Verhandlungen kund gegeben hatte. Die Märztage hatten nichts geändert." — (Damals freilich noch nicht, später wurde es anders; durch wessen Schuld, werden schon die Begebenheiten der nächsten Tage lehren).

Der Brief Königs Friedrich Wilhelm IV., welcher seiner Zeit in den Herzogthümern die freudigsten Hoffnungen erweckte, lautete wörtlich, wie folgt:

Durchlauchtigster Herzog!

Auf Euer Durchlaucht Schreiben vom heutigen Tage in betreff des bedrohlichen Zustandes in den Herzogthümern Schleswig-Holstein eröffne ich Ihnen hiermit Folgendes:

Ich habe mich der Wahrung der deutschen Sache für die Tage der Gefahr unterzogen, nicht um die Rechte Anderer zu usurpiren, sondern um das Bestehende nach Außen und im Innern nach Kräften zu erhalten.

Zu diesem bestehenden Rechte rechne ich dasjenige der Herzogthümer Schleswig-Holstein, welches in den die Rechte des Königreiches Dänemark in keiner Weise verletzenden Sätzen ausgesprochen ist:

1) daß die Herzogthümer selbstständige Staaten sind;
2) daß sie fest miteinander verbundene Staaten sind;
3) daß der Mannesstamm in den Herzogthümern herrscht.

In diesem Sinne habe ich mich bereits bei dem Bundestage erklärt, und bei diesem bestehenden Rechtsverhältnisse bin ich bereit, in Betracht des Bundesbeschlusses vom 17. Septbr. 1846 die Herzogthümer Schleswig-Holstein gegen etwaige Uebergriffe mit den geeigneten Mitteln zu schützen.

Ich hoffe übrigens, daß der Nationalität der Herzogthümer keine ernstliche Gefahr droht, und bin entgegengesetzten Falls der festen Zuversicht, daß meine deutschen Bundesgenossen gleich mir zum Schutze derselben herbeieilen werden.

Mit aufrichtiger Freundschaft verbleibe ich

Euer Durchlaucht freundwilliger Vetter

Berlin, den 24. März 1848. Friedrich Wilhelm.

So das Resultat der Herzoglichen Bemühungen in Berlin. — War das hier zu Tage tretende Verhalten der beiden Augustenburger Fürsten das Benehmen böswilliger Verschwörer gegen das dänische Königshaus?

Der Herzog war nicht, wie die dänische Beschuldigung lautet, nach Berlin geeilt, um in seinem persönlichen Interesse die deutschen Fürsten und namentlich den König von Preußen zum Kriege gegen das ihm so eng verschwägerte dänische Königshaus und zur Unterstützung des von ihm gegen dasselbe vorbereiteten Aufruhrs zu veranlassen, — die Bewegung in den Herzogthümern entwickelte sich während seiner Abwesenheit und ohne sein Wissen und Zuthun lediglich als unausbleibliche Folge des in Kopenhagen gegen den König-Herzog ausgebrochenen „Aufruhrs" — im Gegentheile waren, wie wir schon oben mitgetheilt, die Bemühungen des Herzogs lediglich darauf gerichtet, durch diplomatisches Eingreifen des Berliner Kabinets eine solche Bewegung gegen das dänische Königshaus hintanzuhalten, und einen feindlichen Zusammenstoß zwischen den Herzogthümern und Dänemark zu verhindern. Im Uebrigen that der Herzog nur, was er einst Christian VIII. gegenüber unter allen Umständen thun zu wollen erklärt hatte, „mit allen erlaubten Mitteln für sein und das damit eng verbundene Recht der Herzogthümer einzutreten, wie es Pflicht und Ehre von ihm fordern," und hier traten beide Augustenburger Fürsten dafür ein nicht gegen das dänische Königshaus, sondern gegen das durch illegale Gewalt an das Ruder gelangte Kasinoministerium, somit für das wahre Interesse und Recht des in der Gewalt desselben befindlichen König-Herzoges.

Ich freue mich, hier berichten zu können, daß auch andere verlässige Quellen als die bisher citirte der aktenmäßigen Geschichte der dänischen Politik bestätigen, daß „mächtige Regenten und maßgebende Staatsmänner“ erstaunt gewesen sind, daß der Herzog damals nicht die Gunst des Augenblickes zu benutzen suchte, sondern bei dem, was er stets als die Richtschnur seines Handelns bezeichnete, verharrte, „nur zu thun, was nach seiner Ansicht Recht und Pflicht gebiete, und wovon er glaube, daß er es vor Gott und Menschen verantworten könne.“

Wie man dänischerseits dem Herzoge diese loyale Zurückhaltung dankte, und was selbst unter dem Vorsitze eines Grafen W. Moltke-Bregentved das Kasino-Ministerium für Recht und Pflicht zu halten vorgaben und vor Gott und Menschen verantworten zu können glaubte, darüber finden wir in der „aktenmäßigen Geschichte der dänischen Politik,“ wie in vielfachen anderen zuverlässigen Quellen recht erbauliche Mittheilungen.

Es geschah eben, was ein Gast des Herzoges demselben für den Ausbruch der Bewegung vorhergesagt:

„Am 28. März, nicht volle 2 Tage später, als die Deputation mit des Königs Incorporationserklärung in Kiel an das Land gebracht werden sollte, also bevor von dort auf regelmäßigem Wege die Nachricht nach Augustenburg kommen konnte, fuhr ein von dem Kapitain Dirckink-Holmfeld, Bruder des in diesen Blättern schon mehrfach erwähnten dänischen Historiographen, geführtes Kriegsdampfschiff südwärts an Alsen heran, und setzte ein Boot an der Spitze Kekenis aus; dasselbe fertigte einen reitenden Boten ab mit einem Briefe an den Alsener Bischof Hansen*) in Igen, welcher seit Jahren als das Haupt der dänischen Propaganda auf der Insel bekannt war. Dann fuhr das Dampfschiff weiter in die Flensburger Bucht hinein bis nahe in die Stadt, signalisirte zum Zeichen seiner Anwesenheit, wandte dann, ohne zu landen, eilte nach Alsen zurück und legte bei Sonderburg an“.

Was wurde mit diesem auffallenden Manöver bezweckt? Nun, einmal sollte dem Manne Gottes auf Alsen Zeit gelassen werden, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, um eine Flucht des Herzogs und seiner Familie zu verhindern, — dann wurde „dänischen Verschworenen“, in Flensburg signalisirt, die Herzogliche Familie dort aufzuhalten, falls die Flucht von Alsen in der Richtung auf Flensburg dennoch geglückt sein sollte.

*) Derselbe Herr, welcher kürzlich mit so großer Betheiligung der Bevölkerung beerdigt wurde, und eines ehrenden Nachrufes selbst von deutschen Blättern nicht entbehrte.

Als das Dampfschiff bei Sonderburg anlegte, war der Bischof Hansen bereits zur Stelle; dänisch-gesinnte oder richtiger gesagt, seit Jahren auf Weisung von Kopenhagen durch Bischof Hansen gegen den Herzog Aufgehetzte, kamen in großer Zahl nach und nach an; gleichzeitig waren von dem Bischof andere Haufen nach dem zweiten Fährort der Insel Hardeshoi dirigirt. Dirckink-Holmfelds erste Frage war nach dem Herzoge und seiner Familie. Glücklicher Weise war der Herr zu spät gekommen; schon am 26. früh war ein Brief des Herzogs angelangt, welcher die sofortige Abreise anordnete; wenige Stunden darauf hatte die Herzogliche Familie Alsen verlassen. — Ein Herzoglicher Wagen, welcher noch herankam, um mit der Fähre überzugehen, war alles, was dem Herrn Kapitain in die Hände fiel; derselbe ward angehalten, durchsucht, und mußte wieder zurückfahren.

Späteren Privatmittheilungen aus Kopenhagen zufolge war die Absicht gewesen, den Herzog und seine Familie aufzuheben, und auf das Felseneiland Christiansoe zu bringen. Wie wir schon früher mittheilten, hatte Friedrich VII. bereits als Kronprinz dem Herzoge diesen von der Welt abgeschiedenen Aufenthalt zugedacht, wobei ihm ja aus der Geschichte der dänischen Politik mehrfache ähnliche haarsträubende Einkerkerungen als nachahmenswerthe Beispiele vorgeschwebt haben mögen. Daß er aber auch in der Rolle des „allervolksthümlichsten Königs" noch ganz anderer jeder civilisirten Anschauung hohnsprechenden Maßnahmen fähig war, dafür blieb er leider den Beweis nicht schuldig. Hiervon wie über den Vandalismus, dessen man sich, nachdem dieses Attentat auf den Herzog selbst mißglückt war, auf den Besitzungen desselben schuldig machte, werden wir später berichten.

Wenden wir uns nun wieder der weiteren Entwickelung der Bewegung in den Herzogthümern zu.

Ungeachtet der in Kopenhagen getroffenen Vorkehrungen, die Nachrichten über die dortigen Vorgänge vorläufig nicht nach den Herzogthümern dringen zu lassen, waren doch auf dem Landwege am 23. früh Kopenhagener Briefe vom 21. an Beseler in Schleswig gelangt, welche meldeten, daß das bisherige Ministerium in Folge einer großen Volksdemonstration entlassen, und ein Ministerium Monrad, Lehmann, Hvidt in Bildung begriffen sei. Die auf demselben Wege eingegangene Zeitung „Berlingske Tidende" bestätigte bereits das Wesentliche jener Briefe. — Das waren ja die für das Land entscheidenden Nachrichten, welche Jeder befürchtet, freilich auch mit Sicherheit erwartet hatte. Wie wir aus dem Briefe des Prinzen von Noer von demselben Tage an den Herzog in Berlin erfuhren, waren auch ihm die gleichen Nachrichten aus Kopenhagen zugegangen.

Beseler, welchem von der Ständeversammlung in Rendsburg am 18. März der Auftrag geworden, im Verein mit Graf Reventlou und Bargum die Stände wieder einzuberufen, „falls die Umstände es nothwendig erscheinen lassen sollten", traf in Folge dieser Nachrichten am 23. März, Nachmittags in Kiel ein, um mit Bargum Rücksprache zu nehmen; durch Estaffette wurde der Graf Reventlou aus Preetz, und, da man in diesem Gefahr drohenden Augenblicke dringend eines militärischen Beirathes von im ganzen Lande bekannten Namen bedurfte, auch der Prinz von Noer aufgefordert, sofort nach Kiel zu kommen. Gegen 9 Uhr Abends waren die 4 Herren beieinander, und berathschlagten, was in diesem kritischen Augenblicke zum Besten des Landes zu thun sei.

Bei der Kühnheit, welche die in Kopenhagen jetzt siegreiche Partei stets gezeigt, bei der bekannten Thatkraft ihres militärischen Führers Tscherning war ein rascher Ueberfall der Herzogthümer mit Gewißheit vorauszusehen. Ebenso sicher wußte man, daß das ganze Land einmüthig entschlossen sei, sein gutes Recht bis auf das Aeußerste zu vertheidigen. Das Land war in dem Augenblicke regierungslos. Man wußte, daß Scheel, dessen Regiment an sich schon unmöglich geworden, selbst im Gefühle seiner Ohnmacht den Abschied erbeten. Ueberließ man in diesem das Schicksal des Landes entscheidenden Augenblicke das Volk führerlos seiner gerechten Erbitterung, gab man es dem Zufalle anheim, wer hie oder da das Volk gegen den dänischen Angriff zu den Waffen rufen wolle, so war die von den Dänen geplante Unterwerfung der Herzogthümer und unabsehbares Unheil die unvermeidliche Folge. Pflicht und Vaterlandsliebe geboten, dem nach Möglichkeit vorzubeugen.

Man sagte sich, daß das, was in Kopenhagen geschehen, unmöglich aus freier landesherrlicher Entschließung hervorgegangen sein könne; dazu kannte man denn doch die in Frage kommenden Persönlichkeiten vom König bis zu Orla Lehmann herab zu genau, — und selbst, wenn es den Dänen gelungen, ihren König dahin zu bringen, daß er freiwillig seinem dänischen Volke einen Theil seiner nach dem Königsgesetze ihm zustehenden Gewalt zurückgegeben, so mußte dies doch ohne jeden Einfluß bleiben auf seine herzogliche Gewalt, welche mit den Dänen und ihrem Königsgesetze nicht das Mindeste zu schaffen hatte.

Die Herzogthümer hatten bis dahin keinen Anlaß zu der Annahme, daß der König sich auch seiner herzoglichen Rechte und Pflichten entledigen, und ihre Landesrechte, welche er noch im Patente vom 28. Januar bestätigt und für die er noch vor wenigen Tagen sein königliches Wort verpfändet, — (in der Unterredung mit dem Obergerichtsrath Eckhardt am 18. März, also wenige Tage

vorher) — nicht schützen wolle; geschah jetzt dennoch von der am Ruder befindlichen Partei in Kopenhagen ein Angriff auf dieselben, so verlangten Logik der bekannten Thatsachen und Gerechtigkeit, wie die schuldige Achtung vor dem königlichen Worte gebieterisch die Annahme, daß er die Rechte seiner deutschen Lande nicht schützen könne, mithin „unfrei" oder, wie man es nennen will, machtlos in den Händen der ihn zur Zeit beherrschenden illegalen fanatischen Partei sei. Daß diese Annahme eine durchaus berechtigte war, haben die uns bekannten Vorgänge in Kopenhagen klar ergeben.

In dieser festen Ueberzeugung und in dem Bewußtsein, im ganzen Lande ein derartiges Vertrauen zu genießen, daß das Volk einmüthig ihrer Führung Folge leisten werde, einigten sich der Prinz von Noer, Beseler, Reventlou und Bargum dahin, unter Zuziehung des Advokaten Bremer in Flensburg, damit auch das nördlichere Schleswig durch ein Mitglied vertreten sei, eine provisorische Regierung zu bilden, welche zur Wahrung der Rechte des Fürsten und des Landes und zur Wahrung der in diesem Augenblicke so dringend erforderlichen Ordnung vorläufig im Namen des „unfreien Herzogs" die landesherrliche Gewalt auszuüben haben würde.

So ruhig und ordnungsmäßig sollte die Sache indessen nicht verlaufen, und nur der Besonnenheit und taktvollen Klugheit des im letzten Augenblicke energisch in die Verhandlungen eingreifenden Grafen Reventlou war es zu danken, daß dieser patriotische Entschluß wirklich zu einer in jenem Augenblicke für das Land segensreichen That wurde. —

Wie bereits während der Berathung der Stände am 18. März in Rendsburg, so hatte auch bei dieser Gelegenheit die so rührige demokratische Partei in Kiel eine Gegenversammlung veranstaltet, um gleichfalls eine provisorische Regierung zu bilden, und die Leitung der Bewegung ganz nach der Schablone der achtundvierziger Ideen und Forderungen an sich zu reißen. Um nun nicht bei der Darstellung dieser Vorgänge wie der dabei zu Tage tretenden Ideen und Forderungen absichtlicher Entstellung im Partei-Interesse beschuldigt zu werden, wollen wir hier, wiederum mit unwesentlichen Abkürzungen, wörtlich der Schilderung folgen, welche Otto Fock, damals Privatdozent an der Kieler Universität und besonders thätiges Mitglied der demokratischen Partei, über deren Wirken und Plane bei jener Gelegenheit auf Seite 66 u. fl. in seinen „Schleswig-Holsteinischen Erinnerungen" veröffentlicht hat.

Welcher politischen Richtung Otto Fock huldigte, spricht sich an verschiedenen Stellen seiner „Erinnerungen" unzweideutig aus; so erzählt er Seite 55: „Ich war zu Ende Februar mit mehreren

jungen Freunden Abends bei dem Advokaten Wichmann in Kiel; unsere Unterhaltung ward durch den Eintritt eines Bekannten unterbrochen, der soeben vom Bahnhofe kam und die Nachricht von der Pariser Februar-Revolution mitbrachte. Also in Frankreich das Willkür-Regiment Louis Philipp's gestürzt, seine Dynastie entthront und statt der Monarchie mitten in Europa eine große und mächtige Republik! Die Nachricht elektrisirte (!) uns Alle, und wir faßten sofort die Eventualitäten ins Auge, welche für unsere Herzogthümer aus diesem unerwarteten Umschwunge erfolgen mußten", und an anderer Stelle, Seite 63: „Als wir am Sonntag, den 19. März Nachmittags nach Kiel (nach der Rendsburger Ständeversammlung) zurückfuhren, theilte uns ein von Berlin kommender Reisender, der mit uns in demselben Koupee fuhr, die ersten Nachrichten über die Berliner Ereignisse des gestrigen Tages mit. So waren also auch dort die Würfel der Entscheidung bereits gefallen, und wir jüngeren Leute bedauerten, daß sie bei uns abermals weiter hinausgeschoben war." — Diese Proben genügen, zu kennzeichnen, in welche Bahnen diese Partei die aus ganz anderen Motiven entsprungene Bewegung unseres Landes zu leiten trachtete, und lassen das Verdienst jener Männer, welche in jenem erregten Augenblicke solchem Treiben einen Damm setzten, nur in so glänzenderem Lichte erscheinen. Lassen wir nun Herrn Otto Fock, mit gelegentlichen Anmerkungen unsererseits, das Weitere erzählen:

„— — — Wenn wir indeß darüber einig waren, daß sofort gehandelt und mit Einsetzung einer provisorischen Regierung vorgegangen werden mußte (nämlich seitens der demokratischen Partei) so befand sich doch unsere Partei in einer verhältnißmäßig sehr ungünstigen Lage. Sie zählte zwar in Kiel eine gute Anzahl namentlich jüngerer Kräfte zu den Ihrigen, aber Niemand, der eine bereits anerkannte politische Stellung und eine fest etablirte Autorität besessen hätte. (Gott sei Dank war dem allerdings so.) Denn die Männer dieser Partei, welchen diese Attribute zukamen, (auch über Kiel hinaus?) waren abwesend in Kopenhagen (Olshausen, Clausen und Gülich) und Niemand konnte mit Wahrheit sagen, ob und wann sie zurückkehren würden. Der große Fehler, den man gemacht hatte, sie zu dieser Zeit in die dänische Hauptstadt zu senden, ward uns nun klar genug. Aber was half es? Es handelte sich nun nur darum, daß nicht eine große politische Partei des Landes (? — wie verschwindend klein und bedeutungslos dieselbe im Lande außerhalb Kiel war, haben wir in diesen Blättern schon oft betont) daß also nicht eine große politische Partei des Landes bei den bevorstehenden Ereignissen ganz bei Seite geschoben werde. Wir beschlossen daher, uns zunächst in den Besitz des städtischen Rathhauses zu setzen,

dorthin eine Anzahl unserer Anhänger und andere in der Stadt angesehene Männer, namentlich die Chefs der Bürgerwehr zur Berathung einzuladen, und endlich für ein bewaffnetes (!) Korps zu sorgen, welches wir zu unserer Disposition hätten. Zu dem letzteren Ende wurden die Turner und Studenten (natürlich schon im Vorwege bearbeitet) unter der Hand benachrichtigt, sich vor dem Rathhause aufzustellen. Zugleich mußte man suchen, sich des Militärs, der sogenannten Lauenburger Jäger, welche ihre Hauptwache auf der anderen Seite des Marktes, dem Rathhause gegenüber hatte, zu versichern. Bald genug sah man die Jäger mit den Bürgern fraternisiren."

Man sieht, die Herren gingen ganz schulgerecht vor mit Konvent, Straßenauflauf und Verhetzung der Soldaten gegen ihre Offiziere. Daß es bei einer Sache, wo es sich um klares, geschriebenes Recht und die einmüthige Ueberzeugung sämmtlicher Landeskinder von demselben handelte, auch ohne solche in allen Fällen schädigende Revolutionsmätzchen gehen könne, sollten die Herren, die freilich ganz Anderes als das klare Recht erstrebten, bald zu ihrem Erstaunen erleben. Geben wir nun wieder Herrn Fock das Wort:

„Inzwischen hatte sich mit Einbruch der Dunkelheit auf dem Rathhause eine Anzahl jüngerer und älterer Männer eingefunden, so daß die Berathungen beginnen konnten. Wir okkuppirten das große Sitzungszimmer und placirten uns um den langen grünen Sessionstisch. Der Konsul M. T. Schmidt, der durch seine Wahl zum Obersten der Bürgerwehr als Vertrauensmann der Kieler Bürgerschaft erschien, übernahm auf Akklamation den Vorsitz und die Leitung der Debatten. Außerdem war die Kommune durch einige städtische Beamte vertreten; die große Mehrzahl der Anwesenden bestand aus jüngeren Männern; (und diese wollten über das Schicksal des Landes entscheiden!) von Seiten der Universität waren es außer mir der Professor Stein, Dr. Ahlmann und der Prosektor Dr. Weber, von jungen Advokaten Hedde, der Redakteur des Korrespondenzblattes (Olshausen's Organ) Wichmann, durch seine Stellung als Adjutant der Bürgerwehr von Einfluß (!), und später hinzugekommen als Verfechter des Augustenburgischen Interesses Sammer, und eine Anzahl anderer Persönlichkeiten, deren Namen noch weniger bekannt waren. Uebrigens ward Alles bei offenen Thüren verhandelt, es war ein beständiges Kommen und Gehen. Spät erschien auch der Herzog von Glücksburg, doch nur auf einen Augenblick; er schien ganz andere Persönlichkeiten hier erwartet zu haben (!), und entfernte sich bald wieder." (Man sieht, die ganze Schilderung

ntbehrt nicht einer unfreiwilligen Komik, welche durch den nachfolgenden Satz verstärkten Ausdruck erhält).

„Die Situation, in der wir uns von Anfang an befanden, hatte etwas sehr Linkisches und Schiefes; wir wollten über die Einsetzung einer provisorischen Regierung verhandeln, und doch war eine der Hauptpersonen, um die es sich hierbei handeln mußte, auf dem Rathhause zugegen. Beseler hatte, wie am Nachmittage abgemacht war, kommen wollen, aber — er kam nicht."

Bevor wir Fock nun weiter erzählen lassen, müssen wir hier einschalten, daß er im Eingange seiner „Erinnerungen" dem Herzoge von Augustenburg, dem Prinzen von Noer und dem Grafen Reventlou-Preetz besondere Abschnitte widmet, in welchen er diese Herren einer sehr abfälligen Kritik unterzieht, den beiden ersten so zu sagen kein gutes Haar, dem letzteren nur in Bezug seines ehrenwerthen Charakters und seines patriotischen Wollens volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, — den Grafen Reventlou aber ebenso wohl wie den Prinzen als durchaus ungeeignete Persönlichkeiten bezeichnet, in solchem Augenblicke das Schiff der Herzogthümer in das rechte Fahrwasser (?!) zu steuern.

Den Prinzen erklärt er für unfähig und, gelinde gesagt, unzuverlässig, den Grafen Reventlou für zu befangen in aristokratischen Vorurtheilen, um in diesem Augenblicke deutscher Freiheitsbestrebungen ein geeigneter Führer des Landes zu sein, und aus der Wahl der beiden letztgenannten Herren in die provisorische Regierung leitet er das schließliche Unterliegen der Herzogthümer ab. Diese abfällige Kritik aus der Feder eines in jenen Tagen besonders thätigen demokratischen Agitators darf uns nicht wundern, da es das Verdienst gerade dieser so angegriffenen Männer war, daß es Fock und Genossen nicht gelang, die Führung der Bewegung an sich zu reißen, und den Dänen den besonderen Gefallen zu erweisen, das Land in unbestreitbar offenen Aufruhr zu versetzen. Im Lande, wo man den Prinzen und den Grafen besser kannte, dachte man anders über sie, und daher der helle Zorn dieser Volksbeglücker von Profession; daher das Gespötte über das Dogma des „unfreien Herzoges" und die „legitime Revolution," wofür ihnen wiederum Niemand zu danken weiß, als die Dänen, denen solche Zugeständnisse von deutscher Seite Wasser für ihre Mühle waren.

Die Herren Demokraten, welche die damalige provisorische Regierung für das Scheitern der Schleswig-Holsteinischen Bewegung verantwortlich machen, sollten lieber mit sich selber ins Gericht gehen, wegen der wahrscheinlich höchst verhängnißvollen Saat, welche sie gerade in jenen Tagen bei Einsetzung der provisorischen Regierung säeten. Friedrich Wilhelm IV. hatte in dem Briefe

an den Herzog von Augustenburg ausdrücklich betont: „Zu diesem bestehenden Rechte rechne ich — — — (folgen die Rechte der Herzogthümer auf Selbstständigkeit, Unzertrennlichkeit und Herrschen des Mannstammes) — und darauf weiter: „bei diesem bestehenden Rechtsverhältnisse bin ich bereit, die Herzogthümer zu schützen." Der König wollte also nur bestehendes legitimes Recht schützen. Wer den unüberwindlichen Widerwillen Friedrich Wilhelm IV. gegen Alles, was mit der Revolution und den aus dieser hervorgegangenen Forderungen zusammenhing, kannte, wird einräumen, daß die in jenen Tagen auf Andrängen der demokratischen Partei in Kiel gestellten Forderungen, welche, wie wir gleich hören werden, das legitime Recht als durchaus nebensächlich behandelten, und sich in Nichts von den üblichen der achtundvierziger Revolution unterschieden, vollständig genügten, um den König durchaus anderen Sinnes zu machen, und ihn veranlaßten, uns mit allen achtundvierziger Rebellen in einen Topf zu werfen. Mochte die provisorische Regierung und das Land noch so fest auf dem gesetzmäßigen Wege verharren, der erste Eindruck wurde dadurch nicht wieder verwischt, und unter dem verhängnißvollen Beirath der damals mächtigen Kreuzzeitungspartei betrat der König, statt den Herzogthümern die verheißene werkthätige Hülfe zu bringen, sofort den Weg diplomatischer Verhandlungen, um sich baldmöglichst von dieser ihm unliebsam gewordenen Sache zu befreien. So ist wahrscheinlich das so zweideutige Verhalten Preußens in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit zu erklären, welches bereits im Anfange unmittelbar nach der dem Herzoge von Augustenburg gemachten Zusage in die Erscheinung trat, bevor noch der gemeinsame Druck Oesterreichs und Rußlands sich geltend machte. Zweifellos ist, daß das Gebahren der demokratischen Partei uns um die ernste Hülfe Preußens brachte, welche allein zu einem für uns befriedigenden Endergebniß führen konnte.

Nach dieser Abschweifung geben wir wieder Herrn Fock das Wort, damit er uns die Belege zu unserer obigen Behauptung liefere.

„Inzwischen verbreitete sich die Nachricht, daß auch Graf Reventlou und der Prinz von Noer bereits in Kiel eingetroffen und bei Bargum versammelt seien. Da es sich dort vermuthlich gleichfalls um die Einsetzung einer provisorischen Regierung handelte, wir aber der Ansicht waren, daß eine so wichtige Angelegenheit nicht von wenigen Personen in den vier Wänden einer Privatwohnung abgemacht werden dürfe, so beschlossen wir, die bei Bargum versammelten Herren einzuladen, auf's Rathhaus zu kommen, um hier über die Einsetzung einer provisorischen Regierung zu

berathschlagen. Die Wahl für diese Mission fiel auf den Professor Stein." — Es wird nun bemerkt, daß der Professor Stein bereits als sehr taktlos bekannt, mithin diese Wahl eine sehr ungeeignete war, worauf es dann weiter heißt: „Es dauerte nicht lange, so kam Stein in höchster Aufregung zurück; der Prinz hatte ihn nach Anhörung seiner Botschaft grob angefahren und mit dürren Worten erklärt, er wolle mit der Versammlung auf dem Rathhause nichts zu thun haben.*) Eine erregte Debatte folgte dieser Mittheilung; wir erblickten in dem Verhalten des Prinzen nicht ohne Grund die Absicht, unsere Partei bei Seite zu schieben und eine Regierung ohne unser Zuthun einzusetzen. (Das wird sich auch wohl so verhalten haben). Namentlich fand die brüske Grobheit des Prinzen die schärffste Verurtheilung, und man begann sehr ernstlich die Frage zu diskutiren, ob man nicht ohne den Prinzen fertig werden könne."

Folgt nun Beschreibung einer drastischen Scene zwischen Stein und Sammer, in welcher letzterer gegen den die Augustenburger beschimpfenden Stein den Säbel gezogen haben soll; die Herren auf diesem Konvente waren zum größeren Theile bewaffnet. Nachdem dieser Konflikt beruhigt, fährt Fock fort:

„Es ward endlich beschlossen, den Dr. Ahlmann zu den bei Bargum Versammelten zu senden, sie nochmals einzuladen, mit uns in Verbindung zu treten, und ihnen zugleich in der bestimmtesten Weise bemerklich zu machen, daß ohne unsere Mitwirkung und Einwilligung die Einsetzung einer provisorischen Regierung nicht erfolgen werde. Dr. Ahlmann, der Beseler in Brandt's Hotel gesucht, fand denselben bei Bargum, wohin er sich auf Droysens und Sammers Andrängen begeben hatte." — (Da Beseler selbst Reventlow von Preetz zu einer Besprechung bei Bargum hatte rufen lassen, wird es wohl keines „besonderen Andrängens" Dritter bedurft haben; Beseler soll hier nur als eigentlich „Einer der Ihrigen" hingestellt werden). „Dr. Ahlmann rief Beseler vor die Thür, stellte ihm hier die Sachlage kurz vor, erinnerte ihn an sein Versprechen, auf's Rathhaus zu kommen und machte ihm bemerklich, daß, da wir faktisch im Besitze der Gewalt seien, ein Vorgehen ohne uns

*) Der Prinz stellt in seinen „Aufzeichnungen" die Sache so dar: „Stein hätte Namens der auf dem Rathhause Versammelten ihn aufgefordert, mit seiner Person in eine von derselben zu bildende provisorische Regierung einzutreten worauf der Prinz an Stein erklärte, er wolle lieber gleich nach Hause reisen, als sich mit seinen (Steins) Consorten einlassen."

Daß der Prinz sich in solcher Weise mit einer ausgesprochenen Demokraten-Versammlung, deren Ziele ihm bekannt waren, nicht einlassen würde, hätten die Herren sich im Voraus sagen können.

nicht ausführbar sein werde. Beseler theilte Ahlmann mit, daß der Prinz und Graf Reventlou zugegen seien, daß zwischen ihnen, Bargum und ihm selbst über Einsetzung einer Regierung verhandelt werde, daß indeß definitiv nichts ohne uns abgemacht werden solle, und daß er selbst später auf's Rathhaus kommen werde. Es dauerte indeß noch geraume Zeit, bis dies geschah."

„Endlich — es mochte bereits gegen 10 Uhr sein — erschien Beseler auf dem Rathhause. Er theilte mit, daß man sich (in der Besprechung bei Bargum) in erster Linie über eine provisorische Regierung, bestehend aus ihm selbst, dem Grafen Reventlou, dem Prinzen und dem Advokaten Bargum geeinigt habe. Ein allgemeines Murren des Mißfallens folgte dieser Mittheilung. (!) Namentlich gegen Bargum gab sich die allgemeinste und entschiedenste Abneigung kund; Niemand traute ihm einen festen politischen Charakter zu u. s. w. Bargum ward auf dem Rathhause einstimmig verworfen. Die Theilnahme des Grafen Reventlou an der Regierung fand keinen Widerspruch; wenn wir uns auch nicht verhehlten, daß sein politischer Standpunkt durch eine tiefe Kluft von dem unsrigen geschieden sei, so stand er doch sonst in allgemeiner Achtung und in der Regierung repräsentirte er ein mächtiges und einflußreiches Element, welches man von der Bewegung nicht füglich ausschließen konnte, die schleswig-holsteinische Aristokratie. Ebenso wenig Widerspruch erfuhr Beseler; sein politisches Renommee war damals so fest begründet, daß seine Theilnahme an einer provisorischen Regierung als selbstverständlich galt, wenn gleich sein Benehmen an dem heutigen Abend uns nicht gerade gefallen hatte. (Weil er ein zu guter Patriot und zu verständig war, um mit den Demokraten in diesem Augenblicke gemeinschaftliche Sache zu machen.) Desto mehr Gegner fand der Prinz. Sein schroffer politischer Charakter — folgen einige weitere, besser nicht zu wiederholende, von persönlichem Unmuthe eingegebene Bezeichnungen für den hohen Herrn — fanden eine scharfe Beleuchtung. (scilicet vom verbissenen Parteistandpunkte.) Dagegen ward von anderer Seite hervorgehoben, daß derselbe als militärischer Führer unentbehrlich sei, daß er viel bei den Soldaten gelte, daß das Beispiel eines so hochgestellten Mannes, der seit seiner Bekleidung der Statthalterwürde bei den schleswig-holsteinischen Truppen in gutem Andenken stehe, unwiderstehlich hinreißend wirken würde. — Gut, ward erwidert, dann möge man ihn zum Höchstkommandirenden der Armee ernennen, nicht aber zum Mitgliede der Regierung. Zudem, wie wolle der Prinz zwei Chargen vereinigen, von denen die eine, die des Oberfeldherrn, seine Anwesenheit

im Felde vor dem Feinde, die andere, die Mitgliedschaft eines Regierungs-Kollegiums, seine Gegenwart am Sitze der Regierung erheische? Entweder das eine oder das andere Amt werde bei dieser Vereinigung zu kurz kommen."

Darin lag allerdings unbestreitbare Wahrheit, welche sich schon bei Bau fühlbar machte, aber andererseits war es doch nicht zu erwarten, ja gerade zu unstatthaft, daß ein Prinz des in den Herzogthümern zunächst erbberechtigten Fürstenhauses in dem Augenblicke, wo es sich gerade um die gefährdeten Rechte seines Hauses handelte, sich einer aus den verschiedensten politischen Parteien zusammengesetzten Regierung als Diener unterordne, auf deren Entschließungen er dann ohne jeden Einfluß bleiben mußte. Aus Focks Erzählung erfahren wir auch sofort, daß mindestens der Prinz von Noer nicht der Mann war, sich solch' naiven Zumuthungen zu fügen, denn im weiteren Texte seiner „Erinnerungen" heißt es:

„Aber alle diese Einwendungen wurden niedergeschlagen durch die kategorische Erklärung: wenn der Prinz nicht in die Regierung komme, so wolle er mit der ganzen Sache nichts zu thun haben. Da auch Beseler, der, wie wir wußten, keineswegs zu den Freunden des Prinzen gehörte, für denselben eintrat, so ward der Widerspruch aufgegeben, vorausgesetzt, daß die Zulassung (!) des Prinzen durch eine hinlänglich starke Repräsentation unserer Partei in der Regierung ausgeglichen werde."

„Mehr noch als ein paar der uns mitgetheilten Namen hatte uns das Stillschweigen über ein paar Andere verletzt, die nach unserer Ansicht in der provisorischen Regierung nicht fehlen durften. Ich meine Olshausen und Clausen. Sollten wir zugeben, daß sie bei Seite geschoben wurden, weil sie zufällig abwesend waren? — So forderten wir denn, daß für Beide ein paar Stellen in der neu zu bildenden Regierung offen gehalten würden. Aber da zeigte sich die Schwierigkeit. Wer stand uns dafür, daß sie überall zurückkehrten, daß nicht die ganze Deputation als Gefangene dort behalten wurde? Und namentlich, wenn es bekannt ward, daß Olshausen und Clausen mit in die provisorische Regierung gewählt seien, so war Hundert gegen Eins zu wetten, daß die Dänen sie nicht wieder fortließen. Zudem erklärte uns Beseler, daß Graf Reventlou und der Prinz mit Clausen nicht zusammen in der Regierung würden sein wollen. — — — Hinsichtlich Olshausens sprach sich Beseler dahin aus, daß seine Aufnahme in die Regierung sich, wenn er zurückkehre, hoffentlich werde machen lassen; bestimmte Verpflichtungen glaubte er indeß auch für Olshausen nicht übernehmen zu können, und ich habe bereits die Gründe angeführt, aus denen es für den Betreffenden selbst gefährlich hätte werden können, hätten

wir hier ein bestimmtes Engagement urgirt. Wären sie (Olshausen und Clausen) zugegen gewesen, so wären sie ohne Zweifel (?) auch in die Regierung gekommen, denn unsere Partei war zahlreich (d. h. in Kiel) und gut organisirt." „Da es wünschenswerth sein mußte, daß auch der Handelsstand der Herzogthümer in der Regierung durch wenigstens einen Repräsentanten vertreten war, so hatte sich in dieser Beziehung unsere Aufmerksamkeit auf den Konsul Schmidt gerichtet, der an den Vorbereitungen dieses Abends einen regen Antheil genommen hatte, und zudem als Oberst der Kieler Bürgerwehr (!) bereits eine einflußreiche Stellung behauptete. Als er in Vorschlag gebracht ward, ward er, so viel ich mich entsinne, bei uns ohne Gegenrede acceptirt und auch bei der Bargum'schen Versammlung scheint er auf keine erheblichen Einwendungen gestoßen zu sein, als er Beseler später dorthin begleitete."

Ueber Bremer, welcher auf Beseler's Vorschlag acceptirt wurde, äußerte sich Fock: „Freilich glaube ich, daß eine bessere Wahl hätte getroffen werden können. Bremer war, wie sich später herausstellte, eine sehr unbedeutende Persönlichkeit und dabei sehr konservativ, so daß er eher einen Hemmschuh als einen Hebel durchgreifender und entscheidender Maßnahmen im Sinne des Fortschritts bildete." (Natürlich, wer nicht sofort nach der Pfeife dieser Herren tanzen wollte, war nach mildestem Urtheile „unfähig oder unbedeutend," und konservativ zu sein, wie es in jenem Augenblicke allein der Stimmung der Bevölkerung außerhalb jener Partei entsprach, war ein unverzeihlicher Fehler).

„Ehe Beseler uns verließ, um den Herren bei Bargum die Resultate seiner Verhandlungen mit uns vorzulegen, erhielten wir noch die Zusage, daß die definitive Installation der Regierung auf dem Rathhause erfolgen solle, und daß namentlich eine zu erlassende Proklamation uns werde vorgelegt werden. Aber es verging eine Viertelstunde nach der anderen, und die Herren kamen nicht zurück. Wollte man dennoch schließlich ohne uns vorgehen? Wir mußten Gewißheit haben. Dazu kam, daß die Massen, welche auf dem Markte ab und zu wogten, begannen unruhig zu werden. Man bedenke: seit 6 oder 7 Uhr Abends war Alles in Bewegung, (auf ganz überflüssige Veranlassung dieser Herren) von Stunde zu Stunde hatte man ein Resultat der Verhandlungen erwartet, die, wie man wußte, zwischen dem Rathhause und den bei Bargum Versammelten gepflogen wurden. Nun war es bereits nach Mitternacht; die fieberhafte (?) Aufregung der Massen war auf's Höchste gestiegen. Wir entsandten also abermals den Dr. Ahlmann zu Bargum, die Sachlage vorzustellen und zu erklären, daß bei längerer Zögerung von jener Seite wir genöthigt sein würden, unserer-

seits die provisorische Regierung zu proklamiren. Dr. Ahlmann wandte sich wieder speziell an Beseler, dem er unter vier Augen die äußerste Dringlichkeit der Sache vorstellte. Dies wirkte, und nicht lange darauf erschienen die Herren auf dem Rathhause."

„Hier nahm Beseler zuerst das Wort, gab ein kurzes Resumé der Ereignisse, welche uns zu außerordentlichen Maßnahmen nöthigten; theilte mit, daß der Prinz, Graf Reventlou, Konsul Schmidt und er selbst sich darüber geeinigt hätten, provisorisch die Regierung zu übernehmen, daß an den Advokaten Bremer in Flensburg die Aufforderung werde gerichtet werden, noch beizutreten, und verlas schließlich die Proklamation, mit welcher die provisorische Regierung sich installiren wolle."

Dieses Aktenstück*), welches Fock einer sehr abfälligen Kritik unterzieht, dasselbe als in einem „sehr nüchternen Tone gehalten," und schlecht stylisirt bezeichnet, lautete wörtlich:

„Mitbürger!

Unser Herzog ist durch eine Volksbewegung in Kopenhagen gezwungen worden, seine bisherigen Rathgeber zu entlassen und eine feindliche Stellung gegen die Herzogthümer einzunehmen."

„Der Wille des Landesherrn ist nicht mehr frei und das Land ohne Regierung."

„Wir werden es nicht dulden wollen, daß deutsches Land dem Raube der Dänen preisgegeben werde. Große Gefahren erfordern große Entschließungen; zur Vertheidigung der Grenze, zur Aufrechthaltung der Ordnung bedarf es einer leitenden Behörde."

„Folgend der dringenden Nothwendigkeit und gestärkt durch das bisher bewiesene Zutrauen haben wir, dem ergangenen Rufe folgend, vorläufig die Leitung der Regierung übernommen, welche wir zur Aufrechthaltung der Rechte des Landes und der Rechte unseres angestammten Herzogs in seinem Namen führen werden."

„Wir werden sofort die vereinigte Ständeversammlung berufen und die übernommene Gewalt zurückgeben, sobald der Landesherr wiederum frei sein wird, oder von der Ständeversammlung andere Personen mit der Leitung der Landesangelegenheiten beauftragt worden."

„Wir werden uns mit aller Kraft den Einheits- und Freiheitsbestrebungen Deutschlands anschließen."

„Wir fordern alle wohlgesinnten Einwohner des Landes auf, sich mit uns zu vereinigen. Laßt uns durch Festigkeit und Ordnung dem deutschen Vaterlande ein würdiges Zeugniß des patriotischen Geistes geben, der die Einwohner Schleswig-Holsteins erfüllt."

*) Der Prinz bezeichnet in seinen „Aufzeichnungen" Beseler und Reventlou, Andere den Professor Droysen als Verfasser.

„Der abwesende Advokat Bremer wird aufgefordert werden, der provisorischen Regierung beizutreten."

Kiel, 24. März 1848.

Die provisorische Regierung.

gez.: Beseler. Friedrich, Prinz zu Schleswig-Holstein.
F. Reventlou. M. T. Schmidt.

Indem Fock seinem und seiner Parteigenossen Unwillen über dieses sich von allen damals so üblichen Phrasen freihaltende Attenstück Ausdruck leiht, schreibt er: „Das Freiheitsstreben der Zeit, welches damals einen so wichtigen Faktor der Bewegung (allerdings bei den Demokraten) bildete, war mit dem kurzen Satze abgefunden: „Wir werden uns mit aller Kraft den Einheits- und Freiheitsbestrebungen Deutschlands anschließen." — Schon dieses Wenige war dem Prinzen zuviel gewesen; (Selbstverständlich! — weil der Prinz, wie seine Stellung als Fürst und Offizier es forderte, streng den Standpunkt des lediglich zu vertheidigenden Fürsten- und Landesrechtes gewahrt wissen wollte, nichts ihm aber ferner lag, als sich an den 48iger Bestrebungen zu betheiligen. Diesen Leuten scheint es bis auf den heutigen Tag nicht klar geworden zu sein, daß damals die Mehrzahl im Lande eine derartige Verquickung entschieden von sich abwies: „er (der Prinz) habe indeß endlich nachgegeben, da Beseler behauptet habe, dies müsse „der Leute auf dem Rathhause halber" bleiben und auch „um den Enthusiasmus in Deutschland für die Herzogthümer rege zu erhalten."

„Ein kühles Stillschweigen der Enttäuschung," heißt es dann weiter, — „folgte auf die Verlesung der Proklamation, (auf dem Rathhause nämlich). Dann, als durch eine Wendung unsere Versammlung zur Beistimmung aufgefordert ward, trat der Advokat Hedde vor, und erklärte mit beredten Worten, daß die eben gehörte Proklamation uns durchaus nicht befriedige." Hedde fragte nun, „was die Halbheit mit dem unfreien Herzog solle? Wolle man sich etwa die Inkorporation Schleswigs gefallen lassen, wenn sie von dem freien Herzoge verfügt würde? Nur unser gutes Recht sei zum Ausgangspunkte zu nehmen, nicht die Unfreiheit des Fürsten. Dann sei in der Proklamation nichts gesagt von dem, was jetzt überall in Deutschland gefordert und gewährt würde, nichts von Preß- und Vereinsfreiheit, nichts von Versammlungsrecht und Wehrbarmachung des Volks, Ersetzung der veralteten ständischen Volksvertretung durch ein zeitgemäßes Repräsentationssystem, nichts endlich von der Betheiligung an einem deutschen Parlamente. Statt dieser Punkte sei man mit der vieldeutigen Phrase „von dem Anschlusse an die Einheits- und Freiheitsbestrebungen Deutschlands"

abgespeist. Was man darunter verstehe, darüber müsse erst Klarheit herrschen, bevor man seine Zustimmung geben könne." Man sieht, unsere Landessache sollte gänzlich verschoben und mit vollen Segeln in das Fahrwasser der allgemeinen 48iger Bewegungen geleitet werden.

„Nach Hedde," fährt Fock fort — „nahm Stein noch das Wort und hob hervor, daß die nationale Bedeutung unserer Erhebung in der Proklamation durchaus nicht mit dem gebührenden Nachdruck hervorgehoben sei. Während der Prinz die Redner mit den Blicken souveräner Verachtung maß, und man ihm den Widerwillen, sich nun doch mit den Demagogen des Rathhauses eingelassen zu haben, recht deutlich ansah" — (das wird zweifellos der Fall gewesen sein) — „während die andern Mitglieder der provisorischen Regierung verlegen schwiegen — da war es der Graf Reventlou, dessen besonnenes und taktvolles Eingreifen der Situation eine andere Wendung gab. Sei es, daß sein Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl ihm unsere Forderungen als wenigstens theilweise berechtigt erscheinen ließ, oder, daß er mit richtigem Takt begriff, wie im jetzigen Augenblicke vor Allem Einigkeit und Versöhnung der Partei-Gegensätze erstrebt werden müsse: er sprach durchaus im versöhnlichen Sinne. Zwar vertheidigte er im Allgemeinen die Proklamation und ihre Auffassung. Er machte sein Bleiben in der Regierung davon abhängig, daß die gewählte Fassung erhalten bleibe. Die Regierung müsse im Namen des Königs handeln, der, wie die Kopenhagener Ereignisse lehrten, faktisch unfrei sei; er habe die Ueberzeugung, daß der König, wenn er frei sei, für uns sein würde. Was dann aber die andern Forderungen, Preßfreiheit u. s. w. anbetreffe, so sei ihre Gewährung in einer Zeit wie die gegenwärtige selbstverständlich, und er verbürge sich dafür, daß sie erfolgen werde. Zugleich hob er nachdrücklich die nationale Seite unserer Erhebung hervor, welche ihrer Natur nach gar nicht anders vor sich gehen könne, als im engsten Anschlusse an die große gleichzeitige Bewegung des ganzen deutschen Vaterlandes. — Graf Reventlou sprach warm und eindringlich, und als er uns schließlich aufforderte, ihm nunmehr durch Handschlag unsere Zustimmung auszusprechen, da geschah dies ohne weiteren Widerspruch."

„Das ist die Geschichte dieser Nacht," — schreibt Fock weiter unten — „die ich noch nirgends nur einigermaßen genügend dargestellt gefunden habe. Es erhellt aus der obigen Darstellung, daß die Bildung der provisorischen Regierung keineswegs so leicht und glatt vor sich ging, als es nach bekannten Darstellungen den Anschein haben könnte."

Fock hat wohl die „Geschichte dieser Nacht" so eingehend behandelt, um den wesentlichsten Antheil an der Bildung der provisorischen Regierung für seine Partei in Anspruch zu nehmen, und glaubt offenbar, durch seine Darstellung zugleich den wahren Charakter unserer Erhebung in das richtige, d. h. bei ihm, das demokratische, Licht gestellt zu haben. Für das Erstere, die eingehende Behandlung, sind wir ihm aus besonderen Gründen dankbar, gegen das Letztere müssen wir entschieden Einspruch erheben, da gerade seine Darstellung der Vorgänge jener Nacht beweist, daß er rücksichtlich des letzteren Punktes in einem unbegreiflichen Irrthum befangen ist. Wir haben seinen eigenen Worten lediglich einen so weiten Raum gegönnt, um aus dem gegnerischen Parteilager selbst die Belege liefern zu lassen, für die Wahrheit der in diesen Blättern wiederholt ausgesprochenen Behauptung, daß die Ziele der damaligen demokratischen Partei in Kiel im Lande selbst nur wenig Boden fanden, und daß diese Herren, welche, wie aus obiger Schilderung Fock's klar hervorgeht, eifrig bestrebt waren, unsere Bewegung in die Bahn offener Rebellion gegen den Landesherrn zu drängen, eine Zumuthung, welche doch von dem ganzen Lande so entschieden zurückgewiesen wurde, nimmer den Anspruch darauf erheben können, die Führer unserer Bewegung gewesen zu sein. In Wahrheit standen sie mit ihren Ideen mehr isolirt außerhalb der Bewegung, dagegen war ihr stetes Vordrängen während derselben unbestreitbar von dem nachtheiligsten Einflusse auf das schließliche Schicksal der Herzogthümer, weil es die an sich nur legitime Bewegung bei sämmtlichen Kabinetten compromittirte.

Um die Stellung der demokratischen Partei zu der Bewegung im Lande in das richtige Licht zu stellen, halte man nur einander gegenüber die von der demokratischen Partei bis fast zum Scheitern der Bildung der provisorischen Regierung den späteren Mitgliedern derselben bereiteten Hindernisse und dann die freudige, allseitige Zustimmung, welche dieselbe Regierung ohne irgendwelche Verlautbarung von Opposition im ganzen übrigen Lande fand, und diese freudige Zustimmung als Ausdruck größten Vertrauens galt lediglich den drei Männern, gegen welche die demokratische Partei, vielleicht mit Ausnahme Beseler's, die größten Bedenken hegte, und deshalb nöthig fand, auf ein „genügendes Gegengewicht" aus ihrer Partei zu dringen. Die im ganzen Lande sofort freudig begrüßten Regierungs-Mitglieder, einschließlich Schmidt und Bremer, gehörten nach Otto Fock's eigener Schilderung vorwiegend der konservativen Richtung an. Wenn auch Beseler einer mehr liberalen Richtung angehörte, so war er ein viel zu großer Patriot, um Principien halber das Land in Gefahren zu stürzen,

welche jedem, der staatsmännische Einsicht hatte, klar vor Augen liegen mußten, und er hatte eine viel zu genaue Kenntniß des Volkscharakters, um sich durch engere Verquickung mit den Demokraten um das ihm allseitig entgegengebrachte Vertrauen zu bringen, so daß die Demokraten auch ihn nicht zu den Ihrigen zählen konnten. Sie brachten denn auch — und dies wohl in Folge der Zusage Beselers in jener Nacht — nur einen der Ihrigen (Theodor Olshausen) als das geforderte Gegengewicht nachträglich in die Regierung, und lieferten so wiederum den Beweis, daß sie nicht „eine große einflußreiche Partei," wie Fock sagt, sondern die schwächste im Lande war.

Da ein Urtheil aus dem Lager ausgesprochener Gegner unter Umständen von besonderem Werthe sein kann, da diese gewiß nicht versäumen, eine Blöße, wo sie irgend faßbar, an das Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen, so wollen wir schließlich Otto Fock noch einmal das Wort lassen zur Bekräftigung einer ferneren von uns aufgestellten Behauptung in Betreff der Betheiligung des Herzoglich Augustenburgischen Hauses an von langer Hand vorbereiteten Schritten zur Insurgirung der Herzogthümer gegen Dänemark. Nach der Schilderung der Vorgänge auf dem Rathhause schreibt Otto Fock Seite 77:

„Weiter erhellt aus meiner obigen Darstellung die Abgeschmacktheit der dänischen Auffassung, welche in den Ereignissen jener Nacht den Ausbruch einer Augustenburgischen Verschwörung erblickt.*) Die Augustenburger folgten nur der allgemeinen Strömung und hatten sogar Mühe, sich einen Platz neben Anderen in der Regierung zu sichern."

Das Erste ist richtig, das Zweite ist wohl nur Herrn Fock, welcher mit seiner Partei dem Prinzen den Platz streitig zu machen suchte, so erschienen. Hier im Lande sagt sich gewiß jeder nüchtern denkende Mann, daß ohne den Prinzen die rasche Einnahme von Rendsburg und ohne diese die ganze Erhebung überhaupt unmöglich war.

Nach der Darstellung jener Nacht, welche der Prinz von Noer in seinen „Aufzeichnungen" bringt, hätte die Rathhaus-Versammlung die Republik proklamiren wollen, und der Prinz vindicirt sich das Verdienst, dies verhindert zu haben. Die Persönlichkeiten, welche auf dem Rathhause redend und agitirend auftraten, werden auf den Prinzen diesen Eindruck gemacht haben, aber diese Behauptung, welche er darauf gründet, entspricht doch nicht dem Sachverhalte.

*) Das glaubten die Leiter der Bewegung in Dänemark selbst nicht; es lag nur in ihrem Interesse, den nächstberechtigten Erben der Krone zum Sündenbock für Alles zu machen.

12

Die Republik in jenem Augenblicke zu proklamiren, lag schwerlich in der Absicht jener Herren, freilich lediglich aus dem zwingenden Grunde, weil sie wußten, daß bei der Denkweise des Schleswig-Holsteinischen Volkes ein solches Unternehmen vollständig aussichtslos und nicht der kleinste Bruchtheil der Armee dafür zu gewinnen gewesen wäre. Es war eben, so sehr Herr Otto Fock sich auch dagegen verwahren mag, die alte Geschichte von dem Fuchse mit den Trauben. So beschieden sie sich denn vorläufig dahin, alle Hebel anzusetzen, um unsere Sache in das Fahrwasser der revolutionären 48ziger Bestrebungen zu drängen, aber das Land vor diesen Irrwegen bewahrt zu haben durch seine kategorische Erklärung: „nur auf dem Boden der in der Proklamation ausgesprochenen Grundsätze überhaupt sich mit der Sache befassen zu wollen", wofür auch Reventlou mit der ganzen Wucht seines Einflusses eintrat, das Verdienst muß dem Prinzen unbestritten bleiben.

Otto Fock erklärt die Auffassung des Prinzen von der beabsichtigten Proklamation der Republik für eine „Illusion", läßt dabei aber seinen Lieblingsgedanken als saure Traube doch deutlich genug durchschimmern, indem er schreibt: „Ich bin ziemlich genau mit den Ideen und Absichten der Rathhaus-Versammlung bekannt gewesen, aber von der angeblich beabsichtigten Proklamation der Republik ist mir nie etwas bekannt geworden. Ich kann dies um so eher versichern, als ich die Idee einer Republik dort im Norden der Elbe gar nicht für etwas so Schlimmes (!) halte: die Schleswig-Holsteiner haben in einer Zeit von beinahe drei Jahren gezeigt, daß sie mit Mäßigung und Besonnenheit sich selbst zu regieren verstehen, und das ist das erste und hauptsächlichste Erforderniß zu einer Republik. Wenn es irgendwo in Deutschland Republikaner giebt, so sind sie dort im Norden der Elbe zu finden."

Nun, das sind eben Auslassungen eines Fremden, der Land und Leute, wie deren Denkweise nicht kennt. Wenn die Schleswig-Holsteiner während jener drei Jahre durch Besonnenheit und Mäßigung sich auszeichneten, so war dies eben der Ausfluß einer streng loyalen Gesinnung, welche durch die Bestrebungen der Demokratie nicht zu beeinflussen war, und daher, wer Land und Leute kennt, wird im genauen Gegensatze zu Herrn Fock sagen: „wenn es 1848 irgendwo in Deutschland eine an dem Monarchismus festhaltende Bevölkerung gab, so war sie dort im Norden der Elbe zu finden."

Kehren wir nach dieser längeren Abschweifung wieder zurück auf das Kieler Rathhaus. Nachdem nach Reventlous taktvollem

Eingreifen eine Einigung über Regierung und Proklamation erzielt war, begleitete die Versammlung die Mitglieder der provisorischen Regierung vor die Thüre des Rathhauses, wo Beseler der dort auf dem Markte harrenden Menge die uns bereits bekannte Proklamation vorlas. Tausendstimmiges dreifaches „Hurrah!" war die Antwort. Dies geschah am 24. März ungefähr 1 Uhr Nachts. Mit Tagesanbruch wurde vom Rathhause unter Glockengeläute und ungeheurem Jubel der Bevölkerung die Proklamation wiederholt.

Damit hatte die einmüthige Stimmung der ganzen Bevölkerung ihren entsprechenden Ausdruck gefunden, aber kein Urtheilsfähiger verhehlte sich, daß die neue Regierung wie die Bevölkerung der drohenden dänischen Invasion gegenüber gänzlich machtlos sein würden, wenn nicht auch die in den Herzogthümern stehenden Truppen sich für die Regierung erklärten, und namentlich durch die Besetzung Rendsburgs mit seinen Zeughäusern ein sicherer Stützpunkt für die Organisation einer erst zu bildenden feldtüchtigen Armee gewonnen würde. Daß die Besetzung von Rendsburg so überraschend schnell gelang, war die That des noch so eben auf dem Rathhause arg geschmäheten Prinzen von Noer, für welche die Herzogthümer ihm zu ewigem Danke verpflichtet bleiben, und dies um so mehr, als sie in jenem Augenblicke wohl von keinem Anderen hätte ausgeführt werden können.

Otto Fock sucht auch hier das Verdienst des Prinzen nach Möglichkeit herabzusetzen, indem er den Zug nach Rendsburg als eine harmlose militärische Promenade darstellt, „an deren Gelingen Niemand gezweifelt habe," weil die Garnison durch die Wühlereien seiner Parteigenossen schon gewonnen gewesen. Natürlich den Demokraten mußte er ja den Hauptantheil vindiciren. Daß bei Gelegenheit der Rendsburger Versammlung am 18. März einige Soldaten sich mit ihnen verbrüdert hatten, besagte gar nichts, wenn die Garnison von energischen Offizieren — und solche waren dort vertreten — zum Widerstande kommandirt wurde, und die einzige Möglichkeit des Gelingens bestand darin, daß die dortigen Militärbehörden sich noch in völliger Unkenntniß der Kieler Vorgänge der letzten Nacht befanden. War, wie nur zu leicht möglich, das Gerücht schon dorthin gedrungen, — wäre der Prinz vor verschlossenen Thoren angelangt, und von den Festungswällen mit Feuer empfangen worden, so war ihm die Möglichkeit genommen, mit seinem kleinen Häuflein in die Festung zu dringen, und dort durch seine persönliche Autorität zu wirken, denn lediglich dieses eroberte Rendsburg, nicht aber die Handvoll vom militärischen Standpunkte aus im Ernstfalle als gänzlich unzuverlässig zu erachtender Leute. Mit diesen Leuten, — von denen, wie wir später sehen werden,

nicht einmal die wirklichen Soldaten zuverlässig waren, — mit diesen Leuten also im Interesse des Vaterlandes diesen opfermuthigen Schritt gethan zu haben, bleibt das nicht genug anzuerkennende Verdienst des Prinzen von Noer, welches Herr Fock ihm nicht abzustreiten vermag.

Die Vorsicht erforderte also, wegen der vielleicht zweifelhaften Garnisonen im Lande umfassende Vorkehrungen zu treffen, daß nicht die Kunde von dem bedeutungsvollen Ereignisse der Einsetzung der provisorischen Regierung vor dem Nachmittage desselben Tages über das Weichbild von Kiel hinaus verbreitet werde, namentlich, daß nicht an die dänischen Militärbehörden in Rendsburg adressirte Schreiben Beförderung fanden. Nur an einen Vertrauensmann in Rendsburg wurde noch in der Nacht eine geheime Botschaft gesandt.

---

11. Kapitel.

Verhalten der Beamten, wie der Offiziere und Garnisone in den Herzogthümern.

Einen besonders festigenden Halt gewann die neue Regierung, als der höchste Gerichtshof des Landes, das Oberappellationsgericht zu Kiel, dem im Volke herrschenden Rechtsbewußtsein auch seinerseits den schwerwiegenden Ausdruck verlieh, daß sämmtliche Räthe dieses Gerichtes einschließlich des Präsidenten sofort nach der Proklamation die provisorische Regierung anerkannten und sich ihr zur Verfügung stellten. Daß diese alten im Dienste ergrauten Juristen nicht, weil sie von der 48ziger Strömung ergriffen, sondern lediglich aus innerer Rechtsüberzeugung so handelten, wird im Ernste niemand in Zweifel ziehen wollen, und konnte diese Kundgebung von solcher Seite im In- wie im Auslande eines tiefen Eindruckes nicht entbehren.

Wie das Oberappellationsgericht vorangegangen, so folgten, sobald die Proklamation der provisorischen Regierung im Lande verbreitet worden, fast ohne Ausnahme sämmtliche Justiz- und Verwaltungsbeamte in der gleichen Rechtsüberzeugung dem gegebenen Beispiele, natürlich mit Ausnahme des Herrn v. Scheel und dessen Kreaturen, welche sich durch ihre Handlangerdienste für die deutschfeindliche Politik im Lande ohnehin unmöglich gemacht hatten. Dieses einmüthige Vorgehen so zahlreicher pflichttreuen Beamten war wohl der schlagendste Beweis, daß der „unfreie Herzog", wie sich auch später der Oesterreichische Ministerpräsident, Fürst Schwarzenberg,

zu seinem großen Erstaunen überzeugen mußte, nicht eine Fiktion war, um „revolutionäre Bewegungen" zu bemänteln, sondern tiefernste Ueberzeugung von Beamten, Offizieren und Volk mit Ausschluß der kleinen und größeren Theils eingewanderten demokratischen Partei.

Die in den nächsten Tagen eintreffenden von Kopenhagen geflüchteten Beamten der Schleswig-Holsteinischen Kanzlei, der eigentlichen Ministerial-Verwaltung der Herzogthümer, stellten sich sofort der provisorischen Regierung zur Verfügung, und siedelten nach Rendsburg über, um dort sofort ihre in Kopenhagen abgebrochenen Geschäfte wieder aufzunehmen; es gab keine Stockung, — Alles blieb im alten Gleise; die Bureaus der Landesverwaltung waren einfach in die Heimath verlegt, wohin sie von Rechtswegen gehörten.

Die Auffassung der Beamten in jener Zeit spiegelt getreulich ein Schreiben des Regierungspräsidenten Francke*) an den dänischen Staatsminister Bluhme, welches, da es eine Antwort auf einen freundschaftlichen Brief des Letzteren, zugleich den Nachweis liefert, daß die nicht der Eiderdänen-Partei angehörenden damaligen Mitglieder des dänischen Kabinets die dem Rechte der Herzogthümer treu gebliebenen Beamten keineswegs nur als strafwürdige Insurgenten betrachteten.

Dieses Schreiben**), d. d. Rendsburg d. 7. April 1848 lautet wörtlich:

„Ew. Excellenz Grüße, welche Kopenhagener Flüchtlinge von Ihnen mir bringen, und Rathschläge, welche Sie meiner Familie hinsichtlich meiner zu geben die Güte gehabt haben, erfüllen mich mit dem lebhaftesten Danke für die freundliche Erinnerung, die Sie mir schenken.

Ich kann indessen dem Rathe nicht Folge leisten, und gestatte mir, kurz meine Gründe darzulegen.

In der letzten Audienz bei Sr. Majestät dem König am Donnerstage den 23. v. M. entließ der König mich mit den Worten: „ich habe durchaus keine Verantwortlichkeit mehr." Nicht also der König, sondern das Ministerium hat die Landesrechte der Herzogthümer, soweit solche die Verbindung derselben angehen, durch die Antwort an die Deputation und durch die Proklamation vom 24. v. M. verletzt, Landesrechte, die von König auf König anerkannt und selbst durch den Offenen Brief, durch die Erklärung

*) Etatsrath Francke wurde, wie wir uns erinnern, unmittelbar vor der Katastrophe von Friedrich VII. an Scheels Stelle zum Regierungspräsidenten von Schleswig ernannt, nahm aber, sowie die Incorporirung von Schleswig ausgesprochen wurde, gleich den anderen deutschen Beamten seinen Abschied.

**) Aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik.

an den Bundestag vom Jahr 1846, nicht minder durch das Reskript vom 28. Jan. d. J. vollkommen bestätigt worden sind.

Sie sind zerbrochen und vernichtet, ohne den ständischen Organen der Herzogthümer auch nur Gelegenheit zu geben, sich auszusprechen; und um deren Wiedererlangung entzündet sich jetzt der Bürgerkrieg; die provisorische Regierung war allerdings bereits instituirt, ehe hier der Bruch bekannt sein konnte, gleichwie die Kasinoversammlung die alten Minister absetzte, ehe die Deputation in Kopenhagen anlangte. Allein die provisorische Regierung war schon damals nothwendig, um der Anarchie, welche Kummunismus und Republikanismus in Folge des am 23. hier kund gewordenen Ministerwechsels in Kopenhagen zu bringen drohten, Meister zu werden. Wer die hiesigen Zustände und den unerträglichen geistigen Druck kennt, mit welchem Herr Scheel das Land geknebelt, wird dieß als wahr bestätigen müssen.

Ich habe mich der provisorischen Regierung auf deren Ersuchen angeschlossen, nicht um gegen den König-Herzog zu wirken, sondern um die Rechtsverletzung des Ministeriums wieder gehoben zu sehen, und um dem König-Herzog die Herzogthümer zu erhalten. Dies Princip ist von der Ständeversammlung, von dem ganzen Lande einstimmig anerkannt, und Ruhe und Ordnung im Innern hergestellt. Den Herzog von Augustenburg erkennt Niemand als Landesherrn.*)

Unter diesen Umständen konnten die Proklamationen vom 29. v. Mts.**) hier irgend einen Eindruck nicht hervorbringen, da sie auf derselben Basis beruhen, wie die vom 24. März. Man sieht vielmehr allgemein einen Hohn darin, wenn die Bekanntmachung vom 28. v. M. erklärt, die deutsche Kanzelei solle nach den bestehenden Gesetzen und Rechten fortgeführt werden, nachdem einige Tage vorher eines der Grundgesetze des Landes willkürlich gebrochen ist. Alles, was ich die Ehre gehabt habe, Sr. Majestät zu sagen, ist eingetreten: Das ganze Land erhebt sich wie ein Mann gegen die Revolution, welche die Minister in Kopenhagen in die Herzogthümer hineingeworfen haben, gegen die Verletzung des uralten Rechtes; deutsche Sympathieen unterstützen den Ausdruck tief empörten Rechtsgefühls, und deutsche Truppen strömen massenweise über die Elbe. Ist eine Vermittelung noch möglich, ich bin der erste, der sie wünscht und befördert; aber sie ist nur möglich auf Grundlage der Personalunion. Jeder Tag giebt den Beleg, daß Könige, wollen sie ihren Thron erhalten, das Unabänderliche einräumen müssen; und hier bei uns geht obenein die Revolution von oben her aus, ohne die Folgen klar übersehen zu haben.

Möchten meine Worte die Wirkung haben, die ich ihnen von ganzer Seele wünsche, daß Ew. Excellenz eine Versöhnung auf jener Basis anzubahnen sich geneigt finden. Die Existenz der Einzelnen,

*) Der Herzog von Augustenburg hatte ja selbst die im Namen des „unfreien Herzogs" fungirende provisorische Regierung anerkannt.

**) Folgen weiter unten.

also auch die meinige, ist gleichgültig; und eben so sehr ist man auf Verwüstung von Stadt und Land durch temporaire Uebermacht gefaßt, und wir fallen mit dem Bewußtsein, die Rechte des Landes bis zum letzten Augenblick vertheidigt zu haben." —

Was Francke hier als seine persönliche Anschauung der Sachlage schreibt, das hätte damals jeder Beamte aus voller Ueberzeugung unterschrieben, und die Gerechtigkeit verlangt, daß ihr Handeln lediglich aus diesem Gesichtspunkte beurtheilt werde. Wurde doch diese ihre persönliche Ueberzeugung unterstützt durch den Wortlaut von Eid und Bestallung, wie des alten von allen Königen beschworenen, jetzt widerrechtlich gebrochenen schleswig-holsteinischen Grundgesetzes. —

Unleugbar war in diesem entscheidenden Augenblicke die Lage besonders peinlich und schwierig für die in den Herzogthümern stehenden Offiziere dänischer Nationalität, soweit sie nämlich nicht bereits durch Kopenhagener Briefe von dem dort epidemisch gewordenen Revolutions- beziehungsweise nationalen Eroberungsfieber mit ergriffen waren. Solche mochten wohl nur unter den jüngeren, erst kürzere Zeit in den Herzogthümern stehenden Offizieren zu finden sein, von den älteren hatten Manche schon Jahre lang in den Herzogthümern gestanden, dort die freundschaftlichsten Beziehungen zu den Bewohnern gepflogen und so kennen gelernt, was man hier für Rechtens erachtete, sich aber auch überzeugt, daß die Schleswig-Holsteiner keinen Deut mehr als eben ihr gutes Recht forderten. Mochten sie auch als Dänen es lebhaft bedauern, daß das historische Recht, wie es sich einmal gestaltet, den einstigen Verlust der Herzogthümer für Dänemark in Aussicht stellte, so fühlten sie doch das schwere Unrecht, den Herzogthümern mit Gewalt aufdrängen zu wollen, wogegen sie als Dänen im gleichen Falle sich bis auf den letzten Blutstropfen gewehrt haben würden.

Als Offiziere empfanden sie mit ihren Kameraden deutscher Nationalität bitter das nach Verrath gegen die ihnen unterstellten Truppen schmeckende Verfahren des Ober-Kommandos in Kopenhagen, diese nach Möglichkeit zu schwächen, während die dänischen Truppentheile auf Kriegsfuß gesetzt wurden, — ein deutlicher Wink, welche wenig ehrenvolle Rolle ihnen im Falle des von Jedem als unvermeidlich angesehenen ernsten Zusammenstoßes zugedacht war. Daß das Verhalten des dänischen Militärs bei den ihnen bekannt gewordenen Vorgängen in Kopenhagen mit Sinn und Wortlaut des von ihnen geschworenen Eides nicht vereinbar war, darüber bestand wohl bei keinem der Herren ein Zweifel. Dem Wortlaute dieses Eides, wie ihr Pflichtgefühl es forderte, zu folgen und mit ihren deutschen Kameraden gegen diese Vorgänge Front zu machen, dagegen sträubte sich ihr Nationalgefühl, weil sie nicht gegen die eigenen Landsleute und das Interesse Dänemarks kämpfen wollten.

Es mag ein schwerer Kampf gewesen sein, welchen die Herren mit ihrem National- und ihrem Pflichtgefühl zu kämpfen hatten, und

die Entscheidung, welche sie schließlich im gegebenen Augenblicke trafen, konnte ihnen nur zur Ehre gereichen. Wollten sie nicht Verrath gegen die ihnen bis dahin treu ergebenen Truppen üben, und andererseits dieselben nicht gegen ihre dänischen Landsleute führen, so gab es aus diesem peinlichen Dilemma für sie nur einen Ausweg, dessen Betreten ihnen von dem Oberkommando allerdings wesentlich erleichtert wurde.

Die militärische Oberleitung in Kopenhagen, d. i. Kapitän Tscherning, hatte nur den Plan in's Auge gefaßt, die in den Herzogthümern stehende Truppe derartig zu desorganisiren, daß an einen etwaigen Widerstand derselben gegen das geplante Unrecht nicht zu denken sei. Da der neue Kasino-Kriegsminister sich doch nicht versichert halten zu können glaubte, daß auch die in den Herzogthümern stehenden Offiziere dänischer Nationalität, ihres Eides vergessend, sich ihm sofort zur Verfügung stellen und sich an dem Verrathe gegen die ihnen untergebene Truppe betheiligen würden, so ließ er in schlauer Berechnung der mehr als wahrscheinlichen Folge sämmtliche Offiziere in den Herzogthümern, dänische wie deutsche, trotz der Meldungen des 3. General-Kommandos (in den Herzogthümer) ohne jede Instruktion und Befehl. Nur der Befehl, das General-Kommando von Schleswig nach Rendsburg zu verlegen, war eingetroffen, aber auch diesem Befehle muß, wie die späteren Vorgänge zeigen, keine weitere Instruktion beigefügt gewesen sein. So konnten denn die dänischen Offiziere, in dem entscheidenden Augenblicke lediglich auf ihr eigenes Befinden angewiesen, den einzig rettenden Ausweg betreten, und ihr Kommando niederlegen, ohne auch nur gegen die militärische Disciplin zu verstoßen, da auszuführende Befehle ihnen überhaupt nicht geworden, welchen, wenn sie gegeben wären, zu gehorchen, überdieß nicht einmal mit dem geleisteten Eide in Einklang gestanden haben würde.

Tscherning hatte richtig kalkulirt, daß die Offiziere dänischer Nationalität, mochten sie über den Eid denken, wie sie wollten, nicht gegen ihre Landsleute kämpfen, daher nach Dänemark zurückkehren, wie dies denn auch mit nur vereinzelten Ausnahmen geschah und dann wohl auch unter den neu geschaffenen Verhältnissen der dänischen Armee erhalten bleiben würden. Die Offiziere deutscher Nationalität dagegen gab er preis. Daß auch sie nicht gegen ihr Heimathland fechten würden, mochte er wohl erwarten, und hielten sie, wie mehr als wahrscheinlich, an Eid und Pflicht gegen Fürst und Land fest, so war ihre Zahl eine zu geringe, um die deutsche Truppe irgend wie schlagfertig zu erhalten, und das Gelingen des teuflischen Planes, im Interesse der eiderdänischen Politik die Herzogthümer in gänzlich vertheidigungslosem Zustande zu überfallen und niederzuwerfen, erschien als gesichert.

Daß diese Schilderung im Wesentlichen die Situation in jenen kritischen Tagen richtig zeichnet, werden die jetzt folgenden Vorgänge

erweisen. Das spätere Verfahren des dänischen Kriegsministeriums gegen die in solcher Weise zurückgetretenen dänischen Offiziere, — selbst gegen solche, welche in den Herzogthümern verblieben, ohne gegen Dänemark die Waffen getragen zu haben, zeigt zu deutlich, daß man von vornherein einen solchen Verlauf erwartet, und damit abgerechnet hatte, weil das eigene Gewissen, — Eid und Bestallung auf das absolutum dominium waren denn doch ein zu kitzlicher Punkt, — zwang, den Motiven, welche die Herren geleitet, nicht die Berechtigung zu versagen, natürlich nur, so lange man ein solches Verfahren als einen Ausfluß besonderer königlichen Gnade und Milde darstellen konnte, und nicht zu fürchten brauchte, dadurch die eigene Nichtswürdigkeit dem Auslande gegenüber bloß zu stellen.

Nicht Mangel an Muth und Thatkraft war es, was die Offiziere dänischer Nationalität, welche durchweg die höheren Kommandostellen in den Herzogthümern in Händen hatten, veranlaßte, in einem für ihr Vaterland so kritischen Augenblicke ihre Chargen niederzulegen, — offene Meuterei lag nirgend vor —, sondern lediglich der oben skizzirte Gedankengang. Glücklicherweise ebneten sie so den ihnen unterstellten deutschen Offizieren den gleichen Weg freier Selbstbestimmung ohne Verstoß gegen die militärische Disciplin, da ihre unmittelbaren Vorgesetzten, weil selbst im Zweifel, was hier Eid und Ehre fordere, ihnen gänzlich freistellten, nach eigenem Ermessen ihr Verhalten zu regeln. —

Den Reigen eröffnete der dänische Kommandant von Kiel, Oberst von Hoegh, ein Mann von Muth und Ehre, welcher schon am Abend des 23. März, also noch vor Proklamation der provisorischen Regierung sein Kommando niederlegte.

Dieser Vorgang war um so bezeichnender, als das dem Obersten von Hoegh speziell unterstellte 5. Jägerkorps von sämmtlichen in den Herzogthümern stehenden Truppen noch die meiste Aussicht bot, sich, wenn der Oberst ernstlich gewollt, im dänischen Interesse gegen eine etwaige Volksbewegung gebrauchen zu lassen. Das 5. Jägerkorps rekrutirte nämlich zum größeren Theile aus dem Herzogthum Lauenburg, daher gemeiniglich „die Lauenburger Jäger" genannt. Die Lauenburger als solche hatten nun durchaus keine Veranlassung, mit dem dänischen Regimente unzufrieden zu sein, da es hier keine drohenden Erbrechte zu beseitigen galt, und man, um den Eindruck des Vorgehens gegen die beiden anderen Elbherzogthümer nach Außen hin abzuschwächen, sich den Lauenburgern gegenüber kluger Weise stets besonders wohlwollend erwiesen hatte. Abgesehen von vielleicht vorhandenen allgemein-deutschen Sympathieen, welche in dem besonders partikularistisch veranlagten kleinen Ländchen schwerlich in Bedenken erregendem Maße vorhanden waren, berührte sie die Verletzung der Rechte Schleswig-Holsteins also nicht. Was sie überhaupt davon wußten, hatten sie schwerlich in ihrer Heimath, sondern wohl nur von ihren derzeitigen Kieler Quartiergebern erfahren. Dazu war der größere Theil der

bei dem Korps stehenden Unteroffiziere, dieses für die Zuverlässigkeit einer Truppe Ausschlaggebenden Elementes, dänischer Nationalität.

Wenn sie später auch dem Prinzen von Noer folgten, und ihm die Besetzung von Rendsburg ermöglichten, so geschah dies, weil sie sich in dem ersten Augenblicke dem Einflusse und der Autorität ihres früheren kommandirenden Generals nicht zu entziehen vermochten. Wie wenig deutsche Sympathieen dabei eine Rolle spielten, und wie wenig zuverlässig diese Truppe war, mit welcher der Prinz den Zug nach Rendsburg wagte, werden wir später sehen, als der größere Theil derselben, allerdings durch abmahnende Briefe aus der Heimath bearbeitet, vor dem Feinde stehend verlangte, nach Hause entlassen zu werden, da sie die ganze Sache gar nichts anginge.

Daß der Kommandeur seine Truppe so wenig gekannt haben sollte, daß er Anderes von ihr befürchten zu müssen glaubte, ist bei einem so klugen Manne, wie der Oberst von Hoegh zweiffellos war, denn doch nicht anzunehmen. Wenn er dennoch, ohne auch nur einen Versuch zu machen, seinen Einfluß auf die Truppe zur Geltung zu bringen, und bevor noch der Prinz von Noer an ihn und seine Jäger die Aufforderung richtete, sich der provisorischen Regierung zur Verfügung zu stellen, und ohne irgendwie durch drohende Volksübermacht sich bedrängt zu sehen, also aus freien Stücken sein Kommando niederlegte, so wird, da ihm Muth und Thatkraft nicht abgesprochen werden können, der oben von mir skizzirte Gedankengang wohl der Beweggrund seines Handelns gewesen sein.

Ueber die näheren Umstände dieser Kommando-Niederlegung wird recht verschieden berichtet. Otto Fock erzählt*) bei seiner von uns im vorigen Kapitel wiedergegebenen Schilderung jener Nacht: „— — — — Zugleich mußte man suchen, sich des Militärs, der sogenannten „Lauenburger Jäger", welche ihre Hauptwache auf der anderen Seite des Marktes, dem Rathhause gegenüber hatten, zu versichern. Bald genung sah man die Jäger mit den Bürgern fraternisiren. Als einige dänisch-gesinnte Offiziere in den Obersten v. Hoegh drangen, an die Gewalt der Waffen zu appelliren, zeigte er auf die Soldaten, welche Arm in Arm mit den Bürgern „Schleswig-Holstein" singend über den Markt zogen und sagte: „Sehen Sie dort! Ich kann nichts mehr thun." — Er legte noch denselben Abend das Kommando nieder und übergab es dem deutsch-gesinnten Major Sachau." —

Diese Schilderung Focks, der ja den ganzen Vorgang in jener Nacht etwas revolutionsartig auffaßt, und seiner Partei das Verdienst vindiciren möchte, den Uebertritt jener Truppe zur deutschen Sache veranlaßt zu haben, leidet an einem chronologischen Fehler. Jene Verbrüderungsscenen trugen sich erst zu, nachdem Oberst v. Hoegh sein Kommando niedergelegt, und die Truppe durch diesen überraschenden Vorgang bereits etwas außer Rand und Band gerathen

*) Seite 67 seiner „Erinnerungen."

war. Sie waren also nicht der Anlaß, sondern die Folge jener Abdankung, wie denn tumultuarische Ruhestörungen, welche Einschreiten des Militärs hätten veranlassen können, überhaupt nicht vorkamen, und Umsturz athmende Reden lediglich in jener Versammlung auf dem Rathhause laut wurden bei den Verhandlungen über die Einsetzung der provisorischen Regierung. In der Stadt selbst war, wie natürlich, wohl größere Aufregung vorhanden, aber Alles verlief ohne jede Störung der Ordnung.

Richtiger berichtet Dr. C. Godt in seiner Geschichte Schleswig-Holsteins (Seite 26) über diesen Vorgang, nur daß auch er den chronologischen Fehler begeht, und den Obersten Hoegh erst am 24. sein Kommando niederlegen läßt, während dies faktisch schon am 23. geschah. Godt schreibt darüber wörtlich: „Oberst Hoegh wollte am 24. (richtiger am 23.) seine Truppen, das 5. Jägerkorps und eine Dragonerschwadron, in der Umgegend der Stadt einquartieren, um einen etwaigen Zusammenstoß mit den Bürgern zu vermeiden. Als die Bürger aber um das Verbleiben der Garnison baten, die Vertheilung von Waffen forderten und am Wachtdienst theilnehmen wollten, gab er seine Absicht auf, legte das Kommando nieder und übergab es dem Major Sachau."

Der Irrthum des Dr. Godt in Betreff der Zeitangabe erhellt schon aus seiner gleich darauf folgenden Mittheilung, daß der Prinz bereits am 24. 9 Uhr Vormittags mit den, also bereits zu ihm übergegangenen, Jägern in Rendsburg eingetroffen sei, wie denn deren Abmarsch aus Kiel bereits um 6 Uhr früh erfolgte, gleichzeitig mit der feierlichen Proklamation der provisorischen Regierung, man mithin schon vor derselben, also am 23., sich der Jäger vergewissert haben mußte. Auch der Prinz von Noer erzählt in seinen „Aufzeichnungen" pag. 50, „daß ihm bei seinem Eintreffen in Kiel am 23. sofort mitgetheilt sei, Oberst v. Hoegh habe das Kommando niedergelegt, dem Nächstbefehlenden, einem Holsteiner, dasselbe übergeben, und die Jäger hätten die dänische Kokorde abgerissen," — mithin sich bereits vor der Ankunft des Prinzen für die deutsche Sache erklärt.

Was uns indessen am Meisten interessirt, ist, daß auch aus der Darstellung des Dr. Godt übereinstimmend mit allen sonstigen Berichten zweifellos hervorgeht, wie nicht offene Meuterei der Truppen oder tumultuarisches Auftreten überlegener Volksmacht, nicht also die Unmöglichkeit, solchen Demonstrationen mit Erfolg entgegentreten zu können, den dänischen Kommandanten zum Niederlegen seiner Charge hat veranlassen können. Oberst Hoegh sah eben voraus, was nach den Vorgängen in Kopenhagen unvermeidlich kommen mußte, und da sein Eid auf das absolutum dominium sich nicht damit vertrug, einer Bewegung der ihm unterstellten Truppen für dasselbe entgegen zu treten, so zog er, um mit dem eigenen Nationalgefühl nicht in Konflikt zu gerathen, als geborener Däne es vor, den deutschen Offizieren, welche in diesem peinlichen Falle nicht durch ihr National-

gefühl mit Eid und Pflicht in Widerspruch geriethen, das Kommando zu überlassen, ihnen anheim gebend, sich nach eigenem Gewissen mit der Alles bisher Bestandene über den Haufen werfenden neugeschaffenen Lage abzufinden. — Wie schwer überhaupt dieser einst auf das absolutum dominium geschworene Eid bei der jetzt freigegebenen Selbstbestimmung der Offiziere in's Gewicht fiel, zeigt, daß er selbst bei mehreren Offizieren dänischer Geburt das sonst so lebhafte Nationalgefühl überwog, und sie sich verpflichtet fühlten, sich der für die in Kopenhagen verletzten Rechte ihres Landesherrn eintretenden deutschen Armee zur Verfügung zu stellen. — Ueber deren Ablehnung seitens des deutschen Kommandos weiter unten.

Als am 24. März 5 3/4 Uhr in der Frühe das Geläute sämmtlicher Glocken die Bevölkerung Kiels auf den Markt rief, da beschien wahrlich die strahlend aufgehende Sonne keine irgend wie auf Revolution deutende Scene. Die Garnison, jetzt unter dem Befehle des deutschen Major v. Sachau, stand in Paradeaufstellung auf dem Markte, ebenso das am Abend vorher bewaffnete Studenten- und Turnerkorps, wie die Bürgerwehr. — Lautlos horchte die sonst auf dem Markte Kopf an Kopf gedrängt stehende Volksmasse der von Beseler wiederholt verlesenen Proklamation der provisorischen Regierung. Das darauf folgende Hoch auf das Vaterland war nicht begleitet von dem wüsten Geschrei einer sich von allen Fesseln befreit fühlenden, aus Rand und Band gerathenen Volksmasse. Man fühlte selbst in diesem begeistert aufgenommenen Hoch den heiligen Ernst, dem Vaterlande und seinem Rechte jedes Opfer bringen zu wollen. Die Haltung der Bevölkerung in diesem entscheidenden Augenblicke war eine geradezu musterhafte. So war es hier in der gewiß aufgeregtesten Stadt, und so war es erst recht aller Orten sonst im Lande. Keine Behörde hatte Anlaß, über verweigerten Gehorsam zu klagen; nichts verrieth den jähen Wechsel des Regimentes, nur die Kriegsrüstungen gaben ein verändertes Bild, sonst ging Alles den gewohnten geregelten Gang, und so blieb es, bis wir nach drei Jahren vor deutschen Truppen die Waffen streckten, weil wir gegen Deutsche nicht fechten wollten. — War dies eine Revolution, so konnte sie mindestens damals sämmtlichen deutschen Reichen als ein Musterbild staatlicher Ordnung vorgehalten werden.

Nachdem dieser erste ernste Schritt zum offenen Widerstande gegen die Anmaßungen der dänischen Revolutionspartei geschehen war, galt es vor Allem, sich in den Besitz von Rendsburg zu setzen, bevor es dem Feinde gelang, auf dem Land- oder Seewege Truppen in die Festung zu werfen. Rendsburg war als fester Stützpunkt für die erst heranzubildende Armee, wie der dort vorhandenen Waffendepots wegen unentbehrlich, und erkennend, daß ohne dasselbe jeder Widerstand unmöglich, entschloß sich der Prinz von Noer, mit der kleinen ihm in Kiel zu Gebote stehenden Truppe den Versuch einer Ueberrumpelung des Platzes

zu machen, dessen Gelingen nur möglich war, wenn noch keine Kunde von den Kieler Vorgängen nach Rendsburg gedrungen.

Als Beseler die Proklamation der provisorischen Regierung verlesen hatte, begab sich der Prinz zu den auf dem Markte aufgestellten Truppen, und fragte sie in einer kurzen Ansprache, ob sie gewillt wären, ihm als ihrem nunmehrigen kommandirenden General in den vielleicht bevorstehenden Kampf zur Vertheidigung der Rechte ihres „unfreien Herzogs“ und des Landes zu folgen? Als die Mannschaften mit einem allseitigen lauten „Ja“ antworteten, wurden die durch die Beurlaubungs-Maßregeln des bisherigen dänischen Oberkommandos leider nur 250 Mann zählenden Jäger unter dem Kommando des Hauptmann Michelsen, — Major v. Sachau verblieb vorläufig als Kommandant in Kiel, — von dem Prinzen nach dem Bahnhofe dirigirt. 50 bewaffnete Bürger unter Führung des Herrn K. Sammer, später namentlich 1865 so bekannt geworden als Geheimrath in der Umgebung des Herzogs Friedrich von Augustenburg (VIII) — folgten den Jägern. Das gleichfalls zur Mitwirkung bei diesem Zuge bestimmte Studenten- und Turner-Korps mußte vorläufig zurückbleiben. Lag hier eine Tücke seitens dänischer Unteroffiziere vor, oder war diese Manipulation zu irgend welchem Zwecke früher auf der Montirungskammer vorgenommen? — genug, es erwies sich, daß von den Gewehren, welche zur Ausrüstung dieses Korps dienen sollten, die Schlösser abgeschraubt und nun erst wieder angeschraubt werden müßten. Wegen dieser Verzögerung, auf welche wegen Gefahr im Verzuge die geplante Expedition nicht warten konnte, mußte der Prinz vorläufig nur mit den oben angeführten 300 Mann nach Rendsburg abgehen, wohin ihm erst um 9 Uhr Morgens das Turner- und Studenten-Korps in einem besonderen Extrazuge folgen konnte.

Da der Prinz verlangt hatte, daß ein weiteres Mitglied der provisorischen Regierung sich dem Zuge anschließen solle, da es einestheils im Falle des Gelingens des Unternehmens erforderlich werden konnte, sofort Regierungsbefehle zu erlassen, welche von mindestens zwei Mitgliedern unterzeichnet werden mußten, anderentheils dem Prinzen als Mitgliede des nächsterbberechtigten Fürstenhauses aus nahe liegenden Gründen wünschenswerth war, auch nur den momentanen Anschein vermieden zu sehen, als sei dieser Schritt von ihm allein unternommen, so erklärte Beseler, da Reventlou, durch andere nothwendige Maßnahmen verhindert, erst am Nachmittage nach Rendsburg folgen konnte, sich und zwar nur mit einem Regenschirme bewaffnet bereit, den Prinzen auf diesem immerhin recht gewagten Zuge zu begleiten. — Außerdem hatte der Prinz den mit Chausseearbeiten in der Nähe von Kiel beschäftigten Hauptmann im Ingenieurkorps, von Lesser rufen lassen und ihn aufgefordert, Adjutantendienste bei ihm zu verrichten. Derselbe erklärte sich sofort bereit, und bestieg mit dem Prinzen und Beseler das bereitgehaltene

Coupee, an dessen Thür der Bahninspektor Dietz stand, um des Prinzen Befehle für das Abfahrtszeichen entgegenzunehmen. Bei der so geringen Truppenzahl, welche bis jetzt auf dem Zuge untergebracht war, wünschte der Prinz zu warten, um, wenn irgend möglich, das Studenten- und Turnerkorps, wohl die verwegenste Truppe, welche überhaupt in dem Augenblicke zur Verfügung stand, noch mit aufnehmen zu können. Da wurde ihm gegen 7 Uhr das Einlaufen eines Dampfers in die Kieler Bucht gemeldet. Mochte der Dampfer von Kopenhagen bringen, was er wollte, — vor Allem galt es in diesem Augenblicke, jeder Eventualität gegenüber eine feste Position zu gewinnen. Das Wagestück mußte selbst mit dieser geringen Mannschaft versucht werden. Der Prinz gab den Befehl zur Abfahrt, und der Zug entführte die kleine muthige Schaar nach Neumünster.

Als das Einlaufen des Dampfschiffes in den Hafen signalisirt worden, besetzte die sofort alarmirte Kieler Bürgerwehr den ganzen Hafen-Quai. Die in der Morgensonne funkelnden Bajonette sollen für die mit dem Schiffe Einlaufenden ein ganz hübscher und recht überraschender Anblick gewesen sein, namentlich für den Kapitän, einen geborenen Dänen, da man sein, schon am Tage vorher fälliges Schiff in Kopenhagen zurückgehalten hatte, um die Nachrichten über die dortigen Vorgänge nicht vor Rückkehr der Deputation nach Kiel dringen zu lassen, und der sich nun durch die über den Bewaffneten flatternde deutsche Fahne überzeugen konnte, daß hier bereits Alles bekannt, und die Entscheidung getroffen war. Zum Glück für die Kieler Bürger entpuppte sich das bald darauf an der Brücke anlegende Schiff als ein harmloser Passagierdampfer, denn einem mit Militär besetzten Schiffe gegenüber, dem dann auch schwerlich einige Geschütze gefehlt haben würden, hätte diese sinnlos exponirte Demonstration die traurigsten Folgen haben müssen. Der Dampfer hatte keine deutschen Flüchtlinge an Bord, und über das Schicksal der sehnlich zurückerwarteten Deputation wie über die Vorgänge in Kopenhagen war nichts Bestimmtes zu erfahren. Das Schiff brachte nur den von Orla Lehmann erschlichenen, uns schon bekannten Brief der Deputation des Inhaltes: „Die Hoffnung auf eine zufriedenstellende Ausgleichung ist unserseits noch nicht aufgegeben; es ist unerläßlich, daß inzwischen jede Gewaltmaßregel vermieden werde." Es ist recht bezeichnend für die dabei vorwaltenden hinterlistigen Absichten der augenblicklichen dänischen Machthaber, daß das Schiff mit dieser Botschaft oder vielmehr wegen dieser Botschaft volle 24 Stunden später abgelassen wurde. Einen Tag später wäre nach den inzwischen gemachten Erfahrungen die Deputation zu dem Schreiben eines solchen Briefes nicht mehr zu bewegen gewesen, aber auf die gleiche beruhigende Wirkung bei dessen um 24 Stunden verspäteten Eintreffen rechnend, hofften die Dänen die genügende Zeit zur Ueberrumpelung der Herzogthümer zu gewinnen.

Diese erschlichene Abmachung unserer Deputirten kam glücklicher-Weise zu spät, denn bald darauf mußte der Prinz mit seiner kleinen Schaar schon vor den Thoren in Rendsburg erscheinen. Folgen wir nun wieder diesem Zuge, von dessen Gelingen die Möglichkeit der Erhebung überhaupt abhing.

Als der Zug in Neumünster eintraf, erhielt er eine unerwartete freilich sehr mangelhaft bewaffnete Verstärkung. Die Nachricht von den Vorgängen in Kiel konnte erst in früher Morgenstunde des Tages nach Segeberg gedrungen sein; dennoch hatten sich unter Führung des Advokaten Koch gegen 60 Stadt- und Landbewohner, welche in der Eile nur nach dem ersten besten Knüppel gegriffen hatten, nach Neumünster auf den Weg gemacht, um sich dem Prinzen zur Verfügung zu stellen, gewiß ein Zeichen, was von dem Lande zu erwarten war, sobald überall hin die Kunde gedrungen, daß der Augenblick gekommen, wo das Land auf seine Söhne rechne im Kampfe des Rechtes gegen dänischen Frevel.

So erfreulich dieses Zeichen allseitigen Einstehens für das Recht des Landes an sich auch war, so war doch andererseits die so gewonnene Erfahrung, daß trotz aller aufgewandten Vorsicht diese Kunde noch vor Ankunft des Zuges in Rendsburg nach Segeberg gedrungen war, ernste Bedenken erregend, da dann eben so wohl die Militär-Behörden in Rendsburg bereits unterrichtet sein konnten. Einigermaßen zerstreut wurden diese Bedenken durch die Mittheilung eines Gutsbesitzers, welcher als Vertrauensperson der provisorischen Regierung in der Nacht von Kiel nach Rendsburg geritten war, und sich jetzt in Neumünster bei dem Prinzen meldete. Ihm zufolge hatte man in Rendsburg keine Ahnung von den Kieler Vorfällen, und er benachrichtigte den Prinzen, daß der Bahndirektor, als Vertrauensperson in Rendsburg, Anstalt getroffen, den Zug bis an die Stadt fahren zu lassen und die Brücke über den Eiderarm gangbar zu machen, — endlich, daß die Bürger Rendsburg gleich denen Kiels in Anbetracht der drohenden Zeitumstände auf ihr Ersuchen diesen Morgen von der Militärbehörde selbst Waffen aus dem Arsenal erhalten hätten, und daher gewiß bereit sein würden, an einem Gefechte, falls es dazu kommen sollte, theilzunehmen. All' dieses erweckte die Hoffnung, daß es in Rendsburg mit dem Militär den ähnlichen Verlauf wie in Kiel nehmen und ein Blutvergießen zu vermeiden sein würde.

Der Prinz traf auch in Neumünster den Oberstlieutenant Fabricius, damals Postmeister in Glückstadt, früher in Griechischen Diensten und Adjutant des Königs Otto, welcher auf dem Landwege direkt von Kopenhagen kam, die hier über die dortigen Vorgänge eingegangenen Nachrichten voll bestätigte, und mittheilte, wie jedem Schleswig-Holsteiner die Abreise von dort erschwert würde, damit keine Kunde des Vorgefallenen auf hier kommen solle. — Fabricius stellte sich dem Prinzen sofort zur Verfügung, und erhielt darauf

einige Exemplare der Proklamation mit dem Auftrage, dieselben dem Kommandeur des in Glückstadt stehenden Bataillons einzuhändigen und ihn aufzufordern sich der deutschen Sache anzuschließen.

Hier nahm der Prinz auch den jüngsten Sohn des Generals v. Krohn zu sich in's Coupee. Derselbe hatte in Rendsburg seine Schulbildung erhalten, und war daher mit der dortigen Oertlichkeit, wie Personen wohl bekannt. Krohn erhielt den Auftrag, sofort nach Ankunft des Zuges zu dem Küster der Garnisonskirche zu eilen und die Glocken ziehen zu lassen, damit das Militär, Feuerlärm vermuthend, unbewaffnet die Baracken verlassen möge, und so dem Einflusse und den Vorstellungen der dänischen Offiziere entzogen würde.

Der Prinz ließ darauf die Gewehre laden, verbot aber, Zündhütchen aufzusetzen, damit nicht durch Unvorsichtigkeit Schüsse abgingen; ebenso wurde den Jägern untersagt, Tschakos aus dem Coupee blicken, sowie dem Maschinisten, die Lokomotive pfeifen zu lassen, wie denn überhaupt angeordnet wurde, Alles zu vermeiden, was irgend Aufsehen erregen konnte. Darauf wurde das Zeichen zur Abfahrt gegeben, und um 9 Uhr früh fuhr der Zug geräuschlos in den Festungsgraben.

Ein Blick auf die Wälle zeigte, daß dieser Besuch vollständig unerwartet kam. Der Erste, welcher dem Coupee entsprang, war Krohn; er eilte sofort in die Stadt, um den erhaltenen Auftrag auszuführen. Die Kompagnien der Jäger traten nun an, und setzten die Zündhütchen auf. 2 Kompagnien, allerdings nur in der Stärke von je 60 Mann, marschirten unter dem Kommando des Hauptmanns v. Michelsen direkt nach der Hauptwache; die dritte wurde bei den Baracken herumgesandt, um die Garnison auf den Paradeplatz zu locken, während der Prinz selbst mit der vierten und den übrigen Bewaffneten und Unbewaffneten dem Hauptmann v. Michelsen in einiger Entfernung folgte, um einer etwa aus der Altstadt kommenden Truppe den Weg zu sperren.

Obgleich kaum 15 Minuten nach Ankunft des Zuges verstrichen waren, als der Prinz mit der Nachhut die Allee erreichte, welche von der Altstadt direkte nach dem Paradeplatze, dem Sammelplatze der Garnison führt, hatte Krohn die Glocken der Garnisonskirche bereits derartig in Bewegung gesetzt, daß der Kommandant, Oberst v. Seiffarth, in größter Eile aus der Altstadt nach dem Paradeplatze lief, um dem kommandirenden General v. Lützow Meldung über das vermeintliche Feuer zu machen. Der Prinz ging auf ihn zu, verwickelte ihn in ein Gespräch, in welchem er das Geschehene mittheilte, ihm das einzig noch verbliebene Exemplar der Proklamation einhändigte, und ihn trotz seiner Eile so lange festzuhalten wußte, bis er sah, daß die Hauptwache von seinen Jägern umstellt war. Der Prinz wies nun auf diese nicht mißzuverstehende Scene, und ersuchte den Obersten, zu dem kommandirenden General zu gehen, und ihm zu melden: „daß jetzt der Prinz in Rendsburg kommandire."

Darauf wandte der Prinz sich nach der Hauptwache, und sagte dem wachthabenden Offizier: „Sie sehen wohl, daß ein Widerstand

ihrerseits aussichtslos ist; ich ersuche Sie daher, die Mannschaft von den Gewehren abtreten zu lassen," — was denn auch geschah.

In diesem Augenblicke strömten sämmtliche bewaffnete Bürger Rendsburgs auf den Paradeplatz, während die Garnison in ihren Dienstjacken ohne Waffen, zum Feuerlöschen adjustirt, gleichfalls auf diesen vorschriftsmäßigen Sammelplatz eilte. Daß unter diesen Umständen ein Widerstand, selbst wenn der Höchstkommandirende gewollt hätte, unmöglich war, liegt auf der Hand, und deshalb kam der Kommandant im Auftrage des kommandirenden Generals zu dem Prinzen mit dem Vorschlage, die Garnison in nicht feindlicher Absicht unter die Waffen zu rufen, damit sie sich darüber entscheiden könne, welche Partei sie ergreifen wollte.

Obgleich der Prinz alle Vortheile der geglückten Ueberrumpelung dadurch gefährden konnte, so stand es bei dem Prinzen doch zu fest, daß in diesem Falle jeder Zwang unzulässig, und nur das eigene Rechtsbewußtsein entscheiden dürfe. Diesem ihn ehrenden Gefühle folgend, nahm er sofort diesen Vorschlag an, und verfügte sich nun selbst zu dem kommandirenden General.

17 Jahre lang hatten die beiden Männer zusammen in einer Garnison und noch vor 2 Jahren hatte General v. Lützow als Nächstkommandirender unter dem Prinzen gestanden. Es mag für diesen ein peinliches und schmerzliches Gefühl gewesen sein, dem alten Waffenkameraden, noch dazu einem geborenen Dänen, der durch ihn in diese kritische Lage versetzt worden, gegenüber treten zu müssen. Zwar durfte der Prinz sich überzeugt halten, daß der General v. Lützow durch seine langjährige Dienstzeit in den Herzogthümern sowohl ihn, wie die Denkungsart der ganzen Bevölkerung zu genau kannte, um nicht zu wissen, daß es sich bei diesem Schritte nur um Vertheidigung des heilig gehaltenen Fürsten- und Landesrechtes handeln könne, aber er blieb doch immer der der obersten Militärbehörde in Kopenhagen verantwortliche kommandirende General in den Herzogthümern, wenn er sich nicht, wie sich dies durch sein späteres Verhalten glücklicher Weise erwies, bereits zu der Ueberzeugung durchgearbeitet hatte, daß die Vorgänge in Kopenhagen mit seinem einst geleisteten Diensteide nicht vereinbar waren, mochte auch sein dänisches Nationalgefühl ihn verhindern, sich dem Prinzen anzuschließen. Das Wiedersehen war jeden Falles nach allen Richtungen hin ein schmerzliches, und dadurch widerlegen sich von selbst die läppischen Gerüchte, welche manche Berichterstatter über diese recht ernste Scene verbreitet haben.

Der Prinz traf bei dieser Zusammenkunft auch seine früheren Generalstabsoffiziere, den Obersten v. Römling und Major du Plat. Der letztere, welcher mit dem Prinzen v. Noer, seinem früheren Regimentskommandeur, in einem engen Freundschaftsverhältnisse stand, schlug, als der Prinz ihm die Hand hinstreckte mit der Frage: „Freund oder Feind?" in dieselbe ein, indem er seiner Ueberzeugung folgte, daß die provisorische Regierung zum Schutze der durch die Kopen-

hagener Revolution gekränkten Rechte des König-Herzoges und des Landes berufen sei. Da die beiden Männer sich in gleicher Gesinnung begegneten, so war das Bündniß rasch geschlossen.

Mit dem General v. Lützow verständigte der Prinz sich nun dahin, daß die 3 Bataillone der Garnison die drei Seiten eines Quarrees und die Jäger, hinter denen dann die bewaffneten Bürger und der sonstige Zuzug Aufstellung nehmen würden, die vierte bilden sollten. Der General sollte dann die Offiziere zusammentreten lassen, und es ihnen freistellen, wohin sie sich erklären wollten. Der Generalmarsch wurde geschlagen, und binnen Kurzem stand das Quarree geschlossen auf dem Paradeplatze. Während der General v. Lützow sämmtliche Offiziere vor das mittelste der 3 Infanterie-Bataillone rief, und mit ihnen fast eine halbe Stunde verhandelte, ohne zu einem Resultate zu gelangen, stand der Prinz ruhig wartend allein in der Mitte des Quarrees.

Wir wollen hier einschalten, daß man später in Kopenhagen den in großer Zahl bei der Garnison vertretenen Offizieren dänischer Nationalität den Vorwurf als schwerwiegendsten machte, daß sie diesen Augenblick nicht benutzt, den ganz allein dort stehenden Prinzen zusammen zu hauen, und so den „Aufruhr" im ersten Keime zu ersticken. — Man übersah bei diesen Vorwürfen in Kopenhagen nur, daß selbst die Offiziere dänischer Nationalität von dieser überhaupt zweifelhaften Heldenthat abgehalten wurden durch das jedem Ehrenmanne imponirende Gefühl, daß allein der Prinz hier als der Repräsentant des legitimen Rechtes in ihrer Mitte stand, während sie durch eine solche Handlung nur der illegalen Gewalt Henkerdienste geleistet hätten. Wir wollen hier zugleich der Absurdität erwähnen, welche der königlich-dänische Historiograph Wegener mit gewohnter Unverfrorenheit in die Welt hinauszuposaunen wagte, „der Prinz habe durch eine schmähliche Täuschung die Truppen zum Uebertritte bewogen, indem er eine angeblich Kopenhagener Zeitung vorgezeigt, in welcher mitgetheilt wurde, daß die Kopenhagener Revolution den König zum Gefangenen erklärt habe." Wir wissen, daß der Prinz erst am Nachmittage des vorigen Tages Kunde von den Vorgängen in der Residenz und zwar auf seinem abgelegenen Landgute erhielt, darauf nach Kiel eilte, dort erst in später Nachtstunde sich bewegen ließ, der provisorischen Regierung beizutreten, und dann in den wenigen Stunden bis zu seinem Ausmarsche nach Rendsburg wahrlich Anderes zu thun hatte, als sich mit Herstellung eines solchen Falsifikates zu befassen oder solches durch Andere herstellen zu lassen. Weder in Rendsburg, noch sonst in irgend welcher Garnison der Herzogthümer wurde ein Wort der Ueberredung versucht, sondern jedem Offizier und Soldaten angesichts der nicht mehr wegzuleugnenden Thatsachen die freie Selbstentscheidung überlassen. — Doch kehren wir wieder zu dem im Quarree stehenden Prinzen zurück.

Als die Unterredung des General von Lützow mit seinen Offizieren zu keinem Resultate zu führen schien, ging der Prinz zu dem Ersteren hinüber, und sagte ihm: „daß ein längeres Berathen vor den Truppen dem Ansehen der Offiziere schaden müsse; er wolle, wenn der General einverstanden, die Truppen einmal anreden. Der General willigte ein, worauf der Prinz sich an das ganze Quarree mit folgenden Worten wandte:

„Soldaten! — es hat sich in Kopenhagen ein Volkshaufe gegen das Schloß gewandt und den König gezwungen, sein bisheriges Ministerium zu entlassen und statt dessen ein neues aus den Leuten zu wählen, welche sich seit einiger Zeit so entschieden gegen die Rechte der Herzogthümer erklärt haben. Diese Nachricht hat mich und mehrere vaterländisch-gesinnte Männer bewogen, eine provisorische Regierung zu bilden, deren Aufgabe es ist, im Namen unseres jetzt nicht freien Landesherrn die Regierung zu führen, bis dieser die Rechte des Landes sicher gestellt haben wird. Meine Frage ist daher die an Euch, ob Ihr mit mir für diese Rechte Euch erklären oder ob Ihr nach Norden ziehen wollt? Wer dies Letztere will, der trete vor!"

Kein Mann rührte sich! Der Prinz wandte sich nun gegen den General v. Lützow: „Sie sehen, Herr General, die Mannschaft stimmt mir bei!" Lützow sagte darauf zu den Offizieren, die noch immer zusammen standen: „Meine Herren, Jeder handele nach seiner Ueberzeugung, ich reiche meine Entlassung ein."

Die in Schleswig-Holstein geborenen Offiziere traten darauf sofort zu ihren respektiven Truppentheilen zurück, worauf der Prinz vorläufig die Garnison wieder in ihre Quartiere abrücken ließ. Als der Prinz den Paradeplatz verließ, wurde er von der Bevölkerung Rendsburgs mit lautem Jubel umstürmt, welcher noch gesteigert wurde, als er mehreren unter der Menge anwesenden Offizieren und Artilleristen der vor zwei Jahren auf Anlaß der dänischen Offiziere aufgelösten Bürger-Artillerie erklärte, daß ihr früheres Korps sofort wieder errichtet werden solle, um zur Sicherung der Festung beitragen zu können.

So war denn dem Prinzen lediglich durch seine rasch und gut getroffenen Dispositionen, vor Allem aber durch sein taktvolles Benehmen, welches sichtlich bestrebt war, das Ehr- und Nationalgefühl der dänischen Offiziere nach Möglichkeit zu schonen, diese für uns so wichtige Festung mit ihren Waffendepots ohne jedes Blutvergießen in die Hände gefallen. Was auch später gegen ihn vorgebracht sein mag von Leuten, deren Ansichten und Auffassungen mit denen des Prinzen im schroffen Widerspruche standen, und denen deshalb im Interesse der Sache seine Beseitigung wünschenswerth erscheinen mochte, das Land bleibt dem Prinzen für diese That zu unauslöschlichem Danke verpflichtet.

In Rendsburg, dem wichtigsten Waffenplatze des Landes, war der Verlauf ähnlich wie in Kiel, — die Höchstkommandirenden legten

ohne jeden angewandten Zwang ihre Chargen nieder, und überließen es dem eigenen Ermessen und Gewissen von Offizieren und Soldaten, wohin sie sich entscheiden wollten, — gewiß ein hochbedeutsames Merkmal, wie die Lage der Offiziere in jenem Augenblicke von ihren unmittelbaren Vorgesetzten selbst beurtheilt wurde. Nicht mehr der durch die Vorgänge in Kopenhagen in Frage gestellte Eid, sondern offenbar nur noch das Nationalgefühl wurde als berechtigter Faktor der Entscheidung angesehen. Anders ist das Verhalten dieser sonst als ehrenwerth und tüchtig anerkannten Offiziere gar nicht zu verstehen.

Bevor wir die Begebenheiten in dem jetzt zum Mittelpunkte der deutschen Bewegung gewordenen Rendsburg weiter verfolgen, wollen wir, um uns ein zu einem Urtheile berechtigendes Gesammtbild des Verhaltens der in den Herzogthümern stehenden Offiziere zu verschaffen, noch einen kurzen Blick auf die Hergänge in den übrigen Garnisonen des Landes werfen.

In Glückstadt*) hatte noch 10 Uhr Morgens am 24. März 1848 die Garnison keine Ahnung von den Vorgängen in Kiel. Um 11 Uhr wurde das 17. dort garnisonirende Bataillon von dem Kommandeur, Oberst von Lobedanz, zum General-Apelle marschfertig in das Exerzierhaus beordert. — Unterwegs wurde der Kapitän Knobbe durch den — wie wir bereits wissen — von dem Prinzen von Noer abgesandten Oberst-Lieutenant Fabricius aufgefordert, die provisorische Regierung anzuerkennen, was dieser unter Hinweis auf sein Verhältniß zum König-Herzoge ablehnte. Dieselbe Aufforderung war dem Obersten v. Lobedanz zugegangen, welcher vorher einen Befehl des General v. Lützow verlangte. Der Oberst v. Lobedanz gestattete nun, nachdem er seinen Offizieren und dem in Linie aufgestelltem Bataillon die Sachlage mitgetheilt, dem Oberst-Lieutenant Fabricius eine Ansprache an das Bataillon. Mochte die Persönlichkeit nicht imponiren, und daher seinen Worten der überzeugende Nachdruck fehlen, die Ansprache wurde von dem Bataillon mit so lebhaftem Hurrah auf den König unterbrochen, daß er nicht zu Worte kam.

Die Kunde von den Vorgängen in Kiel und Rendsburg war inzwischen auch zu den Einwohnern Glückstadts gedrungen, und mehr und mehr sammelten sich Tumultuanten bei dem Exercierplatze, so daß der Oberst v. Lobedanz scharf laden und Anstalten zur Vertheidigung treffen ließ. Um indessen einem Aufruhre oder Blutvergießen vorzubeugen, entschloß der Kommandeur sich, den Major Bündiger und 10 Mann per Kompagnie nach Rendsburg zu senden, um nähere Erkundigungen einzuziehen. Abends 9 Uhr kehrten dieselben nach Glückstadt zurück, — das Bataillon war noch immer

*) Die nachfolgenden Schilderungen sind der kleinen Schrift: „Die vormärzlichen schleswig-holsteinischen Offiziere am 24. März 1848, im Kampfe um ihr Recht, Schleswig, Julius Bergas, fast wörtlich entnommen; nur einige Betrachtungen hinzugefügt.

in dem Exercierhause — und meldete der Major Bündiger: „der Prinz von Noer habe ihm nach Mittheilungen über die Revolution und die unfreie Lage des Königs gesagt, daß die in größter Eile getroffenen Maßregeln nur für den König und im Namen des Königs geschehen wären; er sowohl, wie die übrigen Mitglieder der provisorischen Regierung suchten nur die Herzogthümer für den König zu erhalten." Als Bündiger noch die Versicherung verlangt habe, daß durch die Unterstellung unter den Prinzen der Fahneneid weder gebrochen, noch verletzt werde, habe der Prinz — wie es ja auch seiner Auffassung der Lage voll entsprach — ihm die Hand reichend entgegnet: „Mein Herr! ich habe dem Könige denselben Eid geleistet, ja ich bin noch weit mehr verpflichtet, als Sie, und die übrigen Offiziere; glauben Sie, daß ich meinen Eid brechen werde?"

Auf diesen Bericht des Majors Bündiger bestellte der Oberst das Bataillon für den nächsten Morgen 8 Uhr zum Abmarsche nach Rendsburg unter Major Bündinger mit 4 Offizieren, welche sich sofort für die deutsche Sache entschieden hatten, während der Oberst selbst auf Befehl des Prinzen als Kommandant in Glückstadt zurück blieb.

Aus diesen Vorgängen ergiebt sich unwiderleglich, daß lediglich das Vertrauen zu der bekannten streng legitimen Gesinnung des Prinzen das Bataillon zum Uebertritte veranlaßte, wieder ein Beweis, wie unentbehrlich die Persönlichkeit des Prinzen für das Gelingen der Erhebung war, dann aber auch, daß nichts den Offizieren und Soldaten so fern lag, als gegen ihren Landesherrn kämpfen zu wollen. **Für** den Landesherrn lautete hier im Gegensatze zu allen derzeitigen Bewegungen in Deutschland die Parole des Militärs und der Mehrheit der Bevölkerung, und jeder Tag brachte aufs Neue die unzweideutigsten Beweise für die Allgemeinheit dieser Gesinnung, welche allein von der geringen Minderheit der Demokraten nicht getheilt wurde, und daher von ihnen mit beißendem Spotte um so mehr abgeleugnet wird, weil sie sich dieser Stimmung fügen und auf Durchführung ihrer Parteiinteressen verzichten mußten.

Setzen wir unsere Rundschau der Garnisonen fort. In Itzehoe, wo der Stab des 2. Dragoner-Regimentes lag, wunderten sich die Offiziere, daß keinerlei Weisungen eingingen, obgleich der Kommandeur, Oberstlieutenant v. Flindt (Däne) sowohl direkt nach Kopenhagen, als auch an das 3. General-Kommando in Schleswig geschrieben hatte.*) Das Regiment lag in sehr geringer Dienststärke auf verschiedene Garnisonen, Plön, Kiel und Altona, vertheilt weit auseinander, und erhielt trotz aller Anfragen nicht die leiseste Andeutung, wie es sich zu verhalten habe. Als nun die provisorische Regierung proklamirt war, und der Prinz von Noer Rendsburg besetzt hatte,

*) Wieder ein Beleg zu der weiter oben gekennzeichneten Taktik des dänischen Kriegsministeriums.

versammelte der Oberstlieutenant v. Flindt die in Itzehoe anwesenden Offiziere und hielt folgende Ansprache: „Meine Herren! Sie sehen und hören, was um uns her vorgeht. Der Prinz von Noer hat das General-Kommando wieder übernommen und das Bataillon von Glückstadt nach Rendsburg beordert. Da man sagt, daß er heute hier eintreffen wird, um uns aufzufordern uns der provisorischen Regierung zur Verfügung zu stellen, so habe ich Sie hierher gerufen, damit wir Zeit haben, uns in Ruhe zu bedenken, welche Antwort wir dem Prinzen geben wollen. Ich gehe nach Dänemark zurück."

Also auch hier wieder verließ der Kommandeur, ohne daß seine Soldaten auch nur Miene gemacht hätten, den Gehorsam zu verweigern, sein Regiment und stellte es jedem Offizier anheim, selbst zu entscheiden, was er für Recht halte. Von Befehl keine Rede, nicht einmal unter der Hand eine Weisung, was zu thun sei.

Statt des Prinzen traf am Nachmittage der Oberstlieutenant Fabricius ein. Derselbe erklärte die Offiziere mit Ausnahme von dreien, welche sich unter den Prinzen stellten, für gefangen und ließ sie erst nach Rendsburg und von da nach Segeberg abführen, da sie ihr Ehrenwort, nicht gegen uns kämpfen zu wollen, verweigerten. Natürlich waren dies geborene Dänen, später wurden sie ausgewechselt.

Bei der in Plön stehenden Schwadron war der Verlauf ein gleicher. Der Rittmeister Torp (Däne, uns schon bekannt von der „Schlacht bei Nortorff" her), welcher am Abend des 24. März von der Aushebung zurückkehrte, ließ am 25. Morgens die Schwadron antreten, theilte derselben mit, was geschehen, und forderte diejenigen auf, welche mit ihm nach Dänemark marschiren wollten, vorzutreten. Als nur ein Offizier vortrat, sagte Torp: „Ich kann es Euch nicht verdenken, daß Ihr nicht mitgeht, denn die Folge würde sein, daß Ihr gegen Eure eigenen Landsleute kämpfen müßtet." Hier wurde also von dem das Kommando führenden Dänen, einem sonst besonders schneidigen Offizier, geradezu ausgesprochen, daß unter den auf solchem Wege neugeschaffenen Verhältnissen nur noch das Nationalitätsgefühl als maßgebend erachtet werden konnte.

Noch an demselben Abend verließ der Rittmeister mit dem Lieutenant, welcher sich für Dänemark entschieden hatte, Plön, wahrscheinlich, um sich über Lübeck direkt nach Kopenhagen zu begeben, und sich so für alle Fälle freie Hand zu bewahren. Der Sekonde-Lieutenant von Jenssen-Tusch übernahm das Kommando der Schwadron; er meldete dieses seinem Kommandeur, dem Oberstlieutenant v. Flindt, nach Itzehoe und dem Prinzen von Noer nach Rendsburg mit dem Hinzufügen, daß er am 26.—27. die Schwadron nach Rendsburg führen und zur Verfügung des Prinzen stellen würde.

Mit der in Kiel garnisonirenden Schwadron stellten sich dem Prinzen zwei Offiziere zur Disposition. Ueber die näheren Vorgänge hier, wie bei der in Altona stehenden Schwadron fehlen mir zuverlässige Mittheilungen; da aber auch die letztere nach Rendsburg marschirte,

wird der Hergang wohl ein gleicher gewesen sein. Eine etwaige Abweichung würde zweifellos in allen Aufzeichnungen aus jener Zeit besonders hervorgehoben sein, während das vollständige Schweigen darüber auf Dänischer sowohl wie Deutscher Seite annehmen läßt, daß die Sache mindestens eben so glatt, wenn nicht glatter dort verlaufen.

Nur bei dem in der Stadt Schleswig garnisonirenden und nebenbei bemerkt zum großen Theile aus Nordschleswig rekrutirten 4. Jäger-Korps, an welches, oder wir dürfen wohl sagen, weil die ersten Nachrichten über die Kiel-Rendsburger Vorgänge durch nicht autorisirte Privat-Personen an dasselbe gelangten, schien der Verlauf für unsere Sache ein weniger günstiger werden zu wollen.

Der Kommandeur des Korps, Oberst v. Renouard (Däne) erhielt die erste Mittheilung von den Kieler Vorgängen durch den Hardesvogt Jacobsen und den Rittmeister a. D. von Unzer. Gleich darauf erschien in gleicher Angelegenheit bei ihm eine Deputation Schleswiger Bürger. Der Oberst befahl darauf die Kompagnieen marschfertig um 1 Uhr nach dem Exercirhause. Nachdem dieses geschlossen worden, theilte der Oberst dem Korps mit, daß eine Deputation von Bürgern ihn aufgefordert habe, sich der in Kiel gebildeten provisorischen Regierung anzuschließen. In Kopenhagen sei eine Revolution ausgebrochen, und der König nicht mehr frei. Er habe dies abgelehnt, der Deputation aber das Versprechen gegeben, nichts mit dem Korps gegen Schleswig-Holstein zu unternehmen. Um indessen einen möglichen Konflikt zu vermeiden, sei er entschlossen, mit dem Korps nach Flensburg zu marschiren.*) Derjenige, welcher mit wolle — (also wiederum kein bestimmter Befehl) — möge rechts, die Anderen aber links gehen.

Hierdurch wurde ein Hin- und Herschieben verursacht, was den Major von Raeder veranlaßte, mit lauter Stimme zu rufen: „Wir gehen Alle mit!"

Das Korps wurde jetzt wieder formirt, und der Oberst marschirte mit demselben über den Schloßplatz Gottorp durch den Thiergarten, ohne Schleswig zu berühren, nach Flensburg, wo dasselbe Abends gegen 9 Uhr ankam und für die Nacht einquartiert wurde.

In den Quartieren hatten die Leute wohl erfahren, daß sämmtliche übrigen Garnisonen der Herzogthümer sich unter den Befehl des Prinzen gestellt, der bereits im Besitze von Rendsburg sei, und sie, wenn sie ihrem dänischen Kommandeur weiterfolgten, Gefahr liefen, gegen ihre Landsleute fechten zu müssen. Auch der deutschgesinnte Theil der Bevölkerung Flensburg begann regen Antheil zu nehmen, daß die Landeskinder nicht in hinterlistiger Weise entführt würden.

Am 25. März Morgens 8 Uhr war das Korps wieder marschfertig nach dem Hofe der alten Kavallerie-Kaserne befohlen. Auch hier wollte der Oberst die Thüren zu demselben schließen lassen, welches

*) Dies war, wie sich später erwies, nur eine schlaue Vorgabe, um das Korps nach Dänemark zum Kampfe gegen die Herzogthümer zu entführen.

aber von dem in großer Menge andrängenden Publikum verhindert wurde. — Der Oberst v. Renouard erklärte nun dem Korps, daß es seine Absicht sei, den Marsch nach dem Norden fortzusetzen. Seine Frage, ob das Korps mit ihm wolle, wurde mit „Nein" beantwortet. Unter diesen Umständen legte der Oberst das Kommando nieder und übergab dasselbe dem Major von Raeder. Dieser stellte die gleiche Frage, welche ebenfalls mit einem lauten „Nein" beantwortet wurde. Dem ältesten Kapitän Christensen (gleich den vorhergenannten Däne) erging es ebenso; der nächstälteste Neve hatte sich am Morgen krank gemeldet und so übernahm Kapitän Lange das Kommando. Dieser erklärte, es nicht verantworten zu können, das Korps wie eine wilde Horde laufen zu lassen; er wolle das Korps nach Schleswig zurückführen, verlange aber Ordnung und Gehorsam. Seine Frage, ob das Korps unter dieser Bedingung mit ihm wolle, wurde mit einem donnernden „Ja" beantwortet. Auf von Flensburger Bürgern freiwillig gestellten Wagen kam das Korps am Nachmittage wieder in Schleswig an; seine bis auf den Hauptmann Lange durchweg dänischen Offiziere hatten sich von Flensburg nach dem Norden begeben.

Premier-Lieutenant von Bassewitz, welcher nicht nach Flensburg mitmarschirt war, weil er seinen Abschied eingereicht hatte, und der als krank in Schleswig zurückgebliebene Premierlieutenant und Adjutant v. Zeska übernahmen jetzt wieder eine Stellung im Corps.

Bei dem gleichfalls in Schleswig garnisonirenden 1. Dragoner-Regimente nahm die Sache durch das entschlossene patriotische Auftreten des echt deutsch gesinnten Rittmeister v. Fürsen-Bachmann einen durchaus anderen Verlauf.

Derselbe erhielt Vormittags 10 Uhr durch Professor Christiansen aus Kiel die Mittheilung, daß Rendsburg vom 5. Jäger-Corps besetzt worden, der Prinz von Noer das General-Kommando übernommen, und die Rendsburger Garnison sich für die provisorische Regierung erklärt habe.

Rittmeister v. Fürsen Bachmann machte sofort seinem Regiments-Kommandeur, Oberstlieutenant v. Holstein (Däne) hiervon Meldung, welcher das Regiment zu 12½ Uhr marschfertig nach der Gottorper Reitbahn beorderte. Inmitten des Regiments haltend verlas der Kommandeur nun ein inzwischen eingegangenes Schreiben des Prinzen von Noer, welches an die Vorgänge in Kopenhagen und Kiel anknüpfend die Kommandeure aufforderte, mit ihren Regimentern, beziehungsweise Bataillonen nach Rendsburg zu marschiren und sich der provisorischen Regierung zur Verfügung zu stellen.

Oberstlieutenant v. Holstein erklärte nun laut, daß er nach Kopenhagen gehen werde, es aber jedem Offizier überlasse, nach seiner eigenen Überzeugung zu handeln. Er bat um sofortige Erklärung.

Da ritt der Rittmeister v. Fürsen-Bachmann vor und erklärte: „Ich weiß, daß meine Kameraden in Rendsburg sich für die Sache des Vaterlandes erklärt haben. Das werde auch ich thun, und

ich hoffe, daß meine Eskadron — die 2. — sich mir anschließen wird"! Hierauf brach ein lauter Jubel im Regimente aus.

Die 2. Schwadron machte sich sofort marschbereit; ihr folgte die erste unter Lieutenant v. Rumohr, da der Rittmeister Nissen als geborener Däne in sein Vaterland zurückkehren wollte.

Als Nachmittags 3 Uhr diese beiden Schwadronen abmarschirten, kamen theils einzeln, theils in kleinen Trupps die Mannschaften der 3. und 4. Schwadron und schlossen sich den beiden ersten Schwadronen an. Mit anbrechender Dunkelheit traf das Regiment mit 4 Offizieren, 25 Unteroffizieren und 239 Mann in Rendsburg ein. In den nächsten Tagen schlossen sich noch 5 Offiziere dem Regimente an, welche theils abkommandirt theils sich nicht sofort zu entscheiden vermochten, ob sie der provisorischen Regierung sich anschließen, oder nach Dänemark gehen sollten. Daß der Begriff des Fahneides und die gewohnte Ehrfurcht vor demselben eine Entscheidung in diesem kritischen Augenblicke schwer machte, wird man von pflichttreuen gewissenhaften Offizieren nicht anders erwarten.

Die Montirungs- und Ausrüstungsgegenstände des 1. Dragoner-Regimentes folgten am anderen Tage nach Rendsburg.

So hatten denn sämmtliche in den Herzogthümern stehenden Truppen, nur von ihren nationaldänischen Offizieren verlassen, sich unter den Befehl des Prinzen gestellt und die lediglich „im Namen des unfreien Herzogs handelnde provisorische Regierung" anerkannt.

So die Vorgänge jener denkwürdigen Tage und nun „die Moral von der Geschicht?"

Aus den der Wahrheit gemäß geschilderten Begebenheiten muß jedem unbefangen Urtheilenden sich die Ueberzeugung aufdrängen, entweder, daß vom militärischen Standpunkte betrachtet die in den Herzogthümern kommandirenden dänischen Offiziere durchweg pflichtvergessene, feige und daher für eine solche Stellung gänzlich untaugliche Persönlichkeiten waren, oder aber, da dies entschieden nicht der Fall, sondern sich vielmehr unter ihnen besonders befähigte Männer von unzweifelhaftem Muthe befanden, — daß selbst die den Kopenhagener Einflüssen fern gebliebenen dänischen Offizieren mit den dortigen Vorgängen ihren einst geleisteten Eid nicht in Einklang zu bringen wußten, und dies doppelt unter dem Eindrucke der offenbaren Verletzung Dänischen wie Deutschen Rechtes; daß sie die bisherige dänische Armee und ihr Dienstverhältniß zu derselben durch das bei jenen Ereignissen zu Tage getretene Verhalten des Kriegsministeriums und der Kopenhagener Garnison als aufgelöst erachteten, und daß lediglich ihr Nationalgefühl sie abhielt, auf Grund ihres geleisteten Eides gemeinsam mit den deutschen Offizeren die Rechte ihres Kriegs- und Landesherrn, der trotz der Kopenhagener Umwälzungen für sie derselbe geblieben, mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Daher die wie verabredet in allen Garnisonen gleiche Erscheinung, den Offizieren die zu treffende Entscheidung ganz anheim zu geben, was den militärischen Grundsätzen sonst gewiß nicht entspricht.

Wenn diese so zurückgetretenen Offiziere durch ihr Nationalgefühl später veranlaßt wurden, in der dänischen Armee weiter zu dienen, so geschah dies nicht in continuirlicher Gebundenheit durch den früher geleisteten Eid, sondern sie traten mit verändertem Eide in eine unter den neugeschaffenen Verhältnissen ihres Vaterlandes eben durch den veränderten Eid neugeschaffene Armee. Das Fundament der alten dänischen Armee war das absolutum dominium, und Niemand wird im Ernste behaupten wollen, daß ein lediglich auf das absolutum dominium vereidigter Offizier auf Grund dieses Eides in einer Armee hätte fortdienen können, mit deren Mitwirkung dieses Fundament der alten Armee zerstört worden, und jede Geltung verloren hatte. Die alte dänische Armee existirte eben nicht mehr von dem Augenblicke an, wo der sie bis dahin allein bindende Eid jede Geltung verlor, und nur das Nationalgefühl nicht der Eid konnte früher ihr angehörende Offiziere bestimmen, sich mit der neuen Aera abzufinden und wieder in die Reihen der neuen auf ganz verändertem Fundament errichteten Armee zu treten.

Die in den Herzogthümern abtretenden dänischen Offiziere handelten durchaus korrekt und ohne jede Pflichtverletzung, und stehen unseres Erachtens hoch über ihren Kameraden im eigentlichen Königreiche, welche angesteckt von dem damals Alles überwuchernden Nationaldusel und Eroberungsfieber ihren Kriegsherrn nicht nur im Augenblicke der Gefahr schmählich im Stiche ließen, sondern sogar mit halfen, ihn zu zwingen, seinen Rechten, auf welche sie vereidigt waren, zu entsagen und das von dem verblendeten Volke geforderte Unrecht gegen seine deutschen Lande mit seinem Namen zu sanktioniren.

Eines so schmählichen Eidbruches machte sich keiner der dänischen Herren schuldig, welche am 24. März in den Herzogthümern ihre Chargen niederlegten, und deshalb standen sie in jenem Augenblicke makellos da, wenn auch später Einzelne, wieder durch den Nationaldusel — die Bezeichnung „Nationalgefühl" ist hier zu edel — also wieder durch den Nationaldusel sich verleiten ließen, ihr gegebenes Ehrenwort zu brechen. Doch davon später.

Anlangend die Handlungsweise einerseits der in der Armee des eigentlichen Königreiches Dänemark zur Zeit der Katastrophe dienenden Offiziere, — später Eintretende ausdrücklich ausgenommen — und andererseits der sogenannten „vormärzlichen" Offiziere in den Herzogthümern, welche sich der lediglich im Namen des „unfreien" Landesherrn handelnden provisorischen Regierung zur Verfügung stellten, so läßt sich der Welt Gerechtigkeit in der Beurtheilung derselben in folgenden kurzen Sätzen festnageln:

Die Ersteren, lediglich ihrem Nationalgefühl folgend, aber jeder Soldatenpflicht vergessend, halfen nach Kräften, Alles, worauf sie zur Sicherung der bestehenden Verhältnisse vereidigt waren, über den Haufen zu werfen, und — weil der von ihnen schmählich verlassene Kriegsherr zufällig in der Gewalt der Umsturz-

partei war — wurden sie für dieses militärische Verbrechen schwerster Art laut als treue Söhne des Vaterlandes und als eine Zierde ihrer Armee gepriesen; die Letzteren folgten zwar auch ihrem gewiß nicht minder berechtigten Nationalgefühle, hielten aber streng an dem von ihnen geschworenen Eide fest, traten, wie es nach ihrem Eide „einem treuen Diener und ehrliebenden Kriegsmanne geziemt und ansteht", gegen die Umsturzpartei mit den Waffen in der Hand für die Rechte des Landesherrn ein, und — wurden dafür „nichtswürdige Insurgenten" geschimpft!

Man hat dieses gegen den gesunden Menschenverstand streitende maßlos ungerechte Urtheil durch Trugschlüsse, welche gänzliche Unkenntniß der wahren Sachlage wie namentlich der zu Recht bestehenden Verhältnisse bekunden, sowohl von Seiten der hohen Diplomatie als von Seiten der Demokratie, welchen Beiden, allerdings auseinander widerstreitenden Beweggründen, daran lag, die Bewegung in den Herzogthümern zu einer revolutionären zu stempeln, als ein durchaus gerechtes darzustellen versucht.

Die Einleitung dieses Beweises lautet noch ganz wohlwollend: „Man billige den „vormärzlichen" Offizieren zu, daß sie im ersten Augenblicke durchaus korrekt nach Eid und Pflicht gehandelt, aber — heißt es dann weiter — in dem Momente, wo der König erklärte, daß alle Aenderungen lediglich aus seiner freien Willensbestimmung hervorgegangen, hätten sie als pflichttreue Soldaten sofort die Waffen strecken und lediglich den Befehlen ihres Kriegsherrn gehorchen müssen. Da sie dies nicht gethan und nach jener königlichen Kundgebung fortgefahren, gegen die auf Befehl ihres rechtmäßigen Kriegsherrn in die Herzogthümer eingerückte dänische Armee die Waffen zu tragen, könnten sie von dem Makel des Treu- und Eidbruches nicht freigesprochen werden, wenn man ihnen auch wegen ihres mit der Pflicht kollidirenden regen Nationalgefühls Milderungsgründe zuzuerkennen geneigt sein könne."

Für Jeden, der meiner Darstellung bis dahin aufmerksam gefolgt ist, bedarf die Haltlosigkeit dieses Urtheiles im Grunde keines besonderen Nachweises, — da es sich hier aber um die Ehrenrettung alter Kameraden — nicht meiner selbst, denn ich gehöre nicht, wie man mir nach dem Erscheinen der ersten Blätter dieser „Erinnerungen" unterstellt hat, zu den „vormärzlichen" Offizieren, spreche hier also nicht pro domo — da es sich daher um die Ehrenrettung alter Kameraden handelt, wollen wir hier kurz die Punkte rekapituliren, auf welche es bei der Beurtheilung ihrer Handlungsweise hauptsächlich ankommt, und welche von jenen Splitterrichtern aus Unwissenheit oder Perfidie außer Betracht gelassen sind.

1. Nur bei der Voraussetzung einer durchaus einheitlich gedachten Armee, welche in allen ihren Theilen ein untrennbares Ganze darstellt, — welche lediglich auf die einheitlich gedachte Persönlichkeit ihres Kriegsherrn vereidigt ist, und daher auch in allen

Fällen ausschließlich dessen Befehlen zu gehorchen hat, könnte das oben erwähnte Urtheil als ein zutreffendes bezeichnet werden. Daß eine in solcher Weise einheitliche Armee rechtlich aber überhaupt nicht existirte, und daß der geschworene Eid nur unter Bedingungen der jeweiligen Persönlichkeit des Kriegsherrn galt, verändert die Sache denn doch wesentlich, und darüber weiter unten.

2. Die „vormärzlichen" Offiziere deutscher Nationalität verstießen in keiner Weise gegen die militärische Disciplin, indem sie, wie wir gesehen haben, in vollem Einklange mit ihren unmittelbaren Vorgesetzten dänischer Nationalität handelten, welche den alten Armeeverband als gelöst betrachteten, und daher sich wie ihren Untergebenen das freie Selbstbestimmungsrecht zubilligten. Der Unterschied in der Handlungsweise beider, anscheinend in gleicher, durch die eigenthümlichen Staatsverhältnisse aber doch in verschiedener Lage befindlichen Kategorieen bestand darin, daß die Vorgesetzten den für ihren dänischen König geleisteten Eid durch den — zu ihrer Ehre sei's gesagt, ohne ihr Mitthun erfolgten — Sturz des absolutum dominium als gelöst betrachtend die ihnen anvertrauete Truppe verließen und ihrem Nationalgefühle folgend, sich den gänzlich neugeschaffenen Verhältnissen ihrer engeren Landsleute zuwandten, während die deutschen („vormärzlichen") Offiziere der auf illegalem Wege zur Herrschaft gelangten Partei Widerstand zu leisten sich durch ihren dem Landesherrn zum Schutze seiner dänischen wie deutschen Rechte geschworenen Eid nach wie vor gebunden hielten, und bei der Truppe in den ihnen anvertrauten Stellungen verblieben.

3. Das oben citirte Urtheil billigt den „vormärzlichen" Offizieren zu, daß sie im ersten Augenblicke korrekt nach Eid und Pflicht gehandelt haben. Dieser erste Augenblick kann als rechtfertigend nur dadurch charakterisirt werden, daß es als eine zweifellos feststehende Thatsache betrachtet wurde, und werden mußte, daß der Sturz des absolutum dominium, auf welches die Offiziere ausdrücklich vereidigt waren, wie die im Namen des Königs erschienene, von ihm selbst vollzogene und von einem der Umsturzminister gegengezeichnete Akte vom 24. März, betreffend die Einverleibung Schleswig in das Königreich Dänemark, mithin diese flagrante Verletzung der beschworenen Deutschen Landesrechte nicht der wahre Willensausdruck des König-Herzogs, sondern von dem Kopenhagener Pöbel und jenen Kasinoministern erzwungen waren. Wie wir ja wissen, war dem in der That so und konnte damals und kann auch heutigen Tages kein Mensch daran zweifeln. Nun ist es doch eine recht naive Zumuthung, daß eine wenige Tage darauf, am 29. März, erlassene, wiederum von dem gleichen Kasinominister gegengezeichnete königliche Proklamation, worin diejenigen, welche in den Herzogthümern für die Rechte des Landesherrn eingetreten, als „Aufrührer" bezeichnet wurden, jetzt plötzlich als ein nicht erzwungener, sondern als durchaus freier Willensausdruck des König-Herzogs angesehen werden sollte, welcher

die deutschen Truppentheile, — natürlich auf Grund ihres dem Kriegsherrn geleisteten Diensteides, — verpflichten müßte, auch die deutschen Fürsten- und Landesrechte der dänischen Umsturzpartei preiszugeben und ihr Heimathland zu verrathen.

Mit dieser „Pflichtmäßigkeit“ hat es nun Gott sei Dank einen besondern Haken, und gerade diese Zumuthung, zeugt von gänzlicher Unkenntniß oder perfider Verleugnung der hier allein Ausschlag gebenden rechtlich und faktisch bindenden Momente. Das historisch gewordene Recht hüben wie drüben ist durch perfide dänische Staatskunst absichtlich so verwirrt, daß es Fernerstehenden allerdings schwer fallen mag, aus diesem künstlichen Spinnengewebe den Leitfaden zu ziehen, der allein zu einem gerechten Urtheile führen kann. Sehen wir uns denn die Punkte, welche unseres Erachtens ein gerechtes Urtheil begründen können, etwas näher an.

Der uns (Seite 99—100) bekannte Wortlaut von Eid und Bestallung verpflichtete die Offiziere dänischer wie deutscher Nationalität gleichmäßig auf das Königsgesetz, d. i. absolutum dominium, doch mußte vermöge der zu Recht bestehenden getrennten Staatsverhältnisse die Aufhebung des absolutum dominium, und implicite des darauf geleisteten Eides für die Offiziere je nach ihrer Nationalität von grundverschiedener Bedeutung werden.

Wäre der königliche Erlaß vom 29. März 48 an die Adresse von Offizieren dänischer Nationalität, welche sich der provisorischen Regierung zur Verfügung gestellt, gerichtet gewesen, so hätte derselbe Sinn und unter den zur Thatsache gewordenen Verhältnissen auch volle Berechtigung gehabt. Das Königsgesetz oder absolutum dominium konnte rechtlich, wie wir schon wiederholt betont haben, überhaupt nicht aufgehoben werden; dennoch war dies faktisch geschehen unter der Gewalt von Umständen, gegen welche nach Eid einzuschreiten den in den Herzogthümern stehenden dänischen Offizieren unmöglich war. Durch diese faktische wenn auch widerrechtliche Umwälzung alles bisher Bestandenen waren sie zwar gleich ihren deutschen Kameraden von dem auf dieses früher Bestandene jetzt nicht mehr Existirende geleisteten Eid entbunden, aber diese faktische Aufhebung war unter Zustimmung des ganzen Königreichs Dänemark vollzogen und von ihrem rechtmäßigen Könige, ob gezwungen oder freiwillig, sanktionirt worden. Das dänische Volk war nun zweifellos voll berechtigt, von seinen Söhnen zu fordern, daß sie sich dieser neuen Ordnung fügten, und die solchergestalt neugeschaffene Souveränität ebenmäßig befugt, die im Widerstande Verharrenden für Aufrührer zu erklären und als solche zu behandeln.

Dieser an und für sich ganz logische Gedankengang mag wohl jenen Splitterrichtern, gegen welche wir hier streiten, vorgeschwebt haben, nur leidet derselbe auf die bei der deutschen Truppe stehenden Offiziere deutscher Nationalität auch nicht in der geringsten Beziehung Anwendung.

Der Eid auf das absolutum dominium, das Königsgesetz, war das einzige Band, welches sie an die dänische Armee und den dänischen König als solchen knüpfte, und nur auf diesem Wege wurde erschlichen, daß der König als solcher als ihr Kriegsherr zu betrachten war. Daß das dänische Regiment überhaupt Offizieren und Beamten der Herzogthümer den Eid auf das Königsgesetz auferlegte, war eine Usurpation dänischer Willkühr gegen die von allen Königen beschworenen Landesrechte der deutschen Herzogthümer; — es war dies einer der vielen von uns bereits geschilderten Schleichwege, um die Allgewalt des Königsgesetzes auf die Herzogthümer auszudehnen, in welchen das Königsgesetz nie eine rechtliche Geltung gehabt. Die dänische Staats-Perfidie erntete jetzt ihren verdienten Lohn. Ein Eid auf Verhältnisse, welche jede Existenzberechtigung verloren, ist nach jeder gesunden Logik als eo ipso aufgehoben zu betrachten. Durch den Sturz des absolutum dominium waren also die deutschen Offiziere und Beamte von diesem ihnen überdieß widerrechtlich auferlegten Eide vollständig entbunden. Das dänische Volk und der diesem sich fügende dänische König, welchem als solchen die Herzogthümer zu keiner Zeit unterworfen und rechtlich unterthänig waren, hatten nicht die mindeste Berechtigung, von den Söhnen der deutschen Lande zu fordern, daß sie sich den von ihnen einseitig beliebten Umwälzungen fügen sollten, und daher auch nicht die mindeste rechtliche Befugniß, diejenigen, welche zur Wahrung ihrer von dänischer Willkühr unabhängigen Rechte Widerstand leisteten, für Aufrührer zu erklären.

Die „vormärzlichen" deutschen Offiziere standen bei einer Truppe, welche ausschließlich aus den Herzogthümern rekrutirte, in deren zweifellos noch am 24. März 48 zu vollem Rechte bestehenden Grundgesetze es heißt: (vergleiche Seite 47) „Vorbenannte (Die Einwohner des Herzogthums Schleswig, der Lande und Grafschaft Holstein und Stormarn) haben Uns als ihrem Herrn gehuldigt, nicht als einem Könige zu Dänemark, sondern als ihrem Herrn dieser vorgeschriebenen Lande".

War auch die dänische Politik von je her darauf gerichtet gewesen, diese von der Allmacht des dänischen Königs unabhängigen Landesrechte zu beseitigen und, da dieses wegen der stets sofort erhobenen Proteste nicht glückte, mindestens auf allerlei Schleichwegen zu umgehen, zu welchen auch diese widerrechtliche Vereidigung von Offizieren und Beamten gehörte; — war es den dänischen Königen solchergestalt in der That auch wiederholt gelungen, die bekannte Loyalität der deutschen Bevölkerung dahin zu mißbrauchen, daß sie auch sonst noch Manches den Landesrechten Wiederstreitende durchsetzten und einführten, so konnten doch diese einseitigen, weil nie von Ständen und Volk anerkannten Uebergriffe an der Rechtsbeständigkeit des alten Schleswig-Holsteinischen Grundgesetzes auch nicht das Mindeste ändern.

Mit dem Wegfalle des widerrechtlich ihnen auferlegten Eides auf das absolutum dominium war das einzige Band zerschnitten,

welches die deutschen Offiziere und die ihnen unterstellten Truppen an den König von Dänemark als solchen fesselte, und von diesem Augenblicke an war nur der allerdings durch dieselbe Persönlichkeit repräsentirte Herzog von Schleswig-Holstein, aber auf Grund durchaus anders gearteter Rechte ihr Kriegsheer. Es war nun nichts weniger, als eine „alberne unhaltbare Fiktion", wenn die deutschen Offiziere für die Rechte dieses ihres Kriegs- und Landesherrn, welche derselbe nicht einseitig nach Belieben aufgeben oder ändern konnte, gegen dem zum Vollstrecker der nichtswürdigen Uebergriffe der Kopenhagener Umsturzpartei sich herbeilassenden König von Dänemark, wenn er auch gleichzeitig ihr Herzog war, die Waffen ergriffen, und in diesem Widerstande verharren zu wollen erklärten, bis diese Fürsten- und Landesrechte gegen dänische Willkühr sicher gestellt wären. Daß sie zu diesem Widerstande verpflichtet waren durch ihren geleisteten Eid, haben wir in dieser Schrift schon genugsam bewiesen, aber auch, nachdem die aus diesem Eide herzuleitenden Pflichten durch den gänzlichen Umsturz der dänischen Staatsverhältnisse für sie als aufgehoben zu betrachten, waren sie vermöge des zu Recht bestehenden sie jetzt doppelt bindenden Schleswig-Holsteinischen Grundgesetzes nicht minder verpflichtet, in diesem Widerstande zu beharren.

In dieser von Christian I bei seiner Wahl mit den Ständen der Herzogthümer vereinbarten und nachmals von jedem seiner Nachfolger bestätigten Akte heißt es wörtlich*): „W o l l t e J e m a n d a u ß e r o d e r b i n n e n L a n d e s d i e s e A r t i k e l k r ä n k e n, so sollen Wir dagegen sein, und ein Jeglicher soll verpflichtet sein, getreulich dazu zu helfen, diesen Brief und Vereinbarung i n a l l e n S t ü c k e n zu beschirmen. W e n n E i n i g e v o n i n n e n u n d a u ß e n d i e s e L a n d e m i t G e w a l t b e s c h ä d i g e n w o l l t e n, o d e r g e g e n L a n d r e c h t h a n d e l t e n, s o m ö g e n u n s e r D r o s t,**) M a r s c h a l l u n d R ä t h e i n U n s e r e r A b w e s e n h e i t U n s e r e U n t e r s a s s e n v e r s a m m e l n, u n d s o l c h e G e w a l t u n d A r g e s a b w e n d e n; d a z u s o l l e i n J e d e r h e l f e n". Man sieht, wie das Königsgesetz das Recht des Königs an die Spitze stellt, so diese Verfassung das Recht des Landes, beide verlangen aber von Allen, die es angeht, das unbedingte Eintreten für dasselbe auch ohne a u s d r ü c k l i c h e n Befehl.

Wir haben im Vorstehenden wohl zur Genüge nachgewiesen, daß von einem Eidbruche der „vormärzlichen" Offiziere in keiner Weise die Rede sein kann, und daß ihnen ein solcher nur von Leuten, denen die einschlägigen Verhältnisse vollständig unbekannt waren, imputirt werden konnte. Gerade diese „vormärzlichen" Offiziere haben mit seltener Pflichttreue und Loyalität den gegen sie erhobenen Anfeindungen gegenüber gehandelt, und diese Loyalität ausgedehnt weit über das Maaß hinaus, welches streng nach dem Rechte von ihnen verlangt werden durfte.

*) Vergleiche Seite 48.

**) Hier die provisorische Regierung.

Nach Wortlaut und Willen des Königsgesetzes war Friedrich VII. seines Thrones verlustig in dem Augenblicke, wo er das Königsgesetz fallen ließ, mithin auch nach dem Eide nicht mehr ihr rechtmäßiger Kriegsherr. Desgleichen nach dem Wortlaut und Willen des Schleswig-Holsteinischen Grundgesetzes hatte er den Thron der Herzogthümer verwirkt, sobald er, wie dies bei seiner Thronbesteigung bereits angedeutet, in seiner Antwort an die deutsche Deputation vom 24. März 48 aber ausdrücklich erklärt wurde, die von seinen Vorfahren beschworenen Landesrechte anzutasten beschloß. In diesem beschworenen Grundgesetze heißt es (vergl. Seite 49) wörtlich: — — — „und alsdann soll er (der neue König-Herzog) verpflichtet sein, alle Artikel und Privilegien, welche Wir den vorgenannten Landen und Einwohnern (von Schleswig-Holstein) gegeben und besiegelt haben, bei aller ihrer Kraft aufs Neue zu befestigen, bestätigen, verbessern und beschwören. Wenn er solches nicht eingehen wollte, alsdann sollen die vorbenannten Einwohner nicht verpflichtet sein, denselben König zu ihrem Herrn zu wählen, und sollen sie demnächst Einen Unserer nächsten Erben zu ihrem Herrn wählen." Wenn auch, 1650 dieses, aber stets auf ein Mitglied des Oldenburgischen Fürstenhauses beschränkte Wahlrecht in ein Erbrecht und zwar nach dem Rechte der Erstgeburt und der Linealerbfolge im Mannesstamme umgewandelt wurde, so konnte dadurch die Rechtsbeständigkeit des übrigen Inhaltes dieses Gesetzes, welches durchaus im Geiste jener Zeit gleich dem dänischen Königsgesetze den Fürsten seines Thrones verlustig erklärte, welcher gegen dieses Grundgesetz handelte, in keiner Weise abgeändert, oder gar als aufgehoben betrachtet werden. Da vielmehr am 24. März 48 dieses Gesetz, welches nie und nirgend aufgehoben, voll und ungeschwächt zu Recht bestand, — einseitige Verleugnung dänischer Machthaber konnte die Kontinuität dieses Rechtes nicht stören, — so wäre es keine rechtswidrige, sondern durchaus rechtsgemäße Handlung gewesen, wenn nachdem Friedrich VII. hüben wie drüben solchergestalt seinen Thron verwirkt, Armee und Volk nunmehr die Verbindung mit dem sich jetzt so feindselig zeigenden Dänemark gelöst, und den nächstberechtigten Erben, den Herzog von Augustenburg auf den Thron der Herzogthümer berufen hätten. Aber die sprüchwörtliche Holstentreue bewährte sich auch hier, und dachte nicht entfernt daran, diese nach strengem Rechte so nahe liegende Konsequenz zu ziehen.

Wie wenig auf ein Entgegenkommen Seitens des Herzogs von Augustenburg und seines Hauses zu rechnen gewesen wäre, wenn wirklich das Land eine solche Konsequenz hätte ziehen wollen, haben wir bereits gezeigt und werden wir des Weiteren und zwar schlagend zu beweisen noch Gelegenheit haben, aber eben so wenig — abgerechnet eine überdieß für die Augustenburger gewiß nicht eintretende verschwindende demokratische Minorität, welche um ihrer Zwecke willen den Ruf: „Los von Dänemark" von vornherein auf ihre Fahne schrieb

— also eben so wenig dachten Offiziere und Beamte, Truppen und das Ausschlag gebende Volk daran, sich von Dänemark zu trennen, so lange ein Sproß des Mannesstammes aus dem Oldenburger Fürstenhause auf dem dänischen Königsthrone saß; sie wollten nur ihre beschworenen Landesrechte gesichert wissen, dann aber nach wie vor zu Dänemark stehen. Es trat hier gegen die Person des angestammten Herrschers die denkbar größte Loyalität einer frei von jedem Servilismus im Vollgefühle ihres guten Rechtes beharrenden Bevölkerung zu Tage. Seiner Person wollte man, wie er auch von der dänischen Nationalpartei zuerst gezwungen, dann bethört sich gegen die Herzogthümer vergangen haben mochte, unverbrüchliche Treue halten bis zum letzten Augenblicke, aber wie andererseits das Volk der Herzogthümer auch nie in der Treue gegen das Land seiner Väter gewankt, so fühlte es nicht minder gewissenhaft die Pflicht, seinen Herzog, den als solchen anzuerkennen Jeder mit Freuden jeden Augenblick bereit war, daran zu hindern, daß er in seiner gleichzeitigen Eigenschaft als König von Dänemark die pflichtmäßige Treue gegen seine angestammten deutschen Lande breche. Das war der Puls- und Herzensschlag, das war die tiefinnerste Ueberzeugung der Bevölkerung der Herzogthümer, aus welcher allein deren Haltung während jener Kriege gegen Dänemark verstanden werden will und kann.

Aus dieser das ganze Volk durchdringenden Ueberzeugung hervorgegangen war es wahrlich kein Spott verdienendes Phantom, für die Rechte des Herzogs auf seine deutschen Lande zu fechten, welche von der dänischen Regierung und dem dänischen Volke ob mit oder ohne Willen des Königs angegriffen wurden, und eine nicht genug zu verurtheilende Frivolität ist es, die Ueberzeugung eines so rechtstreu denkenden und handelnden, eines so durch und durch loyalen Volkes eine alberne unhaltbare Fiktion zu nennen, nur aufgestellt, um einen illegalen Aufruhr zu bemänteln.

So hoffe ich denn, daß es aus meiner Darstellung der maßgebenden Verhältnisse klar geworden ist, daß die sogenannten „vormärzlichen" Offiziere durch ihren dem Königsgesetze analog gebildeten Eid verpflichtet waren, gegen die dänische Umsturzpartei die Waffen zu ergreifen, und, nachdem das Königsgesetz und mit ihm ihr Eid gefallen, dies nicht minder durch den für einen solchen Fall vorgesehenen Passus des von jedem Könige als Herzog beschworenen, in voller Gültigkeit bestehenden, jetzt für sie allein maßgebenden Schleswig-Holsteinischen Grundgesetzes; und daß ferner auch nach der rigorosesten Auffassung rechtlich ein Eidbruch ihrerseits nicht konstatirt werden kann. Aber auch moralisch ist Offizieren und Beamten, Armee und Volk ein solcher nicht zu imputiren. Bei einem Volksstamme, dem die Treue gegen den Fürsten und die Treue gegen das Land so zur anderen Natur geworden, daß es ihm untrennbare Begriffe waren, wurde der Gedanke des „unfreien Herzogs,"

der eben so wenig die Treue gegen sein Land brechen konnte und durfte, so natürlich geboren, daß Armee und Volk in vollster Treu und Glauben sich von demselben leiten ließen, und nicht dies, was Auswärtige bezweifeln zu müssen glaubten, sondern nur das Nichtvorhandensein dieser Ueberzeugung dem Kenner des Volkes Erstaunen erregt haben würde. Nie und nimmer haben Armee und Volk gegen ihren Landesherrn als solchen gefochten, weil dies bei der loyalen Denkweise eben unmöglich war. Mit welcher Indignation die Armee eine derartige Zumuthung zurückwies, werden wir später sehen, als in der That von demokratischer Seite der Versuch gemacht wurde, Friedrich VII. seines Rechtes auf den Thron der Herzogthümer verlustig zu erklären.

Aus dieser Denkweise der Bevölkerung, welcher Alles, was jetzt vorging, als ganz selbstverständlich erschien, erklärt sich auf die natürlichste Weise die durchaus gesetzmäßige in allen Drangsalen des Krieges bewahrte Haltung, welche das ungetheilte Erstaunen der damals unser Land besuchenden Fremden erregte; sie erwarteten Aufruhr und fanden ein durchaus ruhiges Land. Von dem Augenblicke an, wo die provisorische Regierung im Namen des „unfreien Herzogs" die Zügel ergriff, bewegte sich alles im alten Geleise, als wäre es von jeher so gewesen. Wohl zog man opferfreudig in den pflichtmäßigen Kampf für das Recht des Vaterlandes, aber nirgend zeigte sich der turbulente Jubel einer von lästiger Fessel sich befreit fühlenden Volksmasse, weil man eben keine Fessel abgestreift hatte und abstreifen wollte. Die Schwärmer von 48 zuckten die Achseln über diese phlegmatischen Menschen, welche einer wirklichen Begeisterung für Alles, was die Völker damals bewegte, nicht fähig wären, und gaben dieser Lauheit, (?) aus welcher das Land nicht aufzurütteln sei, die Schuld an dem schließlichen Untergange unserer Sache; — wir nennen es Landes- und Fürstentreue, und glauben, durch dieses strenge Festhalten am Rechte, welches nirgend die gesetzmäßigen Grenzen weder in Form noch That überschritt, den Dank unseres jetzigen großen Vaterlandes, dem wir so die Wege ebneten, ehrlich verdient zu haben.

Wer Recht hat, mag der Leser mit sich selbst ausmachen, — hier galt es nur, Charakter und Denkweise des Schleswig-Holsteinischen Volksstammes in das richtige Licht zu stellen.

Daß übrigens auch Friedrich VII. diese Denkweise der Bevölkerung nicht unverständlich war, zeigt die in der ihm eigenen frivolen Weise, hinter welcher er oft ernstere Gedanken zu verbergen pflegte, verbürgte gegen seine unmittelbare Umgebung gethane Aeußerung: „Ich bin eigentlich der glücklichste Kriegsherr, den man sich denken kann; verlieren kann ich gar nicht, denn entweder siegen meine Dänen oder meine Schleswig-Holsteiner, — beide kämpfen sie für mich!"

12. Kapitel.

Bekanntgabe der Besetzung Rendsburgs an die Bevölkerung der Herzogthümer. Verfahren gegen die bei der deutschen Truppe ausgetretenen Offiziere dänischer Nationalität. Die ersten Handlungen der provisorischen Regierung, und die ersten Anzeichen verschiedener Auffassung der Mitglieder betreffs der Tragweite des unternommenen Schrittes. Die Adresse an den König-Herzog und dessen Antwort. Militairische Maßnahmen. Rückkehr der Deputation von Kopenhagen. Olshausens Eintritt in die provisorische Regierung. Rückkehr des Herzogs von Augustenburg von Berlin und dessen Stellungnahme zur provisorischen Regierung.

Sofort, nachdem der Prinz von Noer das Kommando in Rendsburg übernommen, wurde die Besetzung der Festung den Bewohnern der Herzogthümer mit nachstehender Bekanntmachung kundgegeben:

„An die Schleswig-Holsteiner! — Es hat sich eine provisorische Regierung Namens des Königs-Herzogs für die Herzogthümer in Kiel gebildet, an deren Spitze Sr. Durchlaucht der Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Beseler und andere gleichgesinnte Männer stehen, und an der Spitze des Lauenburger Jägerkorps hat Sr. Durchlaucht soeben seinen Einzug in Rendsburg gehalten. Rendsburgs Garnison ist zu uns übergegangen. Im Auftrage Sr. Durchlaucht wird dies allen Schleswig-Holsteinern sogleich bekannt gemacht, und werden alle Orte und Distrikte dringend aufgefordert, möglichst schleunigst uns zahlreiche Mannschaft zur Vertheidigung des Landes nach Rendsburg zu schicken."

Rendsburg, in der allgemeinen Bürgerversammlung, d. 24. März 1848.

Im Auftrage der pr. Reg.
O. W. Bendt.

Gleichzeitig war von dem in Kiel noch zurückgebliebenen Mitgliede der pr. Reg., dem Grafen Reventlou-Preetz die eigentliche uns schon bekannte Proklamation der provisorischen Regierung an alle Behörden des Landes versandt mit der Aufforderung, dieselbe in den betreffenden Amtsbezirken bekannt zu machen, die provisorische Regierung anzuerkennen und sich derselben zur Verfügung zu stellen. Dieselbe wurde überall mit Jubel begrüßt, und in allen Distrikten die provisorische Regierung als den Landesherrn vertretend anerkannt; selbst in den nördlichen Distrikten Schleswigs verhielt sich nur eine kleine Minderzahl der niederen Volksklasse vorläufig abwartend.

Nachdem die am 24. März durch Genneralmarsch auf dem Paradeplatze versammelte Garnison Rendsburgs wieder in die Quartiere abgerückt war, bezog auch der Prinz ein Quartier, und ließ es sich

nun vor Allem angelegen sein, eine nach einer Seite hin unvermeidlich peinliche, nach anderer Seite hin aber von besonderem Entgegenkommen zeugende Abmachung mit den ausgetretenen Kameraden dänischer Nationalität zu treffen.

Verschiedene dieser dänischen Offiziere hatten sich sofort, nachdem sie ihre Chargen niedergelegt, auf verschiedenen Wegen, die in Holstein stehenden wohl zumeist auf dem Wege über Lübek nach Dänemark begeben, und sich so freie Hand für ihr späteres Handeln gewahrt; denjenigen aber, welche zur Zeit, als die provisorische Regierung bereits mit voller Macht an die Spitze des Landes getreten war, noch in den Herzogthümern zurückgeblieben, bot der Prinz, gegen Abgabe ihres Ehrenwortes, nicht gegen die Herzogthümer in dieser Landessache fechten zu wollen, Ertheilung von Pässen zur ungehinderten Reise nach Dänemark, 50 Reichsthaler Reisegeld, eine volle Monatsgage und Bezahlung ihrer sie an der Abreise etwa hindernden Schuldposten in der Garnison, Anerbietungen, welche gewiß nicht das Gepräge irgend welcher feindseligen Stimmung gegen die Herren trugen. Einzelne von denen, welche im Augenblicke der Noth von diesem freigebigen Anerbieten Gebrauch machten, dachten unehrenwerth genug, später zu erklären, daß ein „Insurgenten" gegebenes Ehrenwort nicht bindend sei. Andere, welche das Ehrenwort nicht geben wollten, wurden als Gefangene zurückbehalten, und später ausgewechselt; einzelne blieben auch freiwillig in den Herzogthümern, wie der General v. Lützow und sein Generalstabsoffizier, der Oberst v. Römling, welche beide sich nach der Stadt Schleswig verfügten, und dort dauernden Aufenthalt nahmen.

Wie wenig man sich an leitender Stelle in Kopenhagen klar war über das gegen die Offiziere dänischer Nationalität, welche ihre Chargen in den Herzogthümern niedergelegt hatten, ein zu haltende Verfahren zeigt die so verschiedenartige Behandlung, welche diesen beiden letztgenannten Offizieren später zu Theil wurde und welche hier gleich Erwähnung finden mag, da sie die Richtigkeit meiner Darstellung der leitenden Gedanken, wie ich sie im vorigen Kapitel gegeben, zu bekräftigen geeignet sein dürfte.

Als nach dem für uns unglücklichen Gefechte bei Bau am 9. April Friedrich VII. mit seiner Armee in Schleswig einrückte, erbat der Oberst v. Römling im Auftrage seines, wie schon bemerkt, gleichfalls in der Stadt Schleswig domicilirenden aber erkrankten Chefs, des Generals v. Lützow, eine Audienz, um Sr. Majestät gegenüber die Gründe ihrer Handlungsweise darzulegen, wurde indessen von dem Kriegsminister Tscherning (!), dem die freimüthige Aussprache dieser so stichhaltigen Gründe dem Könige gegenüber gewiß unbequem war, mit dem Bescheide abgewiesen: „Sr. Majestät könne den Oberst v. Römling nicht sehen, bevor er nicht vor ein Kriegsgericht — (was natürlich vorher über ihn entschieden haben sollte) — gestellt gewesen sei." — Als Antwort bat Römling um dies Kriegsgericht, da eben

dasselbe der Zweck der erbetenen Audienz gewesen sei. Statt des erwarteten Kriegsgerichtes erfolgte indessen Römlings Entlassung mit vollem Gehalte; dazu erhielt er in ehrenvoller Weise die Erlaubniß, in Schleswig zu bleiben, wo er auch während der 3 Kriegsjahre verblieb und später gestorben ist.

General von Lützow wurde später nach seiner Wiederherstellung in Kopenhagen vor ein Kriegsgericht gestellt und mit halbem Gehalte entlassen.

Beide Offiziere hatten nach bestem Gewissen gehandelt; der eine wird ehrenvoll mit vollem Gehalte verabschiedet, der andere kriegsgerichtlich verurtheilt! — Ueber den Obersten v. Römling entschied eben der König selbst in Schleswig, über den General v. Lützow ein Kriegsgericht in dem fanatisirten Kopenhagen, welches strafen mußte, wenn es sein eigenes Handeln nicht verurtheilen wollte.

Wir haben schon früher erwähnt, daß selbst einige Offiziere dänischer Nationalität sich am 24. März bereit erklärten bei der deutschen Truppe zu verbleiben, und mit derselben für die Rechte des Landesherrn zu kämpfen, von dem Prinzen aber zurückgewiesen wurden.

Man hat dem Prinzen aus dieser Zurückweisung einen schweren Vorwurf gemacht. Man deutete ihm dies als Ausfluß seiner „gewohnten launenhaften Schroffheit" gegen die dänischen Offiziere, bei denen er aus diesem Grunde wenig beliebt war, und fand es doppelt unverantwortlich, einer solchen Laune Raum zu geben in einem Augenblicke, wo jeder gediente Offizier mehr für die Armee von unschätzbarem Werthe war. — Wer so über den Prinzen urtheilt, kannte oder verstand sein Wesen nicht. Ich möchte nicht nur bezweifeln, daß wir es hier mit einer unbedachten Laune zu thun haben, sondern, soweit des Prinzen Charakter und Denkungsart mir bekannt geworden, möchte ich sogar zu behaupten wagen, daß diese Zurückweisung mit voller reiflicher Ueberlegung geschehen, und nach dem von ihm eingenommenen Standpunkte zu unserer Sache — ob man denselben billigen will, ist eine andere Frage — ganz korrekt und zielbewußt war.

Man ist von verschiedenen Seiten bemüht gewesen, den Mann zu verkleinern und in jeder Weise herabzusetzen, der Prinz hat aber in unserer Geschichte und namentlich zu der Zeit, in deren Schilderung wir gerade begriffen sind, eine so hervorragende Rolle gespielt, und sich so unleugbar große Verdienste um unsere Sache erworben, daß wir in unserer Bemühung nach allen Seiten hin gerecht zu bleiben, als gewissenhafte Berichterstatter uns verpflichtet fühlen, mit dem Charakter und Wesen des Prinzen uns eingehender zu beschäftigen, um manche ganz ungerechte, wie manche weit über das zulässige Maß hinausschießende Beschuldigung seitens seiner Gegner zurückzuweisen.

Der Prinz war eine durch und durch aristokratisch veranlagte, streng am Legitimen haltende Natur, Concessionen nach anderer Richtung hin, weil seiner inneren Natur widerstrebend, wenig, vielleicht überhaupt nicht zugänglich. Man glaubte dies mit der ab-

fälligen Bezeichnung „Eigensinn" und „Schroffheit" abfertigen zu können. „Einseitig" und „wenig staatsmännisch" mag man es nennen, aber es war in der That der Ausfluß eines in dieser Richtung in sich gefesteten Charakters, dessen Handlungen nur aus diesem Gesichtspunkte gerechter Weise beurtheilt werden können.

Die warme Strömung des Völkerfrühlings von 48 ließ, wie nicht anders zu erwarten, den Prinzen außerordentlich kühl, ja sie war ihm zweisellos in hohem Grade unsympathisch, und nie würde er sich herbeigelassen haben, sich an derselben zu betheiligen oder gar mit seinem Namen für dieselbe einzutreten. Aber an aufrichtiger Vaterlandsliebe — nach seiner Auffassung bildeten natürlich nur die Herzogthümer sein Vaterland — stand er schwerlich gegen die Schwärmer von 48 zurück, doch bildete auch hier das streng legitime Recht die Richtschnur für die Zulässigkeit seiner Handlungen, für dieses Recht aber war er, wie er voll bewiesen, zu jedem persönlichen Opfer bereit. Jeden Falles stand er so da als der geeignetste und vollendete Träger des Gedankens des „unfreien Herzogs", wie kein zweiter in den Herzogthümern zu finden war!

Daß Denken und Handeln eines so gearteten Mannes mit den Liedern der Völkerfrühlingslerchen nicht in Harmonie zu bringen war, — daß ein Mann von solchen Anschauungen allen politischen und namentlich den demokratischen Gegnern eine höchst unsympathische Persönlichkeit wurde, und daß er selbst den Männern, welche im Allgemeinen der gleichen Anschauung huldigend mit ihm für die Sache des Landes eingetreten waren, sich aber der Einsicht nicht verschließen konnten, daß ohne der Zeitströmung Rechnung zu tragen, eine Durchführung der Sache unmöglich sein dürfte, — daß er also auch diesen — Ehrenmännern gleich ihm — durch sein starres Festhalten an der einmal gefaßten Rechtsanschauung unbequem werden, und ihnen ein Zusammenwirken mit ihm auf die Dauer inopportun erscheinen mußte, ist erklärlich und in den Ereignissen, welche zur Rücksichtslosigkeit zwangen, begründet, — das aber berechtigt nicht, einen Charakter zu verurtheilen, welcher streng dem gefolgt, was er für Recht hielt, — das rechtfertigt nicht, den unabtragbaren Dank, dessen er sich um unser Land unstreitig verdient gemacht hat, schuldig zu bleiben. Er hat das Beste des Landes ehrlich erstrebt wie nur sonst einer unserer Mitstreiter damaliger Zeit. Mögen Andere sich vindiciren, unter den gegebenen Verhältnissen richtigere Wege eingeschlagen zu haben, Niemand aber wird dem Prinzen nachsagen können, daß er im eigenen Interesse seine Wege gegangen, und damit steht er als unantastbarer Ehrenmann da, und fällt jedes Recht zu gehässiger Beschuldigung.

Es soll hier gewiß nicht geleugnet werden, daß manche gehässige Anfechtung von dem Prinzen selbst provocirt worden durch die scharfe Kritik, welche er später im Unmuthe über die ihm gewordene Behandlung gegen seine Mitgenossen in der Regierung und andere Männer damaliger Zeit geübt hat, und gewiß würde es ihn mehr

geehrt haben, wenn er seine Vertheidigung mehr von persönlichen Angriffen frei gehalten hätte, aber in hohem Grade mildernd steht ihm zur Seite, daß er vollen Grund hatte, erbittert zu sein über die jeder Dankesschuld vergessenden Weise, in welcher man ihn bei Seite zu drücken sich berechtigt hielt, angeblich im wohlverstandenen Interesse des Landes, in der That, weil man sein ehrliches Wollen und Handeln auf der einen Seite verkannte, auf der anderen Seite, weil unbequem, nicht verstehen wollte. Es stießen hier nicht allein sich scharf gegenüber stehende Parteiansichten, sondern so grundverschiedene Naturen auseinander, daß sie sich gegenseitig nicht verstehen konnten. Jeder des rechten Weges sich bewußt vindicirte sich das Recht, den Anderen angreifend zu vernichten, und der Prinz nicht minder im Vollgefühle seines ehrlichen Strebens vergalt mit gleichen Waffen. Wer den mißverstandenen Prinzen ob seiner Vertheidigung schmäht, muß in gleichem Maße die von dem Prinzen mißverstandenen Angreifer verurtheilen. Ich wiederhole es, — an Vaterlandsliebe und ehrlichem Streben für das Beste des Landes war ihm keiner seiner Widersacher überlegen, aber so verschieden geartete in sich gefestete Charaktere, wie der Prinz, Reventlou und Beseler — Olshausens Opposition war von vornherein selbstverständlich und Parteisache, daher nicht entscheidend — folgten naturnothwendig anderen Anschauungen und Wegen, was schließlich zu den unliebsamen Collisionen führen mußte, welche die Beseitigung des Prinzen zur Folge hatten. Daß man dabei so ganz vergessen, oder mindestens den Ausdruck versäumen konnte, daß das Land die Möglichkeit der Erhebung und der Vertheidigung deutschen Rechtes lediglich der Thatkraft des Prinzen in dem entscheidenden Augenblicke zu danken hat, ist nur geeignet, die Erbitterung des Prinzen über dieses das Land wenig ehrende Verhalten als eine durchaus gerechtfertigte erscheinen zu lassen.

Zum Verständniß jener Vorgänge wie der sich in manchen Kreisen überhaupt kundgebenden Stimmung gegen den Prinzen muß auf zwei Punkte hingewiesen werden, welche man gemeiniglich und sehr zu Unrecht übersieht.

Als Prinz des zunächst erbberechtigten Fürstenhauses war er durch Fürstenpflicht und recht doppelt gebunden, auch nicht um eines Haares Breite von dem streng legitimen Rechte abzuweichen, und sich von Allem fern zu halten, was sich mit diesem nicht ganz und voll deckte; seinem Wollen und Handeln waren also durch Stellung und Geburt viel engere Schranken gezogen, als den übrigen für die Sache des Landes mit ihm eintretenden Männern. Daher einerseits das rückhaltlose Eintreten mit seiner Person für Alles, was sich ohne Zwang aus diesem legitimen Rechte ableiten ließ, und daher andererseits kein hartnäckiger, oder wie seine das Motiv nicht erwägenden Gegner es nannten, „sein unverständig eigensinniger" Widerstand gegen Alles, was er mit Begriff und Consequenz, dieses strengen Rechtes

nicht decken zu können glaubte. Er ging darin gewiß oft zu weit, oder vielmehr hielt sich in zu engen Grenzen, aber es war und blieb immer eine Achtung verdienende Folge des ihm zur anderen Natur gewordenen legitimen Rechtsgefühles, welches freilich das ihm persönlich zustehende Recht von Anderen ebenso scharf geachtet wissen wollte, was manche zu seinem Nachtheile ausgebeutete Vorgänge in seinem Privat- wie Dienstleben einfach erklärt. — Dazu kam noch, daß er vermöge seiner Verbindungen zweifellos häufig besser unterrichtet war über die maßgebenden Strömungen in dem Europäischen Staatenkonzerte, als seine ihn drängenden Mitregenten, welche lediglich nach eigenem Wissen und Urtheil handeln zu können glaubten.

Dann aber wolle man vor Allem nicht vergessen, daß seit der 1842 zwischen dem Herzog Christian August und Christian VIII. stattgehabten Unterredung über die Erbfolge (vergl. Seite 41) von einer intriguanten Regierung mit dem ganzen ihr zu Gebote stehenden Beamtenapparate in rücksichts- und schamlosester Weise das ganze Land und verzugsweise die unmittelbar Unterstellten gegen die Mitglieder des Augustenburger Fürstenhauses aufgehetzt, und dadurch gegenseitige Erbitterung hervorgerufen wurde, deren thatsächlicher Anlaß nur das gehässige Vorgehen dieser gewissenlosen Regierung war. Eine so von oben herab zu Staatszwecken kontinuirlich fortgesetzte Verhetzung und Verleumdung wird es auch in dem rechtlichst veranlagten Lande fertig bringen, ihr Gift in die Adern weiter Kreise der Bevölkerung dringen zu lassen. Mag ein Volk einem so systematisch verleumdeten Manne ob einer guten That auch noch so laut zujubeln, — bei der geringsten Handlung, welche den Ansichten und Gefühlen Anderer widerspricht, wird der giftige Hauch der Verleumdung wieder aufleben, und den ihn gereichten Ehrenschild erblinden lassen. Unbedeutende, nur nach dem Scheine und augenblicklichem Eindrucke urtheilende Leute, und deren giebt es nur zu viele, werden gleich bei der Hand sein mit der ihnen so geläufigen wegwerfenden Redensart: „Was war von dem Anderes zu erwarten?“, weil sie sich nicht klar machen, daß das leider stets bewährte: „semper aliquid haeret“, (von jeder Verleumdung, und sei sie noch so ungerecht, bleibt immer etwas an dem Verleumdeten hängen), auch ihnen Recht und Fähigkeit zum Urtheilen trübte. — Für die Wahrheit dieses Satzes in Bezug auf das Augustenburgische Fürstenhaus werden wir noch manchen schlagenden Beweis zu bringen in diesen Blättern Gelegenheit haben.

Nach dieser allgemeinen Vertheidigung des Prinzen von Noer, welcher eben sowohl zu meinen alten Kriegskameraden zählt, der mir persönlich stets nur mit Wohlwollen begegnet ist und dem ich als meinem ehemaligen kommandirenden General treue Pietät bewahrt habe, wenden wir uns jetzt wieder zu der besonderen gegen ihn vorgebrachten Anklage betreffs der von ihm am 24. März vom Uebertritte zu unserer Armee zurückgewiesenen Offiziere dänischer Nationalität.

Um die Gedanken, welche ihn bei dieser Gelegenheit leiteten, zu verstehen, müssen wir uns erinnern, daß der Prinz mit dem Dampfboote, welches die deutsche Deputation nach Kopenhagen brachte, einen Brief an den König geschrieben hatte, worin er sich anheischig machte, als Statthalter und kommandirender General an der Spitze einer vorläufigen Regierungskommission, bestehend aus Reventlow, Beseler und Bargum, für die Erhaltung der Ruhe und Ordnung zu bürgen. (Dies entsprach, nur das Fehlen Bargums abgerechnet, so ziemlich der Situation, in welcher der Prinz sich in jenem Augenblicke zu Rendsburg befand.) Der Prinz war nun durchaus nicht die Persönlichkeit sich durch die inzwischen in Kiel stattgehabten Ereignisse von diesem Versprechen entbunden zu halten. Die Nothwendigkeit, die provisorische Regierung zu proklamiren, um das Land vor Anarchie und Unordnung zu bewahren, das war der entscheidende Punkt, welcher den Prinzen, Reventlow und Beseler, Männer, welche jeden Revolutionsgedanken, in welcher Form auch, absolut unzugänglich waren, allein bestimmen konnte, in diese Regierung einzutreten. — Keiner dieser drei, nur im aufrichtigsten Patriotismus handelnder Männer verschloß sich der Erkenntniß, daß man sich vor Allem Rendsburgs und der Mitwirkung der deutschen Truppen versichern müsse, um mit irgend welcher Hoffnung auf Erfolg die vom Süden wie vom Norden andrängende Revolution dem Lande fern und die im Lande selbst gährenden Elemente nieder halten zu können. Die Besetzung Rendsburgs ist wohl ein in der Weltgeschichte vereinzelt dastehender Fall, wo die königstreuesten Männer einen Akt begingen, welcher von Fernerstehenden als ein Beweis krassesten revolutionären Treibens gebrandmarkt wurde, während er in der That nur der loyalsten Ueberzeugung entsprang, in dem gegebenen Augenblicke für Fürst und Land das allein Richtige zu thun. In der That war denn auch dieser so vielfach falsch geschilderte und irrig gedeutete Zug nach Rendsburg ein in erster Linie gegen innere, erst in zweiter Linie gegen event. äußere Feinde gerichteter. Zweiffellos hielt der Leiter desselben, der Prinz von Noer, an dieser Auffassung fest, bis er sich überzeugen mußte, daß jede Stimme besonnener Vorstellung von der zu roher illegaler Gewalt drängenden dänischen Revolutionspartei übertobt wurde, und in Folge dessen Recht und Wohl des Landes energischen Widerstand gegen diese forderte.

Wir wissen, daß der Prinz in seinem Briefe an Friedrich VII. den 24. März als äußersten Termin für eine seine Vorschläge gewährende Antwort gesetzt. Wir sahen ihn, als das Einlaufen des Kopenhagener Dampfschiffes in den Kieler Hafen am 24. früh 6 Uhr signalisirt wurde, das Zeichen zur Abfahrt nach Rendsburg geben, da es, mochte der Dampfer bringen, was er wollte, vor Allem galt, sich faktisch in den Besitz der Gewalt zu setzen, um im Falle der Annahme seine Vorschläge dem Könige sein Wort halten, im Falle konstatirten Sieges der Umsturzpartei dieser zum Schutze des Landes

Widerstand leisten zu können. Das Dampfboot brachte, wie wir berichteten, nur den von jeder übereilten Bewegung abmahnenden Brief der Deputation, erst am 26. brachten die rückkehrenden Deputirten die authentische Antwort des Königs mit der beschlossenen Inkorporirung Schleswigs, welche jede Hoffnung des Landes wie des Prinzen auf einen friedlichen Ausgleich vernichten mußte. Bis dahin war man, wenn auch auf glaubwürdige, so doch nicht authentische Mittheilungen beschränkt, welche bei optimistisch veranlagten Naturen noch immer der Hoffnung Raum ließen, es werde doch vielleicht nicht zum Aeußersten kommen.

Kann man dem Prinzen einen Vorwurf machen, so ist es der, daß er zu lange an der Möglichkeit und der Hoffnung festhielt, seine Vorschläge könnten doch noch in letzter Stunde Eingang bei dem Könige gefunden haben, und er dadurch in den Stand gesetzt werden, einen feindlichen Zusammenstoß mit Dänemark zu verhindern, ein Wunsch übrigens, in dem er sich mit dem gesammten Officiercorps der sogenannten „Vormärzlichen" begegnete. War es zu weit getriebene Königstreue der Pflicht dem Lande gegenüber, war es Ueberschätzung seines Einflusses nach oben wie nach unten, — darüber kann man rechten, aber er glaubte daran, traf demnach die dieser Anschauung entsprechenden Maßnahmen, welche gerechter Weise auch nur aus diesem Gesichtspunkte beurtheilt werden dürfen, und steht ihm den daraus erhobenen Beschuldigungen gegenüber jeden Falles zur Seite, durchaus bona fide gehandelt zu haben.

In dem festen Glauben an diese Mission, welche jede Feindseligkeit gegen die althergebrachte Verbindung mit Dänemark ausschloß, und mit dem festen Willen, dieser dem Könige gegenüber übernommenen Mission nach Möglichkeit gerecht zu werden, hatte er den Zug nach Rendsburg angetreten. Daß die Männer von 48 und deren spätere Gesinnungsgenossen, weil man schon damals ein einiges Deutschland erringen zu können glaubte, dem Prinzen ein solche Denk- und Handlungsweise als Verrath an der „heiligen Sache des Vaterlandes vorwerfen, thut dem Charakter und der Handlungsweise des Prinzen auch nicht den mindesten Abbruch, weil er einer „heiligen Pflicht gegen Fürst und Land" zu genügen g l a u b t e, nichts aber in seinem e i g e n e n I n t e r e s s e unternahm. So konnte er mit dem ruhigsten Gewissen, keinen irgendwie feindseligen Schritt gegen den legitimen Landesherrn und das legitime Recht zu planen, in Mitten der Rendsburger Bataillone treten, und diese in dem kritischen Augenblicke ihm so klar auf die Stirn geschriebene Ueberzeugungstreue wirkte derartig auf die Officiere, dänische wie deutsche, daß sie es war, welche Rendsburg eroberte, nicht aber die Hand voll den Prinzen begleitender Leute oder gar die versuchten Wühlereien der demokratischen Partei.

Sobald der Prinz die Gewalt in Händen hatte, mußte er für die Eventualität der königlichen Sanction vor allem sein Augenmerk

darauf richten, der täglich mehr um sich greifenden Animosität gegen Alles, was dänisch war, in jeder Weise entgegen zu arbeiten, und Alles zu beseitigen, was diese zu fördern geeignet erschien, da er nur so hoffen durfte, sein dem Könige verpfändetes Wort, Ruhe und Ordnung in den Herzogthümern aufrecht zu erhalten, einlösen zu können, wie denn überhaupt die Wahrung der alten Verbindung mit Dänemark, so lange sie auf rechtlichem Wege zu ermöglichen war, ihm aufrichtig am Herzen lag, — ein neuer Beweis, wie die dänischen Beschuldigungen einer von langer Hand vorbereiteten Verschwörung gegen das dänische Königshaus und dessen legitimen Rechte wohl Niemand mehr zu Unrecht getroffen haben, als den Prinzen von Noer und dessen von gleichen Gesinnungen erfüllten Bruder, den Herzog Christian August von Augustenburg. — Zugleich illustrirt diese der Wahrheit voll entsprechende Darstellung passend die Behauptung des Herrn Otto Fock: „Die Augustenburger hätten sogar Mühe gehabt, sich neben Anderen einen Platz in der Regierung zu sichern." — Nun, der Prinz war mit der entschiedenen Absicht nach Kiel gegangen, die Gewalt — freilich nicht im Sinne Otto Fock's — in die Hand zu nehmen, und ohne ihn hätten sie Rendsburg, wenn überhaupt, jedenfalls nicht so leichten Kaufs bekommen. Otto Fock hat den Fehler begangen, seine Geschichte zu früh und unter dem frischen Eindrucke der Ereignisse zu schreiben; jetzt würde er über Manches auch anders urtheilen.

Die Unbeliebtheit des Prinzen von Noer bei den dänischen Officieren, namentlich den jüngeren rührte wohl neben der stets thätigen officiellen Verleumdung hauptsächlich daher, daß der Prinz sie, wie auch die in den Herzogthümern angestellten dänischen Beamten, um mich eines vulgären Ausdrucks zu bedienen, gründlich auf dem Striche hatte, weil er in ihrem oft provocirenden Auftreten einen Hauptanlaß zu der stets wachsenden Animosität gegen alles Dänische sah. Unterstützt wurde diese seine Auffassung allerdings durch die Vorgänge bei der 1845 erfolgenden Auflösung der Rendsburger Bürger-Artillerie, gegen welche Maßregel der Prinz als damals in den Herzogthümern kommandirender General sich nach Möglichkeit verwandt, aber dieselbe dem schon platzgreifenden Danisirungssystem gegenüber nicht verhindern konnte, und doch war diese königliche Maßregel, welche damals viel böses Blut im Lande machte, lediglich durch provocirendes Benehmen übermüthiger junger dänischer Officiere veranlaßt. Der Prinz glaubte nun, daß seiner Bemühung, alle Reibungen zu vermeiden, und die alten Zwistigkeiten vergessen zu lassen, die Anwesenheit solcher Elemente in den Herzogthümern nur hinderlich sein könnte, und ergriff mit Freuden die Gelegenheit, sich dieser für den Zweck, welchen er damals in erster Linie im Auge hatte, unbequemen Leute möglichst rasch zu entledigen. Dies war lediglich der Grund, aus welchem der Prinz am 24. März die sich zum Uebertritte in unsere Armee meldenden Offiziere dänischer

Nationalität zurückwies. Am 26., wo die Losreißung Schleswigs von Holstein offiziell ausgesprochene Absicht, damit jeder friedliche Ausgleich zwischen den Herzogthümern und Dänemark unmöglich geworden, und nun die Schlagfertigkeit der Armee, welche durch jene Maßnahme allerdings geschwächt wurde, in erste Linie gerückt war, würde er, der für die Unverletzlichkeit des legitimen Rechtes mit seiner Person einzutreten unter allen Umständen gewillt war, gewiß anders gehandelt haben, am 24. März aber, wo er noch an die Möglichkeit seiner lediglich auf die Beruhigung der Herzogthümer gerichteten Mission glaubte, war seine Handlungsweise eine seinem Anschauungspunkte voll entsprechende und ganz korrekte, und kann gerechter Weise kein Vorwurf gegen ihn daraus abgeleitet werden.

Die zurückbleibenden deutschen Offiziere forderten als Bedingung ihres Eintrittes in die Armee — und hier zeigte sich, wie die Anschauung des Prinzen sich voll und ganz mit derjenigen der „vormärzlichen" Offiziere deckte — die unumwundene Erklärung, „daß es sich hier nicht um eine Absetzung des derzeitigen Landesherrn oder eine Trennung von Dänemark handele, — eine Zusicherung, welche der Prinz aus vollster innerer Ueberzeugung geben konnte, wie denn auch die Bevölkerung der Herzogthümer in der Ausschlag gebenden Mehrheit zu dieser Auffassung stand, und wer die Bewegung jener Tage verstehen und darüber urtheilen will, muß diese Grundanschauung von Regierung, Armee und Volk als entscheidenden Faktor in Rechnung ziehen.

Am Nachmittage des 24. März trafen Graf Reventlow-Preetz und Herr M. T. Schmidt aus Kiel und am Morgen des 25. Advokat Bremer aus Flensburg in Rendsburg ein und die provisorische Regierung konnte als solche ihre erste Sitzung halten.

Selbstverständlich mußte ihr künftiges Verhältniß zu den Behörden, wie ihr eigener Wirkungskreis den ersten Gegenstand ihrer Verhandlungen bilden, aber gleich in ihrer ersten Sitzung zeigte sich, daß diese Männer nur in der oben geschilderten dem ganzen Lande eigenen Grundanschauung und dem opferwilligen Patriotismus, welcher sie zusammengeführt, eine Heil versprechende Einheit bildeten, die Ansichten dagegen über das, was unter diesen eigenthümlichen Verhältnissen zu thun ihnen zuständig sei, derartig weit auseinander gingen, daß ein gedeihliches Zusammenwirken so in ihren Grundansichten fest verharrenden Männer, von denen keiner geartet oder gewillt war, dem Andern in dieser Richtung wesentliche Concessionen zu machen, in der That, und namentlich nach dem Hinzutritte des radikalen Ohlshausen, schon damals auf die Dauer unmöglich erscheinen ließ. Wir haben hierbei natürlich nur den Prinzen, Reventlow, Beseler und Ohlshausen im Auge. Ohne den andern Herren irgendwie zu nahe treten zu wollen, so waren und blieben doch die vier erstgenannten Männer die allein Ausschlag gebenden in der Regierung. Die am weitesten divergirenden Elemente, der Prinz und Olshausen,

schieden denn auch bald aus diesem Wirkungskreise. Der erstere in nicht zu entschuldigender Form bei Seite gedrängt, im September, nachdem ihm der letztere bereis im August freiwillig vorausgegangen, „weil seine Rolle in der provisorischen Regierung ausgespielt sei.“ — Ueber beide Fälle später Näheres.

In dieser ersten Sitzung entwickelte der Prinz seine Ansicht nun dahin, daß die gesammte Verwaltung nach den bestehenden Normen und Gesetzen dem schleswig-holsteinischen Regierungskollegium zu übertragen sei, und die provisorische Regierung, als Vertreterin des abwesenden Landesherrn, aber zu irgend welcher durchgreifenden landesherrlichen Machtbefugnis von diesem nicht bevollmächtigt, sich darauf beschränken müsse, die Entscheidungen in laufenden Angelegenheiten zu treffen, welche sonst von den Immediatkollegien oder aus dem Kabinet ertheilt würden. Der Zweck, zu welchem die provisorische Regierung errichtet, sei ja ausschließlich gewesen, das Bestehende erhalten zu wollen, und daher könne von Neuerungen oder Gesetzänderungen keine Rede sein. — Das war allerdings ein konservatives Programm, wie es starrer kaum gedacht werden kann, und wenn der Prinz auch, als es wider sein Hoffen zum Kriege kam, diese enggezogenen Grenzen erweitern zu dürfen glaubte, soweit der Schutz von Recht und Land es dringend erforderte, so ist er demselben im Wesentlichen treu geblieben, so lange er Mitglied dieser Regierung war.

Graf Fritz Reventlow, welchem diese Anschauungsweise selbst im Grunde sympathisch war, hatte zuviel staatsmännische Einsicht, um der herrschenden Zeitströmung gegenüber eine so dilatorische Regierungsführung für überhaupt möglich halten zu können, dann aber war er auch viel zu sehr Ehrenmann, um nicht den Zusicherungen, welche er in dem entscheidenden Augenblicke der Versammlung auf dem Rathhause zu Kiel gegeben, gerecht werden zu wollen, soweit es irgend mit seiner Ueberzeugung von dem Besten des Landes vereinbar war. Er konnte daher dem Programm des Prinzen, wenn er es auch dem konservativen Prinzipe voll entsprechend fand, nicht beistimmen, weil es bei seinen enggezogenen Grenzen ihm die Erfüllung jener Zusagen überhaupt unmöglich gemacht hätte.

Der im Gegensatze zu den beiden Vorgenannten einer durchaus liberalen (im besten Sinne des Wortes) Anschauungsweise folgende Herr Wilhelm Hartwig Beseler, welcher weit entfernt war, sich zu den eigentlichen Demokraten zu rechnen, dem aber im Grunde seines Herzens das Recht und Wohl des Volkes stets über dem des Fürsten stand, würde es sich als unverantwortliche Pflichtverletzung angerechnet haben, wenn er die Gewalt, die ihm jetzt geworden, nicht benutzt hätte, um Alles, was ihm selbst aus den Forderungen jener Zeit voll berechtigt erschien, dem Volke zu gewähren, soweit es irgend mit den in der Proklamation der provisorischen Regierung ausgesprochenen Prinzipien, an welchen unverbrüchlich festzuhalten auch er entschlossen war, sich vereinbaren ließ.

Das waren drei recht verschiedenartige Auffassungen, welche bei drei so harten Köpfen, wenn die Verhältnisse sich nicht änderten, wie dies allerdings durch die authentischen Nachrichten des 26. teilweise geschah, schwer zu einer schließlichen Einigung führen konnten. Zu einem Auseinanderplatzen dieser Gegensätze vor dem Eintreten der dieselben immerhin etwas mindernden Aenderung der politischen Lage kam es glücklicher Weise nicht, da man sich in dieser Sitzung damit begnügte, diese Differenzpunkte ohne schließliche Abstimmung zur Sprache zu bringen, weil sämmtliche Mitglieder der provisorischen Regierung sich in dem Gefühle zusammenfanden, daß vor allen Dingen eine Rechtfertigung des gethanen Schrittes dem Landesherrn gegenüber geboten sei. Dieses an den König-Herzog sofort entworfene Schriftstück, in welchem wir aus mannigfachen Redewendungen wohl als vorwiegenden Redakteur Beseler erkennen zu dürfen glauben, hatte folgenden Wortlaut:

„Allerdurchlauchtigster König, — Allergnädigster Herzog, unser Landesherr!

Die allerunterthänigst Unterzeichneten haben sich in ihrem Gewissen gedrungen gefühlt, einen Schritt zu thun, den vor Ew. Majestät zu rechtfertigen sie für ihre erste Pflicht erachten. Sie haben sich in Ew. Majestät Namen als provisorische Regierung der Herzogthümer Schleswig-Holstein konstituirt. Ew. Majestät fanden bei höchstdero Regierungsantritt die öffentlichen Verhältnisse Ihrer deutschen Herzogthümer in einer Lage vor, welche, weit entfernt, deren Rechten, Wünschen und Interessen zu entsprechen, selbst das gegenseitige Vertrauen zwischen Fürst und Volk tief erschüttert zeigte.

„Diejenige Maßregel, welche als Versuch allseitiger Versöhnung durch Höchstdero Vorweser vorbereitet, von Ew. Majestät in den ersten Tagen ihrer Regierung proklamirt wurde, vermochte bei weitem nicht die Spannungen zu lösen, welche die Gemüther erfüllten; vielmehr fanden sie in dem Entwurfe einer Gesammt-Staatsverfassung umsomehr neue Nahrung, als man sie geflissentlich in die schwierige Alternative, entweder der Freiheit oder der Nationalität unverantwortliche Opfer bringen zu müssen, gestellt sehen konnte. Ew. Majestät ist es nicht unbekannt geblieben, mit welchem Ernste, aber auch mit wie tiefem Bewußtsein der androhenden Gefahren, sich die Herzogthümer der Wahl erfahrener Männer unterzogen. In der Natur der Sache lag es, daß man sich bereits mit diesem Vornehmen gleichsam auf das Aeußerste gestellt sah, indem sich das Land völlig bewußt war, welchen Schritt es als den letztmöglichen zu betrachten habe, und so konnte die Frage nicht ausbleiben, was dann werden solle?"

Waren schon diese Verhältnisse in hohem Maße aufregend, so mußten der ärger als je geübte Polizeidruck, die ärger als je gehandhabte Censur um so unerträglicher erscheinen, als dergleichen mit dem in Aussicht gestellten konstitutionellen Rechte kontrastirte. Das

dann erlassene Gesetz wegen Freiheit der Presse entsprach so wenig gerechten Erwartungen des Landes, daß mit demselben ersichtlich das Belieben der Polizei- und Regierungs-Gewalt noch ungleich schärferen Zwang auszuüben vermochte, als je zuvor mit der Censur. Gleichzeitig wurden Maßregeln getroffen, welche das Recht und das Gefühl der Schleswig-Holsteiner verletzen mußten. Es wurde die Haderslebener gelehrte Schule, die Jahrhunderte hindurch eine deutsche gewesen, in eine dänische verwandelt. — Und während man in den Herzogthümern einen Mann (v. Scheel) an der Spitze der Regierung ließ, der so wenig sich als Andere über die in Betreff seiner obwaltenden Stimmung täuschen konnte, ward in eine der höchsten Staatsstellen zu Kopenhagen derjenige Mann (Graf Karl Moltke) berufen, der den Herzogthümern seit dem Jahre 1844 durch seinen Antrag auf eine Gesammt-Verfassung nur zu bekannt ist. Zu diesen immer neuen Anreizungen der Mißstimmung und des Mißtrauens kam die Kunde von der großen Umgestaltung der Verhältnisse Frankreichs, kam in rascher Folge die anschwellende Bewegung in allen deutschen Gebieten, die schon der Erfüllung nahe Hoffnung, auf innigste Verschmelzung aller deutschen Stämme und Staaten, die raschen und glücklichen Fortschritte freiheitlicher Entwickelung. Schon die sichere Kühnheit dieser deutschen Bewegung konnte nicht anders als auch auf Ew. Majestät deutsche Unterthanen einen tiefen Eindruck machen. Mehr als je fühlten sie sich deutsch. Zugleich hat der Vorgang Frankreichs Fragen angeregt, die, wie nun einmal die Lage der Gesellschaft ist, überall tiefen Nachhall finden müssen. Mit reißender Schnelligkeit schwand in dem Lande die Autorität der bestehenden Gewalten vor der größeren Macht allgemeiner volksthümlicher Bewegung; es zeigte sich die gänzliche Unhaltbarkeit jenes Mischsystems, das man in den Herzogthümern durchgeführt hat; es schlug plötzlich dahin um, zu einer Gefahr zu werden, deren Bedrohlichkeit wir täglich wachsen sahen."

„Ew. Majestät ist es in den letzten Tagen von vielen hochangesehenen Männern, deutschen wie dänischen, welche die Lage der Herzogthümer kennen, offen ausgesprochen worden, daß, wenn nicht schleunigst den oft ausgesprochenen Forderungen Höchstihrer deutschen Lande Genüge geschähe, dieselben einer Katastrophe entgegengingen. Die Kunde von den Kopenhagener Vorgängen der letzten Wochen waren nichts weniger als geeignet, die unerträgliche Gewaltsamkeit dieser Lage zu lindern. Große Versammlungen, welche die oft wiederholte Anmaßung, daß Dänemark bis zur Eider reiche und reichen müsse, mit erneueter Schärfe ausgesprochen, Gerüchte von Volksbewegungen, Rüstungen, äußersten Beschlüssen schienen den Herzogthümern die Gefahr, die ihnen drohe, völlig nahe zu rücken. Eine Versammlung ständischer Deputirten beider Herzogthümer sandte aus ihrer Mitte fünf Männer nach Kopenhagen, um Ew. Majestät die Lage der Herzogthümer vorzustellen. Man erwartete die erste Nachricht von

ihrem Empfange mit dem Dampfschiffe, das seiner regelmäßigen Bestimmung nach am 23. März früh Morgens nach Kiel zurückkehren mußte. Das Dampfschiff blieb aus; briefliche Mittheilungen von Kopenhagen, die vom 22. Abends datirt waren, sprachen von raschen Wechseln in den Staatsämtern, von beabsichtigten Truppensendungen. Die eintreffende Berlingsche Zeitung bestätigte wenigstens das Abtreten der bisherigen Minister in Folge einer großen Volksbewegung. Wohl verbürgte Nachrichten nannten als in deren Stelle eintretend diejenigen Männer, welche unablässig die Einverleibung Schleswigs in Dänemark gefordert haben."

„Zu dem Allen blieb das Dampfschiff während des ganzen 23. aus, und es gewann die Meinung, daß es zurückgehalten sei, um Truppen herüber zu schiffen, große Wahrscheinlichkeit. Das Land konnte Ew. Majestät nicht mehr frei in Höchstdero Entschließungen glauben; es konnte nicht glauben, daß der Herzog von Schleswig-Holstein mit gutem Willen sein souveränes Herzogthum Schleswig den Dänen Preis geben könne; es muß gemeint sein, mit seinen Rechten und seiner Freiheit zugleich die seines Königlichen Herzogs gegen die Dänen zu vertreten."

„Schon hatten sich die Bürger mehrerer Städte und Flecken bewaffnet, die Polizei vermochte es nirgends mehr zu hindern. Der Versuch, militärische Gewalt anzuwenden, würde nicht nur zu Blutvergießen, er würde, da die Truppen Landeskinder sind, unfehlbar zur Meuterei geführt haben. Auf die Kunde, daß das Waffendepot aus Kiel am 27. d. M. hinweg geschafft werden sollte, war der Aufruhr im Begriffe loszubrechen, und dem vorzubeugen, gelang nur durch vermittelndes Einschreiten und durch die Vereinbarung, durch Bürger und Soldaten sämmtliche Posten gemeinsam zu besetzen. Das erwähnte Ausbleiben des Dampfschiffes am 23. März und die von Kopenhagen angelangten Nachrichten konnten, weil nicht sogleich Entscheidendes geschah, das Aeußerste zur Folge haben."

„Unter solchen Umständen glaubten die allerunterthänigst Unterzeichneten sich befugt und verpflichtet, das zu thun, was allein noch gethan werden konnte. Sollten Ew. Majestät Höchstdero deutsche Herzogthümer erhalten, sollte das Land vor völliger Anarchie und Aufruhr bewahrt bleiben, so mußte schnell eine Regierung ins Leben treten, die das volle Vertrauen des Landes besitzt und sich auf dasselbe zu stützen vermag, die aber ebenso entschlossen ist, die Rechte des Landes zu vertreten und demselben diejenige freiheitliche und nationale Entwickelung zu sichern, welche wir als in Ew. Majestät, unsers deutschen Herzogs gerechten und weisen Willen liegend voraussetzen müssen.

„Die wir ersterben Ew. Majestät allerunterthänigst u. s. w."

Worauf es hauptsächlich ankam, dem streng festgehaltenen Prinzipe: „Für nicht gegen den Landesherrn" war freilich genügt durch

dieses Schriftstück, welches sich sonst, wohl in Folge der so eiligen Abfassung, nicht besonders durch überzeugende Klarlegung auszeichnet, im Uebrigen gab sich wohl kaum Jemand dem Glauben hin, daß diese Rechtfertigung bei der jetzt in Kopenhagen zur Gewalt gelangten Regierung irgend welche Aenderung in einmal gefaßten Beschlüssen zur Folge haben oder auch nur irgend welchem Verständniß begegnen würde. Die in die Form einer Proklamation an die Schleswig-Holsteiner gekleidete Antwort des Königs-Herzogs oder vielmehr der Casino-Männer auf die Proklamation der provisorischen Regierung sprach dies auch mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit aus. Sie lautete:

„Nachdem Wir mit Allerhöchstem und gerechtem Unwillen erfahren haben, daß einige Unserer Unterthanen in den Herzogthümern Schleswig und Holstein sich erdreistet haben, unter dem Namen einer provisorischen Regierung und unter dem falschen Vorgeben, in Unserem eigenen Namen zu handeln, Handlungen zu unternehmen, welche allein Uns selbst und den von Uns eingesetzten Organen der Staatsgewalt zukommen, so haben Wir sofort diesen Unseren aufrührerischen Unterthanen befohlen, von der Stellung, welche sie sich angemaßt haben, zurückzutreten, und sie sogleich zur Verantwortung gezogen, wegen aller von ihnen ausgehenden aufrührerischen Handlungen und Bestrebungen. Indem Wir dieses hierdurch zur öffentlichen Kunde bringen, sprechen Wir vertrauensvoll die Erwartung aus, daß Unsere getreuen Unterthanen in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, ihrer Unterthanenpflicht nachkommend, in ihrem Gehorsam gegen Uns beharren werden. Diejenigen aber, welche sich durch falsche Vorspiegelungen Uebelgesinnter zum Ungehorsam gegen Uns sollten haben verleiten lassen, und sich den insurrectionellen Bewegungen angeschlossen haben, fordern Wir auf, unverweilt zu ihrer Pflicht zurückzukehren. Jeder Einzelne wird hierdurch unter Androhung Unserer Allerhöchsten Ungnade und der gesetzmäßigen Strafe für alles dasjenige verantwortlich gemacht, wodurch er den Anordnungen der s. g. provisorischen Regierung nachkommen oder dieselben fördern möchte. Wonach sich Alle und Jede allerunterthänigst zu richten haben."

Gegeben in Unserer Residenzstadt Kopenhagen, d. 29. März 1848.

Friedrich Rex.

Der Volkswitz bemerkte dazu: „Wer was hat, der versteck's!" Hatte man in Kopenhagen diese Sprache der Regierung für energisch genug gehalten, um die Schleswig-Holsteiner in's Bockshorn zu jagen, so hatte man die Rechnung sehr ohne den Wirth gemacht. Da in dem ganzen Schriftstücke mit keiner Silbe die Absicht, die Rechte der Herzogthümer verletzen zu wollen, widerrufen wurde, so hatte dasselbe nur die Wirkung, daß Regierung, Armee und Volk sich nur um so fester aneinander schlossen, um diese gegen dänischen Frevel zu schützen.

Die einen Tag später datirte Antwort auf das Rechtfertigungsschreiben der provisorischen Regierung war in einem noch wegwerfenderen Tone gehalten, und erschien zugleich als eine dreiste Verhöhnung der deutschen Forderungen und Rechte, indem dieses Schriftstück von einem der Vergewaltiger der Herzogthümer, als Präsidenten der schleswig-holsteinischen Kanzlei (!) unterzeichnet war. — Dieser Akt, der dem Fasse den Boden ausschlug, lautete:

„Se. Majestät der König haben die schleswig-holstein-lauenburgische Kanzlei Allergnädigst zu beauftragen geruht, auf ein hieselbst am 29. März d. J. eingegangenes Schreiben, unterzeichnet: „Beseler, Friedrich Prinz v. Holstein (?!), F. Reventlow, M. T. Schmidt, J. Bremer", zu erkennen zu geben, daß Se. Majestät sich nicht bewogen finden können, auf gedachtes Schreiben irgend eine Antwort zu ertheilen, daß Se. Majestät aber jeden Einzelnen, welcher seiner Unterthanenpflicht uneingedenk, an den revolutionären Bewegungen in den Herzogthümern Theil genommen habe oder künftig theilnehmen werde, zur strengsten Verantwortung ziehe.

Königlich schleswig-holstein-lauenburgische Kanzlei,
den 30. März 1848. Im Allerhöchsten Auftrage:
F. W. Knuth.

Zum Verständnisse dieser Unterschrift diene, daß Friedrich VII. unter dem 28. März, als kein Deutscher mehr zu finden war, welcher sich zu dieser Heuchelei hergeben wollte, dem Minister des Auswärtigen (!) Grafen Knuth die schleswig-holstein-lauenburgische Kanzlei überwiesen und nach den bestehenden Rechten und Gesetzen (!!) fortzuführen beauftragt hatte.

Eine frechere und schamlosere Verleugnung des Umsturzes alles bisher Bestehenden, wie sie in dieser Weise durch Uebernahme der schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei nach den bestehenden Rechten und Gesetzen von dem berüchtigten Kasino-Ministerium geleistet wurde, kann denn doch nicht gedacht werden.

Die Proklamation Friedrich des VII. an die Schleswig-Holsteiner vom 29. März beantwortete die provisorische Regierung ihrerseits durch eine vom 31. März datirte Ansprache an das dänische Volk, worin sie erklärte, nur die Rechte der staatlichen Selbstständigkeit der Herzogthümer dem vom Kopenhagener Volke erzwungenen Willen ihres König-Herzogs gegenüber zu vertheidigen.

So weit der Federkrieg zwischen Dänemark und den Herzogthümern, welcher wohl auf beiden Seiten nur der Form wegen dem Auslande gegenüber geführt wurde, da jede der streitenden Parteien sich sagen mußte, daß ihre Auseinandersetzungen bei der Gegenpartei auch nicht dem mindesten Verständnisse begegnen würde, — auf dänischer Seite, weil sie um ihrer Zwecke willen die Rechte der Herzogthümer verleugnen mußte, auf deutscher Seite, weil eben diese dreiste Verleugnung lediglich die Veranlassung des aufgenommenen Kampfes bildete.

Von der weit ernsteren und gefährlicheren Federthätigkeit der hohen Diplomatie, welche sich schon jetzt in einem unseren Bestrebungen feindlichen Sinne nach allen Seiten hin zu entfalten begann, werden wir in einem späteren Kapitel berichten.

Sofort nach der Proklamirung der provisorischen Regierung erhob sich auch das Herzogthum Schleswig gegen das neue dänische Regiment, so namentlich Tondern, Leck, Apenrade, Flensburg und Schleswig Stadt. In dieser letzteren fand eine Bewegung statt, in Folge deren Dr. Steindorff sich der dortigen Kassen und 2000 Stück Gewehre bemächtigte, mit denen man die Bürger Schleswigs bewaffnete.

Man sieht aus dieser Maßnahme, daß, wenn man sich hier im Lande auch von allem revolutionären Treiben frei hielt, man doch des Glaubens war, alle Dummheiten von 48 mitmachen zu müssen, weil dies nun mal zu den Forderungen der Zeit gehörte. Eine solche Maßnahme hätte Sinn gehabt, wenn sie zum Schutze der Bürger gegen unruhige Elemente in den Städten selbst getroffen wäre. Da dergleichen hier im Lande aber durchaus nicht zu befürchten stand, mit Ausnahme vielleicht von Flensburg, welches in seinem nördlichen Stadttheile eine mit dänischen Interessen eng verknüpfte Schiffer- und Hafenarbeiterbevölkerung barg, so waren diese in einem solchen Umfange an die Bürger Schleswigs vertheilten Gewehre einem mit regulären Truppen anrückenden Feinde gegenüber eine sichere Beute des letzteren, und nur geeignet, ein rücksichtsloses Vorgehen des Feindes gegen die Stadt selbst zu provociren, ohne dem Lande durch diese Soldatspielerei den mindesten Dienst geleistet zu haben, während diese Gewehre nach Rendsburg abgeliefert für die neu zu organisirende Armee von großem Werthe gewesen wären. — Nach dem unglücklichen Gefechte bei Bau wurden sie denn auch den Dänen eiligst entgegengeschickt, und Jeder hütete sich vor dem Bekenntniß, sich mit den Dingern befaßt zu haben.

Auch das Landvolk in den Friesischen Distrikten wie in Angeln betheiligte sich lebhaft an der Bewegung gegen Dänemark. Auf einer Volksversammlung zu Süderbrarup in Angeln, auf welcher der Kammerherr Baron von Liliencron, wenn ich nicht irre, damals in einer Stellung bei der Regierung in Schleswig, sowie die Hardesvögte Posselt und Hennings durch begeisternde Reden zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgefordert hatten, thaten auf Antrag des Hufners Rasmus Berend die Angeler einstimmig folgenden Eidschwur: „Ich gelobe als braver Angelsachse auf Ehre, daß ich, es komme was und wer da wolle, mit den Waffen in der Hand mein Vaterland, Haus und Heerd zu jeder Zeit, oder wenn Horn und Sturmglocke rufen, nach besten Kräften vertheidigen, auch nicht ohne Noth die Uebung in den Waffen vernachlässigen oder versäumen will, widrigenfalls man mich als Ehrlosen und Feigen bezeichnen möge, so wahr mir Gott helfe!“

Ueberall auf dem Lande und in den Städten fanden ähnliche Versammlungen statt, und „dennoch muß der Geschichtschreiber leider hinzufügen" — schreibt F. von Alten in seiner Schrift: Der Krieg in Schleswig 1848 — „daß trotz der vielverheißenden Versammlungen im Allgemeinen wenig Thatsächliches vom Volke selbst geschah."

Dies ist der Ausspruch eines Fremden, den ich in meinen Erfahrungen über Land und Leute wahrlich nicht bestätigt gefunden habe. Eine himmelstürmende Begeisterung, welche zu Thaten führt, welche überall von sich reden machen, — die darf man von dem so ruhig und besonnen veranlagten Volksstamme, dem Prahlen und viel Worte machen gründlich zuwider sind, freilich nicht erwarten, — aber ohne viel Aufhebens mit seltener Zähigkeit Land und Fürst gegenüber die Pflicht erfüllen, — Jeder nach Kräften in dem ihm zugewiesenen Wirkungskreise, — für die Wahrung des Rechtes zu großen persönlichen Opfern bereit, — er knurrt wohl, aber er thut's — dabei besonnenen Muth in größter Gefahr als selbstverständlich betrachtend, von seltener persönlicher Treue und Anhänglichkeit, — jede sich ihm entgegenstellende Widerwärtigkeit mit dem ihm angeborenen Gleichmuthe, aber auch seinem unverwüstlichen Humor, dem nur der Hunger gefährlich werden kann, besiegend, — so habe ich meine Landsleute in jenen schweren Kriegsjahren kennen und schätzen gelernt. Nirgend Strohfeuer, aber eine zähe Ausdauer, welche ihres gleichen sucht. Nun ich denke, die Geschichte unseres Landes und die Herren Dänen wissen ein Lied davon zu singen, und wenn Herr F. v. Alten sein Buch nach 1864 statt 1850 geschrieben, würde der obige Satz wohl ausgefallen sein. Unter der Spitzmarke: „Wie die Angler ihren Schwur hielten", werde ich in einem späteren Kapitel eine Episode aus den Erlebnissen eines Kameraden nach dem Gefechte bei Bau bringen, als Probe, wie diese Leute für das, wofür sie sich verpflichtet hatten, im Stillen und zwar mit Lebensgefahr zu wirken verstanden, keinen Dank begehrend, sondern eben, weil es so ihre Art war, zu thun, was sie für Pflicht und Recht hielten. Doch wir greifen zu weit vor, deshalb zurück nach Rendsburg.

Von den Mitgliedern der neu installirten provisorischen Regierung fiel ohne Frage dem Prinzen die schwierigste und verantwortlichste Aufgabe zu. Die Armee, welche das Land gegen dänische Angriffe, denen man schon in den nächsten Tagen entgegensehen konnte, vertheidigen sollte, mußte so zu sagen aus dem Boden gestampft werden, denn die zu uns übergegangenen Truppentheile waren wahrlich nicht als eine schlagfertige Armee zu betrachten, und selbst die Festung war nicht in vertheidigungsfähigem Zustande. „Die Festungswerke vernachlässigt, kein Geschütz auf den Wällen, die Zugbrücken konnten kaum aufgezogen werden". — Am Schlimmsten stand es um die Laffetirung der Festungsgeschütze; dieselbe war so alt und so zweifelhafter Solidität daß sie nur mehr zum Schein als zum wirklichen Gebrauche auf die Wälle gebracht werden konnten.

Nach dem Austritte der geborenen Dänen blieben bei der Artillerie 1 Stabsoffizier, 1 Hauptmann und 1 Lieutenant, Ingenieuroffiziere waren gar keine vorhanden. Um diesem Mangel abzuhelfen, nahm der Prinz die drei bis dahin als Wege-Inspektoren verwendeten Ingenieur-Offiziere wieder in den aktiven Dienst. — Bei den 4 Infanterie-Bataillonen war 1 Offizier pro Kompagnie verblieben, bei den 2 Jäger-Corps war nicht einmal dieses Verhältniß vorhanden. Die beiden Kavallerie-Regimenter hatten anfänglich auch nur 1 Offizier pro Schwadron. — Generalstabsoffiziere waren nicht vorhanden, und die ganze Militairadministration fehlte natürlich, da bisher Alles von Kopenhagen aus verwaltet worden. Unter den Waffen stand nur die 2jährige Mannschaft, im Ganzen 1500 Mann. Die älteren Leute waren, wie schon früher mitgetheilt, beurlaubt, und zum Theil seit 2 Jahren nicht zum Dienste eingerufen worden. Waffen und Bekleidung für diese waren allerdings auf den Montirungsböden der einzelnen Garnisonen vorhanden, und das Arsenal in Rendsburg enthielt 13000 Gewehre nebst Säbeln und Pistolen, wie sich auch ein schöner Vorrath sowohl von Festungs- wie Feldgeschütz vorfand. Die Hauptkasse in Rendsburg hatte einen Inhalt von $2^1/_2$ Millionen Reichsbankthalern dänischer Währung = 5,625,000 Reichsmark, eine hübsche Summe, aber den dringenden Anforderungen gegenüber eine wahre Bagatelle!

Das war Alles, was der Prinz bei der Uebernahme des Kommandos und der Organisation vorfand, und aus diesem heraus in 4 Tagen, wie es thörichter Weise von ihm verlangt wurde, eine schlagfertige Armee zu bilden, welche auch nur mit einiger Aussicht auf Erfolg einer mit allem Erforderlichen ausgerüsteten wohl disciplinirten Armee in's Feld entgegenrücken konnte, war eine Aufgabe, an der selbst ein Moltke hätte scheitern können.

Der dem Prinzen von Kiel aus bereits als Adjutant begleitende Ingenieur Hauptmann von Lesser wurde beauftragt, die Festung in Vertheidigungsstand zu setzen, und der Artillerie-Major v. Schütz erhielt den Befehl, so viel Geschütze als möglich auf die Laffeten zu bringen, um die Festung zu armiren. Die Zugbrücken wurden nachgesehen, alle Boote vom jenseitigen Ufer der Eider entfernt, die Thore mit Geschützen besetzt, und noch am 22. 11 Uhr Abends erfolgte die Meldung, daß Rendsburg gegen einen nächtlichen Ueberfall vorläufig gesichert sei.

Der damalige Rector der höheren Bauernschule, Lütkens, welcher als solcher in vielfachen Beziehungen zu dem Landvolke stand, erbot sich, Proviant und Mannschaft zu schaffen, und führte dieses Anerbieten mit solchem Eifer und Erfolge aus, daß schon vom 25. an große Transporte von Lebensmitteln und Fourage eintrafen, welche das ganze Land als freiwillige Gaben sandte, und freiwillige Mannschaft jeden Alters strömte von allen Seiten in solcher Zahl herbei, daß die Mehrzahl vorläufig in die Heimath wieder ent-

lassen werden mußten, da die vorhandenen Bestände an Waffen und Bekleidung für die gleichzeitig eingerufenen bereits früher ausexercirten Urlauber reservirt werden mußten, namentlich aber es an Offizieren und Unteroffizieren fehlte zur Ausbildung der Eintreffenden in der Mehrzahl gänzlich Ungeübten. Es fehlte eben an allen Ecken und Kanten. Geschütze waren da, aber keine Bespannung, und auch der Kavallerie fehlten die Pferde, um die eingerufenen Urlauber beritten zu machen. Aber auch hier zeigte sich der opferwillige Patriotismus des Landes: Die Landschaft Eiderstedt bot dem Prinzen freiwillig 100 Pferde zum Geschenke und außerdem die sogenannte berittene Eiderstedter Garde, den Stamm der nachherigen freiwilligen Kavallerie. Auf Aufforderung des Prinzen, dem Vaterlande das gleiche Opfer zu bringen, sandten die Landschaften Norder- und Süderdithmarschen ebenfalls je 100 Pferde, so daß mit diesen 300 geschenkten Pferden die nöthigste Artillerie-Bespannung beschafft werden konnte. Von solchen opferwilligen Thaten, welche sich ganz im Stillen vollzogen, hat Herr F. v. Alten wohl keine Kunde erhalten. Durch den Ankauf von 4—500 Pferden, welche die Umgegend von Rendsburg sofort stellte, konnte auch dem dringendsten Mangel bei der Kavallerie abgeholfen werden. Das vorläufig nothwendigste Pferde-Material war so beschafft, aber auch diese Pferde waren ungeschulte Remonten, welche sich für eine schlagfertige Armee schlecht genug qualificiren, wenn sie noch vollständig roh in's Feld abrücken müssen.

Eine kaum zu überkommende Arbeitslast fiel dem Prinzen während der beiden ersten Tage zu, da er jeden Befehl, jede Maßnahme selbst vollziehen mußte. Ein Generalstab stand ihm nicht zur Seite, und er verfügte über nicht einen einzigen Adjutanten, da der Hauptmann v. Lesser, welcher den Prinzen als solcher von Kiel nach Rendsburg begleitet hatte, seine ganze Arbeitskraft darauf verwenden mußte, die Festung nothdürftig in vertheidigungsfähigen Zustand zu setzen. Der Prinz war daher gezwungen, diese ihm so dringend nothwendigen Organe aus Persönlichkeiten zu schaffen, wie sie sich eben zur Verfügung stellten, wenn ihre Qualification auch bisweilen den zu stellenden Anforderungen ungenügend entsprach. So ernannte der Prinz den Oberstlieutenant Fabricius, wie schon mitgetheilt, damals Postmeister in Glückstadt, als ältesten Offizier zu seinem ersten Adjutanten und vorläufig zum Chef des Stabes. Derselbe, wenn er auch den Krieg in Griechenland mitgemacht, und später Adjutant des Königs Otto gewesen war, zeigte sich weder durch seine militärische Ausbildung einer solchen Stellung gewachsen, noch war er durch sein auffahrendes und rücksichtsloses Wesen dafür geeignet, aber — es bewährte sich in dieser Wahl das nicht besonders höfliche Sprüchwort: „In der Noth frißt der Teufel Fliegen."

Eine besonders schätzenswerthe Kraft stand dem Prinzen zur Verfügung in dem Major vom Generalstabe du Plat. Leider konnte und wollte derselbe besonderer Familienverhältnisse wegen nicht seinem

n dänischen Diensten stehenden Bruder gegenüber im Felde dienen, aber er übernahm die Leitung der Büreaus, aus denen sich später das Kriegsdepartement bildete, und hat sich um die Schleswig-Holsteinische Armee bis zu ihrer 1851 erfolgenden Auflösung durch geschäftskundige Umsicht und unermüdliche Thätigkeit große Verdienste erworben. — Der Oberauditeur Brackel wurde Oberkriegscommissar und erhielt die Kassenführung, der Direktor der Bauernschule Lütkens wurde in Anerkennung seiner erfolgreichen Thätigkeit für die Verproviantirung Rendsburgs zum Generalordner des gesammten Verpflegungswesens ernannt, der Regimentsquartiermeister Boysen zum Oberverpflegungskommissar der im Felde stehenden Truppen und Etatsrath Professor Langenbeck in Kiel zum Generalstabsarzt. — Major Michelsen erhielt für den Marsch nach Rendsburg das Commando des Lauenburger Jäger-Corps, Rittmeister v. Fürsen-Bachmann das 1. Dragoner-Regiment, und Hauptmann Lange wurde Chef des 4. Jäger-Corps. — Beiden Offizieren dankte man die Zuführung dieser Truppen.

Die Militairpflicht ruhte bisher lediglich auf dem Landvolke; davon befreit waren der Adel, die Städter, Kinder der Beamten, Prediger und Schulmeister. Natürlich war gerade aus den Kreisen dieser bisher Befreiten ein besonderer Andrang, dem Vaterlande zu dienen, zu erwarten. Die Einreihung so gänzlich im Waffendienste Ungeübter in die Cadres der regulären Truppe konnte in diesem drängenden Augenblicke für die Schlagfertigkeit nur hinternd statt förderlich sein. Um indessen diesen für die Armee sonst besonders wünschenswerthen Elementen Gelegenheit zu geben, sich an dem Kampfe für das Recht des Vaterlandes zu betheiligen, zugleich auch bei besonderer Qualification daraus Offiziers-Aspiranten zu entnehmen, forderte der Prinz alle Waffenfähigen, d. h. so weit sie Inländer und diesen bisher befreiten Klassen angehörten, auf, sich in Rendsburg zu stellen, um besonderen Corps, welche, eben weil sie aus freiwillig dienenden bestanden, Frei-Corps genannt wurden, zugetheilt zu werden. Sie erhielten Löhnung und Verpflegung wie die Soldaten, auch die ihnen fehlenden Waffen, allerdings keine Uniform, standen aber unter den Militairgesetzen. Die Stabsoffiziere und Hauptleute wurden vom Prinzen ernannt, die übrigen Offiziere und Unteroffiziere durften sie, da bei dem empfindlichen Mangel derselben eine Ueberweisung auch solcher nicht möglich war, aus ihrer eigenen Mitte wählen. Man sieht aus diesen Bestimmungen, daß auch nicht im Entferntesten daran gedacht wurde, sogenannte „Freischaaren“ nach dem beliebten 48ziger Muster zu bilden. Daß wir durch eigenmächtiges Vorgehen Unbefugter doch nach damit beglückt wurden, davon weiter unten.

Mit der Annahme dieser inländischen Mannschaft wurde der uns schon bekannte Herr K. Sammer mit einigen Aerzten beauftragt, welche die Legitimationspapiere beziehungsweise die körper-

liche Diensttauglichkeit zu prüfen, und die Aufgenommenen bis zu einer bestimmten Anzahl in Compagnien und Corps einzutheilen hatten. — Nur das Kieler Studenten- und Turner-Corps, welches dem Prinzen bereits nach Rendsburg am 24. Morgens gefolgt war, auch schon in sicherer Erwartung, daß es zum Kampfe kommen würde, sich schon einige Wochen im Waffendienste und militärischen Bewegungen geübt hatte, wurde sofort der regulären Truppe und zwar als besondere Abtheilung dem vom Major Michelsen geführten Jäger-Corps zugewiesen.

Der Hegereiter und Forstrath Braklow hatte einen Aufruf an alle Forstleute des Landes erlassen, für die Vertheidigung der Herzogthümer die Büchse zu ergreifen. Diese aus 150 geübten Schützen bestehende Abtheilung bildete die Elite-Compagnie des 1. Frei-Corps, welches im Ganzen 550 Mann zählte und zum Kommandeur den früheren Artillerieoffizier, damaligen Amtsverwalter (Pinneberg) v. Krogh erhielt. — Die sogenannten „Braklower Jäger" haben während des Feldzuges 48 im Vorpostendienste und auf verwegenen Schleichpatrouillen so wesentliche Dienste geleistet, daß sie besonders rühmliche Erwähnung verdienen.

Das zweite Frei-Corps, in welchem viele junge Adelige und Beamten-Söhne aus den Herzogthümern dienten, zählte 600 Mann, und ward dem Grafen Rantzau-Breitenburg, früherem Königl. Bayerischen Offizier, zur Führung übergeben. — Zur Leitung und Einübung des in Stärke von 450 Mann aus ganz jungen unerfahrenen Leuten bestehenden 3. Korps wurde der Hauptmann v. Wasmer bestimmt, und hiermit sollte, da ein wesentlicher Zuzug nicht dienstpflichtiger Inländer kaum mehr zu erwarten war, die Enrollirung für diese Frei-Corps geschlossen werden.

Jedem Sachverständigen muß aus den vorstehenden Mittheilungen einleuchten, daß diese Truppe, so gering an Zahl und selbst dafür nicht annähernd genügend mit Offizieren besetzt, dazu mit zum größeren Theile gänzlich ungeschulten Mannschaften und Pferden, noch wochenlanger angestrengter Organisationsarbeit bedurfte, um sie so feldtüchtig zu machen, daß man überhaupt wagen durfte, sie von ihrem einzigen Stütz- und Organisationspunkte, der Festung, entfernt zu verwenden, daß aber dieselbe in dem augenblicklichen Zustande einem weit überlegenen Feinde auf größere Entfernung entgegensenden sie dem sicheren Untergange preisgeben hieß, und — dennoch wurde dieses verlangt und beschlossen.

Bereits in der ersten Sitzung der provisorischen Regierung bezeichnete Beseler, welcher den Vorsitz führte, die sofortige größtmögliche Truppensendung nach dem Norden Schleswigs als Nothwendigkeit, um den dortigen Bewohnern die Beruhigung zu gewähren, nicht sofort einem Angriffe der Dänen ausgesetzt zu sein. Vergebens wandte der Prinz dagegen ein, daß die Bataillone noch zu unvollständig und die eingekommenen Urlauber noch zu neu seien, um ohne einige Tage

vorher stattgehabter Uebung sofort marschiren zu können; er habe weder Bespannung für die Artillerie noch Offiziere für dieselbe, und bei der ohnehin schon durch den plötzlichen Abgang fast aller Offiziere etwas gelockerten Disciplin würde es alle Ordnung stören, wenn bei einem schon jetzt erfolgenden Ausmarsche ein großer Theil der noch eintreffenden Beurlaubten ihren Truppentheilen nachgesandt werden müsse.

Alles war vergebens. Der Prinz wurde überstimmt, und die Regierung beschloß, daß bereits am 28. (!) Alles, was dann formirt sei, nach Norden abmarschiren solle.

Da das Verbleiben des Prinzen in Rendsburg Behufs Organisation einer wirklichen schlagfertigen Truppe unumgänglich nothwendig war, so sandte in Folge des obigen Beschlusses der Prinz den jungen Krohn, der ihn schon nach Rendsburg begleitet hatte, an dessen Vater, den Obersten v. Krohn, damals Hof-Chef der verwittweten Frau Herzogin v. Glücksburg, um ihn zu ersuchen, ein Kommando unter ihm zu übernehmen. Oberst von Krohn gehörte zu den wenigen kriegserfahrenen Offizieren in den Herzogthümern. Er hatte in dem sogenannten Ewaldschen Jäger-Corps als ein von seinem Chef besonders geschätzter Offizier 1809 den Zug nach Stralsund mitgemacht. Als Adjutant des Prinzen Friedrich von Hessen, welcher die dänische Division unter Marschall Davoust 1813 kommandirte, machte er den Feldzug in Mecklenburg und Holstein, dann den Marsch an den Rhein 1814, und endlich den Feldzug nach Frankreich 1815 mit, wo das dänische Hülfs-Corps bis 1819 im Felde stand. Wenn er auch nach seiner Rückkehr seinen Abschied aus dem aktiven Dienste genommen, so hatte er auch im Privatleben sich das Interesse für den Militairdienst bewahrt, wovon einige in Berufskreisen geschätzte militair-wissenschaftliche Schriften aus seiner Feder Zeugniß ablegen. Wenn ein nunmehr 60 jähriger Mann nach einer fast dreißigjährigen Friedenszeit vielleicht nicht mehr die wünschenswerthe „Schneidigkeit“ zeigte, sondern im Gefühle der Schwäche der ihm unterstellten Truppe vielleicht zu sehr Bedenken Raum gab, so wird doch jeder der damaligen Verhältnisse Kundige einräumen müssen, daß diese Wahl die beste war, welche in dem Augenblicke getroffen werden konnte. Am 26. Morgens traf der Oberst v. Krohn in Rendsburg ein, wurde zum General-Major ernannt, und der Prinz übergab ihm das Kommando über die zur Zeit angesammelten Truppen in eine Brigade formirt, um dieselben nach dem Beschlusse der provisorischen Regierung schon in den nächsten Tagen nach Flensburg zu führen.

Der bei diesem Antrage Beseler leitende und von diesem Standpunkte ganz berechtigte Gedanke war wohl, daß es vor Allem in diesem Augenblicke gelte, sich der gleichzeitigen Erhebung des größtmöglichen Theiles von Schleswig zu versichern, und deshalb müsse den Bewohnern sofort der schlagende Beweis erbracht werden, daß die Holsteiner ihnen im Kampfe für ihr Recht treu zur Seite stehen

würden. Dies sei eine politische Nothwendigkeit, für welche Alles gewagt werden müsse. — Beseler ging so weit, den Vormarsch bis Hadersleben zu verlangen. Das hätte freilich dem Wagniß die Krone aufgesetzt. Die Dänen brauchten ja nur mit ihrer Flotte ein Armee-Corps nach Alsen oder gar direkt nach Flensburg zu werfen, um die kleine deutsche Truppe von Rendsburg abzuschneiden, und zwischen zwei Feuer zu nehmen. Entschuldigend muß man allerdings dabei in Betracht ziehen, daß den Herren vom Civil das Uebergewicht, welches die Dänen in allen ihren Bewegungen durch die Flotte hatten, und dessen sich später die 10fach größere Reichs-Armee nur mit Mühe erwehren konnte, durch die Erfahrung noch nicht klar geworden war. — Nun, wie gesagt, der politische Standpunkt Beselers hatte viel, sehr viel sogar, für sich, aber eben so berechtigt war der Prinz, vom militairischen Standpunkte diesen geplanten Zug als ein ganz unverantwortliches Unternehmen zu bezeichnen, auf dem man nutzlos die freudig zu den Fahnen geeilte Blüthe des Landes opfern werde, und jeder Offizier wird es begreifen, daß er sich nur schwer der Ueberstimmung fügte, da er sich sagen mußte, daß die schwere Anklage des Landes, wenn der Zug mißlang, in erster Linie auf ihn und seine Offiziere fallen würde, die den Mißerfolg vorausgesehen.

Wer will jetzt noch rechten, wessen, — Beselers oder des Prinzen, — Gründe schwerer wogen, aber ein schweres Unrecht bleibt es, lediglich dem Prinzen und dem General v. Krohn, welche nur erhaltenen Befehlen folgten, den unglücklichen Ausgang des Gefechtes bei Bau, in welchem die Blüthe des Landes theils fiel, theils durch lange Gefangenschaft dem Dienste des Vaterlandes entzogen wurde, rücksichtslos, wie es geschehen, in die Schuhe zu schieben, während nach Recht und Billigkeit in erster Linie die Verantwortung von denen getragen werden muß, welche im politischen Interesse diesen Marsch ungeachtet sachverständigen Einspruches hartnäckig verlangten. — Daß das Ende nicht ein noch viel traurigeres war, zeugt nur von dem vortrefflichen Material, welches geopfert werden sollte für diese „politische Nothwendigkeit", welche wir hier nicht bestreiten, aber auch entschieden den Trägern derselben die ganze und volle Verantwortung dafür zugewiesen wissen wollen.

Ging Beseler in Verfolgung dieser Idee viel zu weit, als er einen Vormarsch bis Hadersleben forderte, so ging der Prinz seinerseits viel zu weit, wenn er später im Unmuthe über die ihm widerfahrene Behandlung unverholen aussprach: „Beseler habe bei diesem Vorschlage wohl gehofft, der Prinz werde mit den Truppen ziehen, und bei dieser Gelegenheit von den Dänen weggefangen werden!" Der Prinz stützt diese Annahme darauf, daß ein Ohrenzeuge ihm 1849 selbst erzählt, daß Beseler bereits am 26. gegen dritte Personen die Aeußerung gethan: „wenn wir uns jetzt nur des Prinzen entledigen könnten, dann wäre ein großer Gewinn errungen."

Daß diese Aeußerung, wenn sie wirklich gefallen in dem Augenblicke, wo man es lediglich dem Einflusse und Auftreten des Prinzen zu danken hatte, daß die provisorische Regierung überhaupt in Wirksamkeit treten konnte, eine gerade zu schmähliche gewesen wäre, wird jeder anständig denkende Mann zugeben, und des Prinzen spätere Erbitterung, die auch ihn wieder zu ungerechten Unterstellungen und Anfeindungen verleitete, wenn auch nicht gerechtfertigt, so doch sehr begreiflich finden. Die Vertretung dieser Aeußerung, welche wir unsererseits dem um die Herzogthümer so hoch verdienten Manne nicht zutrauen können, müssen wir dem uns unbekannt gebliebenen „Ohrenzeugen" überlassen, — aber der Prinz glaubte daran, weil er sehr wohl wußte, wie unbequem er mit seiner streng konservativen Gesinnung gerade Beseler war, und in diesem Punkte hatte er zweifellos Recht. Wir haben Eingangs dieses Kapitels bereits die so grundverschiedene Auffassung der maßgebenden Mitglieder der provisorischen Regierung gezeichnet, welche gerade in wesentlichen Dingen zu unliebsamen Reibungen führen mußte. Da Reventlow und Bremer im großen Ganzen auch der Auffassung des Prinzen näher standen, als derjenigen Beselers, so sah der letztere sich bei der derzeitigen Zusammensetzung der provisorischen Regierung von vorneherein in eine unbequeme Minorität gedrängt. Daß Beseler im Stillen wünschte, die schwere Durchkämpfung seiner Ansichten durch Entfernung des in der Anschauung ihm entferntest stehenden Prinzen erleichtert zu sehen, ist uns keinen Augenblick zweifelhaft, und gehen wir auch wohl nicht fehl in der Annahme, daß er sich auf anderem Wege diese ihm erwünschte Parteistärkung zu schaffen strebte, als er eifrig dafür plaidirte, Olshausen, der sonst auch ihm in den liberalen Forderungen zu weit ging, in die provisorische Regierung aufzunehmen.

„Audiatur et altera pars"*) ist ein Satz, den ein gewissenhafter Chronist nie aus dem Auge verlieren darf, und den auch wir festhalten wollen in dieser Schrift, welche sich bemüht, nach bestem Wissen und Ermitteln durch richtige Vertheilung von Licht und Schatten ein treffendes Bild der damaligen Vorgänge zu liefern, und so durfte denn auch das oben Mitgetheilte nicht fehlen, um zu zeigen, daß auch auf der anderen Seite nicht Alles „Licht" ist, und es unbeschadet Beselers unbestreitbarer hohen Verdienste nicht der Gerechtigkeit entspricht, den Einen rückhaltlos zu feiern, den Anderen aber, der nicht minder Anspruch auf Anerkennung seiner Verdienste hat, rücksichtslos herunter zu reißen, weil er — sonst das Zeichen eines Ehrenmannes — fest an dem hielt, was nach seiner Ansicht Recht und erlaubt war, und dadurch denen, welche anderer Ansicht huldigten, unbequem und mißliebig wurde.

Dazu ist es mir zweifellos, daß beide Parteien Recht hatten. Wenn man den Intentionen des Prinzen, welcher nur das augen-

*) Der Gerechte schenkt beiden Parteien gleichmäßig Gehör.

blicklich Beste des Landes im Auge hatte, gefolgt wäre, würde dem Lande manche schwere Zeit und Enttäuschung erspart geblieben sein; — den Beweis für diese Behauptung werde ich später nicht schuldig bleiben — dafür soll aber auch den Anderen unbestritten zugegeben werden, daß sie weiter sahen, und wenn in dieser Voraussicht ihr Wahlspruch gewesen sein sollte: „per aspera ad astra"*) so hat derselbe in dem endlichen Abschlusse des Dramas seine glänzende Rechtfertigung gefunden; — ein Ziel, welches auf dem Wege des Prinzen, welcher jede Hülfe des deutschen Volkes als solchen abgewiesen wissen wollte, wohl nie erreicht worden wäre. Deshalb darf er aber in seiner Eigenschaft als Ehrenmann nicht angegriffen werden, denn ein Ehrenmann ist und bleibt, wer sein eigenes Interesse aus dem Spiele lassend, — und das hat der Prinz während der Erhebung nie verfolgt und verfolgen können — mag er auch irren, fest und unverbrüchlich zu dem steht, was er für Recht und ehrenhaft hält.

Als am 26. früh wieder der Einlauf eines Dampfschiffes in den Kieler Hafen signalisirt wurde, ward in Kiel wieder General-Marsch geschlagen, und die Bürgerwehr und was sich sonst noch bewaffnet hatte, eilte zum Landungsplatze, aber wiederum waren es keine Dänen, welchen man sich als Zielscheibe anbieten konnte, sondern der Dampfer brachte endlich die 5 Mitglieder unserer Deputation und eine große Zahl der aus Kopenhagen geflüchteten deutschen Beamten. Da man um das Schicksal dieser Männer und mit Recht ernstlich besorgt gewesen, so wurden sie natürlich mit Jubel begrüßt, und im Triumphzuge nach dem Markte geführt. Hier berichtete nun vor der aufgeregten Volksmenge Olshausen über den Verlauf und das Ergebniß der Mission, welches eben war: „die mit des König-Herzoges Sanktion feierlich ausgesprochene Inkorporirung Schleswigs in Dänemark!" Das den Holsteinern dabei gebotene Zuckerbrot wurde selbst von den Extremst-Liberalen mit Unwillen verworfen, da es nur um den Preis des Verrathes am Bruderstamme einzuheimsen war, und man auch auf dieser Seite wohl mehr, als geboten, jetzt mit Leichtigkeit erringen zu können glaubte.

Mit dem nächsten nach Rendsburg abgehenden Zuge begab sich die Deputation dorthin um der provisorischen Regierung Bericht zu erstatten, desgleichen die von Kopenhagen geflüchteten Beamten, um sich derselben zur Verfügung zu stellen. So war denn die befürchtete Vergewaltigung zur Gewißheit geworden, und man pries sich glücklich, den wichtigsten Schritt zur Gegenwehr noch rechtzeitig getroffen zu haben. Die Aufregung im ganzen Lande über diesen, allen königlichen Zusicherungen entgegen, feierlich proklamirten Rechtsbruch war eine ungeheure und tiefgehende, nicht minder über die unseren Deputirten in Kopenhagen wiederfahrene Behandlung, und diese natürlich in Folge dessen die Männer des Tages.

*) Durch Sturm und Nacht zum Licht.

Diese allgemeine Stimmung benutzte Beseler, um die sofortige Aufnahme Olshausens in die provisorische Regierung zu beantragen. Beseler machte darauf aufmerksam, daß Olshausen an der Spitze der immerhin nicht zu unterschätzenden liberalen Partei stehe; nicht in die provisorische Regierung aufgenommen, worauf doch seine Partei gemäß den Kieler Besprechungen mit Sicherheit rechne, werde er stets Opposition machen, und dadurch die Einigkeit gefährden, welche in diesem Augenblicke drängender Gefahr vor Allem Noth thue; er wies auf die Gefahren hin, welchen Olshausen in Kopenhagen ausgesetzt gewesen, und wie man ihn dafür eine öffentliche Auszeichnung schuldig sei, was auch von dem Lande erwartet werde.

Der Prinz und nicht minder Reventlow widersetzten sich diesem Antrage nach Kräften, da sie die Aufrechthaltung des Principes der ausschließlichen Wahrung des Rechtsstandpunktes dadurch gefährdet glaubten. Hatten doch mit den deutschen Höfen vertraute angesehene Diplomaten und Staatsmänner, mit denen Reventlow in Verbindung stand, gegen diesen geäußert, daß man bereit sein würde, an diesen Höfen die Sache der Herzogthümer zu vertreten, so fern man fortfahre, im konservativen Sinne zu handeln, und namentlich den als ausgesprochenen Demokraten bereits bekannten Olshausen von der Regierung fern halte.

Beseler entwickelte nun schweres Geschütz und entgegnete auf diesen Widerspruch, wie es doch zweifellos sei, daß die auf den 3. April einberufenen Stände der Herzogthümer, in deren Hände die provisorische Regierung bis zur erfolgten Bestätigung die Gewalt zurückzugeben habe*), Olshausen in die provisorische Regierung wählen würden, und dann möglicher Weise auch der noch weit rücksichtslosere Advokat Clausen aus solcher Wahl hervorgehen könne, während sich nach vorgängiger Aufnahme Olshausens der Antrag bei der Ständeversammlung wohl auf bloße Bestätigung der vorhandenen Mitglieder stellen lasse.

Dieses Argument schlug durch. Der Prinz sowohl, wie Reventlow wollten um Alles mindestens Clausen fern gehalten wissen, da sie sich sagen mußten, daß eine Regierung mit mehreren derartigen Elementen durchsetzt nicht mehr die Träger des wahren Landeswillens, mithin auch ihr Bleiben in derselben unthunlich sein würde. Gewillt aber, ihre ganze Kraft, wie sie es dem Lande schuldig zu sein glaubten, dafür einzusetzen, dasselbe vor Verrückung des Rechtsgedankens durch solche Einflüsse zu bewahren, so gaben sie, um Clausen abzuwehren, endlich nach, und Olshausen wurde in die provisorische Regierung aufgenommen.

Otto Fock, in seinen „Erinnerungen" Seite 82, erklärt es freilich für eine seltsame „Illusion" des Prinzen, daß die Aufnahme Olshausens in die provisorische Regierung dazu beigetragen habe, die

*) Vergleiche Proklamation der provisorischen Regierung vom 24. März.

Sache Schleswig-Holsteins den Höfen in einem ungünstigeren Lichte erscheinen zu lassen, und sie zum Verlassen derselben bestimmt habe. Er sagt: „Nur daran will ich erinnern, daß sogar das allem Demokratischen, Revolutinärem sonst am meisten abgeneigte Kabinet, das Russische unter Kaiser Nikolaus, sich durchaus nicht genirte, Hand in Hand mit der dänischen aus der März-Revolution hervorgegangenen Regierung zu gehen, welche einen viel entschiedener freisinnigen Charakter hatte, als die Schleswig-Holsteinische provisorische Regierung auch nach Olshausens Beitritt. Es waren eben andere Gründe, welche die großen Kabinette der Schleswig-Holsteinischen Sache feindlich stimmten als konservative oder legitimistische Neigungen. Es waren eigennützige, deutschfeindliche Interessen welche die Haltung Rußlands, Englands und Frankreichs in dieser Sache bestimmten".

Vollständig zugegeben, worauf wir später zurückkommen werden, — aber damit wird die Ansicht des Prinzen durchaus nicht widerlegt, da diese auswärtigen Mächte nur in Rede kommen, in sofern sie auf Preußen drückten. Der Prinz und Reventlow hatten entschieden Recht, wenn sie diese Aufnahme Olshausens in dem Augenblicke, wo wir so dringend der Hülfe der deutschen Höfe und namentlich Preußens bedurften, als eine politisch nicht richtige Handlung betrachteten. — Man darf denn doch nicht übersehen, daß die deutschen Kabinette, von revolutionären Umtrieben in ihren eigenen Landen bedrängt, im Stillen emsig auf Reaktion sannen, und wenn sie auch den legitimen Kern in unserer Bewegung erkennend, mehr aber noch von der für uns Partei ergreifenden Volksstimmung gedrängt sich anfänglich Hülfe verheißend uns zuwandten, so wurde ihnen doch durch jedes Vorgehen, welches sich nur entfernt als dem demokratischen Zuge folgend deuten ließ, eine bequeme Rückzugsbrücke gebaut, um sich unter solchem Vorwande von übernommenen unliebsamen Zusagen zu befreien. Namentlich in Preußen wurde von der damals so einflußreichen Junker- und Kreuzzeitungspartei emsig jeder Pfad aufgesucht, welcher zu dieser, später unter dem Russischen Drucke immer werthvoller werdenden Rückzugsbrücke führen konnte, worüber die unmittelbar nach dem Briefe König Friedrich Wilhelm IV. an den Herzog von Augustenburg schon datirenden diplomatischen Noten des Preußischen Kabinettes keinen Zweifel lassen, und den Beweis liefern, daß der Prinz und Reventlow die augenblickliche Lage richtiger beurtheilten, als Otto Fock und Genossen.

Nach der Aufnahme Olshausens wurden die Geschäfte unter die Mitglieder der provisorischen Regierung dahin vertheilt, daß Beseler den leitenden Vorsitz und die inneren, Reventlov die äußeren, der Prinz die Kriegs-Angelegenheiten, Bremer die Justiz, Olshausen die Polizei und M. T. Schmidt die Finanzen erhielt. Die bisherige Schleswig-Holsteinische Regierung, von welcher alle Kommunal- Wege-Polizei- und Preßsachen ressortirten, blieb in ihrer Wirksamkeit bestehen, und wurde zu ihrem Präsidenten an Stelle des ge-

flüchteten Kammerherrn v. Scheel der noch von Friedrich VII. selbst dazu designirte, jetzt gleichfalls als Flüchtling aus Kopenhagen eingetroffene Etatsrath Francke ernannt.

Die Wirksamkeit der provisorischen Regierung im Innern bestand in diesen ersten Tagen hauptsächlich darin, die aus Kopenhagen zurückgekehrten deutschen Beamten, in denen sehr schätzenswerthe und geschäftskundige Arbeitskräfte gewonnen wurden, wieder anzustellen, wie andererseits in Absetzung offenkundiger Scheel'scher Kreaturen, wie unter der Hand als verdächtig bezeichneter Beamten. — Die geschichtliche Treue verlangt das Eingeständniß, daß leider auch hier, wie es in aufgeregten Zeiten stets zu gehen pflegt, durch übereifrige Dänenriecher oder böswillige Denuncianten durchaus ehrenwerthe Leute vom Amte entfernt, oder von solchem ausgeschlossen wurden, also im Grunde dieselbe Erscheinung, welche mit so großem Geschrei von deutscher Seite dem Dänen-Regimente zum Vorwurfe gemacht wurde. Allerdings zeigte sich dabei ein großer, die Deutschen ehrender Unterschied, daß die Regierung auch in nicht einem einzigen Falle sich zu gehässiger Verfolgung im Privatleben solch' mißliebig gewordener Persönlichkeiten verleiten ließ, wie es bei den Dänen und zwar von Oben herab an der Tagesordnung war, und wie es dieses Regiment so verhaßt und unerträglich machte. Daß die neuen Machthaber aber im ersten Regierungseifer theilweise einem solchen Denunciantenthum ohne die schlagendsten Beweise, nur um der Volksstimmung genüge zu thun, überhaupt ein Ohr leihen konnten, wirft einen Schatten auf das sonst so wohl geführte Regiment, den wir nur um der historischen Treue willen in dieses Zeitbild hineinzeichnen mußten.

Advokat Clausen, der solcher Weise keinen Raum für seine Thätigkeit in der provisorischen Regierung gefunden, machte seinem Drange für die 48ziger Bewegung dadurch Luft, daß er zu dem sich bildenden Vorparlamente nach Frankfurt am Main eilte, und auf dieser Reise, — ein Zeichen der Zeit, wo Jeder sich zum Mitregieren berufen glaubte — in Gemeinschaft mit dem sich zu gleichem Zwecke nach Frankfurt begebenden Etatsrath Esmarch, ohne irgend wie von der provisorischen Regierung dazu beauftragt und ermächtigt zu sein, — es sei denn, daß er unter der Hand einen solchen Auftrag von Olshausen empfangen, — in der Kölner Zeitung einen Aufruf an ganz Deutschland erließ, den Herzogthümern zu Hülfe zu eilen, um an deren Vertheidigung thätigen Antheil zu nehmen.

Daß die provisorische Regierung, mindestens die konservativen Mitglieder derselben, durch diesen Aufruf zweier so auf eigene Faust handelnden Persönlichkeiten aus den schon bei Olshausens Wahl dargelegten Gründen sehr unangenehm berührt werden mußten, liegt auf der Hand, da dies dem 48ziger Freischaarenwesen auch bei uns Thür und Thor öffnen hieß, und die Aufnahme dieser von der Reaction bestgehaßtesten Elemente der Kreuzzeitungs-Partei einen zu

gelegenen Vorwand bot, unsere Bewegung mit dem revolutionären Treiben in den anderen deutschen Ländern in einen Topf zu werfen. Es war ein Zuzug von Elementen zu erwarten und vielleicht beabsichtigt, welche ganz andere Ziele als die Wahrung unseres legitimen Rechtes verfolgten, und die Aufrechthaltung dieses Prinzipes, welches das Land selbst doch auf seine Fahne geschrieben hatte, nur erschweren konnte.

Mit ihrer Ansicht, daß dieser unbefugte Aufruf sofort durch eine officielle durch die gelesensten Blätter zu verbreitende Kundgebung der provisorischen Regierung annullirt werden müsse, blieben der Prinz und Reventlow in der Minderheit, — nun, wie oben schon gesagt: „per aspera ad astra!“ — und wer wollte und könnte leugnen, daß die freudige Begeisterung, mit welcher alle Schichten der Bevölkerung Deutschlands für unsere Sache eintraten, eine hoch erhebende war, welche dem Lande erst das rechte und zum Aushalten stärkende Vertrauen auf einen endlichen Sieg der gerechten Sache verlieh! Groß war die Zahl der aus allen deutschen Gauen Herbeieilenden, um mit den Waffen in der Hand für unsere Sache zu kämpfen, unter ihnen viele für die deutsche Sache wahrhaft begeisterte und kampfestüchtige Jünglinge, welche von uns mit Jubel begrüßt wurden, mit ihnen aber leider auch eine nicht geringe Zahl unklarer Existenzen, denen der Boden anderswo bereits zu heiß unter den Füßen geworden, und unsere Sache mehr als zeitweiligen sicheren Unterschlupf benutzen wollten. Die nähere Bekanntschaft einiger dieser Freiheitshelden, mit denen ich persönlich in Berührung kam, werden wir in dem nächsten Kapitel machen.

Auch diejenigen, welche nicht kämpfen konnten, blieben in ihrer Theilnahme nicht zurück und geizten nicht mit ihren Gaben. Jede deutsche Gemeinde setzte eine Ehre darin, für die Befreiung unseres Bruderlandes Schleswig eine Spende darzubringen. Requisiten aller Art trafen in Rendsburg aus ganz Deutschland ein, so Hemden allein 14900 Stück, Strümpfe, Binden, Matratzen, Schuhe, Charpie, Wein, Lebensmittel jeder Art, und als Geber waren alle Bevölkerungsschichten vertreten. Die Bezeichnung: „Tagelöhner, Schullehrer, Näherin, Dienstmädchen, Soldatenfrau,“ fand sich in allen Listen. Es war eine großartige Kundgebung des erwachten deutschen Nationalgefühls, welche zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, und nicht anerkennend genug hervorgehoben werden kann.

Um übrigens dem größeren Zuzuge unliebsamer Existenzen in etwas entgegenzuwirken, erließ der Prinz in den verbreitetsten deutschen Zeitungen eine Bekanntmachung, worin erklärt wurde, daß nur völlig Ausgerüstete angenommen werden könnten. Das Enrollirungsbureau für die Freicorps mußte nun bis auf Weiteres offen gehalten werden. Auf dem Bahnhofe Altona mußte ein zu

*) Es darf übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß auch Dänemark in gleicher Opferwilligkeit für seine Armee nicht zurückblieb.

diesem Zwecke stationirter Beamter Jeden untersuchen, welcher auf Grund eines Legitimationsscheines freie Beförderung als „Vaterlandsvertheidiger" forderte, alle Unbewaffneten hatte derselbe aber zurückzuweisen. Aus diesen fremden Zuzüglern wurden später das 4. und 5. Freicorps gebildet.

Der Herzog von Augustenburg war am 21. März nach Berlin gereist nicht, wie Dr. C. Godt in seiner Geschichte Schleswig-Holsteins berichtete, „um zu Gunsten der Erhebung auf den preußischen Hof einzuwirken," sondern im Gegentheil, um noch im letzten Augenblick, wenn irgend möglich, eine solche und überhaupt einen feindlichen Zusammenstoß zwischen den so lange verbunden gewesenen Ländern mit Hülfe des Königs von Preußen zu verhindern. Wir wissen, daß Friedrich Wilhelm IV. mit seinem bekannten Briefe vom 24. März den Wünschen des Herzogs entgegenkam. Mit diesem Briefe in der Tasche, von dem er sich einerseits Beruhigung der Herzogthümer, andererseits ein Zurückschrecken der dänischen Gewalt-Politiker versprach, reiste der Herzog zurück, und traf, durch irgend einen Unfall aufgehalten, erst am 25. Abends in Hamburg ein, ohne auch nur eine Ahnung von den in Kiel inzwischen stattgehabten Vorgängen zu haben.

Wer, der die Feldzüge 1848/50 und 1864 gegen Dänemark als Combattant mitgemacht, sei er Nord- oder Süddeutscher, Preuße oder Oesterreicher, erinnert sich nicht mit Dankbarkeit der von allen Kriegern hochverehrten, um das Lazarethwesen wie die Verpflegung der Soldaten so hochverdienten unermüdlichen „Soldatenmutter," der Frau Mathilde Arnemann, geb. Stammann, welche noch jetzt im hohen Alter mit Liebe ihrer einstigen Pflegebefohlenen gedenkt, und durch fortgesetztes Wohlthun im Stillen fort und fort die Zahl der ihr dankbar Ergebenen mehrt. Die geehrte Frau, welche sich noch seltener Geistesfrische erfreut, möge mir um des Zweckes willen verzeihen, daß ich hier ihre mir mündlich gemachten Mittheilungen veröffentliche, da sie den schlagenden Beweis liefern für die Grundlosigkeit der dänischen Beschuldigung, die Erhebung am 24. März sei das lang vorbereitete Werk des Herzogs von Augustenburg gewesen.

Die dem Augustenburger Fürstenhause schon lange befreundete Familie Arnemann in Hamburg sandte auf die erste Kunde von den Kieler Vorgängen ein Mitglied der Familie dem Herzoge nach Berlin entgegen, um ihm sofort Kenntniß zu geben. Wohl veranlaßt durch die vorhin erwähnte Reisestörung hatte dieser Sendbote den Herzog verfehlt, so daß der Letztere nichts ahnend am 25. Abends in Hamburg eintraf. Wie der Herzog bei seiner Anwesenheit in Hamburg häufig zu thun pflegte, begab er sich nach seiner Ankunft zur Familie Arnemann, um dort den Thee einzunehmen.

Frau Mathilde Arnemann, welche bei seinem Eintritte sofort erkannte, daß der Herzog nicht wisse, was vorgefallen, getraute sich

nicht, ein Wort zu sagen, und gab ihrem Manne einen verstohlenen Wink, worauf derselbe den Herzog in ein Nebenzimmer führte, und ihn von dem bedeutungsvollen Ereignisse in Kenntniß setzte. — Da die Thür nach dem Nebenzimmer offen stand, sah Frau Arnemann, wie der Herzog nach den ersten Mittheilungen ihres Mannes wie verzweifelt die Hände vor dem Kopf zusammenschlug mit dem Ausrufe: „O, welch' unglückselige Uebereilung! — und das in dem Augenblicke, wo ich durch meine Bemühungen die Gefahr zu hemmen hoffte! —"

Diese aus als wahrheitstreu bekanntem Munde mitgetheilte Episode beweist mehr als Alles, was bisher über jene dänische Beschuldigung hin und hergeschrieben, und durfte, selbst auf die Gefahr hin, eine Indiscretion zu begehen, an diesem Platze nicht fehlen.

Die am 26. bereits eintreffende bestimmte Nachricht über die beschlossene Inkorporirung Schleswigs zeigte dem Herzog freilich, daß er auch den Dänen gegenüber zu spät gekommen, und nun stellte er sich voll und ganz auf Seite der Herzogthümer. „Um*) über seine Stellung in dem Konflikt mit Dänemark keinerlei Zweifel zu lassen, und selbst der dänischen Verleumdung durch eine urkundliche Erklärung jeden Schein (der Berechtigung) zu entreißen, sprach sich der Herzog in einer Veröffentlichung „an das Volk Schleswig-Holsteins" ausdrücklich dahin aus, daß er der Erklärung, welche die provisorische Regierung in ihrer Proklamation ausgesprochen, unbedingt und ohne Rückhalt beistimme; die feindseligen Maßregeln, durch welche die Rechte der Herzogthümer zerbrochen, seien dem König-Herzog durch das dänische Volk aufgezwungen worden; „der König, — heißt es weiter, — ist in der Gewalt seiner wilderregten dänischen Umgebung; seine Entschließungen sind nicht frei, man bedient sich seiner Autorität, uns ungerechte Gesetze vorzuschreiben. Dies sind nicht Redensarten, um den Schein zu wahren, es ist notorische offenkundige Thatsache." Dann ferner: es gelte die Aufrechthaltung der Rechte des Landes und Volkes und der dadurch bedingten Rechte des angestammten Landesherrn, den festen und redlichen Anschluß an Deutschland. Für dieses Ziel seien Alle, sei auch er bereit, wie er bisher gethan, alle seine Kräfte einzusetzen, Gut und Blut zu opfern, das Liebste, was der Mensch hat, hinzugeben. Wenn aber der König wieder frei sein und die Rechte und die Nationalität der Herzogthümer anerkennen und Gewähr leisten werde, „dann — so schließt die Erklärung — werde ich wie wir Alle ihn freudig wieder in der Ausübung seiner landesherrlichen Gerechtsame unterstützen."

Wer will zu behaupten wagen, daß der Herzog hier nicht noch korrekter als die provisorische Regierung den Standpunkt gewahrt (siehe die unterstrichene Stelle seiner Erklärung) und von dem

*) Aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik von J. G. Droysen und K. Sammer.

Rechte, wie von dem, was er stets und bereits Christian dem VIII. gegenüber als seine Pflicht erklärt, auch nur um eines Haares Breite abgewichen wäre?

Gleichzeitig veröffentlichte der Herzog den Brief Friedrich Wilhelm IV., welcher den gleichen Rechtsboden betonte.

13. Kapitel.

Der erste Ausmarsch gegen Norden und die Ansprache des Prinzen von Noer an die abrückenden Truppen. Diplomatisches. Der König von Preußen bewilligt den Eintritt Preußischer Offiziere in die Schleswig-Holsteinische Armee. Eine Preußische Brigade als Beobachtungs-Corps bei Havelberg. Einmarsch der Preußen am 4. und 5. April in Rendsburg. Anerkennung der provisorischen Regierung durch den Bundestag.

General v. Krohn, welcher, wie schon mitgetheilt, mit den Truppen, soweit sie nothdürftig formirt waren, nach Norden abmarschiren sollte, erhielt die Weisung, bis Flensburg vorzurücken und eine Avantgarde bis Apenrade vorzuschieben, während er die Straße nach Sonderburg zu beobachten habe, und setzte sich bereits am 27. Morgens mit seinem Corps in Bewegung, um sich einer Aufgabe zu unterziehen, für welche seine Truppe, auch wenn sie durch den in den nächsten Tagen erfolgenden Nachschub auf die doppelte Stärke gebracht werden konnte, durchaus unzureichend war. Die Truppen, welche General Krohn unter seinem Kommando hatte, bestanden aus dem 1., 2., 3. und 4. Infanterie-Bataillon, dem 1. und 2. Jäger-Corps, den Stämmen des 1. und 2. Dragoner-Regimentes, dem Studenten- und Turner-Corps und zwei 6pfündigen Feldbatterien, jede von 8 Geschützen. Die Stärke der Bataillone war, da noch nicht die Hälfte der beurlaubten Mannschaft eingekommen war, nicht über 400 Mann, bei der Kavallerie nur 250 Köpfe per Regiment. Die nummerische Stärke überstieg demnach nicht 2500 Mann wirklicher Combattanten.

An diese zuerst in's Feld abrückenden Truppen erließ der Prinz folgende Ansprache:

„Soldaten! Das Vertrauen der Herzogthümer beruft mich an Eure Spitze; ich schätze mich glücklich, in diesem heiligen Kampfe für das Vaterland Euer Führer zu sein. Der Kampf hat begonnen; der Däne rückt an des Vaterlandes Grenzen, — schleswig-holsteinischer Muth wird ihm mit Gott den Weg über die Belte weisen. Schaaret Euch mit Vertrauen um Euere neuen Führer, die, wie Ihr begeistert von Vaterlandsliebe, Euch zum Siege führen werden. Die edelsten

Männer und Jünglinge des Vaterlandes eilen zu Euren Fahnen, — ganz Deutschland sendet Euch seine besten Söhne. — Auf denn, mit Gott! laßt uns den Dänen schlagen, wo wir ihn finden, bevor fremde Truppen uns den Loorbeer entwinden.
Ziehet mit Gott, meine Waffenbrüder, am Tage der Ehre bin ich bei Euch!"

Bis zum Ekel hat man den Schlußsatz dieser Ansprache: „Am Tage der Ehre bin ich bei Euch!" höhnisch citiren hören von dem Prinzen feindselig gesinnten und mehr noch von solchen Leuten, welche von dem wahren Sachverhalte und den gerade in jenen Tagen am Sitze der provisorischen Regierung sich abspielenden Dingen wahrlich nicht genügend Kenntniß hatten, um sich ein absprechendes Urtheil erlauben zu dürfen. Hier vorläufig nur so viel, daß der Prinz einerseits gebunden war durch die seine Gegenwart erforderndeu schwebenden Verhandlungen mit der anrückenden Preußischen Occupationstruppe, er andererseits aber auch volle Veranlassung hatte, bis zu dem letzten Augenblicke auszuharren, um darüber zu wachen, daß nicht durch immer mehr sich geltend machende Einflüsse hinter seinem Rücken die neuzuschaffende Armee demokratisirt und überhaupt der Rechtsstandpunkt, für den allein er eingetreten, verschoben werde.

Eine große Zahl vom Lande requirirter Wagen, auf denen abwechselnd die Hälfte der Mannschaft gefahren wurde, während die andere Hälfte marschirte, ermöglichte es dem General v. Krohn, mit seiner Truppe schon am 29. Vormittags Flensburg zu erreichen, und dann das derzeitige 5. Jäger-Corps und das demselben beigegebene Studenten- und Turner-Corps nach Apenrade vorzuschieben, wo diese Truppe am 30. einrückte und mit großem Jubel — die dänisch-fanatisirten Schiffer natürlich auch hier ausgenommen — von der Bevölkerung empfangen wurde. — Der Kommandeur dieser Truppe, Major Michelsen, überzeugte sich indessen sofort, daß er sich hier in einer zu exponirten Stellung befand, und zog sich bereits am folgenden Tage in der Richtung auf Flensburg zurück. — Verlassen wir einstweilen die Truppen des General v. Krohn in der auch hier gefährlichen Lage, und wenden wir uns wieder dem politischen Schauplatze zu, auf dem sich indessen schwerwiegende Ereignisse abspielten.

Gleichzeitig mit der Eingabe an den König-Herzog hatte die provisorische Regierung den Justizrath Schleyden an den sich eben wieder regenerirenden Bundestag nach Frankfurt gesandt mit einer Denkschrift, in welcher sie die Gründe entwickelte, welche ihre Schritte geleitet, und in welcher der Bundestag um seine Unterstützung gebeten wurde. Die Wahl Schleydens zum diplomatischen Vertreter muß als eine der wenigen glücklichen bezeichnet werden. Der gleichfalls zu seiner Mission gehörige Antrag — auch dieser wieder gegen die Stimme des Prinzen — auf Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund wurde, und zwar hauptsächlich in Folge

der Haltung Preußens, abgelehnt, „um keinen Uebergriff in die Rechte des Königs von Dänemark als Herzog von Schleswig zu thun", spätere Uebereinkunft mit Dänemark vorbehalten, — doch erklärte der Bund die Gefahr eines Angriffes auf das Bundesland Holstein für drohend, ersuchte die Preußische Regierung, die Vermittelung zu übernehmen und beauftragte den König von Preußen mit der Ueberwachung des am 17. September 1846 gefaßten Beschlusses in Sachen der Herzogthümer.

Eine fernere glückliche Wahl war die des Gesandten an den Berliner Hof, des Historikers Waitz, dessen Bemühungen im Verein mit dem Herzoge von Augustenburg es später gelang, die preußische Regierung für eine Intervention in Schleswig zu bestimmen, während sie anfänglich nur Holstein hatte schützen wollen. — Zum größeren Theile durchaus verfehlt war aber die Wahl der diplomatischen Agenten an den übrigen, namentlich den kleineren Höfen. Es zeigte sich hier, wie fremd einigen der jetzt in der Regierung maßgebenden Persönlichkeiten das zu betretende Terrain war. Es ist eine nicht zu bestreitende Thatsache, daß, je kleiner der Hof, um so höherer Werth auf die Wahrung der Form gelegt wird. Wollte man unsere Sache nicht von vornherein bei diesen Höfen discreditiren, so durfte man dorthin nicht Leute senden, welche in ihrer 48ziger Begeisterung geneigt waren, es als Wahrzeichen des echten deutschen Freiheitsmannes und die Zeit geeignet zu betrachten, den Souverainen gegenüber nach Johann Jacoby'schen *) Muster aufzutreten. So sandte man an den feudalsten aller damaligen Höfe nach Schwerin, den als ausgesprochenen Demokraten, bekannten damaligen Privatdocenten Otto Fock Derselbe erzählt selbst in seinen von uns oft citirten Erinnerungen, daß er am 2. April von Olshausen, seinem Parteigenossen, zu dieser Mission aufgefordert worden. Zweck dieser Mission war, die beschleunigteste Zusendung von Hülfstruppen zu erbitten.

Daß diese Wahl Fock's ein Fehler war, erhellt schon daraus, daß mehrere auch dem Diplomatenfache nicht angehörende Männer an den Höfen von Oldenburg, Braunschweig und Hannover die zuvorkommendste Aufnahme fanden, während Otto Fock, wie er selbst erzählt, sich einer solchen nicht zu erfreuen hatte. Eine Audienz bei dem Großherzoge wurde ihm zwar gleich bewilligt; er erzählt darüber:" — — alsbald trat auch der Großherzog ein," — — — „Seine erste Frage war: „Kommen Sie vom Herzog von Augustenburg?" Als ich dies verneinte und erwiderte, daß ich von der provisorischen Regierung gesandt sei, schien ihn dies wesentlich

*) Johann Jacoby, als demokratischer Schriftsteller und Wortführer bekannt, war es, der als Mitglied einer Deputation, welche eine Adresse überreichte, in welcher um Bildung eines volksthümlichen Ministeriums an Stelle des eben im November 1848 berufenen Brandenburg-Manteuffel'schen gebeten wurde, Friedrich Wilhelm IV. zurief: „Das eben ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen."

kühler zu stimmen." — Nur wegen dieser letzteren zweifellos richtigen Beobachtung des Herrn Fock theilten wir das Vorstehende mit. Sie zeigt, mit welchem Mißtrauen, weil vom Volke ausgehend, auch unsere Bewegung an den deutschen Höfen und namentlich an den kleineren betrachtet wurde, und wie die Klugheit gebot, nicht durch Handlungen oder Persönlichkeiten, welche als zur Demokratie neigend gedeutet werden konnten, beziehungsweise bekannt waren, dieses Mißtrauen bis zur vollständigen Discreditirung unserer Landessache zu steigern. Große Fehler wurden in dieser, vorsichtigen Erwägungen so wenig günstigen Zeit, begangen, Fehler um so mehr, als wir in diesem Augenblicke, wo alle Welt sich gegen uns verschwor, gerade auf die Hülfe dieser Deutschen Höfe, welche immer noch mächtiger waren, als die 48ziger Herren sich träumen ließen, und unter diesen im Grunde auf die Hülfe der kleineren Höfe, von denen sich später namentlich Braunschweig und Oldenburg als unsere treuesten und ehrlichsten Helfer zeigten, allein angewiesen waren.

Ja, die ganze Welt hatte sich gegen uns verschworen. Die dänische Diplomatie entwickelte natürlich einen wahren Feuereifer uns bei allen Höfen, namentlich den außerdeutschen als die unbotmäßigsten Rebellen anzuschwärzen, und fand für ihre Lügen und Verdrehungen bei Rußland, England und Frankreich ein williges Ohr, da die ehrliche Anerkennung unseres Rechtes ihren Sonderinteressen zuwider gelaufen wäre. Die Hindergedanken, welche Rußland veranlaßten, selbst mit dem jetzt so radicalen dänischen Kabinette Hand in Hand zu gehen, haben wir schon bei Schilderung der Bestrebungen Christian VIII. für seine Gesammtstaatstheorie angedeutet; er hoffte eben zum Schaden Deutschlands im Trüben fischen zu können.

England verfolgte natürlich wie immer seine bekannte Krämerpolitik. In seinen Noten an die anderen auswärtigen Mächte und in den in seinem Auftrage verfaßten Schriften wurde immer wieder die Gefahr betont, daß, wenn Schleswig deutsch würde, der Zollverein sich vom baltischen Meere bis zur Nordsee erstrecke und beide Meere beherrsche. — Dies war der Grund, daß England sein „bekanntes Säbelgerassel in der Scheide" spielen ließ, und auf das Zudringlichste überall seine Stimme im dänischen Interesse erhob. Frankreich war wie immer zu haben, wo es galt, deutsche Interessen zu schwächen.

Da diese selbstsüchtigen Beweggründe der auswärtigen Mächte den deutschen Höfen und namentlich dem Preußischen Kabinette nicht verborgen bleiben konnten, so hätte man annehmen dürfen, daß diese unter Preußischer Führung um so fester für das Deutsche Interesse eingetreten wären. Die damalige Zeit aber, in welcher man ein „deutsch-nationales" Interesse noch selbst als ein gefahrdrohendes Gespenst scheuete, war darnach leider nicht angethan. Die Furcht vor der Demokratie überwog weit das Gefühl deutscher Ehre, — ein

Begriff überhaupt, der, wie wir schon früher sagten, damals noch nicht „hoffähig" war, und nur im Volke lebte, in den oberen Regionen kannte man nur eine „Partikular-Ehre" der 36 deutschen Staaten. Es war eben ein jammervoller Zustand, auf den wir jetzt mit Verwunderung zurückblicken.

So sehen wir denn auch Friedrich Wilhelm IV. die von dem Bunde erbetene Vermittelung zwischen Dänemark und den Herzogthümern, wie die Ueberwachung des Bundesbeschlusses vom 17. September 1846 in einem unserer Sache wenig geneigten Sinne einleiten. Zwar hatte er zu dem letzten Zwecke bereits eine Brigade unter dem Befehle des Obersten von Bonin zusammengezogen, welcher noch 2 der nach den Märzunruhen aus Berlin zurückgezogenen Garderegimenter, das zweite Kürassier-Regiment, 2 Schwadronen des 3. Husaren-Regimentes und einige Batterien hinzugefügt wurden, aber — die Demokraten-Riecherei stand am Preußischen Hofe in voller Blüthe, und unterstützt von einigen von uns schon bezeichneten Unvorsichtigkeiten hatte sie ihren Einfluß bei dem Könige schon so weit geltend gemacht, daß der Wind bereits aus einer ganz anderen Richtung wehte, als zur Zeit des an den Herzog von Augustenburg gerichteten Briefes. Friedrich Wilhelm IV. mißbilligte jetzt persönlich die Erhebung gegen (??) den legitimen Landesherrn, und hätte wohl kaum einen Mann marschiren lassen, wenn man es nicht für gerathen befunden, in einer volksthümlichen Sache der deutschen Begeisterung eine Konzession zu machen, bevor andere deutsche Truppen zuvorgekommen, — vor Allem aber, um den Garden eine Genugthuung für die Ereignisse der Märztage zu verschaffen.

Mit welch' mißtrauischen Augen man bereits damals am Preußischen Hofe unsere Bewegung betrachtete, dafür bringt die glücklicher Weise, da sie sonst von vornherein jedes Vertrauen zur Preußischen Hülfe hätte vernichten müssen, erst später bekannt gewordene Note vom 8. April 1848, welche der Major von Wildenbruch als Spezial-Gesandter des Königs von Preußen an den Minister des Auswärtigen in Kopenhagen, den Grafen Knuth richtete, den keine andere Auslegung zu lassenden Beweis.

In dieser Note heißt es: „Jl *) est dans l' intérêt du Danemark et de touts les Etats voisins, que les Princes allemands interviennent puissamment dans cette affaire, et le seul désir d'empêcher les éléments radicaux et républicains de l'Allemagne d'intervenir d' une manière desastreuse a poussé la Prusse aux démarches qu' elle a faites. Le but de l' entrée de troupes prussiennes en Holstein était la

*) Es liegt im Interesse Dänemarks und aller angrenzenden Staaten, daß die deutschen Fürsten mit Macht in dieser Angelegenheit interveniren, und lediglich der Wunsch, zu verhindern, daß die radicalen und republikanischen Elemente Deutschlands sich in unheilvoller Weise einmischen, hat Preußen zu dem gethanen Schritte veranlaßt. Der Zweck des Einmarsches der preußischen

protection d'une territoire de la confédération et d'empêcher que les éléments republicains de l'Allemagne, auxquels les duchés auraient pu faire appel comme à un dernier möyen de propre conservation, ne se fissent maitres de cette affaire. — — — — Le propre intérêt du Danemark est le but de la Prusse; elle veut sa grandeur et indépendence, qui lui paraissent menacées par la separation des Duchés, — et elle est prête a y concourir!"

Der Schutz des deutschen Bundeslandes Holstein wurde hier freilich „auftragsgemäß" betont, sonst aber mit unverblümten Worten gesagt, daß Preußen nicht zum Schutze unserer wohlbegründeten Rechte gegen frivole dänische Uebergriffe, sondern im Interesse Dänemarks eingerückt sei, um zu verhindern, daß nicht das deutsche Volk, — ein damals am Preußischen Hofe der Demokratie gleich geachteter Begriff — die Vertheidigung derselben in die Hand nehme.

Vom deutsch-nationalen Standpunkte aus betrachtet war dieses Vorgehen des damaligen Preußischen Kabinettes gewiß kein schönes zu nennen, ja als gerade zu, — um mich nicht eines starken Ausdruckes zu bedienen — unbegreifliches zu bezeichnen, — aber es war einmal so, und der Prinz wie Reventlow, dieser Sachlage Rechnung tragend, hatten Recht, wenn sie jede auch nur scheinbare Konzession an die Demokratie vermieden wissen wollten, welche dem bereits erwachten Mißtrauen Friedrich Wilhelm IV. neue Nahrung und dem Ministerium diesen so erwünschten Vorwand zum Abweichen von der deutschen Sache zu geben geeignet war.

Das ist es, was hier Herrn Otto Fock gegenüber zu beweisen war, ohne damit dem deutsch-nationalen Standpunkte der Anderen die volle Berechtigung irgend wie schmälern zu wollen. Hier gilt es nur, zu zeichnen, daß diese Männer, wenn sie opponirten, nach bestem Wissen und Gewissen handelten, und nicht, wie ihnen so oft Schuld gegeben, lediglich von aristokratischen Vorurtheilen geleitet, wenn wir sie auch durchaus nicht ganz von solchen freisprechen wollen.

Zur Zeichnung der viel geschmäheten Persönlichkeit des Prinzen mag hier, um nicht an anderer Stelle wieder darauf zurückkommen zu müssen, gleich konstatirt werden, daß, nachdem auch Reventlow in richtiger Erwägung, daß der fortschreitenden Zeitströmung Rechnung getragen werden müsse, wenn das Staatsschiff ferner seinem Steuer folgen solle, sich zu Konzessionen bereit finden ließ, welche einen nicht

Truppen in Holstein war der Schutz eines Bundeslandes und zu verhindern, daß nicht die republikanischen Elemente Deutschlands, an welche die Herzogthümer als letztes Mittel der eigenen Erhaltung sich hätten wenden können, sich der Sache bemächtigten. — — — Das eigene Interesse Dänemarcks ist das Ziel Preußens; es will dessen Größe und Unabhängigkeit, welche ihm durch die Abtrennung der Herzogthümer gefährdet erscheinen, — und es ist bereit, für dieses Ziel einzutreten. — Den vollständigen Text dieser Note enthalten die Aktenstücke zur neuesten Schleswig-Holsteinischen Geschichte. 1852. pag. 71,

zu bestreitenden Eingriff in die landesherrlichen Rechte einschlossen, der Prinz schließlich das einzige Mitglied der provisorischen Regierung war, welches an dem in der Proclamation aufgestellten Grundsatze der „Wahrung der Rechte des Landesherrn" unverbrüchlich festgehalten hat. Dies ist der Punkt, von dem aus er wie sein Handeln allein beurtheilt werden dürfen. Mag der Prinz, dem nothwendigen Mitgehen sich verschließend, darin zu weit gegangen, und das Vorgehen der Anderen nur von diesem seinem Standpunkte aus be- und verurtheilend recht unbequem und mißliebig geworden sein, — er war und blieb doch bis zu seinem Rücktritte unbestreitbar der unverfälschte Träger des Gedankens der ausschließlichen Wahrung der Rechte des Landesherrn, — des Gedankens, für den allein die damalige Armee sich ihm unterordnete, und sollte ihm dies in den Reihen der Armee nicht vergessen werden, da das Prinzip der ausschließlichen Wahrung der Rechte des Landesherrn allein die Rechtfertigung ihres damaligen Verhaltens bildet.

War der Herzog von Augustenburg mit dem Briefe Friedrich Wilhelm IV. auch zu spät eingetroffen, um den Zusammenstoß zu verhindern, so gab der Brief doch ein Recht, auf Preußische Unterstützung rechnen zu dürfen. Auf diesen Brief hin bat der Prinz den König um Uebersendung von Offizieren, welche dem dringendsten Bedarfe abhelfen könnten. Der König entsprach bereitwillig dieser Bitte, und kommandirte sofort 25 Offiziere zur Dienstleistung bei der Schleswig-Holsteinischen Armee, während gleichzeitig anderen Offizieren gestattet wurde, freiwillig in dieselbe einzutreten, so daß schon im Laufe des Monats April die Zahl derselben auf 50 anwuchs.

Dieser Schritt des Königs wurde in den Herzogthümern mit hellem Jubel begrüßt, um so mehr, als sich dieselben als vorzügliche Instructeure und Führer erwiesen, aber dieser sonst so dankenswerthe Schritt war durchaus kein sicherer Beweis veränderter Politik, — er konnte stehen oder vielmehr stand wohl in vollem Einklange mit den geschilderten Intentionen der Wildenbruch'schen Note. Diese Offiziere traten nicht in unsere Armee über, sondern sie waren als Preußische Offiziere kommandirt, beziehungsweise beurlaubt zur Dienstleistung in unserer Armee, wie die Herren denn auch in unseren Reihen ihre landesherrlichen Uniformen trugen, und was konnte Preußen gelegener kommen, als in solcher Weise für seine Zwecke den directesten Einfluß auch auf unsere Armee zu gewinnen, während es in seiner Hand stand, durch Rückberufung seiner Offiziere jeder Zeit die Schlagfertigkeit der Armee wieder in Frage zu stellen. So große und nicht genug anzuerkennende Verdienste sich gerade diese Preußischen Offiziere um Organisation und Führung unserer Armee auch erworben, so lag hierin doch eine stets drohende schwere Gefahr für unsere Landessache und die sie vertheidigende Armee, welche die Demokratie, gegen diese Offiziere hetzend, schon damals laut betonte,

an welche von uns aber Niemand glauben konnte und mochte. Der spätere Verlauf der Dinge lehrte freilich, daß die Demokratie hierin weiter gesehen, als wir.

Schon in den letzten Tagen des März trafen einzelne dieser preußischen Offiziere in Rendsburg ein, so daß, als der Prinz am 2. April nach Flensburg ging, um sich von den Verhältnissen der dortigen Truppen zu überzeugen, schon drei derselben ihn begleiten konnten, von denen der Hauptmann von Katzler vom 2. Garde-regiment dem General von Krohn als Chef des Stabes überwiesen wurde, während die Hauptleute von der Heyde und Sandrart jeder die Führung einer Kompagnie des 1. Jäger-Corps übernahmen. —

Um die jungen Truppen an das Feuer zu gewöhnen, wurde bereits am 4. April unter Leitung des Hauptmann von Katzler eine größere Recognoscirung nach Hockerup*) unternommen. Ein Theil der dänischen Armee hatte bereits die Insel Alsen besetzt, und seine Vorposten im Sundewitt,**) bis Rinkenis und Hockerup vorgeschoben. Es kam übrigens nur zum Wechseln einiger Schüsse.

Welche neue Schwierigkeiten der Leitung dieser noch so wenig disciplinirten Truppe aus der bei Flensburg gewählten Stellung erwuchsen, zeigte sich darin, daß die dänisch gesinnten Bewohner des Nordertheiles von Flensburg gerade die der regulären Truppe angehörigen alten Soldaten unter Hinweis auf ihren früher geleisteten Fahneneid unablässig zur Desertion zu verleiten suchten, so daß man sich genöthigt sah, diese Truppen nach Möglichkeit aus dem Bereiche der Stadt zu ziehen, um die durch den plötzlichen Weggang so vieler der früheren Offiziere schon gelockerte Disciplin, welche wieder zu festigen man dem Kommando nicht Zeit gegönnt, nicht noch mehr untergraben zu lassen.

Diese Wühlereien geschahen nicht in Folge besonders loyaler Gesinnung gegen das dänische Königshaus oder warmer Sympathie für das dänische Volk, — ihr Anlaß waren lediglich egoistische Interessen ordinärster Sorte, welche hier jede Vaterlandsliebe überwogen, indem man durch den Krieg Störung von Handel und Schiffarth befürchtete, woraus man seinen Lebensunterhalt zog. Daraus entsprang die ganze Parteigängerei für Dänemark, welche, vereinzelte Kaufherren ausgenommen, sich im Wesentlichen auf die niedere Klasse der Schiffer und Hafenarbeiter beschränkte.

Da auf den dritten April die vereinigte Ständeversammlung beider Herzogthümer einberufen war, in deren Hände die provisorische Regierung ihre Gewalt zurückgeben sollte, damit diese Versammlung über die fernere Leitung des Landes bestimmen möge, so mußte der

*) Dorf, $2^1/_4$ Meile südöstlich von Apenrade, an der Landstraße von Flensburg nach Sonderburg.

**) Die Halbinsel zwischen dem Flensburger Meerbusen, der Ostsee und dem Alsener Sund.

Prinz wieder nach Rendsburg zurückeilen, wo er in der Nacht vom 2. auf den 3. April wieder eintraf.

Die kirchliche Eröffnung der Ständeversammlung, welche von nun an den Namen „Landesversammlung" führte, war eine besonders feierliche, von patriotischer Stimmung gehobene. In der ersten Sitzung bekundete sich glänzend, daß die provisorische Regierung in ihrer Proklamation der Gesinnung des Landes den richtigen Ausdruck gegeben. Es wurde der provisorischen Regierung der Dank des Landes ausgesprochen, ihr bisheriges Vorgehen gebilligt, und die Mitglieder derselben einstimmig bestätigt. — Zwar versuchte auch bei dieser Gelegenheit wieder die demokratische Partei, durch eine Volksdemonstration noch einige ihrer Mitglieder in die Regierung zu bringen; man hatte zu diesem Zwecke auf dem Markte in Rendsburg einige Tische aufgestellt, von welchen herab die Herren Redner die gedrängt dort stehende Volksmenge haranguirten, und die Gefahr zu schildern suchten, wenn nicht durch mehrere Mitglieder ihrer Partei die Rechte des Volkes sicherer gestellt würden, — doch hatte man sich in dem Publikum verrechnet. — Es bestand zum größeren Theile aus conservativen und höchst loyal gesinnten Landleuten, denen diese Reden so wenig zusagten, daß sie der Sache einfach ein Ende machten, indem sie mit einem festen Griffe die Herren Redner von ihren improvisirten Tribünen wieder auf das gewöhnliche Straßenpflaster herunter holten. Da dies keine weitere Folge nach sich zog, als eine allgemeine Heiterkeit, so war die Sache in der That damit erledigt.

Mit der Rückkehr des Prinzen von Flensburg in der Nacht vom 2. April begannen die Zerwürfnisse mit den übrigen Mitgliedern der provisorischen Regierung. Wir wollen hier nicht erörtern, noch entscheiden, wem die größere Schuld beizumessen, nur kurz den ersten Anlaß mittheilen, welcher das gegenseitige Vertrauen in das Gegentheil verkehrte, was bei den harten Köpfen, die hier auf einander stießen, schließlich zu dem Rücktritte des Prinzen führte. — Der Leser mag aus den mitgetheilten Thatsachen sich sein Urtheil selbst bilden.

Der erste Anlaß war anscheinend eine Kleinigkeit, aber im Grunde doch in ihren Consequenzen eine recht schwerwiegende. Die bekannte 48ziger Modekrankheit, das Streben nach Aufhebung der Jagdgerechtigkeit der Krone und Gutsbesitzer, welche jedes Land durch machen mußte, so bald die Demokratie ein Wort mitzureden hatte, sollte auch unserem Lande eingeimpft werden, in welchem von Wildschäden, wie sie in anderen Ländern allerdings zu begründeten Klagen führten, in der That nicht die Rede sein konnte. Da diese Aufhebung der Jagdgerechtigkeit aber sonst überall auf dem demokratischen Speisezettel stand, auf welchem für jeden möglichen Bedarf jede nur mögliche Volksforderung sorgfältig verzeichnet wurde, so hatte auch Olshausen dieselbe in sein Repertoir aufgenommen, und mit seiner bekannten Redegabe wußte er auf mehrere Mitglieder der Regierung einzuwirken durch die Mittheilung, daß die Vorenthaltung dieser

gerechten Forderung unter der ländlichen Bevölkerung einen solchen Unwillen erregt habe, daß namentlich im Amte Rendsburg*) ein Aufstand der Bauern zu gewärtigen sei, wenn die Jagd nicht sofort frei gegeben werde. Daß er selbst an die Wahrheit dieser Mittheilung geglaubt, ist kaum anzunehmen; er wußte denn doch zu gut, daß unsere Bauern demokratischen Aufhetzungen wenig zugänglich waren, und ohne solche bei dem gesetzlichen Sinne derselben an einen Aufstand nicht zu denken sei. — Es diente aber, Stimmung zu machen, und als er sich von der Wirkung überzeugt, stellte er in einer Sitzung der provisorischen Regierung den Antrag, der Landesversammlung einen Gesetzvorschlag zu unterbreiten, dahin lautend, daß jeder Grundbesitzer zur Ausübung der Jagd auf seinem eigenen Grund und Boden berechtigt sei.

Die Sache an und für sich erscheint ja ganz berechtigt, und hat für den, welcher die Consequenzen übersieht, sogar etwas sehr Bestechendes, aber abgesehen davon, daß mit den dem Landwirthe schädlichen auch die ihm nützlichen und im Haushalte der Natur dringend nothwendigen Thiere der Ausrottung preisgegeben werden, so sind doch für die öffentliche Ordnung so bedenkliche Folgen damit verbunden, wenn Jeder, der einige Quadratruthen sein eigen nennt, darauf mit einem Schießprügel nach Belieben umheragieren kann, daß überall, so bald wieder geordnete Verhältnisse Platz griffen, trotz des Geschreies, daß man nur auf Kosten der Bauern den großen Herren das Jagdvergnügen conserviren wolle, die Sache auf ein vernünftiges Maaß reducirt, wenn nicht ganz aufgehoben wurde. Da in unserem Lande diese Forderung als eine dringende nicht laut geworden, so war es mindestens recht überflüssig, diese Frage, welche überdieß einen Eingriff in die Rechte des Landesherrn einschloß, überhaupt in Anregung zu bringen, deren späteres Wiederaufheben oder Beschränken, wenn sich die Unausführbarkeit erwies, nur Mißstimmung zu erregen geeignet war, was man dem Lande lieber hätte ersparen sollen. — Diese Forderung gehörte aber einmal zu den Glaubenssätzen der Demokratie, und so mußte denn auch hier der Antrag gestellt und durchgefochten werden.

Der Prinz, von welchem wir wissen, daß er von vornherein die Ansicht vertrat, daß die provisorische Regierung nur die bestehenden Gesetze, Rechte und die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, sich aber aller Eingriffe in die Rechte der Krone, wie der Privaten zu enthalten habe, wiedersetzte sich natürlich dieser unnöthigen Neuerung. Als er aber die Mehrzahl der Mitglieder der Regierung für diesen Antrag gewonnen sah, gab er schließlich nach, um sich nicht dem Verdachte auszusetzen, nur in seinem und seines Bruders, des Herzogs, Privatinteresse zu opponiren, und unterzeichnete am 1. April unmittelbar vor seiner oben erwähnten Abreise nach

*) Das einzige Amt Holsteins, wo Hochwild in nennenswerther Zahl vorkommt, sonst noch in Segeberg und Neumünster.

Flensburg den genau in der vorher mitgetheilten Fassung formulirten Antrag an die Landesversammlung.

Inzwischen hatte Preußen auf Antrag des Bundes den Einmarsch seiner bei Havelberg zusammengezogenen Truppen in Holstein verfügt, und der seit dem April zum Generalmajor beförderte Oberst von Bonin war in Rendsburg eingetroffen, um mit dem Prinzen über die eventuelle Besetzung von Rendsburg zu verhandeln. — Nachdem der Prinz in der Nacht vom 2. auf den 3. April von Flensburg wieder nach Rendsburg zurückgekehrt war, wurde er natürlich durch diese Verhandlungen mit dem General von Bonin, so wie durch die Ueberweisung verschiedener gleichzeitig wieder eingetroffener preußischer Offiziere an die Truppentheile derartig in Anspruch genommen, daß er nicht Zeit fand, die für die Landesversammlung fertig gestellten Drucksachen durchzusehen, bevor er in die Sitzung ging.

Sehr erstaunt und natürlich sehr unangenehm berührt war der Prinz, als er hier auf seinem Platze die Vorlagen durchsehend entdeckte, daß in der Vorlage, betreffend Freigabe der Jagd, sich hinter dem Worte: „jeder Grundbesitzer“ die Worte eingeschaltet fanden: „denen Erbpächter gleich zu achten sind.“

Diese hinter dem Rücken des Prinzen vorgenommene eigenmächtige Abänderung einer Gesetzesvorlage, nach dem sie von ihm genehmigt und unterschrieben worden, mußte, gelinde gesagt, höchst befremdend erscheinen, und ihn besonders verstimmend berühren, da diese Vorlage in dieser Fassung, weil der Auffassung des Prinzen in viel bedenklicherem Grade widersprechend, nie seine Unterschrift gefunden haben würde. — In dieser Fassung enthielt die Vorlage einen eklatanten Eingriff auch in die Privatrechte des Landesherrn, die man denn doch nicht so ohne Weiteres beseitigen konnte, wollte man anders das proklamirte Prinzip aufrecht halten, denn auf den königlichen Domänen waren die Stelleninhaber fast durchweg Erbpächter.

Ich war in jenen Tagen selbst in Rendsburg, und weiß, daß dieser Vorfall damals das öffentliche Geheimniß war, welches sich alle Gassen erzählten. Wer den Prinzen und seine schroffe Weise kannte, wird keinen Augenblick in Zweifel sein, daß er seiner Beurtheilung dieses Vorfalles den Mitgliedern der provisorischen Regierung gegenüber den nicht mißzuverstehenden Ausdruck gegeben haben wird. Dieser Vorfall, bei welchem der Prinz zweifellos im Rechte war, bildete den ersten Anlaß zu dem sich immer mehr steigernden Zerwürfnisse zwischen ihm und den übrigen Mitgliedern der provisorischen Regierung.

Wenn man immer in allen Tonarten zu erzählen beliebt, daß die Unverträglichkeit und Hartnäckigkeit des Prinzen seine endliche Entfernung aus der provisorischen Regierung als dringende Nothwendigkeit habe erscheinen lassen, so ist es jedenfalls eine Fälschung des öffentlichen Urtheiles, wenn man dabei geflissentlich verschweigt,

daß der erste Anlaß zu dieser Unverträglichkeit in eben so wenig zu lobender Weise gerade von den Anderen gegeben wurde.

In strenger Consequenz seiner Anschauungsweise könnte man dem Prinzen allerdings einen Vorwurf daraus machen, daß er nach solchen Vorgängen sich nicht sofort von dem ganzen Unternehmen zurückgezogen. Aus diesem und ähnlichen weiteren Vorkommnissen mußte sich ihm die Erkenntniß aufdrängen, daß das, was er allein für Recht und zulässig hielt, und von welchem abzuweichen er nicht gewillt war, unter dem Einflusse der Zeitströmung in hohem Grade gefährdet, wenn nicht undurchführbar erschien. Eine strenge Consequenz dieser Erkenntniß hätte den Schritt sofortigen Rücktritts erfordert, — aber hier sprachen denn doch verschiedene wesentliche Gesichtspunkte mit; die Liebe zum Vaterlande, die Hoffnung vielleicht, von dem Bestehenden retten zu können, was durch Widerstand irgend zu retten möglich war, und endlich, welcher Offizier wird es mit seiner persönlichen Ehre vereinbar halten, unmittelbar vor dem Feinde stehend seinen Abschied zu nehmen? und ferner, darf man von einem Fürsten des zunächst berechtigten Erbhauses erwarten, daß er die Sache des Landes im Augenblick der Gefahr verläßt?

Der Prinz blieb also, aber durchaus natürlich war es, daß er von nun an mit Mistrauen das Vorgehen seiner Kollegen beobachtete, damit nicht wieder hinter seinem Rücken Dinge in Scene gesetzt würden, welche ihm verderblich erschienen. Diese Wachsamkeit wurde noch besonders herausgefordert auf dem ihm speciell zugewiesenen Gebiete des Kriegswesens. Während er nur das reguläre Militair aufgeboten wissen und sich höchstens dazu verstehen wollte, demselben einige Frei-Corps beizugeben, drängten Olshausen und seine Anhänger zu einer allgemeinen Volksbewaffnung und zu einem Massenaufgebot nach dem Muster der großen französischen Revolution. Daß ein derartiges Vorgehen, welches den deutschen Regierungen gegenüber dem Fasse den Boden ausgeschlagen haben würde, verhindert wurde, ist jedenfalls dem Prinzen, dem übrigens darin auch Reventlow fest zur Seite stand, als Verdienst anzurechnen. — Diese Kämpfe im Schooße der provisorischen Regierung im Vereine mit den sich bis zum 8. April Abends hinziehenden Verhandlungen mit den preußischen Militairbevollmächtigten, da immer neue Schwierigkeiten erhoben wurden, waren die Ursache des dem Prinzen so schwer zum Vorwurfe gemachten verspäteten Eintreffens auf dem Gefechtsfelde bei Bau.

Es bedarf nach dem sonst in diesen Blättern Ausgesprochenen wohl kaum der besonderen Betonung, daß mit den obigen Auslassungen nicht gesagt werden wollte, daß allein der Prinz den allein richtigen Weg eingehalten. Eine Vertheidigung seines Thun's in diesem Sinne liegt mir durchaus fern, aber die historische Treue verlangt, daß die Situation gezeichnet wird, wie sie wirklich war, und nicht wie es Anderen in ihren Kram paßt, und daß klar gelegt

wurde, daß es sich hier um Vertretung ehrlicher, wenn vielleicht auch irriger Ansichten handelte, mithin die Sache denn doch durchaus anders lag, als sie vorzutragen gewöhnlich beliebt wird.

Da wir vorhin erzählten, wie es auf demokratischer Seite für nützlich erachtet worden, unseren Bauern, welche von selbst gar nicht daran dachten, die Forderung der Jagdfreiheit aufzunöthigen, so mag auch hier eines ähnlichen Vorgehens, dem gleichfalls jede wirkliche Veranlassung fehlte, dessen Hauptheld aber später eine besonders heitere Episode auf dem Gefechtsfelde bei Bau hervorief, als Beitrag zur Schilderung jener Zeit und ihrer Verirrungen gedacht werden.

In anderen Gegenden Deutschlands, wo es besonders unruhig herging, herrschte wohl unleugbar in Häusler- und Arbeiterkreisen bittere Noth, und weil dem anderswo so war, verfielen denn auch unsere Volksbeglücker auf den wunderlichen Gedanken, daß dieß auch bei uns so sein müsse, und hatten dieser Ansicht selbst bei der Regierung Eingang zu verschaffen gewußt. Vielleicht wollte diese nur ähnlichen Vorkommnissen, welche in dieser Zeit der Nachahmung gegebener Beispiele möglicherweise auch bei uns gezeitigt werden könnten, vorbeugend entgegengetreten, aber etwas wunderlich war es denn doch, als Segensthat der neuen Verwaltung „von Regierungswegen“ den Insten und Kathenleuten zu deren eigenen Ueberraschung in den Kopf setzen zu lassen, daß sie sich in großer Noth befänden, der vor Allem gesteuert werden müsse. Es wurde in der That eine Enquete über Lage und Verhältnisse dieser Leute angeordnet. Die Leute selbst waren einigermaßen verblüfft darüber, denn von wirklicher Noth und Bedrängniß war bei uns damals Gott sei Dank nicht die Rede. Einen besonderen Beweis des gesetzlichen Sinnes, wie er dem ganzen Lande eigen war, legte auch dieser Theil der Bevölkerung ab, daß er durch solch' verkehrte Maßnahmen in dieser so aufgeregten Zeit sich nicht zu ungebührlichen Ausschreitungen verleiten ließ.

War da in Kiel ein strebsamer Jüngling, seines Zeichens Advokat ohne Praxis, nennen wir ihn mit einem sehr gebräuchlichen Namen „Meier“ oder „Schulze.“ Gänzlicher Mangel an Clienten und großer Ueberfluß an Zeit legten ihm, wie es so zu gehen pflegt, den Gedanken nahe, bei dieser außergewöhnlichen Zeit auch etwas Außergewöhnliches zu werden, und wählte, da dieser Beruf gerade hoch im Kurse stand, auch er das Fach der Volksbeglücker und Weltverbesserer.

Wohl mehr dem eigenen Drange folgend, als auf höhere Weisung, von wo ihm doch gewiß andere Instruktionen geworden wären, macht sich denn auch unser Advokat auf den Weg, um sich in der angegebenen Richtung der Regierung nützlich zu erweisen. Er bereist die Probstei*) und befragt die Käthner und Insten, namentlich die letzteren, nach ihren Wünschen! Nun — der Mensch müßte denn

*) Distrikt an der Ostsee, zum Kloster Preetz gehörig.

doch erst geboren werden, oder ein abgelebter Philosoph sein, der, sei er noch so warm gebettet, nichts mehr zu wünschen hätte, aber die Leute, die Sache wirklich ganz ernst nehmend, blieben doch in den ihren Verhältnissen angemessenen Grenzen und wünschten nicht gleich das Blaue vom Himmel herunter. Der Eine meinte, „eine Tonne Land müsse er doch wohl eigentlich mehr haben", dem Anderen wäre eine Kuh recht angenehm, der Dritte ist sehr für Wurst und Speck und wünscht sich ein Schwein, und der Vierte sagt: „Wat sall ick mit 'n Swin, wenn ick keen Swinskaben heff," — und so immer lustig weiter; der Advokat aber schreibt Alles auf, sagt: „das würde Alles in Richtigkeit gebracht," und fährt im Vollgefühl seiner Nützlichkeit wieder ab nach Kiel.

Ein Schlachter aus Kiel, der gerade auf den Kälberhandel aus ist, kommt nach Schönberg*), und die Leute erzählen ihm dort diese für Alle überraschende Begebenheit. „Dat mutt ja en bannig riken Kerl wesen!" — sagen sie — „Krischan Bornholt hett he en frischmelken Koh versprasen, Johann Brandt 'ne ganze Tünn' Land, Jochen Siewers en Swin und wat süns nich All, un All'ns för umsüns!"

„Ha! ha — ha!" — lacht der Schlachter, — „de hett Ju för umsüns richtig för'n Buern hadd**)! — Dat is en olen Snurrer vun'n Avkaten ut Kiel, de sülben nicks to biten un to breken hett!"

Na, aber nun!! — und als Herr Meier-Schulze wieder nach Schönberg kommt, um sein Geschäft fortzusetzen, quittiren sie ihm seine Nützlichkeit mit der obligaten Portion Prügel.

Nach diesem Denkzettel giebt er als vernünftiger Mensch die Volksbeglückung auf dem Lande auf. Weil sein innerer Drang ihm aber noch keine Ruhe läßt, schmeißt er sich in anderer Weise für das Vaterland in die Bucht und klettert auf eine große Tonne, welche in Kiel, wo die Volksreden damals sehr in der Mode waren, für solche feierlichen Gelegenheiten auf dem Marktplatze immer bereit stand, und hält dort eine sehr schöne Rede: „Wie es eine Sünde und Schande sei, wenn nicht jeder streitbare Mann in den Herzogthümern in's Feld rücke gegen die Dänen", — und unter großem Beifall der ihn umstehenden Menge spricht er in seiner unvorsichtigen Begeisterung die verhängnißvollen Worte, die ihm später seinen Beinamen einbrachten: „Ein Lump, der nicht den letzten Blutstropfen für's Vaterland opfert!"

Sein Unglück will nun, daß der Schlachter, der ihm schon in Schönberg so eilig in die Quere gekommen war, auch unter seinen Zuhörern auf dem Markte steht. Als dieser die kühnen, hochtönenden Mahnworte vernimmt, flötet er so ein Bischen verloren durch die Zähne und macht, die Hände in den Hosentaschen, mit den Ellbogen

*) Kirchdorf in der Probstei.
**) Zum Besten gehabt.

sich Bahn durch die Menge, bis er gerade vor der Tonne zu stehen kommt. Hier sieht er den Herrn Redner mit einem vielsagenden Blicke an, in welchem sich Bewunderung und Spott zu einer drastischen Komik mischen, und sagte: „Ja, Herr Avkat, w'rüm gahn Se denn nich sülben mit?"

Das war ja nun eine unpassende Frage, zu besonders unpassender Zeit; der ganze Eindruck dieser schönen Rede ging über des Schlachters Unverschämtheit flöten! — Die Umstehenden lachten; — Einige begannen zu schimpfen, und da es möglicher Weise wieder „Haue" lohnen konnte, so ruft er in seiner leiblichen Bedrängniß: „Er wolle ja auch!" — Natürlich wird er sofort bei dem Wort genommen, und der ganze Zug begleitet ihn zum Anmelde-Bureau. Unser Pseudo-Meier-Schulze reist denn auch richtig dem Freicorps nach gen Bau, und kommt noch frühzeitig genug, um in dem Gefechte am 9. April gegebenen Falles den letzten Blutstropfen seiner Vaterlandsliebe zum Opfer bringen zu können. Bei dem Beginne des Gefechts steht er mit auf Vorposten auf dem rechten Flügel. Als die Dänen aber anfangen gegen alle bürgerlichen Gesetze ganz unverfroren auf ihn und seine Kameraden zu schießen, ist er auch so klug wie ein Mensch und reterirt sich in ein Haus, welches von unserm regulären Militair besetzt war, weil es ihm hier doch etwas sicherer erscheint, als bei seinen Freischaaren. Aber auch hier schlagen die Kugeln ein, und die blauen Bohnen verderben ihm wohl gründlich den Magen; — er macht so wunderliche Männchen und winkt mit seinem Schießprügel so lebensgefährlich umher, daß die Soldaten ihn schließlich an die Luft setzen, um sich gegen diese bedenkliche Hülfe sicher zu stellen. Von da ab muß er wunderliche Irrfahrten unternommen haben, denn am Schlusse des Gefechtes kam er auf dem linken Flügel wieder zum Vorschein.

Bei dem Mangel an Adjudanten und der ausgedehnten Gefechtsstellung mögen den einzelnen Truppentheilen bei dem Abbruche des Gefechtes die nöthigen Befehle wohl nicht rechtzeitig zugegangen, vielleicht auch, wie Andere behaupten, nicht gegeben sein, genug, einige Schwadronen, welche auf dem linken Flügel hinter einer Hölzung haltend ohne Ordre geblieben, mußten schließlich, um nicht gefangen oder aufgerieben zu werden, auf eigene Faust versuchen, sich aus dem Staube zu machen. Am Ende der Hölzung war ein freier Raum von einigen hundert Schritten, welcher von einer dänischen Batterie mit Kartätschen bestrichen wurde, und diesen mußte die Kavallerie passiren, um die Rückzugsstraße zu gewinnen. Um möglichst wenig Leute zu verlieren, rückten die Schwadronen vor bis an das Ende der Hölzung, ließen zu Zweien abbrechen, und in möglichst großen Abständen jagten dann die Dragoner über diese gefährliche Stelle. Zum Glück schossen die Dänen so schlecht, daß die Sache ohne nennenswerthen Verlust ablief.

Wie nun dieses Spielwerk vor sich geht, jagt auch der Krümperwagen der 4. Schwadron des 1. Dragoner-Regiments heran, und hinten zwischen den Leiterbäumen kniet ein Mensch mit fliegenden Haaren und ringt zitternd die Hände. — Obgleich die Dragoner in jenem Augenblicke schwerlich zum Scherzen aufgelegt waren, so war der Anblick dieses Kanonenfiebers von so überwältigender Komik, daß eine allgemeine Heiterkeit entstand, und unser Müller-Schulze überall mit dem Rufe begrüßt wurde: „Nu kiek den letzten Blotsdrüppen!"

So waren ihm jene unvorsichtigen Worte bereits bis hier in's Feld gefolgt! Von dieser unfreiwilligen Spazierfahrt mit Hindernissen erhielt er seinen Beinamen, er selbst aber hatte auch wohl genug von dem Soldatspielen. Er verschwand von der Bildfläche, hoffentlich mit der Erkenntniß, daß die Rolle des Volksredners doch ihre bedenklichen Seiten hat, wenn man in die Lage kommt, die eigenen Worte in eigene Thaten umsetzen zu sollen.

Nun, was wir hier mittheilen, war eben ein Bild aus jener Zeit, was auch auf die unsrige passen könnte. Schade, daß nicht jedes Plappermaul sofort zu ähnlicher Beweisführung genöthigt wird, manchem Maulhelden würde dann das Handwerk gelegt werden, seine Nebenmenschen ins Verderben zu bringen, während er selbst seine Haut zu wahren weiß.

Gehen wir jetzt einstweilen wieder zurück nach Rendsburg. Preußen hatte den Befehl zum Einmarsche ertheilt, und am 4. und 5. April rückten die schönen Garde-Regimenter „Kaiser Franz und Alexander" in Rendsburg ein, denen, wenn auch langsam, noch vor dem Gefechte bei Bau der größte Theil der bei Havelberg versammelten Truppen folgte. Unter dem 9. April erfolgte endlich Seitens des deutschen Bundes die Anerkennung der provisorischen Regierung. In dem betreffenden Schreiben wurde sie wegen ihres Vorgehens belobt und aufgefordert, in demselben zu verharren. So schien sich denn ja alles günstig für unsere Sache gestalten zu wollen.

Der Herzog von Augustenburg hatte sofort nach seiner Rückkehr von Berlin seine Familie zur schleunigen Abreise von Alsen veranlaßt, und war es dieser geglückt, noch rechtzeitig von dort zu flüchten. Die Dänen hatten am 30. März Alsen besetzt, und da es ihnen nicht geglückt, den Herzog und seine Familie dort aufzuheben, so hausten sie auf seinen Besitzungen mit einem Vandalismus, der jeder Beschreibung spottet. Auf dem Schlosse zu Augustenburg wurde das Archiv und alle Schreibtische erbrochen, und jedes gefundene Papier dem dänischen Historiographen Wegener übermittelt, um daraus Anklageschriften gegen den Herzog zu fabriziren. Sein werthvoller Marstall wurde konfiscirt, und für die Armee verwandt, und zum Danke für des Herzogs Bemühen, den feindlichen Zusammenstoß zwischen Dänemark und den Herzogthümern zu verhindern, wurde

mit seinen Besitzungen verfahren, als habe er dadurch jedes Eigenthumsrecht an dieselben verwirkt. Der Herzog sollte eben um jeden Preis beseitigt und mußte deshalb zum Staatsverbrecher gestempelt werden, und doch lieferte gerade der Umstand, daß der Herzog von dem unausbleiblich dem ersten dänischen Angriffe ausgesetzten Alsen nur mit Noth seine Familie rettete, von dem Seinigen aber nichts in Sicherheit gebracht hatte, den schlagendsten Beweis seiner Unschuld an der Erhebung am 24. März 1848.

14. Kapitel.

Eigene Erlebnisse. Die Tage in Rendsburg bis zum Ausmarsch.

In jener ereignißvollen Zeit lebte ich auf dem Lande in der Nähe von Itzehoe bei meinem zweiten Bruder, welcher damals einen kleinen zum Gute Hanerau gehörigen Hof, Lerchenfeld, besaß. Ein unglücklicher Sturz mit einem Pferde auf Glatteis hatte vor 3 Jahren meine juristischen Studien unterbrochen, da der Arzt mir für Jahre jede sitzende Lebensweise untersagte, und so suchte ich Erholung und Kräftigung meiner Gesundheit bei landwirthschaftlicher Beschäftigung, zu welcher ich mich von jeher hingezogen fühlte.

Mit begreiflicher Spannung verfolgten wir, mein Bruder und ich, die Nachrichten in den nur spärlich uns zugehenden Zeitungen; sie kamen nur zweimal die Woche. Da erfuhren wir von einem Durchreisenden die Ueberrumpelung Rendsburgs durch den Prinzen von Noer, und erhielten von ihm zugleich ein Exemplar der Proklamation der provisorischen Regierung. Nun duldete es mich nicht länger auf dem Lande. Ich fühlte mich gekräftigt genug, einen Feldzug mitzumachen, und bestimmte meinen Bruder, mich sofort am folgenden Tage nach Rendsburg fahren zu lassen, wo ich mich zum Eintritte in die Armee melden wollte. Zwar war ich bei unsern vielfachen Familienverbindungen in Dänemark nicht ohne Bedenken, wie mein Vater diesen Schritt aufnehmen würde, aber ich dachte: „Wer viel fragt, bekommt viel Antwort!" Warum hatte mein Vater mich rein deutsch erziehen lassen? Nun mochte er auch die Folgen tragen! Zudem war ich auch kein Grünschnabel mehr; ich zählte damals bereits 28 Jahre.

Am Abend nahm ich von den wenigen Bekannten dort Abschied; packte dann die nothwendigsten Sachen zusammen, und in der Frühe des folgenden Tages rollte unser Wagen vom Hofe. Noch in der Allee, welche zum Wohnhause führte, begegnete uns der von Itzehoe kommende Postbote und reichte mir einen Brief auf den Wagen; — der Brief war von meiner nun verstorbenen Lieblingsschwester und enthielt, in Eile geschrieben, nur die wenigen Worte: „Du wirst mir doch nicht die Schande machen, und zu Hause bleiben?!"

So war es recht! — „Vorwärts, Kutscher!" — rief ich, und im raschen Trabe ging es fort auf der Straße nach Rendsburg, und „überall, auf Wegen und auf Stegen," zog auch hier Jung und Alt aus den umliegenden Dorfschaften dieselbe Straße, galt es doch der Vertheidigung unseres Heimathlandes.

In Rendsburg indessen sollte für mich die Sache nicht so glatt verlaufen, wie ich gehofft. Sofort nach meiner Ankunft meldete ich mich bei dem Adjutanten des Prinzen, dem mir von Kiel her gut bekannten Kammerherrn Hauptmann v. Hedemann, mit der Bitte um Einreihung in die reguläre Truppe. — Leider war aber diesem auch die Geschichte meiner kaum überwundenen Krankheit bekannt, und statt mein Gesuch zu befürworten, widerrieth er, allerdings in wohlwollendster Absicht für meine Familie und mich, dem Prinzen meine Annahme. So wurde denn — lange Schreibereien waren nicht Mode, Alles wurde kurzer Hand erledigt — meine Bitte sofort wegen „Untauglichkeit zum Militairdienst" abgelehnt.

Wüthend war ich über diesen Freundschaftsdienst! — In der freudigsten Begeisterung zur Vertheidigung des Landes herbeigeeilt, und nun aus so kleinlichen Rücksichten abgewiesen! — Was nun weiter? — Mit wollte ich um jeden Preis, das stand fest; — der Brief meiner Schwester brannte mir in der Tasche, — aber auch ohne diesen würde ich mich geschämt haben, aus ängstlicher Besorgniß für die Gesundheit, welche ja alle Andern zu opfern gewillt waren, heim zu trollen. Als ich die Straße wieder betrat, meinte ich, die Leute müßten mit Fingern auf mich zeigen, wenn ich weiter ginge, und ich blieb, für den Augenblick rathlos, an der Thür des Hauses stehen.

Da entstand eine Bewegung in der das Haus umstehenden Menge, welche theils Neugier, theils wohl ähnliche Absicht, wie die meinige, hierher geführt haben mochte, und die Leute fragten: „Wat's dat? Wat sünd dat för weck?"

„Friwillige Kavallerie — de Eiderstedter!" antworteten Rendsburger Bürger, sichtlich befriedigt, sich als Auskunftgeber eine gewisse Wichtigkeit beilegen zu können.

Drei stramme, schmucke Burschen in gewöhnlichem Bauernkleide, aber umgürtet mit schweren Dragonersäbeln und Patronentaschen an dem bekannten weißem Lederzeuge, marschirten auf die Thür zu, vor welcher zwei von ihnen mit aufgenommenen Gewehren, allerdings ohne die üblichen militärischen Formalitäten, die ihnen wohl noch nicht beigebracht waren, als Ehrenposten für den kommandirenden General aufgestellt wurden. Sie benahmen sich sonst dabei durchaus nicht tölpelhaft, und gehörten offenbar unsern wohlhabendsten Bauerfamilien an.

Wie ein Blitz schoß es mir durch den Kopf: „das ist kein reguläres Militair — vielleicht glückt es Dir dort! — Ein Freicorps von solchen Leuten — das ist des Versuches werth!

Als der Führer des Wachtpostens allein, da noch keine Wache abzulösen gewesen, sich wieder entfernte, folgte ich ihm auf dem Fuße und gesellte mich auf der Straße zu ihm. „Sie gehören zu der freiwilligen Kavallerie?" — begann ich nach kurzem Gruße die Unterredung.

„Ja, — zu der Eiderstedter Garde des Prinzen von Noer!" — entgegnete er mit unverkennbarem Stolze.

„Wieso Eiderstedter Garde?"

„Na, haben Sie nicht davon gehört, daß die Landschaft Eiderstedt der provisorischen Regierung hundert Pferde geschenkt hat? — und wir Eiderstedter haben gestern die Pferde gebracht und uns dem Prinzen von Noer als freiwillige berittene Garde angeboten; deshalb stellen wir auch heute die Ehrenposten". — Von dieser patriotischen That der Eiderstedter Bauern hatte ich allerdings noch nicht gehört.

„So — o?" — sagte ich etwas gedehnt und enttäuscht. — „Dann werden wohl nur Eiderstedter in die freiwillige Kavallerie aufgenommen?"

„Leider Gottes nich"! — sagte er bei dieser ihn offenbar tief berührenden Frage in den ihm geläufigeren Dialekt zurückfallend: „darto sünd wi nich 'nog. Se hebbt all allerhand verdächtig Volk, dat hir de Straten unseker makt, ok bi uns opnamen! De Mehrsten vun de hebbt hir jo woll tom ersten Mal en Peerd seh'n!"

Das Bedenken gegen diese Waffenbrüderschaft war mir erklärlich. Auch ich hatte mit Verwunderung manche exotische Pflanze auf der Straße sich breit machen sehen, die in unseren ehrlichen nordischen Kohlgärten nicht gewachsen sein konnte, und im Stillen gesagt: Was wollen denn d i e Gewächse hier.

Inzwischen musterte mich mein Eiderstedter prüfend von der Seite, ob er auch mich zu dem „allerhand verdächtig Volk" zu zählen habe. Offenbar war er über das Ergebniß seiner Augenscheinnahme noch nicht schlüssig, als er plötzlich so zwischen Grobheit und Höflichkeit wieder auf Hochdeutsch die Frage an mich richtete: „Sie sind auch wohl kein Holsteiner?"

„W'rüm dat nich? — en richtigen vun de Waterkant!", versetzte ich auf Plattdeutsch, um seine Bedenken zu zerstreuen.

„Na — wöllt Se denn ok gegen den Dänen?" — fragte er weiter.

„Dat versteiht sick! — Wat wull ick denn süs hir in Rendsborg?"

„Minsch, denn kamen Se man mit uns!" — rief er vergnügt, — „denn ward weller en Sadel mit 'n Holsteener vull, un de neint se doch to'n Leewsten!"

„Ja, denn mutt ick mi woll bi den Prinzen mell'n?" fragte ich vorsichtig.

„Ne, ne! — Dat 's nich nödig! — Dat Mellbüroh is hier glits bi an, — kamen S' man mit; ick bring Se hen. — und dabei strebte er vorwärts, als fürchte er, mein Entschluß könne wieder schwankend werden. Ich marschirte munter mit und dachte: Bist du

erst glücklich angenommen, dann wird es mit dem Nachhauseschicken auch wohl gute Weile haben.

Dieses Mal verlief die Sache ohne jede Schwierigkeit. Ich gab Namen und Heimathsort an; darauf wurde mir der Handschlag abgenommen, und ich sofort mit verschiedenen anderen eben erst Eingetretenen nach dem Zeughause geführt, um Waffen und Schlafdecken in Empfang zu nehmen. Auf dem Marsche dahin betrachtete ich mir meine künftigen Kameraden. Offenbar war „allerhand verdächtig Volk" auch hier vertreten, aber auf dem Platze vor dem Zeughause sollte ich noch ganz andere Erscheinungen kennen lernen.

Die Märztage in Berlin waren geschlagen. Die Kunde von unserer wenige Tage nachher erfolgten Erhebung kam den Berliner Barikadenkämpfern gelegen:

„Weil das Pflaster dort zu heiß geworden,
„Zogen sie nach unserm kühlen Norden,
„Um — — —

na, um uns mit ihrer Gegenwart zu beglücken. In Anlaß des Aufrufes von Clausen und Esmarch brachte jeder Bahnzug ganze Scharen von diesen Leuten.

Gewiß waren Manche unter ihnen, welche in ehrlicher Begeisterung ihren Arm einer deutschen Sache leihen wollten. Sie waren leicht aus der Menge zu scheiden. Sie bramarbasirten weniger und hielten es nicht für nöthig, zum Schmucke ihres Heldenhauptes den Haushahn seines Schwanzes zu berauben. Waren auch wohl manche hirnverbrannte Theoretiker darunter, wie es für das „tolle Jahr 48" sich gebührte, sie brachten doch einen ehrlichen Willen und eine nicht zu unterschätzende Thatkraft mit. — Der größere Rest bestand aus allerlei fragwürdigen Existenzen, welche hier einstweilen Unterschlupf suchten und schwerlich ihrer Tugenden wegen unter die Freiheitskämpfer gegangen waren.

Lustig war es zu sehen, wie unsere Bauern mit aufgerissenen Augen und Mund diese „Bassermannschen Gestalten" anglotzten, die für sie eine so ganz fremde Erscheinung waren; — nur an den verachteten „Mussallen-Kerls" hatte man ähnliche auffallende Trachten beobachtet. Bedenklich schüttelten sie die Köpfe. „Dat is nich god, dat so'n Slag in't Land kümmt! — Un de wöllt uns' Hölpmaten sin?" — Die Gedanken waren deutlich auf ihren erstaunten Gesichtern zu lesen.

Dem auch den Krieg vornehmlich von dem Standpunkte der Prügelei beurtheilenden Bauern konnte allerdings die Mehrzahl dieser Zuzügler wenig Vertrauen erwecken. Nur vereinzelt fand sich ein frischer sauberer Bursche darunter, sonst waren es hagere, hohlwangige Leute, denen man „durch die Backen pusten" konnte, und sie fielen um so mehr auf, als gerade sie sich wunderbar herausstaffirt hatten. Manche suchten den an das rauhe Feldleben gewöhnten Krieger hervorzukehren, indem sie die Reste des Lagerstrohes in ihren

ungekämmten struppigen Haaren bewahrten. Man konnte von ihnen frei nach Kutschke singen.

„Die Seife ward zur Mythe,
Zur Sage schon das Hemd, —
Doch der Kümmel, meine Jüte,
War ihnen durchaus nicht fremd!"

Daß ein gesunder Instinkt die Bauern vor diesen deutschen Brüdern warnte, sollte ich bald aus einem Gespräche erfahren, welches so unmittelbar neben mir geführt wurde, daß ich trotz des Flüstertones jedes Wort verstand.

Zu meiner Rechten stand ein rothhaariger Bursche, welchen ich schon seit einiger Zeit wegen seines frech-gemeinen Aussehens mit naturtriebartiger Abneigung betrachtet hatte. Mit gespensterhaft geräuschlosem Schritte — ermöglicht durch den gänzlichen Sohlenmangel unter seinen Stiefeln — näherte sich diesem ein baumlanger klapperdürrer Mensch in einem schäbigen schwarzen, reich verschnürten Rock, eine viereckige Polenmütze gleicher Farbe mit der unvermeidlichen Hahnenfeder verwegen schräg auf die in langen Strähnen herabhängenden Rabenhaare gedrückt. Mit seiner gelben Gesichtsfarbe gewährte der Kerl ein Bild ungefähr wie der Mephisto einer Scheundielentruppe: In einem breiten Ledergurte steckte eine mächtige Reiterpistole, und an seiner Seite hing ein schwerer Sarras von Anno Toback, den er Gott weiß in welcher alten Rüstkammer stiebitzt haben mochte.

„Noch ist Polen nicht verloren;
In uns lebt sein Glück," u. s. w.

Dieses alte bekannte Lied wurde ja damals wieder mit neuer Begeisterung gesungen, und auf diese Sympathie mochte auch der Lange bei der Wahl seines Heldenäußeren gerechnet haben, und nicht ganz ohne Erfolg, denn auch ich war auf dem Punkte, diese Erscheinung für eine derartige Gastrolle zu halten; — doch schwand die Täuschung schnell, als er in unverkennbarem Berliner Dialekte dem Rothen in's Ohr flüsterte: „Hast'e noch Jeld, Lute?"

Als Anwort nicht mißzuverstehendes Achselzucken, und zum Ueberfluß brachte der Rothe das Futter seiner Hosentaschen an das Tageslicht.

„Na, aber Du!" meinte der Schwarze, — „dat jeht denn doch über'n Jux! — Seit jestern keenen Droppen, — und dat soll dat Land sind, wo Milch und Honig fließen?!—

„Warte nur, bis wir d'raußen auf die Dörfer kommen", — versetzte der Rothe zuversichtlich, — „da wollen wir den reichen Bauern schon die richtigen Schröppköppe uf die Taschen setzen."

„Und bis dahin die Sonne in den Magen scheinen lassen? — Ne, alter Freund, is nich!" —

„Mach' nur hier keinen Unsinn!", — flüsterte der Rothe eindringlich, — „wenn Du Durst hast, komm mit zu meinem Quartierwirth. Ick sage Dir" —, und sein Gesicht verzog sich zu einem

widrigen Grinsen —" dat is en Exemplar! — Schwatzen kannst Du ja, — also nur immer von ihren dummen Landesrechten, dann plündert der Alte in seinem dämeligen Patriotismus Keller und Küche, und futtert uns hier mit Wollust durch. Sind wir erst d'raußen, wollen wir schon selbst für uns sorgen!"

Hoch befriedigt von der Aussicht auf einen billigen „Droppen" hing der Schwarze sich in den Arm des Rothen, und „zwei Seelen und ein Gedanke" schob das edle Brüderpaar von der Freiheitsgilde ab.

Aus meiner Heidelberger Studentenzeit erinnere ich mich, welches Gaudium es einst auf der Westfalenkneipe erregte, als der damals als Mitkneipant eingetretene, später in den fünfziger Jahren als so eine Art „Kaulbars" für Schleswig berüchtigt gewordene dänische Minister Wolfhagen eines Abends den Römer, die damalige Westfalenkneipe, betrat und, sich allein glaubend, in einer wohl infolge des ersten eingeheimsten Katzenjammers ihn anwandelnden sentimentalen Stimmung laut in die Worte ausbrach: „O, meine Cäcilie! — in welche Mördergrube bin ich hier gerathen!"

Eine „Cäcilie" gerade besaß ich nun damals freilich nicht, aber auch nicht in sentimentaler Katzenjammerlaune, sondern in vollberechtigter Entrüstung fühlte ich mich versucht, einen ähnlichen Ausruf auszustoßen, als ich die Worte jener sauberen Gesellen hörte, hätte aber nach der eben erlebten Probe in meiner augenblicklichen Umgebung vielleicht das gleiche Hohngelächter über mich ergehen lassen müssen, wie einst auf dem Römer zu Heidelberg Excellenz Wolfhagen. Deshalb schwieg ich; — Zeugen hatte ich nicht und überdieß Anlaß, für den Augenblick noch mich nicht besonders bemerkbar zu machen, da ich vor dem Ausmarsche mich nicht sicher fühlte, ob man mich nicht dennoch heimsenden werde. Indessen beschloß ich, die beiden Burschen im Auge zu behalten, um sie bei der ersten sich bietenden Gelegenheit unschädlich machen zu lassen, jedenfalls aber ihren etwaigen Eintritt in die freiwillige Kavallerie, koste es, was es wolle, zu verhindern. — Wo sie übrigens später abgeblieben sind, weiß ich nicht; sie sind mir nicht wieder vor Augen gekommen, obgleich ich noch gegen acht Tage in Rendsburg war; ich vermuthe, daß sie freiwillig nach Baden verduftet waren, wo ihnen die herrschende Temperatur wohl zusagender erscheinen mochte, als in unserem für die damaligen Utopien noch recht verständnißlosen Norden. Wenn die Utopien selbst sie auch wohl wenig interessiren mochten, so waren sie für diese Sorte Helden doch Mittel zum Zweck, und zogen solche Zugvögel an wie das Aas die Raben.

Glücklicherweise bildeten solche Leute, wenn auch leider nicht ganz vereinzelt, so doch in der That Ausnahmen, und ich erzähle die Sache nur, weil sie zu meinen Erlebnissen wie zu dem Bilde der damaligen Zeit gehört, und ich bei meinem ersten Eintritte in die Bewegung recht unbehaglich davon berührt wurde. Dann zeigt das

erzählte aber auch, welches Gesindel unter der Maske der Begeisterung für Freiheit und Recht bei diesen damals und wunderbarer Weise in manchen achtundvierziger Köpfen auch noch jetzt so gepriesenen Barriakadenkämpfern sich befand. Den Preußischen Truppen war es wahrlich nicht zu verargen, wenn ihnen bei dem ersten Einrücken in unser Land eine Sache, an der sich solche Elemente betheiligen durften, doch nicht recht „koscher" erscheinen wollte, und sie sich anfangs uns gegenüber recht zurückhaltend erwiesen.

Ja, Du lieber Gott! — da war, wie es in einer vulgären Redensart heißt, der Knüppel an den Hund gebunden! — Der Clausen'sche Aufruf war einmal erlassen, und im Grunde bedurften wir des Zuzuges aus Deutschland in dem ersten Augenblicke nur zu sehr. Mit den herbeieilenden sonst freudig begrüßten Scharen, denen unter den dringenden Umständen doch nicht Sittenzeugnisse abverlangt werden konnten, wurden uns auch diese räudigen Schafe auf den Hals geladen.

Mit nur vereinzelten rühmlichen Ausnahmen — sich zur Verfügung stellende gediente Offiziere natürlich nicht mit einbegriffen — war übrigens allen diesen Zuzüglern aus den Deutschen Gauen eine ihren abzuschätzenden Werth durchaus in Frage stellende fixe, ja, gleich besser gesagt, verrückte Idee mit einander gemein: Es fiel ihnen nicht ein, sich in die reguläre Truppe einreihen zu lassen, — Freischaren war die Losung und das Zeichen der Zeit!

Wollten sie unter Umständen (!) Mannszucht auch wohl gelten lassen, denn ganz ohne diese war ihnen selbst das „allein Heil bringende Volksheer" kaum denkbar, so waren in ihren Augen doch Uniform und Dressur das „brandmarkende Zeichen niederer Tyrannenknechte!" Eine damals zuerst auf deutschem Boden größere Kreise erfassende gefährliche Krankheit, der Unfehlbarkeitswahnsinn, machte sich bei diesen Leuten in hohem Grade bemerklich und zeitigte die ergötzlichsten Auffassungen von Krieg und Heerwesen, wie ich sie in dem Kreise meiner neuen Kameraden täglich vortragen hörte. Einen derartigen schönen Erguß einer Volksbeglückerseele muß ich doch besonders mittheilen; er ist bleibender Erinnerung werth.

Als das schöne Preußische Alexander-Regiment endlich in Rendsburg einrückte, und auf dem Paradeplatze Aufstellung nahm, — wir Inländer in hellem Jubel, daß nun wirkliche Hülfe gekommen, und mit herzlichem Vertrauen diese geschulten Leute bewunderten, welche, wie man es hier noch nie gesehen, in ihrer langen schnurgraden Linie jedes Commando blitzartig und wie die Bewegung eines Mannes ausführten, da standen im entfernteren Hintergrunde haufenweise die Freischärler finster blickend bei einander, und ich hörte, wie einer von ihnen im Volksrednertone seinen Empfindungen durch die bedeutsamen Worte Luft machte:

„Da stehen sie nun, diese Klötze", — ich vermuthe, diese Freundlichkeit galt uns Holsteinern, — „und gaffen diese Soldateska an,

Keiner aber fühlt die Schmach, freie Deutsche Männer zu solchen Maschinen herabgewürdigt zu sehen! — Pfui über solchen Jammer und solche Gesinnungslosigkeit! — Und was ist's mit diesen angestaunten Drathpuppen? — Ein gesunder Sturm aus begeisterter Volksseele wird sie hinwegfegen wie die Spreu von der Tenne!"

Großes, aber durch die Nähe der „Drathpuppen" doch sehr gedämpftes Beifallsgemurmel lohnte den stolz auf einen alten verrosteten Säbel sich stützenden Redner.

Ja, der liebe Gott hat viele, aber damals ganz besonders wunderliche Kostgänger, und wer Ohren hatte zu hören, konnte den Humor von der Straße auflesen.

Daß die zahlreich unter diesen Freischärlern vertretenen Berliner Barrikadenkämpfer von dem plötzlichen Erscheinen ihrer Gegner aus den Märztagen sich nicht angenehm berührt fühlten und diese braven Soldaten mit haßerfüllten Blicken betrachteten, ist ja nicht verwunderlich, aber Reden, wie sie jener eben gezeichnete Maulheld hielt, waren nicht ein alberner Ausfluß lediglich dieses aus den Märztagen herrührenden Hasses, sondern sie gaben in der That der allgemeinen und vollen Ueberzeugung dieser Träumer Ausdruck.

„Wer sich zum Deutschen Volk bekennt,
Für Ehre, Recht und Freiheit brennt,
Und wer die Waffen führen kann,
Der schaff' sich eine Waffe an!"

Dieses Lied wurde auf allen Gassen in allen Tonarten gegrölt, — nach diesem Recepte bewaffneten sie sich, und zogen sie in's Feld mit dem wahnwitzigen Vertrauen, daß Begeisterung für Freiheit und Recht allein genüge, um geschulte Soldaten-Heere über den Haufen zu werfen!

Wunderbarer Weise fanden selbst in den conservativen Kreisen diese Freischaren-Sympathie, wie williges Entgegenkommen, und der Philister schwärmte Anfangs für sie. Man dachte wohl an die vielbesungenen Scharen eines Schill und Lützow aus den Freiheitskriegen, übersah aber, daß diejenigen, welche sich jenen Scharen einreihten, aus jahrelanger bitterer Erfahrung erlernt hatten, was ein Krieg sei und was er erheische und vor Allem, daß die fachkundige Hand der Führer, denen sie willig folgten, aus ihnen, wenn auch nicht Kerntruppen, so doch brauchbare Feldsoldaten zu schaffen verstand, bei denen dann die todesmuthige Begeisterung für das darniederliegende Vaterland das sonst noch Fehlende ersetzen mochte. Wie aber stand es damals bei uns?

Nach langer Friedenszeit bestand die ganze Kriegskenntniß dieser Leute — irgendwie gediente Soldaten machten sich überhaupt nicht darunter bemerkbar — in einigen Straßenkämpfen auf und mehr wohl noch hinter den Barrikaden, eine für den Feldsoldaten wenig fruchtbringende Erfahrung, höchstens hatten sie dort hinter Deckung Pulver riechen gelernt. — Der wesentlichste und folgenschwerste Unter-

schied von der Lützower Zeit war wohl, daß Wille und Verständniß für den so nothwendigen strammen militärischen Gehorsam fehlten. Man fand das 48, wie schon gesagt, eines „freien deutschen Mannes unwürdig.“ Murren war an der Tagesordnung. Die neue Lehre von dem „souverainen Volkswillen“ beherrschte ja damals ganz diese Köpfe, und aus dieser Lehre heraus wollten sie sogar das Recht in Anspruch nehmen, ihre Ober- und Unteroffiziere nicht nur selbst und zwar aus ihrer Mitte zu wählen, sondern auch nach Gutdünken durch Majoritätsbeschluß abzusetzen; daher auch ihre Abneigung gegen den Dienst in der regulären Truppe.

Weiter oben haben wir bereits mitgetheilt, wie die von dem Prinzen von Noer errichteten Frei-Corps aus nicht dienstpflichtigen Inländern mit diesem Freischarenwesen wenig gemein hatten, und wir nur durch den unbefugten Aufruf des Advokaten Clausen auch mit Freischaren im wahren Sinne des Wortes beglückt wurden, von denen dann auch die Frei-Corps nicht mehr rein zu erhalten waren. Von einer aus so verschiedenen Elementen zusammen gewürfelten und solche subordinationstörende Ansichten bergenden Truppe war nur in der Hand eines energischen und für solche Aufgabe besonders befähigten Führers Brauchbares zu erwarten, und in der Wahl der Führer war man mit zwei sehr rühmlichen Ausnahmen, welche sich der Aufgabe vollgewachsen zeigten, nicht besonders glücklich.

Infolge des Aufrufes von Clausen und Esmarch in den deutschen Zeitungen erließen auch hier im Inlande patriotisch gesinnte Männer einen derartigen Aufruf, der gleichfalls zur Bildung von Frei-Corps Anlaß gab, aus denen möglicher Weise auch ohne die später nothwendig befundene Umbildung mit theilweiser Entlassung Brauchbares hätte werden können, wenn man nicht den Fehler begangen, die Männer, welche den Aufruf erlassen, für den Krieg aber kaum etwas Anderes zu bieten hatten, als ehrliche Begeisterung und persönlichen Muth, auch mit der Führerstelle zu betrauen. Wenn auch Einer oder der Andere von ihnen es in früherer, aber längst aufgegebener Lebensstellung zu einer subalternen Militaircharge gebracht hatte, für die jetzt übernommene Verantwortung fehlte ihnen die nothwendige Uebung und Erfahrung, welche durch opferwilligen Patriotismus nicht ersetzt werden konnte, und so waren die von ihnen geführten Scharen im Felde für uns meist ohne irgend welchen Nutzen von Belang.

Für die sonst ehrenwerthen Herren muß billig der damalige Zug der Zeit als Entschuldigung angeführt werden, aber von ihrer kriegskundigen Führung erzählte man sich ergötzliche Geschichten. So befand sich einst ein solches Corps ungedeckt auf freiem Felde, als der Führer, eine zum Abprotzen auffahrende dänische Batterie gewahrend, seinen Leuten das wunderbare Kommando zurief: „Meine Herren!“ — diese Anrede war auch eine „berechtigte Eigenthümlichkeit“ solcher Freischärler — „Meine Herren! — jetzt bleibt uns nichts übrig, als Carré zu formiren!“

Allerdings ein praktischer Vorschlag, um die ganze, so wie sie war, für unsere Sache nutzlose Gesellschaft kurzer Hand zu beseitigen, aber es wäre doch schade gewesen um manchen darunter steckenden braven Jungen, der später in unseren regulären Reihen tapfer focht, und — in diesem Falle glücklicher Weise — machten sie solchem Kommando gegenüber von ihrem Vorbehalte, unter Umständen nur ihren souverainen Volkswillen gelten lassen zu wollen, ausgiebig Gebrauch und rissen wie Schafleder aus nach allen Seiten hin, um hinter den mit hohen Knicks (lebenden Hecken) besetzten Wällen einer rückwärts liegenden Koppel Schutz zu suchen und sich hinter dieser Deckung sachte fortzuschleichen. Bevor die Dänen diesem ungewohnten Manöver gegenüber begriffen, was eigentlich vorging, waren sie vom Felde verduftet und kamen so mit geringen Verlusten davon. Der Führer, sagte man, hätte sich später mit Kurzsichtigkeit entschuldigt, er wollte die Batterie für Kavallerie gehalten haben!

Anders freilich stand es um das Kieler Studenten- und Turner-Corps, das Braklowsche Scharfschützen- und das bald aus anderen aufgelösten gebildete „von der Tannsche Freicorps," welches später, nach von der Tann's Fortgang in unser 9. Infanteriebataillon umgewandelt, stets seine Tüchtigkeit bewährt hat, wenn es in manchen Zügen auch unverkennbar seinen Ursprung verrieth. — Das Studenten- und Turnercorps fand leider bereits sein Ende am 9. April 1848 in dem Gefechte bei Bau, wo ein großer Theil der Leute in dänische Gefangenschaft gerieth, der Rest aber sich dann in die reguläre Truppe einreihen ließ, den anderen beiden Corps werden wir in diesen Blättern noch häufiger begegnen. Doch nun wieder zu meinen eigenen Erlebnissen.

Nachdem wir am Zeughause Waffen und Decken in Empfang genommen, wurden wir zu dem uns als Kaserne angewiesenen alten Materialschuppen im Kronwerke vor dem Schleswiger Thore zurückgeführt. Hier brachte man mir in Eile die Handgriffe des Schulterns und Präsentirens mit dem Säbel bei, und so nothdürftig in diese militärischen Geheimnisse eingeweiht, stand ich schon am Nachmittage desselben Tages, an welchem ich früh Morgens wegen Unbrauchbarkeit zum Militairdienste abgewiesen war, an derselben Thüre, welche ich so verstimmt und rathlos verlassen, als Ehrenposten für den kommandirenden General.

Sehr erbaut war ich von dieser Kommandirung nun gerade nicht, denn gerade hier konnte meinem dreisten Vorgehen zu leicht ein jähes Ende bereitet werden. Es dauerte denn auch nicht lange, da trat der Prinz aus der Hausthür. Wir präsentirten so gut oder so schlecht, wie wir es in der Eile gelernt hatten, — ich natürlich vorschriftswidrig mit möglichst abgewandtem Gesichte. Es half nichts, er erkannte mich gleich. Eine Weile mich von oben bis unten musternd, sagte er in schroffstem Tone: „Wenn Sie durchaus in Ihr Verderben rennen wollen, so geht das mich nichts an, indessen — —"

hier zögerte er, meine Zähigkeit in diesem Augenblicke der Noth mochte ihm wohl gefallen, denn, mir plötzlich freundlich zunickend, fuhr er fort: „Es freut mich, Sie gerade bei diesem Corps zu sehen" — und damit ging er.

Auf dieses aus einer so hochpatriotischen Bauerngabe hervorgegangene Corps setzte man große Hoffnungen, und der Stamm der Eiderstedter Bauernsöhne berechtigte wohl dazu. Froh war ich übrigens, so leichten Kaufs davon gekommen zu sein. Von der Seite war allerdings nichts mehr zu fürchten, nur fühlte ich mich noch nicht frei bei dem Gedanken an meinen Vater.

Am folgenden Tage mußte eine Abtheilung von uns auf dem Remontedepot die für unser Corps bestimmten Pferde, wie Rauhfutter in Empfang nehmen. Als ich in der leinenen Stalljacke der Dragoner, an der einen Seite des Halses ein Klapp Stroh, an der anderen Seite ein Bund Heu herabhängend mit jeder Hand ein Pferd am Zügel führend mit den Anderen in gleichem Aufzuge= — Furagewagen waren nicht zur Stelle — den Rückmarsch antrat, gewahrte ich mit einigermaßen gemischten Gefühlen in der Allee, welche von dem Gouvernementsplatze in die Altstadt führte, meinen Vater und meine Schwestern. Aus ihren lachenden Gesichtern, als sie mich in diesem schönen Aufzuge erkannten, schloß ich übrigens schon, daß ein Sturm nicht im Anzuge sei. In der That waren sie, von meinem Bruder benachrichtigt, nur gekommen, um Abschied zu nehmen und mich mit Geldmitteln zu versehen. So konnte ich denn frei von sonstigen Bedenken mich ganz der neuen Aufgabe widmen, bei welcher indessen, wir wir bald sehen werden, vorläufig wenig Ermuthigendes zu finden war.

Gleich in den ersten Tagen hatte ich auf speciellen Befehl des Prinzen einen für mich interessanten Ordonnanzritt nach Schleswig zu machen, der mir Gelegenheit gab, hinter die Kulissen einer Bürgergarden-Posse zu blicken, wie sie die 48ziger Bewegung auch in unseren Städten, welche dem wehenden Zeitgeiste natürlich schon um einige Staffeln näher standen, als das platte Land, zu kurzer Dauer zeitigte.

In dem „tollen" Jahre 48 gingen ja in Deutschland die Wogen überaus hoch, und ein wahres Wunder wäre es gewesen, wenn von dem Gischt der wilden Brandung nicht einige Spritzer auch auf unsere Lande gefallen wären, aber bei Spritzern blieb es denn doch. Als Kinder der gleichen Zeit mußten wir natürlich auch mitmachen, aber waren diese Spritzer in der Idee auch hochpatriotisch und im ersten Rausche vielleicht auch vielfach ganz ernst gemeint, — in dem Augenblicke, wo sie in die That umgesetzt werden sollten, kam über brave Familienväter doch die Erkenntniß, daß es ein gefährliches Spielzeug sei, welches man besser rechtzeitig beseitige.

Ueberall in den Städten bildete man, wie schon erzählt, Bürgergarden, welche sich mit allen möglichen und unmöglichen Schießprügeln bewaffneten. Staats- und Gemeindebeamte, Kaufleute, Gevatter Hand-

schuhmacher und Schneider ließen Familie und Arbeit im Stich und spielten Soldat mit einem Eifer, als hätten sie sich die liebe Straßenjugend zum Muster genommen. Die einzigen Leute, welche Vortheil aus diesem Treiben zogen und Geld verdienten, waren die Inhaber von Kneiplokalen, welche natürlich wegen der nothwendigen Besprechung der Tagesereignisse, und weil man sich doch von dem anstrengenden Soldatspielen erholen mußte, stets bis tief in die Nacht Kopf an Kopf vollgepfropft waren. Da einige Wagehälse, bevor noch ein Feind in Sicht, ihre verdächtigen Schießgewehre gar geladen hatten, so war das Exerciren, wie der Besuch dieser Kneipen, wo während der nothwendigen Bier- und Volksreden recht leichtfertig mit diesen Schießprügeln umgegangen wurde, wohl das Gefahrvollste bei der Sache. Mancher Schlauberger machte übrigens dieses sonst harmlose Spiel vielleicht nur mit, weil „Mutter" unter diesen Verhältnissen den Hausschlüssel nicht verweigern konnte, — wie „Mutter" selbst aber über ihre derartige Entthronung und dieses nothwendige Ausrücken dachte, lehrte mich die Unterredung einer ehrsamen Schusterfrau mit ihrer Frau Nachbarin, deren unfreiwilliger Zeuge ich wurde, als ich auf dem Lollfuß* mir ansah, wie ein solcher Trupp Bürgergardisten auf Wache zog.

„Herr meines Lebens, — wat is't 'n Tied!! — rief die vor ihrer Hausthür stehende Schusterinn, welche ich als solche nach dem über ihrer Nase baumelnden Stiefel taxirte.

„Ja dat segg man!" — entgegnete die Frau Nachbarinn, — „ol Lüd ward to Narren un speelt Soldat, un de Kinner möt de Arbeid dohn!"

„Dat ward ja woll rein de Weltünnergang! — Aewer m i n," — die Frau Schusterinn hatte wohl eben ihr Ehegespons vorüber defiliren sehn', — „de kann sick wahren, wenn he nah Hus kümmt, — de ganze Warkstäd liggt vull tweie Stäweln! — un sin ol Ding, dat doch nich los geiht, verköp ick as old Isen, — he makt dor doch man Kinner mit bang!"

"Ja," — lachte die Frau Nachbarinn, — „m i n sin bring ick ock an de Sit, wenn de Däu kümmt; — mit so'n Hansbunkentäg kann Een jo Fru un Kinner unglückli' maken!"

Als ich „Mutter" so verständig reden hörte, hegte ich keinen Zweifel daß auch „Vater" rechtzeitig werde einsehen m ü s s e n, Ruhe sei die erste Bürgerpflicht, — und so kam es denn auch, wie ich ja bereits mitgetheilt.

Uebrigens gehörten die sich so unzufrieden äußernden Damen natürlich nicht zu den glücklichen Frauen, deren Männer, zu Offizieren der Bürgergarde erwählt, mit seidenen und befranzten Schärpen geschmückt an der Spitze ihrer Scharen durch die Straßen stolzieren konnten. Ein nicht zu verachtender Abglanz dieser Würden fiel ja auch

*) Stadttheil Schleswigs.

auf sie, und ihnen kam die gleiche Einsicht erst mit dem Schreckensrufe: „Hannemann*) ante portas“ — dann aber auch gründlich!

Mitten in diese mit hochtönenden patriotischen Reden gewürzten kriegerischen Uebungen fiel für die zunächst exponirten Städte wie ein kalter Wasserstrahl die Nachricht von dem unglücklichen Gefechte bei Bau und dem raschen Anrücken der Dänen auf die Stadt Schleswig.

Auf diese Hiobspost eilten die Bürger nach Hause, und von Muttern gründlich bearbeitet, griffen sie zu den Waffen und rückten vor die Stadt, um — nach kurzer stürmischer Berathung die im lustigen Spiele getragene Manneswehr still auf einen Wagen zu packen und den Dänen entgegen zu senden, damit der guten Vaterstadt keine Ungelegenheiten bereitet würden. Die Hauptredner aber waren im Stillen froh, daß ihre aufreizenden Ergüsse nicht stenographirt worden!

Das Ende war freilich komisch, aber doch recht verständig. Den betheiligten Städten wäre es nach dem, was wir später von den Dänen erleben mußten, wohl recht traurig ergangen, und die Waffen konnte man um solcher Abwehr schon verschmerzen.

Man würde indessen weit fehl gehen, wollte man aus dieser Schilderung den Schluß ziehen, daß es unseren Frauen und den Bürgern unserer Städte an Patriotismus und opferwilligem Muthe gefehlt hätte. Glänzende Beispiele von Frauenmuth bringt die Geschichte jener Tage, und mancher Bürger, der damals eilig die Waffen streckte, hat als der Tapfersten einer später in den Reihen unserer Armee für sein Vaterland gekämpft. Unsere nüchternen Nordländer erkannten nur, als der Ernst der Lage zu ernstem Nachdenken aufforderte, daß sie sich im ersten Rausche jener Tage an einer Sache betheiligt hatten, welche auf unsere Verhältnisse durchaus nicht paßte. Daß eine solche Bürgergarde gegen eine geschulte Armee nicht operiren könne, mußte ja jedes Kind einsehen, und ein derartiger Versuch konnte nur die Zerstörung der Stadt zur Folge haben. — Ergo: Frau Schusterin hatte Recht, wenn sie sagte: „He makt man Kinner dormit bang!“

Man erkannte, daß man im 48ziger Taumel eine Albernheit begangen, fügte sich mit Resignisation in die Komik eines solchen Rückzuges, und gab ein Spiel auf, dessen Ende wohl nur von denen ernstlich betrauert wurde, welchen „Mutter“ aus guten Gründen den Hausthürschlüssel vorzuenthalten pflegte.

Während meines Ordonanzrittes nach Schleswig waren bei der freiwillgen Kavallerie Aenderungen vorgenommen, von denen ich mich bei meiner Rückkehr wenig angenehm berührt fand. Der Eiderstedter Stamm unseres Corps, welcher mich zum Eintritte veranlaßt hatte, war dem Hauptquartiere als berittene Ordonanzen zugetheilt und bereits demselben nach Norden gefolgt. Aus meines ersten Eider-

*) Damals allgemein üblicher Spitzname für die Dänen.

steckter Freundes „allerhand verdächtig Volk," bei dem ich nun verbleiben mußte, versuchte man eine brauchbare Schwadron zu bilden. In dem Königl. Preußischen Premierlieutenant vom Garde-Husaren-Regiment, v. Bismarck erhielten wir einen gewiß schneidigen Rittmeister, der aber mit dieser Gesellschaft seine liebe Noth hatte, und dem, an Gardeglanz gewöhnt, es sichtlich Ueberwindung kostete, an der Spitze einer so beliebig und meist recht verbummelt gekleideten Truppe zu stehen.

Als er eines Tages den ganz vernünftigen Vorschlag machte, nur durch eine kleine Litze oder dergleichen am Kragen uns als zu einer Truppe gehörend zu bezeichnen, entstand zu meiner nicht geringen Belustigung — ich kannte meine Pappenheimer schon — ein finsteres Murren. In der darauf folgenden geheimen Berathung wurde die unschuldige Litze mit Unwillen abgelehnt als ein Abzeichen von „Tyrannenknechten," und was sonst noch für hirnverbranntes Zeug vorgebracht wurde. Das einzige überhaupt, was ihnen bei dem Soldatenstande nicht mißliebig erschien, und was bei ihrer sonstigen Auffassung doch gerade als das Bedenklichste erscheinen mußte, war die Löhnung, diese aber schoben sie mit besonderem Vergnügen ein.

Bald darauf war Unteroffizierswahl, und obgleich ich für die als erniedrigend geschmähte Litze gestimmt hatte, wurde ich zu meiner Ueberraschung doch als solcher gewählt. Ich vermuthe, nur der Umstand, daß ich von der regulären Truppe als untauglich zum Dienste abgewiesen war, ließ mich in ihren Augen dieser Auszeichnung würdig erscheinen, — vielleicht auch, aber gewiß erst in zweiter Linie, daß ich vom Lande her mit Pferden umzugehen verstand, während manche von ihnen wohl in der That das Pferd bisher nur aus der Naturgeschichte kannten.

Unter dem Dache des alten Materialschuppens, dessen unterer Raum in einen Pferdestall verwandelt war, hatte man unsere Schlafstelle hergerichtet. Eine harte Matratze, eine ebensolche Rolle unter dem Kopfe und eine leichte wollene Decke bildete unsere bescheidene Lagerstätte, welche bei der noch herrschenden Kälte recht unbehaglich wurde durch viele zerbrochene Dachpfannen, deren Löcher wir nach Möglichkeit mit Strohwischen zu verstopfen suchten, die aber von den frechen Spatzen als willkommnes Nistmaterial immer wieder herausgezupft wurden. Stallwache wegen der dort herrschenden Wärme war unter diesen Umständen ein begehrter Dienst. Der Ruhe wurde uns übrigens nicht viel gegönnt.

Der Rittmeister gab sich die erdenklichste Mühe, die ihm unterstellte Schwadron militärisch auszubilden, und, wie der übliche Ausdruck sagt, „uns auf den Trab zu bringen." Schon um 4 Uhr früh erkletterte der Rittmeister die zu unserer Lagerstätte führende Leiter, und noch höre ich seine vom Commandiren stets heisere Stimme, wenn er spornenklingend unsere Lagerreihen durchschritt mit dem kurzen Rufe: „Rasch, rasch! — Auf, auf!" — Diese rührige

und kurze militärische Art behagte den Leuten, welche eigentlich immer mit „meine Herren“ angeredet sein wollten, herzlich wenig, aber er ließ nicht locker.

Nach wenigen Minuten mußten wir im Stalle antreten, — nie ging es ihm rasch genug; dann Pferdewarten, -putzen, Uebungen im Satteln und mit dem Grauen des Tages, ohne Zeit zum Frühstück zu vergönnen, hinaus auf den Exercirplatz zum Reiten und Exerciren. Um 10 Uhr konnten wir uns in einer unserem Schuppen gegenüberliegenden Kneipe eine niederträchtige Tasse Cichoriensaft erobern, dann Fußexerciren, Griffe, Instruktion und wieder Pferdewarten bis 1 Uhr. Eine Stunde Mittagszeit, dann wieder geritten und gedrillt bis die Dunkelheit uns zum Pferdewarten in den Stall zurückführte, und ununterbrochen der Rittmeister aufeuernd und überwachend auf dem Platze. Aber die ihm für solches Material, das zum Theile erst an Pferde gewöhnt werden mußte, gewährte Zeit war zu kurz. Schon am Ende der ersten Aprilwoche erfolgte der Ausmarsch, und des Rittmeisters Schuld war es nicht, wenn bei dem Ausmarsche der stets rege Volkswitz unserer regulären Dragoner der Wahrheit nicht ganz fern blieb, — sie nannten uns nämlich statt „friewillige Kavallerie“ — de „friewillige Affallerie!“



Buchdruckerei der Taubstummen-Anstalt (Julius Bergas) Schleswig.

F. von Levetzow

Erinnerungen.

Erster Band.

Vorgeschichte der Erhebung

der

Herzogthümer Schleswig-Holstein

gegen Dänemark

und

der Krieg 1848 bis zum Waffenstillstande von Malmoe.

Drittes Heft.

Schleswig
Druck und Verlag von Julius Bergas
1890.

15. Kapitel.

Diplomatische Noten und kein Ende. Legenden diesseits und jenseits der Elbe. Der Ausmarsch der Freikorps und die Fahnenflucht der Lauenburger. Streber und Patrioten. Major von Wasmer-Friedrichshoff. Ausmarsch der freiwilligen Kavallerie und deren vorläufige Bestimmung. Der militairische Geist.

Bevor wir den Kanonen endlich das Wort lassen können, müssen wir den Noten der hohen Diplomatie, welche leider ihre zweifelwerthige Thätigkeit noch über den Kanonendonner hinaus fortsetzte, zum Verständnisse der späteren Vorgänge einige Aufmerksamkeit schenken. Da begegnen wir denn, während in den Herzogthümern Adel, Bürger und Bauern sich einmüthig rüsten, für die Vertheidigung von Recht und nationaler Ehre Gut und Blut zu opfern, noch unter dem 3. April, also nachdem die Vergewaltigung der Herzogthümer bereits offen erklärte Absicht des derzeitigen Kasino-Ministeriums war, unter einer Note der dänischen Gesandtschaft in Berlin der Unterschrift eines Mitgliedes der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft, des Grafen Wulf von Scheel-Plessen auf Sierhagen, welcher in diesem Schriftstücke das gegen die Herzogthümer geplante Unrecht, um dessentwillen sein Bruder, der spätere Ober-Präsident Baron Carl von Plessen, doch mindestens sofort seinen Abschied eingereicht hatte, vollständig im dänischen Sinne verleugnet und seine Heimathlande als im offenen Aufruhre gegen die legitime Gewalt begriffen schildert. Dieselbe, an das Berliner Cabinet gerichtet, lautet:

„Der Unterzeichnete 2c. — hat die Ehre gehabt, im Namen seiner Regierung vorgestern Se. Excellenz 2c. von Arnim zu erklären, daß sowohl die in diesem Augenblicke stattfindende Dislokation dänischer Truppen, als auch alle anderen militairischen Maßnahmen keinen anderen Zweck haben, noch gehabt haben, als die Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit im Innern der Staaten des Königs, seines Souverains; und daß Seine Majestät fest entschlossen, die Aufrichtigkeit seiner friedlichen Absichten darzuthun, geneigt ist, zu glauben, daß sein hoher Verbündeter, der König von Preußen, ihm mit gleicher Aufrichtigkeit entgegen kommen werde, und daß also kein Gegenstand des Argwohnes und Mißtrauens

18*

irgend einer Art zwischen beiden Souverainen und ihren respectiven Staaten vorhanden ist. Der Unterzeichnete hat nichts desto weniger während der gestrigen Zusammenkunft mit Sr. Excellenz, 2c. dem Baron v. Arnim, mit großer Ueberraschung erfahren, daß die Regierung Sr. Majestät von Preußen einer Truppenabtheilung den Befehl ertheilt habe, über die Grenzen Sr. dänischen Majestät Staaten zu marschiren, und die Festung Rendsburg, welche an den Grenzen der Herzogthümer Schleswig und Holstein belegen ist, zu besetzen. Der König von Dänemark, welcher persönlich (?) thätig ist, die legitime Ordnung in seinen Staaten wieder herzustellen, hat es unter seiner Würde gehalten, sich des Rechtes zu bedienen, welches ihm als Mitglied des deutschen Bundes zusteht, die Beihülfe Preußens anzurufen.

Der König von Dänemark kann keineswegs das Recht irgend einer fremden Macht anerkennen, sich ohne seinen Wunsch mit einer bewaffneten Macht in die inneren Angelegenheiten seines Königreiches zu mischen.

Der Unterzeichnete schmeichelt sich mit dem Glauben, daß es nicht die Absicht Sr. Majestät des Königs von Preußen ist, Unterthanen zu unterstützen, welche sich im offenem Aufruhre wider ihren legitimen Souverain befinden, (!!) welcher seine kürzliche Thronbesteigung durch ein vollkommen freies und freiwilliges Versprechen constitutioneller Institutionen bezeichnete, und welcher eben sein königliches Wort verpfändete, die Wünsche des Herzogthums Holstein, einen rechtmäßigen Antheil an der Entwickelung deutscher Einheit und Freiheit zu erhalten, befördern zu wollen.

Nichts desto weniger muß die Stellung, welche der König von Preußen in Beziehung auf Dänemark eingenommen hat und die Mittheilung, welche Se. Excellenz der Baron von Arnim dem Unterzeichneten zu machen die Güte hatte, die Annahme rechtfertigen, daß Preußen möglicherweise zu dem Versuche geneigt wird, durch Waffengewalt eine Frage zu lösen, welche unbestritten (?) eine innere Frage, oder wenn dieses nicht, zu sehr eine europäische Frage ist, um dieselbe ohne vorgängige Verhandlung zu entscheiden.

Eine solche Maßregel würde dem internationalen Rechte und allen internationalen Gebräuchen so sehr widerstreiten, daß der Unterzeichnete es sich nicht denken kann, die preußische Regierung könnte eine solche Verantwortung auf sich nehmen.

Wenn indessen die preußische Regierung trotz den ernstesten Vorstellungen des Unterzeichneten auf dem betretenen Wege beharrt, so bleibt dem Unterzeichneten nichts übrig, als, wie durch Gegenwärtiges geschieht, im Namen seiner Regierung und in förmlicher Weise wider eine so auffallende Verletzung der Souverainitätsrechte des Königs, seines erhabenen Gebieters zu protestiren.

Berlin, den 3. April 1848.

(gez.) v. Plessen.

Baron v. Arnim antwortete darauf unter dem 5. April:

„Der Unterzeichnete hat die Ehre gehabt ꝛc. — In Erwiederung auf dieses Dokument kann der Unterzeichnete nur wiederholen, was derselbe bereits mündlich dem Herrn Grafen v. Plessen mitgetheilt hat, indem er ihm die bestimmte Versicherung gab, daß die fragliche militairische Maßregel, weit entfernt einen friedlichen oder agressiven Charakter gegen Dänemark zu haben, allein in der zwiefachen Absicht ergriffen ist, die Gebiete des deutschen Bundes gegen eine Verletzung, mit welcher sie bedroht scheinen, zu beschützen und zu Gunsten eines deutschen Bundesstaates diejenigen festgestellten Rechte zu bewahren, welche eben durch einen neuen Akt der dänischen Regierung so gewaltsam angegriffen sind. Bewogen durch das Gefühl einer Pflicht, welche sowohl der Geist als der Buchstabe der Bundesakte auferlegt und in völliger Uebereinstimmung mit dem Willen der Nation konnte der König im Angesichte einer drohenden Gefahr nicht zögern, in Uebereinstimmung mit seinem deutschen Vaterlande die Initiative einer Stellung einzunehmen, welche ohne Zweifel bereitwillig die formelle Sanction des deutschen Bundes erhält, und welcher der Bund, durch die Versammlung als sein Organ, baldigst seine Genehmigung ertheilen wird.

Wenn Preußen diese Stellung einnimmt, so verkennt es in keiner Weise die Souverainitätsrechte, welche Se. Majestät, der König von Dänemark in seiner Eigenschaft als Herzog von Schleswig-Holstein besitzt. Diese Rechte sind in den Augen der preußischen Regierung nicht weniger geheiligt, als die der Herzogthümer selbst. Die preußische Regierung ist fest entschlossen, die Rechte beider Theile zu achten und aufrecht zu erhalten, und der eventuelle Protest, welcher in dieser Beziehung in die Note des Herrn Grafen Plessen aufgenommen ist, erscheint folglich grundlos.

Um überdies einen schlagenden Beweis seiner friedlichen Gesinnungen und seines aufrichtigen Wunsches zu geben, durch gütliche Verhandlungen die Möglichkeit eines offenen Bruches zu entfernen, hat der König dem Major von Wildenbruch befohlen, sich sogleich zu dem Könige von Dänemark zu begeben, um Sr. Majestät in Betreff der Beweggründe und des Gegenstandes der Politik der preußischen Regierung alle Aufklärungen zu geben, welche zur Beruhigung der Vorstellungen des Kopenhagener Hofes über unsere Absichten am geeignetsten erscheinen sollten und um eine Annäherung der Ansichten zu bewirken, deren Divergenz Niemand schmerzlicher beklagen kann, als das Kabinet des Königs.

In der Hoffnung, daß dieser Schritt bei der Regierung Sr. dänischen Majestät die verdiente Anerkennung finden und nicht ohne befriedigendes Resultat bleiben wird, versichert ꝛc. ꝛc. —

Arnim.

Andere Versuche Dänemarks, wie sie die Aktenstücke zur schleswig-holsteinischen Frage Seite 11, 15 und 17 ausweisen, durch den

Einfluß Englands auf Preußen einzuwirken, mißglückten ebenso, wie die Versuche Preußens, Dänemark zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Den Dänen erschien der Zeitpunkt zur Durchführung des geplanten Unrechtes zu geeignet. Sie hofften einerseits zu sehr auf die Unterstützung der auswärtigen jedem geeinten Vorgehen Deutschlands stets abholden Mächte, wie sie andererseits von dem unter der anstürmenden Volksbewegung wankenden Bunde und von den mit ihren eigenen inneren Angelegenheiten voll beschäftigten deutschen Kabinetten keinen ernst zu nehmenden Widerstand erwarteten. Auch waren sie zu schlau, um nicht zu durchschauen, daß der preußische Hof nur mit dem Säbel rasselte, um der augenblicklich herrschenden Stimmung des deutschen Volkes eine nothgedrungene Concession zu machen, im Grunde aber gerade diesem ohne specifisch preußische Interessen zu einer Volkssache gewordenen Kriege gern ausgewichen wäre.

Als nun ungeachtet der dänischen Proteste am 5. April preußische Truppen Rendsburg besetzt hatten, verließ freilich der dänische Gesandte Graf Wulf von Scheel-Plessen Berlin, und gleich darauf auch der Special-Gesandte des Königs von Preußen, der Major von Wildenbruch Kopenhagen, aber der Schritt dieses Herrn wurde sofort abgeschwächt, indem er bei seiner Abreise die von uns weiter oben (vergl. Seite 247) mitgetheilte Note an den Grafen Knuth richtete, welche in weit höherem Maße als die Note des Herrn von Arnim den Einmarsch der preußischen Truppen als im Interesse Dänemarks geschehen bezeichnete, daher nur geeignet war, die Dänen in Nichtachtung deutschen Rechtes zu bestärken. Der Wortlaut dieser Note erweckte wahrlich nicht ohne Grund bei den Dänen die Annahme, daß Preußen, wenn auch anscheinend zur Wahrung deutschen Rechtes einrückend, weit eher zur Unterdrückung der Bewegung in den Herzogthümern die Hand bieten, als derselben mit Waffengewalt Beistand leisten würde.

Diese Hoffnung der Dänen, welche nicht wenig dazu beitrug, später in der Schlacht bei Schleswig entmuthigend auf ihre Truppen einzuwirken, als sie in den Preußen statt der erwarteten Freunde plötzlich Ernst machende Feinde sich gegenüber sahen, würde sich auch aller Wahrscheinlichkeit nach als wohl begründet erwiesen haben, wenn nicht einerseits ihr zu weit getriebener Uebermuth die Verabreichung eines ernsten Denkzettels gerade zu herausgefordert hätte, und andererseits es den Bemühungen des Prinzen von Noer und des Grafen Reventlou nicht gelungen wäre, damals noch dem Verhalten der provisorischen Regierung einen makellos conservativen Stempel aufzudrücken. Da das Land mit seltener Einmüthigkeit dieser Regierung folgte, erschienen die revolutionären Sympathieen, wie sie zweifellos bei einer Partei in Kiel und deren kleinem Anhange zu Tage traten, als so außerhalb der eigentlichen Landesbewegung liegend, daß daraus kein Anlaß zum Einschreiten gegen Regierung und Armee genommen werden konnte.

Das zweideutige Verhalten des preußischen Kabinets, wie es in der Wildenbruchschen Note und während des in Scene gesetzten „Scheinkrieges" zum Ausdrucke kam, — wie Preußen überhaupt dazu gelangen konnte, für unsere Sache die Waffen zu ergreifen, um unbesiegt später dieselbe mit gänzlicher Nichtachtung von Fürsten- und Landesrecht im Stiche zu lassen, das hat ja nach dem Parteistandpunkte eine recht verschiedene Beurtheilung erfahren, dürfte aber in folgenden Sätzen eine dem wahren Sachverhalte recht nahe kommende Erklärung finden:

1. Friedrich Wilhelm IV. konnte und wollte sich der schützenden Vertheidigung der Erbrechte des schleswig-holsteinischen Fürstenhauses und somit auch der mit denselben untrennbar verbundenen Landesrechte nicht entziehen sowohl als deutscher Bundesfürst, wie aus eigener Rechtsüberzeugung. (Brief vom 24. März 1848 an den Herzog Christian August von Schleswig-Holstein-Augustenburg.)

2. Als aber an der Spitze der Bewegung für diese Fürsten- und Landesrechte, für welche man sonst bereitwillig mit voller Macht eingetreten wäre, nicht der zunächst erbberechtigte Herzog von Augustenburg stand, in welchem Falle das Verlassen diplomatischer Verhandlungen nur ultimo ratio gewesen wäre, sondern diese Bewegung unmittelbar aus der Bevölkerung der Herzogthümer heraus ohne jede fürstliche Sanction in's Leben trat, gewann die Sache, zumal sie zufällig mit der damaligen Revolutionszeit zusammentraf und bei der Bildung der provisorischen Regierung sich auch demokratische Bestrebungen bemerkbar gemacht hatten, für den jeder Volksbewegung abholden Friedrich Wilhelm IV. und die ihn beeinflussende Hof- und Kreuzzeitungspartei einen so unsympathischen Beigeschmack, daß man von dem Augenblicke an dieser Bewegung nur so weit Vorschub zu leisten gewillt war, als es die Wahrung des Scheines, daß man sich Bundespflichten nicht entziehen wolle, durchaus erforderte. Unsere Sache war mit dem Platzgreifen dieser Anschauung verurtheilt als eine, wie der übliche Ausdruck lautet, „bei der man Ehre und Reputation verlieren könne" und von der man sich bei der ersten günstigen Gelegenheit lossagen müsse. (Wildenbruchsche Note vom 8. April und des Königs Aeußerung über den dänischen Krieg vergl. Seite 78).

Diese Auffassung des Königs, welche von der reaktionären Kreuzzeitungspartei während der drei Kriegsjahre geflissentlich bestärkt wurde, erleichterte es den später im antideutschen Interesse Druck übenden Mächten sehr, Preußen zum Fallenlassen unserer Sache zu bestimmen, und mit dessen Einwilligung durch Transaktionen, welche den von Friedrich Wilhelm IV. ausgesprochenen Rechtsüberzeugungen geradezu widersprachen, derselben, — Gott sei Dank nur vorläufig — das bekannte traurige Ende zu bereiten.

3. Der Bundesbeschluß vom 4. April 1848, welcher Preußen den Auftrag ertheilte, in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit

zu vermitteln, so wie durch geeignete Maßnahmen den Bundesbeschluß vom 17. September 1846 zu überwachen, konnte Preußen, wenn nicht gar von ihm selbst provocirt, in mehrfacher Beziehung nur erwünscht sein. Einerseits gewann der Berliner Hof, da die provisorische Regierung damals noch nicht von dem deutschen Bunde anerkannt war, freie Hand, ohne jede Rücksicht auf die holsteinische Bewegung und diese lediglich aus dem Volke hervorgegangene Regierung in seinen „im Auftrage des Bundes" aufgenommenen diplomatischen Verhandlungen ohne Betonung eigener Initiative lediglich für das bedrohte Recht der Agnaten des Oldenburger Hauses einzutreten, und, wenn es gelang, scheinbar befriedigende Zusicherungen in dieser Richtung zu erhalten, sich Ruhe gebietend gegen die Herzogthümer zu wenden. Andererseits bot der Auftrag zur Ueberwachung des Bundesbeschlusses vom 17. September 1846 eine treffliche Gelegenheit, ohne alles Aufsehen die eigene Armee mobil zu machen, um sie im geeigneten Augenblicke gegen innere eventuell auch gegen äußere Feinde gebrauchen zu können.

4. Preußen wird sich schwerlich der Erkenntniß verschlossen haben, daß neben den von Bundeswegen in den Herzogthümern zu schützenden deutschen Fürstenrechten es für Deutschland und Preußen keineswegs gleichgültig war, ob ein in das deutschfeindlich gesinnte Dänemark inkorporirtes oder ein durch Holstein mit Deutschland engverknüpftes Schleswig der künftige Nachbar an der Ost- und Nordsee sei, und dürfte dieses politische Interesse wesentlich vorgewaltet haben, als man sich anfänglich zu wirklich ernsterem Einschreiten entschloß. Daneben griffen aber noch allerlei Erwägungen Platz, bei denen der Schutz der Herzogthümer nur als Vorwand und Mittel zum Zweck betrachtet wurde, in deren Ausführungen daher auch nicht eine ehrliche Anerkennung der Rechtmäßigkeit unserer Erhebung erblickt werden darf. Eine solche wurde uns damals von dem preußischen Hofe nicht zugebilligt. Zu diesen Erwägungen gehörte, daß man sich einer Concession an die nationale Bewegung, welche ganz Deutschland ergriffen hatte, ohne Gefährdung der mühsam erhaltenen Ruhe im eigenem Lande nicht füglich länger entziehen konnte, wobei ein solches militärisches Vorgehen zugleich eine treffliche Ableitung nach Außen versprach. Dazu gesellte sich die Besorgniß, daß unter dem gleichen Drucke der öffentlichen Meinung eine andere deutsche Macht zur Unterstützung der Herzogthümer herbeieilen, und Preußen zuvorkommen könne, was den stets angestrebten Nimbus der „deutschen Vormacht" empfindlich hätte beeinträchtigen müssen; vor Allem aber wollte Friedrich Wilhelm IV. den Garden für den in Berlin ertheilten Rückzugsbefehl eine Genugthuung verschaffen und ihnen Gelegenheit geben, durch den preußischen Waffenruhm fördernde Thaten den Haß, welchen man im eigenen Lande oder doch in Berlin auf sie geworfen, wieder in hochhaltende Begeisterung zu verwandeln. Eines solchen Umschwunges konnte man sich in diesem Militairstaate

als unfehlbar versichert halten. Eine sofortige Niederwerfung unserer Erhebung, und wäre sie von den glänzendsten Waffenthaten begleitet gewesen, würde damals dem gewünschten Erfolge nicht entsprochen haben, deshalb schlug man die Schlacht bei Schleswig nicht für uns und unsere Sache, sondern lediglich zur Revanche für die Garden, wovon die fernere Kriegführung schon an dem ersten Tage nach der Schlacht bei Schleswig die unzweideutigsten Beweise lieferte, welche nur von dem uns eigenen Vertrauensdusel, wie er sich ja der dänischen Politik gegenüber so lange Jahre zu unserem Schaden bewährt hatte, zu übersehen möglich waren. Nebenbei gewann das Berliner Kabinet durch die Kommandirung preußischer Offiziere zu unserer Armee den seinen Interessen entsprechenden Einfluß auf dieselbe und ihre Führung sowie die Macht, in jedem ihr geeignet erscheinenden Augenblicke dieselbe wehrlos zu machen und die Wildenbruch'sche Note im dänischen Interesse durch die That zur Ausführung zu bringen. Daß man zwei Jahre hindurch den Schein der Kriegführung für eine deutsche Sache wahrte und erst nach Ablauf des dritten der bewußten Note entsprechend handelte, erklärt sich aus dem durch auswärtige Mächte genährten Uebermuthe der Dänen, von denen Garantieen nicht zu erlangen waren, wie sie Preußen als Bundesmacht der noch bedenklichen Gährung in Deutschland gegenüber für das deutsche Bundesland Holstein und dessen Fürstenrecht zu verlangen genöthigt war, und wenn man in den Berliner Friedenspräliminarien vom 10. Juli 1849 den Dänen auch bereits die Trennung Schleswigs von Holstein im Princip concedirt hatte, so war doch erst Ende 1850 die Reaction so erstarkt, daß man die Preisgabe deutschen Fürstenthums und eines Bundeslandes gegen ungenügende papierene Garantien an einen rachewüthigen Feind wagen konnte und freilich auch von Oesterreich gezwungen wagen mußte.

Es ist bezeichnend für die damaligen Leiter der preußischen Politik, welche die Kraft, die in dem deutschen Nationalgedanken lag, nicht zu würdigen und zu verstehen fähig waren, daß Anfang und Ende ihres Eingreifens in unsere rein deutsche Sache zwei besonders wenig ruhmreiche Blätter der preußischen Geschichte bilden: „Die Berliner Märztage und Olmütz", — hier gezwungen von der Volksstimmung, welche sie nicht auszunützen und zu leiten verstanden, wie ihr großer Nachfolger, der eiserne Junker, — dort gezwungen von einer mit ihnen um die Herrschaft in Deutschland rivalisirenden auswärtigen Macht, der sie sich wohl, oder übel beugen mußten. Seien wir froh, daß es so kommen mußte! Die so verpfändete preußische Ehre, das Feldgeschrei, mit dem Prinz Friedrich Carl die Eider 1864 überschritt, ward der Anlaß zur endlichen Einigung unserer ungetrennten Lande mit dem deutschen Reiche!

Mit der obigen Darlegung der preußischen Politik in Bezug auf die schleswig-holsteinische Sache, welche der geschichtlichen Wahrheit so ziemlich nahe kommen dürfte, fallen zwei Legenden

welche sich diesseits, wie jenseits der Elbe ausgebildet haben, vielfach gedankenlos nachgebetet worden sind und unnöthig viel böses Blut verursachten, als gänzlich haltlos zusammen.

Die Legende diesseits der Elbe war, daß Preußen uns und unsere Sache schmählich verrathen habe. Verrath kann nur derjenige üben, von dem man Treue zu erwarten berechtigt ist, und der das Gegentheil verübt. Im gewöhnlichen bürgerlichen Leben zwar wird man unter Ehrenmännern sich berechtigt halten, von Jedem solche Treue zu erwarten, der überhaupt mit uns in irgend welcher Angelegenheit gemeinschaftliche Sache macht oder zu machen vorgiebt, wie jeden solches Vertrauen Täuschenden mit Verachtung und Haß zu strafen, und Wunder darf es nicht nehmen, daß das Volk diese es ehrende Ansicht auch ohne Weiteres auf politische Aktionen übertragend sofort über Verrath schreit, wenn eine politische Macht anders handelt, als es von derselben erwarten zu können glaubte. — In der Politik aber, wo das Interesse des eigenen Staates in erster Linie Leitmotiv ist, wenn nicht das einzige sein soll, bedarf es denn doch besonderer aktenmäßiger Grundlage, um auf solche Bundestreue unbedingt rechnen zu können, und steht es wohl dahin, ob ein Staatsmann berechtigt ist, Bundestreue zu halten, wenn er dadurch das Interesse des eigenen Staates gefährdet oder gar geschädigt sieht. In solchem Falle kann nur die mehr oder minder verletzende Form, in welcher eine vertretene Sache aufgegeben wird, zu berechtigtem schweren Vorwurfe werden.

Außer dem bekannten von Friedrich Wilhelm IV. an den Herzog von Augustenburg gerichteten Briefe vom 24. März 1848 liegt meines Wissens kein officielles Dokument vor, in welchem Preußen sich uns gegenüber unumwunden verpflichtet hätte, für unsere Sache einzutreten. Wenn man nun diesseits der Elbe den am 5. April erfolgenden Einmarsch der Preußen in die Herzogthümer als die in jenem Briefe zugesagte Hülfe auffaßte, so ist dies zwar sehr begreiflich, doch entsprach diese Annahme durchaus nicht dem wirklichen Sachverhalte. Man übersah, daß die Situation bereits vor dem Einmarsche eine wesentlich andere geworden.

Die Voraussetzungen, unter welchen jener Brief an den Herzog von Augustenburg geschrieben, wurden zur Zeit des Einmarsches von dem Berliner Kabinet als nicht mehr vorhanden betrachtet, und man hielt sich nicht mehr an die darin ertheilte Zusage gebunden um so weniger, als bei der ohne Zuthun des nächsterbberechtigten Herzoges von Augustenburg direkt vom Volke ausgegangenen Einsetzung der provisorischen Regierung Forderungen im Sinne der 48ziger Bewegung geltend gemacht wurden, welche die Landesrechte, die allein schützen zu wollen Preußen erklärt hatte, weit überschritten, worin das Berliner Kabinet den Charakter revolutionärer Bewegung erblicken wollte, welche Preußen in jeder Form zu bekämpfen in seinem Interesse geboten hielt. Preußen erschien daher am 5. April 1848

in den Herzogthümern lediglich als Mandatar des deutschen Bundes, ohne damit irgend welche Verpflichtung gegen uns einzuräumen, und hatte es sich lediglich mit seinem Mandanten darüber abzufinden, in wie weit es die Verfolgung seiner eigenen Interessen mit dem erhaltenen Auftrage einen konnte und wollte. Das ist die einfache nackte Sachlage.

Wir haben schon oben gezeigt, wie alle Maßnahmen Preußens in unserer Sache, wenn sie von dem gläubig hoffenden Volke auch anders gedeutet wurden und dem äußeren Anscheine nach auch anders gedeutet werden konnten, lediglich auf speciell preußische Interessen zurückzuführen sind. Großdeutsche Interessen, wie man sie erhoffte, kannte das Programm der damaligen Leiter der Politik Preußens nicht; seine Diplomaten alter Schule perhorrescirten solche gar als staatsgefährlich. — Man konnte nun wohl erbittert darüber sein, daß man sich in seinen leichtgläubig gefaßten Hoffnungen so arg getäuscht sah; — es mochte das freudig erwachte Nationalgefühl tief verletzen, daß die damaligen Leiter der preußischen Politik sich in ihrem engherzigen Partikularismus nicht auf einen höheren Standpunkt zu stellen vermochten, welcher dem lange und heiß ersehnten Ziele des deutschen Volkes Rechnung trug, aber solche Zeit bedurfte anderer Männer, und durchaus unberechtigt ist, Preußen des Verrathes speciell an unserer Sache zu beschuldigen, da dasselbe nicht für unsere, sondern lediglich für seine eigenen Interessen sich an dem damaligen Kampfe gegen Dänemark betheiligte, was eben den Begriff des Verrathes ausschließt. Mit Recht kann Preußen nur vorgeworfen werden das nachträgliche unnöthig rücksichtslose Verfahren gegen die alten während des gemeinschaftlichen Kampfes doch als ebenbürtig behandelten schleswig-holsteinischen Waffengefährten, welches viel böses Blut erzeugte, und von dem die „Erinnerungen" noch besonders kennzeichnende Beispiele bringen werden, doch dürften diese Anstoß erregenden Vorgänge wohl lediglich auf Rechnung übertriebenen Diensteifers oder persönlicher Taktlosigkeit unterer Organe zu setzen und nicht als im Willen der preußischen Regierung gelegen zu betrachten sein. — Erwähnung muß aber dieser Vorgänge geschehen, um die tiefgehende Verstimmung gegen Preußen und preußisches Wesen zu erklären.

Dieselben Gründe nun, welche den Vorwurf des Verrathes als durchaus unberechtigt erscheinen lassen, beweisen aber auch andererseits die gänzliche Haltlosigkeit der Legende jenseits der Elbe: die Herzogthümer seien speciell Preußen zu großem Danke verpflichtet für die 1848 und 1849 geleistete Hülfe, eine aus Unkenntniß der historischen Thatsachen hervorgegangene, auch noch jetzt von einzelnen Preußen oft gehörte Behauptung, welche zur Vermeidung schädigender Reibereien besser unterbliebe. Den einzelnen Preußen zwar, welche in dem gemeinschaftlichen Kampfe ihr Blut vergossen, und namentlich den unserer Armee zugetheilten preußischen Offizieren, welche sich

während ihrer Dienstzeit in unserem Lande vollständig mit unserer Sache identificirten, werden die Bewohner der Herzogthümer sich stets zu aufrichtigstem und unabtragbarem Danke verpflichtet fühlen, schwer erfindlich ist es aber, wie ein Schleswig-Holsteiner, welcher jene Zeit mit durchlebt oder genaue Kenntniß der historischen Thatsachen hat, dazu kommen sollte, aufrichtigen Dank entgegen zu bringen dem Staate Preußen als solchem, welcher einen Scheinkrieg führend unserer Sache nur Hemmnisse bereitete, und schließlich, weil seine Interessen es erforderten, sich aktiv dabei betheiligte, uns wehrlos dem nur auf Rache denkenden bisherigen gemeinschaftlichen Feinde auszuliefern. — Weil seine Interessen ein solches Vorgehen erforderten, darf man dem Staate Preußen als solchem keinen Vorwurf daraus machen, aber eben so unberechtigt ist die Forderung einer Dankbarkeit, da nichts Dankenswerthes geleistet worden. Darum sind beide Legenden als dem so nöthigen Frieden im jetzigem Staate abträglich, ein für alle Male aus der Welt zu schaffen. — Damit wird jeder gute Patriot sich einverstanden erklären.

Der deutsche Bund erleichterte Preußen wesentlich die Durchführung der vom Berliner Kabinet für gut befundenen Politik der freien Hand, wenn der Bund es auch war, welcher im April Preußen dazu drängte, seine Aktion auf Schleswig auszudehnen.

Der Enthusiasmus für die schleswig-holsteinische Sache war in Deutschland ein so hochgradiger, daß der bereits seiner Auflösung entgegengehende deutsche Bund es nicht wagen konnte, die für Deutschland bisher so Verderben bringende Bahn zweideutiger Unterhandlungen wieder aufzunehmen, und er beschloß daher, die Rechte des Bundeslandes Holstein auf die untrennbare Verbindung mit Schleswig durch Waffengewalt zu schützen, wenn Dänemark sich nicht bereit erkläre, diese Rechte Holsteins unumwunden anzuerkennen. Preußen betonte nun, um sich nicht seinen Intentionen zuwider von vornherein mit Dänemark auf feindlichen Fuß zu setzen, daß es nicht aus eigener Initiative, sondern nur als Mandatar des deutschen Bundes handele und daher nach wie vor zur Vermittelung von Verhandlungen bereit sei.

In Rendsburg wurde unterdessen auf das Thätigste daran gearbeitet, die schwache bereits am 28. März unter General von Krohn über Flensburg hinaus vorgeschobene holsteinische Truppe nach Möglichkeit zu verstärken. Am 30. März marschirte das erste Freikorps, 500 Köpfe stark einschließlich der Braklower Scharfschützen, unter dem Kommando des Majors von Krogh aus Rendsburg nach dem Norden ab, am 1. April das zweite Freikorps in Stärke von 600 Mann unter Führung des Grafen von Rantzau-Breitenburg. Diesem folgte am 4. April das 3. Freikorps 450 Mann stark unter dem Major H. v. Wasmer. Diese letztere Hülfstruppe, welche noch gänzlich unausgebildet war und zum größeren Theile aus Leuten bestand, welche noch nie eine

Schußwaffe in der Hand gehabt, erschien dem General v. Krohn denn doch so bedenklich, daß er dieses Corps vorläufig nach Kappeln*) zurücksandte, um es daselbst erst im Gebrauche der Waffen üben zu lassen, wodurch dasselbe vor der Theilnahme an dem unglücklichen Gefechte bei Bau bewahrt blieb.

Der größere Zuzug preußischer Offiziere ermöglichte auch die Bildung neuer regulärer Bataillone. Es wurde die 7 und 8jährige Mannschaft eingerufen, und aus dieser das 5. Infanterie Bataillon unter Führung des am 3. April in Rendsburg eingetroffenen Majors von Zastrow (preußischer Offizier) und das 6. Bataillon unter Führung des Hauptmanns von Hedemann I. gebildet, letzterer bisher Kavalier Ihrer Königlichen Hoheit, der Frau Herzogin Wilhelmine von Schleswig-Holstein-Glücksburg. — Dieses letztere Bataillon, dessen Kompagnieen von preußischen Offizieren geführt wurden, marschirte am 6. April ebenfalls nach Flensburg. Durch die fortwährende Nachsendung von einkommenden Beurlaubten und durch die Freikorps ausschließlich des 3. nach Kappeln zurückgesandten, war die unter General Krohn bei Flensburg stehende Truppe auf 5600 Mann gebracht, von denen aber die geborenen Lauenburger, von denen gleich die Rede sein wird, wie Kranke und Offiziersburschen in Abrechnung zu bringen sind, so daß die Zahl der wirklichen Kombattanten 5000 nicht überstiegen haben wird.

Von der Fahnenflucht der Lauenburger, oder, wie sie seitdem von uns genannt wurden, der „Laufenburger", unmittelbar vor dem Gefechte, mit welcher zuverlässigen Truppe der Prinz den Zug nach Rendsburg gewagt hatte, liefert ein Augenzeuge, der großhzgl. sächs. Wirkliche Geheime Rath F. v. Wardenburg in den 1888 erschienenen Erinnerungsblättern aus den schleswig-holsteinischen Feldzügen 1848—1851 ein so drastisches Bild, daß ich mir nicht versagen kann, seine Schilderung dieses Vorgangs hier wörtlich folgen zu lassen:

„— — — — — Das 5. Jägerkorps**) wurde zu dänischer Zeit theilweise aus Lauenburg rekrutirt. Unter diesen Lauenburgern nun hatte sich schon mehrfach ein Geist der Widerspenstigkeit gezeigt, genährt insbesondere durch Briefe aus der Heimath, in welchen ihnen vorgehalten wurde, daß sie keine Schleswig-Holsteiner seien, also auch nicht nöthig hätten, für die Rechte Schleswig-Holsteins sich todt schießen zu lassen.

Je größer die Wahrscheinlichkeit eines baldigen Zusammenstoßes mit der dänischen Armee wurde, desto klarer wurde es auch unseren Lauenburgern, daß nach guten alten Begriffen sie durchaus Ausländer seien, und immer entschiedener trat ihrerseits die Forderung auf, nach Hause entlassen zu werden. Von Seiten des Corps hatte darüber an das General-Kommando in Rendsburg berichtet werden müssen;

*) Flecken in Angeln an der Schlei, 4 Meilen nordöstlich von Schleswig.

**) Dasselbe gehörte zu den Truppen, mit welchen General von Krohn am 28. März den Marsch nach dem Norden angetreten hatte.

nicht gering aber war unser Erstaunen, als am 8. April der Befehl aus Rendsburg eintraf, jedem Lauenburger, der es wünsche, die Entlassung sofort zu bewilligen. Unser Kompagnie=Chef ließ antreten, las die Ordre vor und fragte, ob in seiner Kompagnie es irgend Jemanden gebe, der erbärmlich genug sei, seine Kameraden Angesichts des Feindes zu verlassen; wenn dies der Fall sei, so möge er vortreten; ein Hinderniß solle ihm nicht in den Weg gelegt werden. — Anfänglich rührte sich Niemand, und schon hofften wir, daß es gut vorübergehen werde. Da trat zögernd Ein Mann aus dem Gliede, und kaum war dies geschehen, als noch 24 folgten, darunter auch einige Unteroffiziere. Ein Schrei der Entrüstung wurde aus den Gliedern vernehmbar, Hauptmann v. Gönner aber befahl Ruhe, ließ die Ausgeschiedenen bei Seite treten und stellte sie unter mein Kommando. — Ganz ohne Strafe sollte es indessen nicht abgehen, und es entwickelte sich jetzt eine Scene, die zu komisch war, um nicht für einen Augenblick andere Gefühle zurückzudrängen. Bei dem ganz plötzlichen Ausmarsche aus Kiel hatte dem Zustande der verschiedenen Montirungsstücke keinerlei Aufmerksamkeit zugewendet werden können, und so boten dieselben bei gar vielen der Leute bedenkliche Lücken dar. Da nun die in die Heimath abmarschirenden Lauenburger guter Kleidungsstücke fernerhin nicht mehr bedürftig erschienen, so wurden dieselben befehligt, auf einem nahen Walle sich niederzulassen, und die Mannschaft der Kompagnie erhielt Erlaubniß, ihnen alles dasjenige abzunehmen, was sie eben gebrauchen konnte, unter der Bedingung, ein entsprechendes Kleidungsstück wiederum dafür hinzugeben. Unverzüglich ging man aus Werk und zwar in der allerfreiesten, weitgehendsten Weise: in kurzester Frist — hätte der Ausdruck schon existirt, man würde gesagt haben, „mit affenähnlicher Geschwindigkeit“ — waren die meisten Lauenburger ihrer Mäntel, Röcke, Stiefel und noch viel unentbehrlicherer Kleidungsstücke beraubt, und die armen Kerle saßen da in einem Zustande, der wohl geeignet war, Schamgefühl in ihnen zu erwecken in doppelter Beziehung.

Nachdem die Kleidung jener Gesellschaft von der traurigen Gestalt einigermaßen wieder in Ordnung gebracht war, erhielt ich den Befehl, dieselbe nach Flensburg hineinzuführen und an das General=Kommando abzuliefern. Da die Dunkelheit eintrat, so gelang es mir, ziemlich unbemerkt in die Stadt zu kommen. Als ich meinen Rapport im Hauptquartier abgegeben, erschien der General von Krohn selbst, und noch einmal bekamen meine unglücklichen Lauenburger die Wahrheit zu hören und dies eben nicht in den zartesten Ausdrücken: gewiß waren sie in diesem Augenblicke von Scham erfüllt, aber ich möchte doch daran zweifeln, ob dieses Schamgefühl nicht schon 24 Stunden später sich in ein Gefühl der Genugthuung verwandelte, als am nächsten Abende auf ihrem Marsch nach Süden die Kunde zu ihnen drang von dem Schicksale, das inzwischen die Kameraden betroffen,

welche nicht das Glück hatten, in **Lauenburg** geboren zu sein." — So weit von Wardenburg.

Dieser gänzlich unerwartete Abgang wirklich gedienter Soldaten war in jenem Augenblicke für unsere kleine Truppe zwar ein recht empfindlicher, doch kann ich hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß das eben geschilderte Benehmen jener Lauenburger, welche doch mindestens nicht schleswig-holsteinische Landeskinder waren, lange nicht so verurtheilenswerth erscheint, wie das Verhalten einzelner Mitglieder unserer eingeborenen höchsten Aristokratie und sonstiger Streber.

Die Lauenburger hatten es eben unter dänischer Herrschaft besonders gut gehabt, und wie könnte man von diesen schlichten Bauersöhnen, denn Andere waren ja damals nicht dienstpflichtig, eine andere Auffassung verlangen, und ihnen den Mangel jeden Gefühles für deutsch-nationale Ehre zum Vorwurfe machen, wenn man ähnlichen engherzigen Gesinnungen auch in den Kreisen unserer doch gebildet sein wollenden höchsten Aristokratie begegnete. Auch in diesen Kreisen gab es Leute, welche fanden, daß sie sich unter Dänemark besonders gut befunden, d. h. daß die Aussichten für die zu machende Carriere, diesen für solche Sorte von Menschen allein Ausschlag gebenden Leiter ihrer Handlungen, dort für sie besonders günstig lagen, während Recht und nationale Ehre diesen blasirten Herren nur als zu belächelnde Phantome erschienen, — schlimmsten Falles konnte man sich immer dahinter verstecken, daß man das Recht nicht als erwiesen anerkannte. Einzelne dieser Herren zu zeichnen haben wir schon Gelegenheit gehabt, und werden wir im Verlaufe der „Erinnerungen" solcher Ritter von der traurigen Gestalt noch einige kennen lernen.

Das schleswig-holsteinische Fürstenhaus dagegen trat mit alleiniger Ausnahme des Prinzen Christian zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, des sogenannten „Protokoll-Prinzen", jetzt als Christian IX. König von Dänemark, sofort nach der Erhebung in die Reihen der Armee, welche zur Vertheidigung der Rechte der Herzogthümer gebildet wurde. Se. Durchlaucht, der Prinz **Friedrich** Emil August zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, General-Lieutenant à la suite in der königlich dänischen Armee und Mitglied der provisorischen Regierung ward, wie bekannt, bereits am 24. März 1848 zum kommandirenden General der schleswig-holsteinischen Armee ernannt.

Bereits durch Armeebefehl vom 26. März wurden die beiden glücklich von Alsen entkommenen Söhne des in den Herzogthümern zunächst erbberechtigten Herzogs **Christian** Carl Friedrich August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der Erbprinz **Friedrich** Christian August und der Prinz Friedrich **Christian** Karl August, beide Oberstlieutenants à la suite der Kavallerie, der erste unter Belassung in diesem Verhältnisse zur Dienstleistung als Adjutant bei dem Armee-Commando commandirt, während der zweite

als Eskadrons=Offizier im zweiten Dragoner=Regimente mit der Funktion eines Sekonde=Lieutenants angestellt wird. Ferner wird der Sohn des kommandirenden Generals, der Prinz Friedrich Christian Carl August, später bekannt als „Graf von Noer", zum Sekonde=Lieutenant im 2. Dragoner=Regimente ernannt.

Der Prinz Nikolaus zu Schleswig=Holstein=Sonderburg=Glücksburg, Hauptmann à la suite der Infanterie, wird zum Sekonde=Lieutenant im 2. Dragoner=Regimente ernannt.

Unter dem 1.—15. April wurde der Herzog Carl von Schleswig=Holstein=Sonderburg=Glücksburg, Oberst à la suite der Infanterie, unter Beförderung zum General=Major zum Kommandeur der 2. Infanterie=Brigade ernannt. Des Herzogs jüngere Brüder, der Prinz Friedrich, bisher Rittmeister im 2. Dragoner=Regimente wurde zum Major und etatsmäßigen Stabs=Offizier des Regimentes befördert, die Prinzen Julius und Johann, königlich preußische Sekonde=Lieutenants, ersterer dem 5. Ulanen=, letzterer dem Garde=Dragoner=Regimente aggregirt, wurden als Premier=Lieutenants dem 1., beziehungsweise dem 2. Dragoner=Regimente zugetheilt.

Heinrich Karl Woldemar, Prinz zu Schleswig=Holstein=Sonderburg=Augustenburg, königlich preußischer Major im Regimente Gardes du Korps erhielt unter Beförderung zum Oberst=Lieutenant das Kommando der schleswig=holsteinischen Kavallerie=Brigade.

Auch sonst fehlte es in den Reihen unserer Armee nicht an Offizieren fürstlichen Geblütes. So dienten die Prinzen Alexander Gustav August von Croy und Felix zu Salm=Salm (später noch bekannt geworden aus der traurigen Geschichte des Kaisers Maximilian von Mexico), — beide königlich preußische Sekonde=Lieutenants, der erste vom 8., der zweite vom 11. Husaren=Regimente, als Premier=Lieutenants im ersten, resp. im zweiten Dragoner=Regimente.

Die Namen all' dieser fürstlichen Personen legen doch wohl sprechendes Zeugniß ab, daß unsere schleswig=holsteinische Armee damals nicht als eine „Insurgenten=Truppe" betrachtet wurde.

Hier möge zugleich noch der Bethätigung einer besonders patriotischen Gesinnung Erwähnung geschehen, wie deren die „Erinnerungen" noch mehre Beispiele bringen werden.

Derselbe Armee=Befehl verfügte, daß der Major à la suite der Infanterie von Wasmer=Friedrichshoff à la suite der Kavallerie zu führen sei. — Der Major von Wasmer war lange Jahre Hof=Chef bei dem Landgrafen von Hessen=Kassel auf dem im östlichen Holstein belegenen Gute Panker gewesen. In der verständigen Erwägung, daß er, dem aktiven Militair=Dienste so lange entfremdet, in einer seinem Range entsprechenden militärischen Charge dem Lande vielleicht weniger ersprießliche Dienste leisten werde, als wenn er, unter Verzichtleistung auf jede Offizier=Charge in die Armee tretend, seinen Gutsuntergehörigen und der Umgegend ein Beispiel geben

würde, was das Land in solchem Augenblicke von seinen Söhnen zu erwarten berechtigt sei, trat er nicht, wie andere Gutsbesitzer, als höchst überflüssiger Galopin bei dem Armee-Kommando, sondern als gemeiner Dragoner in die 1. Schwadron des 1. Dragoner-Regimentes, in welchem sein Sohn als Lieutenant diente. Im Quartier wurde der alte Herr, wie es ihm zukam, freilich als Offizier behandelt, in der Front war er aber nur der gemeine Dragoner und rechter Flügelsmann des Regimentes, und diesen Platz hat er unverändert während unserer Feldzüge eingenommen. Hatte die 1. Schwadron Rekognoscirungs-Patrouillen zu stellen, so konnte man sich versichert halten, dem alten Herrn mit seinem Hintermann, dem späteren Polizeipräsidenten von Stettin, Hermann von Warnstedt, als Spitze der Patrouille zu begegnen.

Ein solcher Patriotismus eines älteren hochgestellten Mannes, welcher Rang und Lebensgewohnheiten freudig der Förderung der Sache zum Opfer brachte, durfte in diesen Erinnerungen nicht ohne ehrende Erwähnung bleiben.

Kehren wir nun wieder zurück zu der „friwilligen Affallerie" und meinen eigenen Erlebnissen.

Am 8. April erhielt auch unser Corps Marschordre und Nachmittags 1 Uhr rückten wir aus Rendsburg auf der Chaussee nach Schleswig vor.

Nun also sollte es Ernst werden, und wie wir so dahin ritten, hatte Jeder wohl seine besonderen Gedanken, denn selbst als „Rührt Euch" kommandirt worden, blieb es mit Ausnahme Einiger, welche, immer „mit ihrer Sehnsucht, endlich an den Feind zu kommen" bramarbasiren mußten, sich aber im Grunde selbst über die eigene Stimmung hinweg täuschen wollten, in unseren Rotten ziemlich still. Es ist ja ein eigen Ding für an Soldatenleben nicht gewöhnte Leute, zum ersten Male sich jeden freien Willens begebend so in die Welt hinaus zu reiten, ohne zu ahnen, wohin man geführt wird. Die Spannung, was nun kommen werde, hielt wohl die Meisten gefangen, um so mehr, als wir gleich vom Rendsburger Thor ab mit allen Vorsichtsmaßregeln (mit allen Chikanen, wie wir es später wegen der vielen dabei vorkommenden Rüffel nannten) marschirten, allerdings, wie sich bald herausstellte, nur zur Uebung, aber ohne jede Nachricht von den Vorgängen draußen erwarteten wir darnach, jeden Augenblick auf den Feind zu stoßen.

Ein recht „schnotteriger" Witzbold ist, wie ich mich zu überzeugen später oft Gelegenheit hatte, selbst für eine durch ihre Kriegsgeschichte schon auf eigene Leistung vertrauende Truppe ein hochschätzbares Element, aber mit dem ewig sprudelnden Volkshumor, der über manchen peinlichen Augenblick glücklich hinweghilft, war unser Corps, so bunt zusammengewürfelt es auch war, leider nicht begnadet. Ich entsinne mich, ungeachtet meines guten Gedächtnisses für dergleichen, auch nicht einer einzigen der Aufzeichnung werthen

derartigen Aeußerung. Dagegen leistete das Corps in „unfreiwilligem Humor" allerdings bei verschiedenen Gelegenheiten das Menschenmögliche. Auch von einer besonders gehobenen Stimmung, wie man sie nach den vorhergegangenen Redeleistungen von einer solchen mit waschechten Freiheitsaposteln verquickten Truppe billig hätte erwarten können, war nichts zu spüren. Mir erschien dies recht natürlich, denn ich für meine Person fühlte mich vollständig frei von Vertrauen auf besondere Leistungsfähigkeit unserer so ungeübten Schar, und es mag den Anderen wohl ebenso ergangen sein. Wir rechtfertigten dieses Mißtrauen gegen uns selbst denn auch bald glänzend.

Nachdem wir ungefähr eine Meile auf der Chaussee marschirt waren, ließ der Rittmeister uns links von der Straße abschwenken und auf freiem Felde aufmarschiren. Wir hatten dies Manöver ja auf dem Exercirplatze oft leidlich ausgeführt, aber in diesem Augenblicke waren wohl Manche in so tiefernste Gedanken versunken, daß ihnen solche Kleinigkeiten wie die Begriffe von rechts und links viel zu weit ablagen. Genug — auf das Kommando: „Schwadron — links marschirt auf!" raste ein Theil aus seinen Träumen, aufgeweckt wie besessen nach rechts, während wir Anderen trotz der überwiegenden Gegenbewegung das Kommando richtig auszuführen suchten. Bei dem unausbleiblichen Zusammenstoß ging es denn auch nicht ohne einige „friwillige Assalleristen" ab, und wir lieferten ein derartiges Kabinetsstück reizender Konfusion, daß es dem Rittmeister, wenn er es auch nicht aussprach, von der Stirn zu lesen war: „Mit der Schwefelbande riskirt man ja Ehre und Reputation!" — Vor dem Feinde wäre diese Kunstleitung allerdings gewiß recht folgenreich gewesen.

Zu unserm Glück waren wir in in dem Augenblick „ganz unter uns Mädchen"! Wären andere Truppentheile Zeugen dieser Schaustellung gewesen, würde der Rittmeister unfehlbar schon an dem ersten Tage unsers Ausmarsches um Enthebung von diesem Kommando nachgesucht haben!

Unter gehörigen „Anranzen" mußten wir natürlich sofort dasselbe Manöver zehn- bis zwölfmal wiederholen. Na, wir erwiesen, uns denn auch als bildungsfähig. Bei der letzten Wiederholung, gerade zog eine von einem Officier geführte preußische Infanterie-Patrouille längs der Chaussee, glückte uns der Aufmarsch zur vollständigen Befriedigung selbst des Rittmeisters, so daß er sogar ein Lob losließ.

Seine über dieses glückliche Zusammentreffen sichtlich zu Tage tretende gute Laune, von der wir nach dem eben ergangenen Donnerwetter nicht wenig überrascht waren, hatte wohl einen besonderen Grund, der mir erst später klar wurde. Der Rittmeister wußte nämlich damals schon, daß uns die Ehre widerfahren würde, dem preußischen Armeekorps, welches noch keine Kavallerie zur Stelle

hatte, als solche zugetheilt zu werden, und natürlich wäre es unserm Führer doppelt peinlich gewesen, wenn sich die neue Hülfstruppe gerade einem Preußischen Offizier mit einer Blamage vorgestellt hätte.

Mit der „Ehre" hatte es übrigens seinen besonderen Haken. Die Preußen, wie später die große Reichsarmee, begannen den Krieg unter wunderlichen Verhältnissen, und auch die weitere Führung desselben war stets in wunderliche Geheimnisse gehüllt, — natürlich nur für uns in die Intentionen der höheren Politik nicht eingeweihten ganz gewöhnlichen Menschen, die wir unser Fell dafür zu Markte tragen durften.

Die Situation war wohl ungefähr folgende: Die Preußen hatten vorläufig nur die Eiderlinie zum Schutz des deutschen Bundeslandes Holstein besetzt, Schleswig lag außerhalb ihrer ursprünglichen Bestimmung. Wirkliche Betheiligung an dem schon entbrannten Kampfe war nur in Aussicht genommen, falls die Dänen zu Feindseligkeiten gegen die preußischen Truppen übergehen würden. Ein derartiges Vorgehen der Dänen wurde allerdings gewünscht, um, wie schon bemerkt, den vielgeschmähten Garde-Regimentern eine Genugthuung verschaffen zu können.

Dem die am 5. April in Rendsburg eingerückten preußischen Truppen, zu denen auch die Garde-Regimenter „Kaiser Franz und Alexander" gehörten, befehligenden Obersten v. Bonin war dieser höheren Ortes gehegte Wunsch natürlich bekannt, und als Kommandeur dieser Truppen mochte er sich wohl versucht fühlen, der Realisirung dieses Wunsches, welche die eifrig betriebenen diplomatischen Verhandlungen zu verhindern drohten, noch rechtzeitig eine Erleichterung zu verschaffen. Die Instruction lautete, daß der erste feindselige Akt von den Dänen ausgehen müsse, und so brauchte Bonin Leute, um von den Dänen auf sie schießen zu lassen. Seine Preußen zu diesem Zwecke über die Vorpostenlinie hinaus vorzuschicken, war mit der empfangenen Ordre wohl nicht recht vereinbar, aber man wußte sich zu helfen. Es traf sich glücklich, daß in den ersten Tagen nach dem Einmarsche der Garde-Regimenter preußische Kavallerie noch nicht zur Stelle war. Man entdeckte nun plötzlich, daß Kavallerie durchaus unentbehrlich sei, und so wurden wir, die wir die Uniform der Schleswig-Holsteiner, welche den Dänen schon als Feinde gegenüberstanden, nicht trugen, — freilich auch nicht die preußische mit Ausnahme des in der Uniform des 8. Husaren-Regimentes uns führenden Rittmeisters — dem preußischen Armee-Corps zugetheilt und galten vorläufig officiell für preußische Kavallerie. Was uns geschah, geschah mithin den Preußen. — Wir hatten also die Rolle des „unschuldigen Karnickel, das immer anfängt," — weiter hatte diese Kommandirung keinen Zweck, und wir hatten für die Preußen natürlich auch keinen weiteren Werth.

Als wir später — ob mit oder ohne nachträgliche höhere Bewilligung, lasse ich nach andern ähnlichen Erfahrungen dahingestellt —

den Kanonenfutter-Ritt, der sonst noch hochinteressante Folgen hatte, gegen die dänischen Vorposten ausführten, waren bereits die Wrangel-schen Kürassiere eingerückt, aber trotzdem mußte Karnickel seine Rolle spielen.

„So was dunntomalen" — wie mir einst bei einer ähnlichen Gelegenheit ein alter Bauer sagte — „bi uns Allens mit'n Bewandniß verknütt!"

Hierdurch hat denn auch die „friwillige Affallerie" ihren Theil an der Geschichte unsers Landes; — sie brachte die Kugel ins Rollen, wenn auch nur eine aus dem Lauf, und ermöglichte so die Schlacht bei Schleswig. — Doch davon später.

Unter diesen Umständen rückten wir auch nicht, wie wir angenommen, unsern schon vor dem Feinde stehenden schleswig-holsteinischen Truppentheilen nach, sondern blieben in dem Bereich der preußischen Vorpostenlinie und bezogen nach unsern vorhin geschilderten und endlich glücklich verlaufenen Exercirleistungen das erste Nachtquartier in dem kleinen, links von der Chaussee belegenen Dorfe Lohe, ungefähr eine Meile nordwestlich von Rendsburg.

Hier kosteten wir denn die ersten Freuden des Feldlebens. Es war recht idyllisch da. In trauter Gemeinschaft mit Kühen, Schweinen und dem lieben Federvieh, das überall auf den Balken umhersaß, lagen wir berittweise neben unsern Pferden im Stroh auf großen Scheundielen, deren undichte Thüren uns lebhaft an unsern alten Materialschuppen im Kronwerk zu Rendsburg erinnerten, den wir in der Hoffnung auf gute Bauernquartiere so freudig verlassen hatten. Diese ersten Quartiere ließen nun freilich sehr viel zu wünschen übrig, und wenn die Andern auch murrten über die allerdings sehr mäßige Verpflegung, mir machte die Sache Spaß, und diese erste Nacht im Felde hatte für mich so viel Anregendes, daß mich ordentlich eine Lust an diesem Leben überkam, welche mich auch nicht verließ, so lange ich im Felde stand. Salonparfüm war es freilich nicht, das wir dort einathmeten, aber mir als großem Thierliebhaber war das Stampfen der Pferde, das Brüllen, Grunzen und Krähen der andern Vier- und Zweifüßler eigentlich recht sympathisch und ich schlief unter diesem Wiegenlied auf meiner Schütte Stroh, wie unser Herrgott in Frankreich.

Auch später als Officier habe ich in vielen Fällen ein solches Nachtlager vorgezogen, um dem Schicksal unsers Rittmeisters zu entgehen, der in jener Nacht Quartier in einer Bauernwohnung genommen, aber von Sechsfüßlern derartig um seine Ruhe gebracht wurde, daß er schon vor Tagesanbruch ins Freie flüchtete. Auf der Heide und im Westen von Nordschleswig und Jütland überhaupt, in welchen wirthlichen Gegenden Quartier zu beziehen gemeiniglich das Schicksal der Kavallerie war, gab es Wohnungen, wo die schwarzen Husaren wie eine Wolke aufgingen, wenn man ein Zimmer betrat, und war es unbegreiflich, wie die Bewohner mit diesen zu-

dringlichen Blutsaugern auf so friedlichem Fuße zusammenleben konnten. Im westlichen Nordschleswig blieb es wenigstens doch bei den schwarzen Husaren, im westlichen Jütland aber riskirte man noch ganz andere besonders hartnäckige Einquartierung, so daß man es dort meistenstheils vorzog, ganz im Freien zu bleiben. Das waren denn auch die schlimmsten Schattenseiten des Feldlebens, -- alles Andere ließ sich mit einigem Humor und guter Gesundheit leicht ertragen.

Der Humor wurde Einem freilich oft verdorben durch faule Schlingel, welche nur an sich und nicht an ihre Pferde dachten. Daß man in dieser Beziehung eigentlich nie über unsere geborenen Schleswig-Holsteiner Klage zu führen hatte, war eine Glanzseite unserer Kavallerie, und wurden wir von fremdherrlichen Offizieren oft um diese schätzenswerthe Eigenschaft unserer Leute beneidet. Welchen schleswig-holsteinischen Dragoner hätte man im Felde je sein Brot verzehren sehen, ohne daß er es mit seinem Roß getheilt? und wer hätte sich je im Quartier an den gedeckten Tisch gesetzt, ohne vorher sein Pferd versorgt zu haben, und sei er von dem angestrengtesten Marsch auch noch so müde eingerückt? Es waren ja zum weitaus größten Theile Landmannssöhne; — die Liebe zum Pferde, des schleswig-holsteinischen Bauern Stolz, war ihnen von Kindesbeinen auf zur andern Natur geworden, sie wußten aber auch, daß Putzen das halbe Futter, und nur auf ein wohlgepflegtes Pferd in Noth und Gefahr zu rechnen sei: das war ja das ganze ABC eines guten Kavalleristen, und gut geführt, haben sie sich als solche stets gezeigt. Anders aber stand es bei unserm aus aller Herren Länder, zum größeren Theile aus Städten rekrutirten Corps.

In der Kaserne in Rendsburg hatte der Rittmeister die Leute stets rechtzeitig auf den Trab gebracht und in Schach gehalten. Meine Leiden in dieser Beziehung als Unteroffizier, dem ja nicht eine Autorität zur Seite stand, wie bei dem regulairen Militair, und namentlich die „Mutter der Schwadron", der Oberwachtmeister, fehlte, begannen schon am ersten Tage unsers Ausmarsches, wo die Leute sich im Quartier mit mir allein wußten. Sonst hatte unser Corps für den Stalldienst allerdings eine besonders gute Kraft in dem früheren Bereiter, späteren Lieutenant im 1. Dragonerregiment B., aber der lag mit seinen Leuten in einer andern Scheune.

Hatte ich schon am Abend meine liebe Noth, die Leute, bevor sie selbst es sich im Stroh bequem machten, anzuhalten, die Pferde sofort mit Stroh abzureiben, oder leicht gedrückte, wie es unter dem ungarischen Bock bei nachlässigem Satteln und unruhigem Sitz des Reiters nur zu leicht vorkommt, und vernachlässigt ein Pferd vollständig unbrauchbar machen kann, gehörig mit Wasser zu kühlen, so war es am andern Morgen eine wahre Sisyphus-Arbeit, die Leute aus dem Schlafe aufzurütteln. Kaum drehte man den Rücken, so schnarchten sie weiter, als wenn es für sie keine Pferde zu warten und zu putzen gäbe.

Schon um 5 Uhr früh sollten wir marschfertig auf dem Sammelplatze vor dem Quartier des Rittmeisters erscheinen. Um sicher rechtzeitig zu erwachen, hatte ich die Vorsicht gebraucht, einem auf einer Bodenstange sitzenden, recht Vertrauen erweckenden Haushahn gegenüber meinen Lagerplatz zu wählen, und gegen 3 Uhr Morgens krähte der prächtige Kerl denn auch mit seltener Ausdauer so durchdringend, als habe er begriffen, was ich von ihm erwartete. Ich erhob mich denn auch sofort vom Lager und begann das Wecken, damit die Pferde vor dem Ausmarsch noch gehörig abgewartet werden konnten, beging dabei aber die Dummheit, den Leuten zuzurufen, es sei gleich 3 Uhr. Nun hatten sie natürlich noch ungeheuer viel Zeit übrig, sich zu dehnen und zu strecken, bezw. weiter zu schlafen, und wenn ich nicht riskiren wollte, daß manche Pferde ihr Futter erst im letzten Augenblicke erhielten, so konnte ich, wie später noch so oft, den größeren Theil der zu meinem Beritte gehörenden zehn selbst füttern und tränken.

Hätten die Flöhe das Geschäft des Weckens bei dem Rittmeister nicht noch energischer betrieben, als mein Haushahn, so daß er bei seinem Rundgang auch schließlich mir zu Hülfe kam, so hätte ich an jenem Morgen die Gesellschaft kaum rechtzeitig auf den Platz gebracht.

Na, — für den Augenblick war so etwas ja recht ärgerlich und humorverderbend, als wir aber später in Jütland bei Aufhebung des Corps die Pferde vorführen mußten, hatte ich dafür die Genugthuung, daß mein Beritt sich durch guten Futterstand und ungedrückte Pferde auszeichnete, und ich meinen Fuchs, den ich immer selbst gewartet und geritten, als Eigenthum geschenkt erhielt.

Das frühe Ausrücken ließ uns auf einen längeren Marsch rechnen, und nicht wenig überraschte es uns, als wir bereits in dem nahe belegenen, gleichfalls zu Lohe gehörigen Wirthshause zu Sorgbrück an der Rendsburg-Schleswiger Chaussee wieder Quartier bezogen. Während dem Rittmeister die „Hoge Döns" eingeräumt wurde, blieben wir mit unsern Pferden auf der großen Einfahrtdiele und in den anliegenden Scheunen. Wir standen indessen doch wohl auf Alarm, denn alle Pferde blieben gesattelt. Der rasche Quartierwechsel gefiel uns schon, denn hier konnten wir für unser Geld doch gute Verpflegung erhalten. Die Freude dauerte indessen für mich und eine größere Abtheilung nicht lange.

Es mochte wohl 11 Uhr Morgens sein, als ein in Schleswig auf Relais liegender Dragoner, der zweifellos eine mit † † † versehene Meldung zu überbringen hatte, auf schaumbedecktem Pferde Sorgbrück in der Richtung auf Rendsburg passirte. Rittmeister v. Bismarck, der ihn von seinem Fenster aus gesehen, rief sofort auf sein Pferd. Er mochte wohl bedenkliche Nachrichten von dem Gefechtsfelde bei Bau vermuthen und jagte gleichfalls nach Rendsburg. Wir blieben unter dem Kommando des königlich preußischen

Premier-Lieutenants a. D., früher im 1. Leib-Husarenregiment, v. Gröning, eines geborenen Bremensers, der unserm Corps als Premier-Lieutenant zugetheilt worden und gerade seinen Dienst bei uns angetreten, in Sorgbrück zurück. Daß etwas in der Luft sei, merkten wir, als sofort, nachdem der Rittmeister abgeritten, ein Beobachtungsposten von uns auf der Chaussee vorgeschoben wurde bis auf die Höhe von Heidbunge.

Nach zwei Stunden ungefähr kehrte der Rittmeister von Rendsburg zurück, und sofort mußte der Zug, zu welchem mein Beritt gehörte, aufsitzen. Die Pistolen wurden geladen, es wurde also wohl wirklich Ernst. Unter Führung des Lieutenants v. Gröning marschirten wir in nordöstlicher Richtung von Sorgbrück ab, während der Rittmeister mit dem Rest des Corps daselbst zurückblieb. Auf dem Marsch erfuhren wir nun, daß die Dänen an dem Tage das schleswig-holsteinische Corps bei Bau mit großer Uebermacht angegriffen, und nach der eingegangenen Meldung der Rückzug der Unsrigen bis zur Eider mehr als wahrscheinlich sei.

Während wir so dahinritten, instruirte Lieutenant v. Gröning uns fortwährend über die Pflichten des Cavalleristen auf der Feldwache, wie auf der Vedette, so daß uns kein Zweifel über den Zweck unserer Abordnung blieb.

In Steinsieken*) machten wir Halt. Nachdem unser Führer die nach Norden führenden Wege, wie die vorliegenden ziemlich bedeutenden Höhen — hier beginnen ja bereits die s. g. Hüttener Berge — sorgfältig abgeritten, wurde dann auch in Steinsieken an einer verdeckten Stelle, wo der Weg hinter höheren Hügeln nach Friedrichshof führt, eine Feldwache errichtet und auf dem Wege nach Groß- und Klein-Breckendorf, wie auf den Höhen rechts und links von demselben Doppel-Vedetten ausgestellt. Die Feldwache stand vor einer Schmiede, und die Pferde der nicht auf Vedette befindlichen Mannschaften waren an den zum Beschlagen mehrfach dort angebrachten Ringen, wie an einem am Garten hinlaufenden Lattenzaun befestigt. Von den umliegenden Höhen konnte die Feldwache nicht eingesehen werden, der Platz war also, wenn die Vedetten ihre Schuldigkeit thaten, ein besonders günstiger. Ich habe denselben etwas eingehender beschrieben, da er in meinen Erlebnissen noch eine Rolle spielen wird.

Feuer durfte nicht angemacht werden, man zog also die Möglichkeit anrückender Feinde schon in Betracht. Der Nachmittag, wie die erste Nacht verliefen indessen durchaus ruhig, und nur an einzelnen passirenden Bauern, die allerdings jedes Mal eine kleine Aufregung hervorriefen, konnten die Vedetten zeigen, wie weit sie ihre Instruktionen begriffen hatten.

Am folgenden Morgen kam der Rittmeister, um die Feldwache zu inspiciren. Was wir am Tage vorher befürchtet, fand volle

*) Nördlich von Rendsburg im Amte Hütten.

Bestätigung. Unsere kleine Armee war nach tapferer Gegenwehr von der Uebermacht geschlagen und in vollem Rückzuge auf die Eider begriffen.

Baron Löwenstern, auch Unterofficier unsers Corps, später Auditeur im 1. Dragonerregiment, und ich, die einzigen geborenen Schleswig-Holsteiner auf der Feldwache, wurden nun von dem Rittmeister beordert, längs des linken Ufers des Bistensees auf Ahlefeld, dann auf Groß-Wittensee und auf der Straße nach Eckernförde, gegebenenfalls bis Gosefeld, vorzureiten, um bei den Bauern und vielleicht auf diesem Wege auf Rendsburg zurückkehrenden Truppentheilen Erkundigungen über etwaige Bewegungen der Dänen auf und über Eckernförde hinaus einzuziehen.

Einzelne führerlose Versprengte trafen wir an mehreren Stellen, aber weder sie, noch die Bauern wußten von Bewegungen der Dänen auf und über Eckernförde hinaus, so daß unser Ritt, so weit es unsern Auftrag betraf, ohne Ergebniß war, indessen erlebten wir dabei eine interessante Scene, welche den militairischen Geist, wie er damals — später war es freilich anders — in unserer noch jeder Kriegsgeschichte entbehrenden Truppe naiverweise lebte, recht charakteristisch zeichnete.

Nach dem, was wir von den Versprengten über das Gefecht bei Bau erfahren, hatte die geschlagene Armee doch einen recht deprimirenden Eindruck auf uns gemacht. Wir freilich wußten ja, daß die Preußen in Rendsburg eingerückt, wer aber bürgte uns dafür, daß sie wirklich voll und ganz für unsere Sache eintreten würden? Namentlich die zugezogenen Freischärler hatten schon fleißig Mißtrauen gesäet gegen diese Hülfstruppe, deren anscheinend unthätiges Verweilen bei Rendsburg, während unsere kleine Schar schon weit voraus muthig einer bedeutenden Uebermacht entgegen gerückt war, uns derartigen Einflüsterungen nicht ganz unzugänglich machte. Wie sollte es auch werden, wenn man unserer Armee nicht Zeit ließ, sich wirklich zu einer solchen auszubilden, und die Sache dann ohne unser Zuthun auf diplomatischem Wege ihre Erledigung fände? Daß man dann nicht viel nach unsern Wünschen und Rechten fragen würde, leuchtete uns schon damals ein. Recht verstimmt traten wir den Rückweg zu unserer Feldwache an.

Da wir schon einen langen und scharfen Ritt gemacht, mußten wir unsern ermüdeten Pferden Ruhe gönnen, und um dieselben ungestört von dem Treiben auf der Landstraße füttern zu können, ritten wir hinter Wittensee auf eine unmittelbar an der Straße gelegene, aber durch hohen Wall und Knick von derselben getrennte Koppel. Während unsere Pferde ihre Futterbeutel leerten, warfen wir uns an dem hohen Wall ins Gras und hingen unsern trüben Gedanken nach. Der Humor trat aber bald wieder in sein Recht.

Auf der Landstraße an der andern Seite des Zaunes ließen zwei Dragoner vom 1. Regiment, die auch wohl von ihrer Schwadron

abgekommen waren, ihre abgejagten Pferde grasen; die Futtersäcke mochten wohl leer sein. Sie saßen auf der Grabenkante, rauchten stillschweigend ihre Pfeife und dachten auch wohl: „Was nun?“

Da klapperte etwas längs des Weges, — ein Dragoner vom 2. Regiment kam angetrabt, und als er die andern beiden Dragoner sah, hielt er an und rief: „Dunnerwetter, Kinners, sünd Ji all hir?“

„Ja,“ sagte Einer der andern Beiden, „von Rechts wegen hadd'st Du woll vör uns hir sin kunnt. Wi segen Di jo all utritschen, as uns' Swadron noch achter't Hannewitter Holt stünn! — Du hadd'st dat jo bannig hild mit dat Utknipen!“

Das ärgerte den vom 2. aber ganz und gar nicht; so recht aus voller Herzensüberzeugung antwortete er: „Ja Junge! — Minsch! — wo kunn ick anners?! — Se schöten Gott verd . . . mi mit Kanonen!!“

„Ja,“ meinte der Andere wieder, „wi weeren sacht ok geern utknepen, äwers wi kunnen mit Ehren unsen Rittmeister doch nich in Stich laten!“

Damit war ja nun das ganze Geheimniß von dem militairischen Geiste, wie er damals bei uns zu finden war ausgeplappert! — Die beiden Dragoner vom 1. Regiment hatten einen Rittmeister, den seine Leute gern hatten — der vom 2. Regiment stand entschieden bei einer Schwadron, die nichts dagegen gehabt hätte, wenn ihr Rittmeister von Bau nicht wieder zurückgekommen wäre. Deshalb waren die Ersten geblieben, der Letztere ausgekniffen! Wenn der Schleswig-Holsteiner seinen Offizier liebt, dann ist der gute Soldat, auf den man sich in allen Lagen verlassen kann, von vornherein fertig. Ist dies nicht der Fall, so hat es wohl so seine Mucken, bis mit Kriegsruhm und Dressur auch ihm der richtige militairische Geist der ihn für die Ehre seines Regiments und der Armee in den Tod gehen läßt, in die Knochen fährt. Dann aber ist er auch der Tapfersten Einer! Den Beweis haben unsere braven Jungen 49 und 50 und später in den siebziger Jahren in Ehren geliefert!

Daß es damals in dem Augenblick, wo alle militairischen Bande durch die waltenden Umstände gelockert waren, und noch kein Kriegsruhm der neu geschaffenen Truppe zu ihrer eigenen Leistungsfähigkeit Vertrauen einflößen konnte, ganz anders stand, und persönliche Gefühle, wie die oben geschilderten, in dem ersten Augenblick mehr, als sich mit der Disciplin verträgt, leicht die Oberhand gewannen, wer wollte sich darüber groß wundern?

Begeisterung für eine Sache ist gewiß etwas sehr Schönes, kann und wird zu einzelnen Heldenthaten führen, wird auch in militairischen Kreisen stets als eine herrliche Beigabe hoch geschätzt werden, aber sie allein thut es nimmer! — Der echte militairische Geist mit den von den „Freisinnigen“ so verkannten und so oft angegriffenen militairischen „Kastengeist“ nun einmal untrennbar verwachsen, — der ist es, der dauernd in blutiger Schlacht Siege

erficht! — Im Verein mit der Begeisterung, um so besser! Aber, wenn die Pflicht es erheischt, bringt er es auch ohne sie fertig. Dieses Pflichtgefühl, welches allein die Armee in allen Lagen zu einem verläßlichen Schutz des Staats macht, wird mit Sicherheit, nur von dem echten militairischen Geist dem Soldaten zur zweiten Natur gemacht, aber nicht von der Begeisterung für eine Sache, die doch niemals alle Glieder der Armee theilen werden!

Wer das nicht begreift, ist nicht selbst Soldat gewesen, und urtheilt wie der Blinde von der Farbe.

Der unfreiwillige Humor, der in der eben erlebten Scene zu Tage trat, hatte uns Lauschern hinter dem Zaune die trüben Gedanken glücklich verjagt. Wir kannten unsere Schleswig-Holsteiner denn doch zu gut, um diese naive Rede über die Bedenklichkeit des Schießens mit Kanonen, die aus dem Munde eines im Felde stehenden Soldaten bei Fremden gewiß mißfälligstes Erstaunen hervorgerufen hätte, anders als von der hochkomischen Seite zu nehmen. Nachdem wir die Pferde wieder aufgezäumt, setzten wir den Heimritt fort, uns unterwegs an der erlebten Geschichte noch köstlich vergnügend; sie that ordentlich wohl nach der Langweil, welche wir bei den hohlen Deklamationen unserer Brüder von der Freiheitsgilde zu empfinden gewohnt waren.

Nachdem wir dem Führer unserer Feldwache Meldung gemacht, daß noch nirgends ein Feind in Sicht, ritten wir nach Sorgbrück, wohin unsere Abtheilung, die von einem andern Zuge unsers Corps abgelöst worden, bereits abgerückt war.

---

16. Kapitel.

Das Gefecht bei Bau am 9. April 1848. Sammlung der Truppen nach dem Rückzuge und der Armee-Befehl des Prinzen von Noer. Vorschmack, was von den Dänen im Falle eines wirklichen Sieges zu erwarten war.

Von meinen im vorigen Kapitel mitgetheilten eigenen Erlebnissen des ersten Ausmarsches wenden wir uns einstweilen wieder zu unserer den Namen einer Armee noch nicht verdienenden kleinen schleswig-holsteinischen Truppe in ihrer exponirten Stellung bei Bau. Daß sie diese vor der Uebermacht der Dänen mit schwer treffendem Verluste räumen und den Rückzug bis zur Eider und Rendsburg antreten mußte, ist ja bekannte Thatsache.

Ueber den unglücklichen Verlauf dieses Gefechtes, an welchem, wie schon aus der Erzählung meiner Erlebnisse erhellt, ich per-

sönlich nicht Theil genommen, vermag ich weder Neues noch unangreifbar Berichtigendes zu bringen. Wie es bei solchen Schlappen zu geschehen pflegt, sind von Betheiligten und Unbetheiligten die ungerechtesten Urtheile und von der wahrheitsgetreuen Schilderung der Thatsachen recht abweichende Mittheilungen verbreitet worden. Die Betheiligten, soweit sie mit der Führung von Truppentheilen betraut waren, schoben, um sich selbst der erregten öffentlichen Meinung gegenüber rein zu waschen, der Eine dem Anderen die Schuld zu, und das schmerzlich berührte Land machte ungerechter Weise lediglich die Armee-Oberleitung für das Unglück verantwortlich, und doch wirkten hier so viel verschiedene unheilvolle Faktoren zusammen, daß wohl auch der umsichtigste General an der gestellten Aufgabe gescheitert sein würde.

In erster Linie führe ich an, daß General v. Wrangel, welcher später die gleiche Stellung einzunehmen gedachte, dieselbe mit 25000 Mann wohl disciplinirter preußischer und Reichstruppen nicht genügend decken zu können glaubte und deshalb davon abstand, unsere Armeeleitung aber hatte für die gleiche Position nur 5000 Mann zur Verfügung, deren größerer Theil aus ungeschulten Freikorps bestand.

Wie ich schon früher betonte, konnten nur die zwingendsten politischen Gründe überhaupt rechtfertigen, diese durch die sich überstürzenden Ereignisse in Disciplin und Verband, wie in Erkenntniß des Rechten erschütterte Truppe, dazu gemischt mit gänzlich ungeübten und an militairische Zucht noch nicht gewöhnten Freikorps, vor wieder erreichter innerer Festigung, ungenügend mit Offizieren und Unteroffizieren besetzt, soweit von der allein einen sicheren Rückhalt gewährenden Festung einem voraussichtlich an Zahl, Schulung und Ausrüstung weit überlegenen Feinde entgegen zu stellen. Der Prinz von Noer, in der richtigen Erkenntniß, daß die Nichtberücksichtigung dieser Verhältnisse sich bitter rächen würde, hatte vergeblich gewarnt, — nur überstimmt fügte er sich dem gegebenen Befehle. Daß die Folgen dieses Wagnisses, für welches die Verantwortung denen zugeschoben werden muß, welche auf dessen Ausführung bestanden, nicht noch ungleich schlimmere wurden, war lediglich zu danken dem vortrefflichen Menschen-Materiale, aus dem die Truppe in der Mehrzahl bestand.

Bei Beurtheilung dieser unglücklichen Affaire muß dem Ober-Kommando diese Thatsache in erster Linie gutgeschrieben werden. Ich sagte oben, die Truppe sei auch in der Erkenntniß des Rechten erschüttert gewesen. Bei dem Ausmarsche freilich nicht, aber nur zu bald darauf. Die in den Herzogthümern stehenden regulären Truppentheile stellten sich dem Prinzen von Noer zur

Verfügung in der festen Ueberzeugung, wie es ja auch dem Sachverhalte und den Intentionen des Prinzen entsprach, daß sie lediglich zum Kampfe für die Rechte ihres zur Zeit „unfreien" Herzogs in's Feld geführt würden. Daß trotzdem die Mehrzahl ihrer Offiziere und auch Unteroffiziere, weil geborene Dänen, ausschied, mochte Manchem, der die unklaren Verhältnisse bei seiner geringeren Bildung nicht zu entwirren vermochte, wohl stutzig machen, doch verwischte sich in der damaligen Umgebung dieser Eindruck rasch, weil die Soldaten wie ihre Umgebung in den ausscheidenden Dänen nur Feinde der Herzogthümer sahen. Jetzt schickte man sie aber in eine aus kommerciellen Gründen theilweise fanatisch dänischgesinnte Stadt der Herzogthümer. Hier wurde ihnen von einem großen Theile ihrer Quartierwirthe emsig eingeflüstert, daß der „unfreie Herzog" eine Lüge sei, um sie zu verführen, für Augustenburger Interessen zu fechten gegen ihren Landesherrn, welcher selbst an der Spitze der dänischen Armee anrücke, und — fragte man — wie sie es vor Gott verantworten wollten, so ihres Fahneneides zu vergessen?

Das freilich war der Punkt, wo man unsere Leute fassen mußte. Der Glaube an Gott, Kirche und die Heiligkeit des Eides haftete damals noch zu felsenfest in den Herzen unserer Bauernsöhne, um durch politische Rücksichten beeinflußt werden zu können, und die Möglichkeit, gegen ihren Eid zu fehlen, belastete schwer ihr Gewissen. War es doch manchem Offizier, der die Lage klarer übersehen konnte, schwer geworden, mit sich darüber in's Reine zu kommen, wo in diesem Falle der rechte Weg liege.

Mancher in seinem Gewissen bedrängte Soldat wandte sich vertrauensvoll an seinen Offizier, und wurde hier über die gehässige deutschfeindliche Tendenz solcher Einflüsterungen aufgeklärt und beruhigt; andere aber, wohl ausschließlich Nordschleswiger, welche das Vertrauen auch zu ihren Offizieren, welche sie nach Flensburg geführt, durch diese Verhetzungen verloren hatten, suchten sich in anderer Weise mit ihrem Gewissen abzufinden. Vor dem Feinde stehend, verlangten sie nicht, wie die „Laufenburger", in die Heimath entlassen zu werden, sondern sie desertirten mit Hülfe ihrer Quartiergeber, nicht um wie jene sich dem Kampfe überhaupt zu entziehen, sondern um, wenn auch mit schwerem Herzen, der vermeintlichen Anforderung ihres Fahneneides in den Reihen der Dänen nachzukommen, wo sie von ihren früheren Offizieren dänischer Nationalität mit offenen Armen aufgenommen wurden. Später freilich erkannten sie bitter bereuend ihren Irrthum und kehrten bei der ersten sich bietenden Gelegenheit in unsere Reihen zurück, — aber wer wollte verkennen, daß das Vorhandensein solcher

Skrupel, wie sie die jäh hereinbrechenden Ereignisse, welche ruhiger Erwägung kaum Raum ließen, so natürlich zeitigten, die Schlagfertigkeit der Truppe in hohem Grade zu beeinträchtigen geeignet war, das Vertrauen der Offiziere auf die Truppe selbst schwächte, und ihnen in Verwendung derselben gegen den Feind engere Grenzen zog. Die oben geschilderten Vorkommnisse zeigten sich in einem so beunruhigenden Grade, daß das Kommando, wie wir später sehen werden, sich veranlaßt sehen mußte, die Verlegung der so beeinflußten Bataillone von Flensburg zu beantragen, und wie schwer wogen solche Vorkommnisse gerade bei dieser an sich schon zu kleinen Truppe in einer das Selbstvertrauen ohnehin schwächenden so exponirten Stellung einem überlegenen Feinde gegenüber!

Mögen immerhin Fehler in der Führung unserer Truppe bei Bau zu rügen sein. Der dort kommandirende Generalmajor von Krohn, ein Mann von bereits 70 Jahren, war seit 30 Jahren nicht mehr aktiver Militair, und seine Kriegserfahrung beschränkte sich auf noch jüngere Jahre, wo man unter anderen Verhältnissen und mit anderen Waffen Krieg führte. War er vielleicht auch theoretisch den Fortschritten der Neuzeit gefolgt, die Praxis will immer geübt sein. Den ihm unterstellten Offizieren fehlte es noch mehr an Kriegserfahrung, und seine Truppe, wenn auch theilweise vom besten Geiste und opferfreudigem Muthe beseelt, war eine noch unorganisirte bunt zusammengewürfelte Masse. — Mag es ihm an der erforderlichen Schneidigkeit gefehlt haben, welche es allein ermöglicht, mit einer so kleinen und mangelhaft organisirten Truppe gegen einen überlegenen Feind einen entscheidenden Erfolg zu erzielen — nach einzelnen glaubwürdigen Referaten scheint dies allerdings der Fall gewesen zu sein —, so steht doch auch fest, daß die Bethätigung jeder Schneidigkeit ohne eine in jeder Beziehung zuverlässige Truppe nur in seltenen Ausnahmefällen möglich ist, und daß ihm eine dieser Anforderung entsprechende Truppe nicht zur Verfügung stand, bedarf keines weiteren Beweises. Selbst wenn er solcher Schneidigkeit fähig gewesen, so mag den alten Herrn die Kenntniß jener oben geschilderten Vorkommnisse von jedem Wagniß, bei dem der ganze Erfolg unserer Sache auf dem Spiele stehen konnte, zurückgeschreckt und zu ängstlicher Vorsicht und Unentschlossenheit verleitet haben.

Ehe man diesen Mann, der sich aus lauterem Patriotismus einer in jenem Augenblicke so desperaten Aufgabe zur Verfügung stellte, — ehe man die Führung unserer Truppe bei Bau überhaupt verurtheilt, frage man sich, was man selbst unter ganz gleichen Verhältnissen wohl hätte leisten können, und schreibe dem etwaigen Schuld-Conto die im Vorgehenden geschilderten entlasten-

den Vorkommnisse ehrlich gut. Das Conto wird sich ohne Frage so ziemlich ausgleichen.

Der Verlauf der unglücklichen Affaire bei Bau war in der Kürze folgender: Ein officieller deutscher Bericht über dieses Gefecht, wenn auch zweiffellos erstattet, ist nicht veröffentlicht worden. Ich folge daher im Wesentlichen einzelnen dem Anscheine nach unparteiisch urtheilenden Militairschriftstellern und dem officiellen Berichte des bei Bau kommandirenden dänischen Generals Hedemann. Ueber die letzten Tage vor dem Gefechte ist noch Einiges nachzuholen.

Am 29.—31. März landeten die Dänen auf Alsen, und besetzten von dort aus, wie mit einem vom Norden heranrückenden Corps in der Stärke von ungefähr 4000 Mann die Städte Hadersleben, Apenrade und den in Sundewith *) belegenen Flecken Gravenstein. Ihre Vorpostenlinie stand in der Richtung von Hostrup-(Norder-) **) bis an den Ekensund südlich von Gravenstein. — In Folge dieses Vormarsches der Dänen hatte Major Michelsen, welcher mit seinem Jäger-Corps und den Studenten und Turnern bereits bis Apenrade vorgedrungen, seine kleine Truppe aus der nun nicht mehr haltbaren Stellung zurückgezogen bis vor Bau und Krusau. ***)

Am 5. April meldete der General v. Krohn dem Prinzen nach Rendsburg, daß die Dänen in Holnis †) gelandet wären, und dort einen Posten etablirt hätten. Die Landenge, welche die Halbinsel mit dem Festlande verbindet, werde von den Schiffskanonen so beherrscht, daß es eine Unmöglichkeit sei, die Festsetzung der Dänen dort zu verhindern, sowie sie wieder zu vertreiben. General Krohn wurde darauf angewiesen, diesseits der Landenge eine Truppe aufzustellen, welche ein unerwartetes und plötzliches Vordringen von Holnis her verhindern oder aufhalten könne. — In Folge dieser Weisung wurde eine Kompagnie Jäger nach Langballig ††) detachirt.

Am 6. April meldete General Krohn wieder nach Rendsburg: „seine Stellung würde bedenklicher; die Dänen hätten bei Holnis mehr Truppen gelandet, etwa ein Bataillon. (Nach dänischem Bericht aber 2000 Mann.) Der Geist seiner Truppen sei durch

*) Halbinsel zwischen dem Flensburger Meerbusen und dem Alsener Sund.

**) Dorf an der Sauerbek, 1½ Meilen nordwestlich von Apenrade.

***) Bau, Kirchdorf 1 Meile nordwestlich von Flensburg an der alten Landstraße nach Apenrade; Krusau, Wassermühle 1 Meile nördlich von Flensburg an der Apenrader Chaussee.

†) Eine aus einigen Wohnungen gebildete Parcelenstelle am Flensburger Meerbusen, 2 Meilen nordöstlich von Flensburg.

††) Dorf 1¾ Meilen östlich von Flensburg.

die Einflüsterungen und Intriguen Flensburger Bürger sehr zweifelhaft geworden; er glaube nicht, daß er sich in Flensburg länger halten könne und dürfe die Verantwortlichkeit für ein längeres Stehenbleiben nicht übernehmen; solle die Stellung behauptet werden, so müsse er bitten, daß der Prinz selbst käme." Bevor eine Antwort von dem Prinzen einlaufen konnte, hatte General Krohn durch das stärkere Auftreten der Dänen bei Holnis sich leider veranlaßt gesehen, von seiner schwachen Truppe noch ein ganzes Bataillon nach Glücksburg zu detachiren.

Die obige Meldung des Generals v. Krohn traf in der Nacht um 2 Uhr zwischen dem 6. und 7. April in Rendsburg ein. Der Prinz theilte darauf dem General sofort mit, daß es für ihn dringend geboten sei, in Rendsburg die täglich erwartete Entschließung des Königs von Preußen, ob die preußischen Truppen in Schleswig einrücken dürften, abzuwarten, da davon die ganze Führung des Krieges abhinge, so wie mit dem gleichfalls zurückerwarteten Obersten v. Bonin darüber Rücksprache zu nehmen, wie die Operationen eingeleitet und ob offensiv oder defensiv verfahren werden solle: *) Sobald darüber Klarheit gewonnen, werde er sofort kommen, er ertheile aber hiermit dem General volle Ermächtigung für den Fall, daß er sich nicht länger in der jetzigen Stellung behaupten zu können glaube, zurückzugehen, und sich bei Süder-Schnedebye **) oder Idstedt (so bekannt seit 1850), eine Meile nördlich von Schleswig am Idstedter See aufzustellen." Mit diesem Bescheide kehrte der Oberst Fabricius, welcher dem Prinzen die Meldung überbracht hatte, sofort nach Flensburg zurück. General Krohn antwortete darauf vom 7. Abends datirt: „er sei jetzt vollständig klar über die Absichten des Prinzen, und werde nach der gegebenen Einwilligung zurückgehen, sobald er es nöthig halte."

Inzwischen waren am 6. April zuerst dänische und schleswig-holsteinische Truppen aufeinander gestoßen. Das kleine Gefecht entspann sich in der Gegend von Hockerup,***) zog sich bis Rinkenis†) und endete mit der Vertreibung der Dänen aus diesem Dorfe. — Der erste kleine mit Jubel begrüßte Erfolg, dem nur zu bald blutige Rache der Dänen folgen sollte! — Von schleswig-holsteinischer Seite nahmen nur 2 Komp. Jäger- (5. später 2. Corps) und eine

*) Welche Gründe sonst den Prinzen veranlaßten, bis zum letzten Augenblicke auszuharren, darüber vergl. Seite 244 und 254.

**) Dorf $1^3/_4$ Meilen südlich von Flensburg an der Chaussee nach Schleswig.

***) Dorf an der Heidaue, $2^1/_4$ Meilen südöstlich von Apenrade und an der Landstraße von Flensburg nach Sonderburg.

†) Kirchdorf am Flensburger Meerbusen, 3 Meilen nordöstlich von Flensburg an der Landstraße nach Sonderburg.

kleine Abtheilung Dragoner an diesem Gefechte Theil. — Der dänische Bericht verzeichnet 1 Todten, enthält aber keine Angabe über die Stärke des dänischerseits betheiligten Truppentheils.

Nachdem die Dänen sich der oben angeführten Punkte bemächtigt hatten, entsandten sie auch im Westen ein Streifkorps von 200 Mann nach der wegen ihrer deutschen Gesinnung in Dänemark übel angeschriebenen Stadt Tondern, um ihre später so berüchtigten Menschenräubereien zu beginnen, indem sie einige deutschgesinnte Einwohner, denen nichts als ihre Gesinnung zur Last fiel, in die Gefangenschaft fortschleppten. — Dies hatte den General Krohn veranlaßt, auch von dem in der exponirten Stellung vor Bau und Krusau stehenden kleinen Korps des Major Michelsen eine Abtheilung Jäger zum Schutze der Einwohner nach Tondern zu detachiren.

Am 8. April Vormittags erhielt der Prinz wieder eine Meldung des General Krohn über die von uns schon mitgetheilten weiteren Detachirungen nach Glücksburg in Folge des stärkeren Auftretens der Dänen bei Holnis.

Durch diese vielen Detachirungen erschien dem Prinzen die Lage doch so bedenklich, daß er sofort durch eine Stafette General Krohn benachrichtigte: „Da man in Berlin nicht zu einer Entschließung kommen zu können scheine, so werde er am Vormittage des 9. April bei der Armee eintreffen. Er werde noch am 8. April Abends die Ankunft des Bahnzuges abwarten, falls dieser vielleicht noch eine Entscheidung bringen sollte, und sich dann noch am Abend nach Schleswig begeben, um mit dem Major v. Zastrow, welcher dort Behufs Aufnahme unserer Truppe bei der erwarteten Rückwärtsbewegung mit dem 5. Bataillon, 900 Mann stark, der 4. Schwadron des 2. Dragoner-Regimentes, 160 Pferde, und einer halben dreipfündigen Batterie postirt war) am frühen Morgen des 9. April die Stellung bei Idstedt zu besichtigen, und Alles zu einem dort aufzunehmenden Kampfe vorzubereiten."

Auch der Hauptmann v. Jeß vom Ingenieurkorps war zu gleichem Zwecke mit einer Abtheilung Pionieren nach Schleswig beordert. Noch in derselben Nacht meldete General Krohn dem Prinzen nach Schleswig, daß die Feldwache in Bau von den Dänen angegriffen und geworfen sei, daß aber eine ihr zu Hülfe gekommene Kompagnie die Dänen wieder hinausgeworfen, worauf diese sich zurückgezogen.

Die Feinde des Prinzen machen ihm stets zum besonderen Vorwurfe, daß er unmittelbar vor dem Gefechte bei Bau die Nacht in Schleswig verbracht, statt sofort nach Flensburg zu eilen. Konnte der Prinz nach den vorliegenden Meldungen denn ahnen,

daß die Dänen gerade in der Frühe am 9. April den Hauptangriff machen würden, und mußte ihm nach denselben nicht viel wahrscheinlicher erscheinen, daß General Krohn einen solchen Angriff nicht abwarten würde, sondern bei den ersten Anzeichen eines solchen von der ihm ertheilten Genehmigung des Rückzuges Gebrauch machen werde? — Die obige, nach aktenmäßigen Referaten entworfene Schilderung zeigt, daß der Prinz durchaus umsichtig handelte, wenn er für die von ihm erwartete Rückzugsbewegung die nöthigen Sicherheitsmaßregeln an der neu einzunehmenden Stellung traf, und daß diese Anklage eben so aus der Luft gegriffen war, wie so manche andere.

Am 9. April früh war der Prinz mit Zastrow und Jeß bei Idstedt, ordnete die Anlage einer Redoute für die 4—12pfündigen Kanonen an, welche, wenn nicht schon abgegangen, sofort aus Flensburg zurückgesandt werden sollten, gab den Befehl, längs des Saumes des Waldrückens Verbindungswege auszuhauen und den Engpaß von Welspang*) zur Verbarrikadirung vorzubereiten. Da nach Erledigung dieser Anordnungen noch immer keine Anzeichen des erwarteten Rückzuges bemerkbar wurden, eilte der Prinz nach Flensburg, wo er Morgens 9½ Uhr eintraf, nicht gegen Mittag, wie Dr. C. Godt in seiner Geschichte Schleswig-Holsteins berichtet.

Die Dänen hatten inzwischen am Nachmittage des 8. April größere Demonstrationen gemacht und eine vor Langballig liegende Korvette unterhielt ein fortwährendes Feuer auf die dort aufgestellten Jäger. General Krohn hatte sich dadurch veranlaßt gesehen, auch das 1. Bataillon nach Glücksburg zu entsenden. Die Nachrichten über das Schicksal dieses Truppenkorps widersprechen sich geradezu. v. Alten, der Krieg in Schleswig 1848, schreibt, die bei Holnis gelandeten Dänen (2000 Mann) hätten am 8. April nach kurzem Gefechte die Schleswig-Holsteiner vertrieben und Glücksburg besetzt. In officiellen diesseitigen Referaten heißt es dagegen: „Weil die Dänen am Sonnabend Nachmittag, den 8. April, zu keinem wirklichen Angriff bei Holnis übergingen, der Angriff derselben auf Bau aber zurückgewiesen war, hatte General Krohn, der inzwischen die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Prinzen erhalten, den bereits für die Nacht vom 8. auf den 9. April vorbereiteten Rückzug aufgegeben."

Es ist schwer, aus diesem Wirrwarr sich widersprechender Mittheilungen die Wahrheit herauszuschälen. Da es weder Aufgabe noch Absicht ist, hier gegen irgend wen eine Anklageschrift zu formuliren, so wollen wir auch keine weitere Mühe darauf ver-

*) Wassermühle, Windmühle und Wirthshaus am Einfluß der Wedelbek in den Langsee, eine Meile nördlich von Schleswig.

wenden, sondern nur den Verlauf dieser traurigen Affaire, so weit er unbezweifelbar bekannt geworden, nach den besten zu Gebote stehenden Quellen mittheilen.

Zu bedauern bleibt allerdings, daß General Krohn so lange mit der Ausführung des von ihm beabsichtigten Rückzuges zögerte, und ist wohl anzunehmen, daß einerseits die Vorposten den Aufklärungsdienst nicht genügend wahrgenommen, und daher deren Meldungen den General über die Größe der drohenden Gefahr im Unklaren gelassen, andererseits hat der alte Herr, wie begreiflich, sich wohl gescheut, das Odium des Ausweichens vor dem ersten ernsten Gefechte, welchem das ganze Land mit fieberhafter Spannung entgegensah, allein auf sich zu nehmen, und so, dazu schlecht unterrichtet, sich verleiten lassen, auf die angekündigte Ankunft des Prinzen zu warten, bis es zu spät war.

Militair-Kritiker tadeln neben der Wahl der an sich für eine so kleine Truppe unhaltbaren Stellung, daß man überhaupt eine feste Gefechtsstellung eingenommen, und nicht statt dessen das kleine Corps vorläufig zum Parteigängerkriege verwandt, und Streifcorps von Tondern aus bis Ripen und selbst bis Jütland habe vorgehen lassen, um den anrückenden Feind in seiner rechten Flanke zu beunruhigen, und so seinen Vormarsch auf die ohnehin schon von den Preußen besetzte Festung Rendsburg aufzuhalten, bis die schleswig-holsteinische Armee soweit organisirt gewesen, daß sie mit Aussicht auf Erfolg ein größeres Gefecht aufnehmen konnte. — Ein solcher Parteigängerkrieg wäre überdies das richtige Feld für die Frei-Corps gewesen, welche fast den größeren Theil der damals verfügbaren Truppen bildeten, „nie aber", — schreibt v. Alten — dürfen eben gebildeten Frei-Corps, und wenn sie auch noch so gut die Büchse zu gebrauchen verstehen, die äußersten Vorposten anvertraut werden, auf welchen die Sicherheit der Armee beruht."

Theoretisch gewiß ganz richtig, aber bei der Ausdehnung dieser auf Andringen der provisorischen Regierung eingenommenen Stellung hörte eben alle theoretische Weisheit auf, und man mußte froh sein, auch diese Leute zur Besetzung derselben verwenden zu können, es sei denn, daß man ausschließlich ihnen die Reserve hätte anvertrauen wollen, welche doch im entscheidenden Augenblicke erst recht Kerntruppen erfordert, und für das Zusammenhalten von Frei-Corps gewiß der ungeeignetste Platz gewesen wäre. v. Alten hat übrigens bei dieser Bemerkung wohl hauptsächlich das Corps des Major v. Michelsen im Auge, welchem das Studenten- und Turner-Corps aggregirt war. Gerade der Umstand, daß die Letzteren diesem Corps zugetheilt waren, und man sie von ihrem Führer, dem sie mit besonderen Vertrauen folgten, nicht trennen wollte, erklärt ihr

Auftreten an diesem „meilenweit vor der Armee, sozusagen an der Luft stehenden Posten ohne gesicherte Rückzugslinie."

Uebrigens haben gerade diese Studenten und Turner sich auf diesem Platze an jenem verhängnißvollen Tage mit bewundernswürdigem Heldenmuthe und seltener Ausdauer geschlagen, und würde ihr Schicksal wohl ein weniger tragisches gewesen sein, wenn nicht die, wie verbürgt versichert wird, schmähliche Verrätherei des Flensburger Christiansen junior es den Dänen ermöglicht hätte, die kleine tapfere Schaar in ihrer exponirten Stellung unvermuthet zu überfallen.

Dem Militair-Kritiker freilich wird es stets unverständlich bleiben, wie trotz weiten Auslug gewährender Höhen ein großer Theil der dänischen Streitmacht unbemerkt an dieser Stellung vorüberziehen konnte, daß ungeachtet des immermehr im Südwesten dieser Position erdröhnenden Kanonendonners auch hier erst der Rückzug angetreten, als es bereits zu spät war, und endlich angetreten mit so geringer Ortskenntniß geführt wurde, daß das Corps dem vernichtenden Feuer der Schiffsgeschütze ausgesetzt war.

Fehler sind hier ohne Frage begangen worden. Fallen sie dem sonst so braven Major Michelsen zur Last, so hat er seine Schuld mit dem eigenen Leben gebüßt, es darf hier aber nicht unerwähnt bleiben, daß von glaubwürdiger Seite behauptet wird, Major Michelsen habe noch am Abend des 8. April vom General Krohn den Befehl erhalten, die eingenommene Stellung bis auf's Aeußerste zu halten, die diesen Befehl aufhebende Weisung aber, am Morgen des 9. April einer Dragoner-Ordonnanz übergeben, sei nicht in die Hände des Majors gelangt. Dies würde allerdings manches sonst Unbegreifliche aufklären.

Gehen wir nun zu dem Gefechte selbst über. Nach den starken noch im letzten Augenblicke vorgenommenen Detachirungen nach Glücksburg, bezw. Holnis standen in der Stellung bei Flensburg am Morgen des 9. April nur noch:

Rechter Flügel: Bei Krusau bis an den Hafen das Kieler Jäger-Corps (abzüglich der heimgekehrten Lauenburger und der nach Tondern detachirten Abtheilung) mit dem Studenten- und Turner-Corps. Zwischen Krusau und Niehus*) längs der Höhe über den Mühlenteich und Strom zur Verbindung mit dem 2. Bataillon eine Kompagnie des 4. Bataillon, die übrigen Kompagnien desselben standen bei Glücksburg. In Niehus und im Centrum bei Bau das 2. Bataillon mit 2 Kanonen und einer Schwadron Dragoner. Als linker Flügel südwestlich von Niehus

*) An einem kleinen See belegenes Dorf 3/4 Meilen nordwestlich von Flensburg.

in Harrislev *), Wallsbüll **), Osterbye ***) und gegen Handewith †) das 3. Bataillon mit dem 1. Frei-Corps sammt den Braklower Schützen (zusammen 500 Mann) und, soviel zu ermitteln, mit noch 2 verfügbaren Kanonen. Die Kavallerie stand bei dem Schäferhause ††), in Flensburg selbst als Reserve das 6. Bataillon und das 2. Frei-Korps.

So verzettelt in dieser weitläufigen Stellung sollte diese kleine Schar einer wohlorganisirten und geführten Armee Widerstand leisten, welche von dänischen Blättern selbst auf 14 000 Mann angegeben wird. Nach dem officiellen Bericht des dänischen Generals v. Hedemann nahmen außer der Marine und den bei Holnis gelandeten Truppen an diesem Gefechte Theil:

8	Bataillone Linien-Infanterie		
3	Jäger-Korps,	zusammen	9 000 Mann
14	Geschütze	"	300 "
12	Schwadronen	"	1 600 "
		zusammen	10 900 Mann.

Von der Marine betheiligten sich an dem Gefechte die Corvetten Golathea, Najade und die Brig St. Thomas; sie waren nahe an der Kupfermühle (am Flensburger Hafen) und an anderen Orten aufgestellt, wo die Landstraße beherrscht werden konnte, oder es galt, mit Kartätschen das Gehölz zu säubern. Die Dampfschiffe Skirner und Geyser schleppten Kanonenjollen in den Flensburger Hafen.

Daß die kleine Schar einer solch' erdrückenden Uebermacht erliegen mußte, war selbstverständlich. Um so rühmenswerther ist hervorzuheben die trotz so vieler niederdrückenden Einflüsse von den jungen Truppen entwickelte Bravheit, welche selbst der offizielle dänische Rapport anerkannt, und die Dänen, welche nur gegen verlaufenes Gesindel kämpfen zu sollen glaubten, zu dem Geständnisse zwang, daß der Widerstand ein über Erwarten großer gewesen, und der Sieg ihnen trotz Ueberzahl kein leichter geworden.

Am 9. April in der ersten Morgenstunde griff die dänische Armee unter General von Hedemann die Stellung des Avant-Korps bei Bau an, während gleichzeitig ein Scheinangriff auf Krusau stattfand, und auch die bei Handewith und Harrislev

*) Dorf ½ Meile nordwestlich von Flensburg.

**) Kirchdorf an der Wallsbek, worüber hier eine Brücke führt, 1¾ Meilen westlich von Flensburg.

***) Dorf 2 Meilen westlich von Flensburg an der Landstraße nach Tondern.

†) Kirchdorf 1¼ Meilen südwestlich von Flensburg, mit einer Hölzung von über 450 Hektar.

††) Erbpachtstelle, nahe westlich von Flensburg.

stehenden schleswig-holsteinischen Abtheilungen heftig angegriffen wurden.

Es lag im Plane der Dänen, die ganze schleswig-holsteinische Armee, oder, wie sie glaubten, die ganze „Insurgenten-Bande," von welcher sie annahmen, daß sie mit ihrer ganzen Stärke nördlich vor Flensburg stände, gefangen zu nehmen, oder mit einem Schlage zu vernichten. Zu diesem Zwecke hatten sie eine starke Umgehungs-Kolonne mit zahlreicher Kavallerie im Westen unserer Stellung über Medelbye*) marschiren lassen, woselbst sie bereits am 8. Abends eintraf. Da sie indessen Handewith und Harrislev wider Erwarten von den Unsrigen besetzt fand, konnte sie ihren Auftrag, uns von Flensburg abzuschneiden, an jenem Abend nicht ausführen.

Als der Prinz um $9^1/_2$ Morgens in Flensburg eintraf, war der Kampf bereits auf der ganzen Linie entbrannt, und auch zu Gunsten der Dänen entschieden. Als er sich bei dem General Krohn, welchen er noch in seinem Quartiere in Flensburg anwesend fand, auf der Karte nach den eingegangenen Meldungen über den augenblicklichen Stand des Gefechtes orientirt, und sich überzeugt, wie ernstlich durch die Erfolge der Dänen im Südwesten unserer Stellung die ganze Rückzugslinie bedroht erschien, an ein längeres Verbleiben in Flensburg unter solchen Umständen aber um so weniger gedacht werden konnte, als fast die Hälfte des regulären Militairs bei Glücksburg stand, ordnete er sofort an, daß die an dem Gefechte bei Bau und Krusau betheiligten Truppen sich auf die Stellung von Idstedt, wo er den Kampf noch wieder aufnehmen zu können hoffte, zurückziehen sollten, während die bei Glücksburg stehenden Truppen den Befehl zum Rückzuge durch Angeln auf Schleswig erhielten. Leider war es zu spät; die mit den Befehlen abgeordneten Adjutanten und Ordonanzen vermochten zum Theile nicht mehr zu den betreffenden Truppentheilen durchzudringen. Jeder einzelne Truppenführer suchte daher, als längerer Widerstand nicht mehr geleistet werden konnte, auf eigene Faust und beliebigem Wege sich nach Rendsburg durchzuschlagen, und ein solcher Rückzug ohne jede einheitliche Leitung machte es unmöglich, selbst wenn die in dem schweren Kampfe hart mitgenommenen Truppen noch dazu hätten gebraucht werden können, dem Feinde in der Stellung bei Idstedt zu neuem Kampfe entgegen zu treten.

In der Richtung auf Harrislev hatte der Prinz den als Adjutanten bei ihm fungirenden Premier-Lieutenant v. Diepen-

*) Kirchdorf an der südlichen Landstraße von Flensburg nach Tondern, $2^1/_2$ Meilen westlich von Flensburg.

broick-Grüter (vom 8. preußischen Husaren-Regiment) vorgeschickt. Die hier stationirte kleine Schaar (3. Infanterie-Bataillon, Bracklower und 1. Frei-Korps) hatte sich der andrängenden Uebermacht gegenüber mit größter Bravour gehalten und lange Zeit das Vordringen der Dänen auf Flensburg verhindert. — v. Grüter erreichte die Gefechtslinie zwischen Harrislev und Flensburg in dem Augenblicke, als der dort kommandirende Hauptmann v. Schmidt, einziger Offizier der Kompagnie, von einer Kugel im Kopfe getroffen fiel. v. Grüter sprang sofort vom Pferde, übergab dasselbe einem Soldaten, und übernahm das Commando der nun führerlosen Kompagnie. Durch rasche Aufstellung seiner Kompagnie hinter den Knicks, welche den Weg nach Flensburg zu beiden Seiten einfaßten, gelang es ihm, das Vordringen der Dänen nach Flensburg noch eine Weile aufzuhalten, wodurch das bei Bau stationirte 2. Bataillon und die 4 Geschütze des Major Michelsen Zeit gewannen, Flensburg zu erreichen. Dann der Uebermacht endlich weichend, warf sich das 3. Bataillon in aufgelöstem Zustande nach Flensburg. v. Grüter selbst hatte nur 2 Streifschüsse bekommen, die ihm Knöpfe seines Dollmanns abrissen, ohne ihn selbst zu verwunden.

Den Braklowern und dem 1. Freikorps (v. Krogh) gelang es, sich mit dem Bajonett Luft zu schaffen, nach Westen zu entkommen und über Husum und Friedrichstadt die Armee wieder zu erreichen.

Nachdem unsere Truppen aus Bau und Niehus, wie oben mitgetheilt, vertrieben waren, warfen sich die Dänen in Verbindung mit einer bei Kluesriis *) gelandeten Marine-Abtheilung, mit vereinter Macht auf das bei Krusau und östlich desselben unter Major Michelsen stehende Jäger-Korps und die Kieler Studenten und Turner. Von allen Seiten umzingelt, gelang es dieser tapferen Schar dennoch, nachdem sie im Gehölze bei der Kupfermühle **) und südlich davon den heldenmüthigsten Widerstand geleistet, unter dem Kartätschenfeuer der bei Kluesriis und im Flensburger Hafen liegenden Kriegsschiffe mit blanker Waffe sich den Weg bis zur Eisengießerei vor Flensburg zu bahnen und dieselbe längere Zeit zu behaupten, bis sie, Flensburg bereits von den Dänen besetzt sehend, vollkommen abgeschnitten von ihren Waffenbrüdern und vom heißen Kampfe ermattet, sich gezwungen sahen, die Waffen zu strecken. ***) Major Michelsen war schwer verwundet.

*) Einzelne Häuser an der Chaussee nach Apenrade und am Flensburger Meerbusen, $^1/_2$ Meile nödlich von Flensburg.

**) $^3/_4$ Meilen nördlich von Flensburg, unweit der Chaussee.

***) Specielles über diese Episode aus dem Gefecht bei Bau, welche jeden Schleswig-Holsteiner besonders interessiren wird, weil hier die Elite unserer

Die anderen Truppentheile hatten sich, wie sie gerade gedrängt wurden, auf den verschiedensten Wegen mit mehr oder weniger Verlust zurückgezogen. Die Kavallerie ging zuerst auf Wanderup, *) von da auf Langstedt. **)

Die Zahl der den Dänen in die Hände gefallenen Gefangenen wurde auf über 700 geschätzt, doch fanden sich viele Versprengte, namentlich von den Freikorps wieder in den nächsten Tagen bei ihren Truppentheilen ein, Andere wurden von patriotisch gesinnten Flensburgern in ihren Wohnungen verborgen gehalten, bis Flensburg wieder von deutschen Truppen besetzt wurde, so daß der Verlust sich nicht so bedeutend, wie man befürchtete, herausstellte. Hatten Flensburger Bürger, die wohl größeren Theils dem Südertheil der Stadt angehört haben werden, sich schützend der Versprengten angenommen, so zeigte der wegen seiner fanatisch-dänischen Gesinnung berüchtigte Nordertheil der Stadt bei der Abführung der Studenten und Turner in die Gefangenschaft sein widerwärtigstes Gesicht, — widerwärtig, weil diese dänische Gesinnung nicht aus aufrichtiger Ueberzeugung, sondern lediglich aus engherzigen Handelsinteressen hervorging. Ein damals dem Studenten-Korps Angehörender (Burmester, später Lieutenant im 3. schleswig-holsteinischen Jäger-Korps) schreibt darüber in den schon citirten „Erinnerungsblättern":

„— — — — — Aus allen Häusern wehte der Dannebrog, aus allen Fenstern blickten höhnische schadenfrohe Gesichter, regnete Spott, Hohn und Verwünschung auf uns herab. Scharen von Matrosen und Fischweibern rannten wie Furien neben uns her und jauchzten laut auf, wenn einer von uns einen Kolbenstoß oder Fußtritt erhielt. — — — — — Endlich gelangten wir an den Hafen, wo wir mehrere Stunden stehen blieben. Einige Flensburger Bürger hatten den Muth, in den Kreis der Soldaten einzudringen und Brot und Wein zu vertheilen. Da kam ein höherer Offizier und befahl ihnen, sich zu entfernen. Bei dieser Gelegenheit erhielt ein Student auf komische Weise seine Freiheit. Er hatte alle militairischen Abzeichen abgelegt. Ein dänischer Soldat, der ihn für einen Bürger hielt, packte ihn, da er keine Miene machte, sich zu entfernen, beim Kragen und warf ihn zum Kreise hinaus. Er

---

Söhne in dem ersten Kampfe für unser Recht so ruhmvoll unterging, bringen die Erinnerungsblätter aus den schleswig-holsteinischen Feldzügen 1848—51 von F. Möller in den ersten 3 Aufsätzen.

*) Kirchdorf 1¾ Meilen südwestlich von Flensburg, an der Chaussee nach Husum.

**) Dorf an der Treene, über welche hier eine Brücke führt, 2 Meilen nordwestlich von Schleswig.

hatte Geistesgegenwart genug, sich nicht zu verrathen, und ging, ohne sich umzusehen, von dannen!"

Eine ähnliche, aber noch wunderbarere, mit interessanten Abenteuern verbundene Errettung eines in dem gleichen Gefechte gefangenen Turners werde ich im nächsten Kapitel bringen. Wenn das oben geschilderte nichtswürdige Benehmen der Matrosen und Fischweiber, wie einiger engherziger Flensburger Kaffeesäcke die Gefangenen schmerzte, weil es die eigenen Landsleute waren, für die sie doch gefochten, so waren es doch meist Leute der niedersten Volksschichten, von denen man ein Verständniß der Sache und anständiges Benehmen überhaupt nicht erwarten konnte. Doch was sie in Flensburg erleben mußten, wurde weit in Schatten gestellt durch die Roheiten und Gemeinheiten, welche die höchsten auf Bildung Anspruch machenden Kopenhagener Kreise und in erster Linie Damen in ihrem aller Einsicht unzugänglichen Fanatismus gegen diese gefangenen „Insurgenten" sich erlauben zu dürfen glaubten. Darüber vielleicht später Näheres.

Das Kopenhagener Kriegsministerium giebt den beiderseitigen Verlust in dem Gefechte bei Bau an:

1. auf dänischer Seite:

Offiziere	2	Todte
"	6	Verwundete
	8	
Unteroffiziere und Soldaten	8	Todte
" " "	93	Verwundete
	101	

2. Auf schleswig-holsteinischer Seite, oder, wie es dort heißt, auf Seiten der Insurgenten . . . . 27 Todte

	81	Verwundete
	108	

Darnach wäre der Verlust an Todten und Verwundeten so ziemlich der gleiche, was auch die Dänen zwang zu dem Geständniß, daß der Widerstand ein unerwartet zäher gewesen sei.

Nach deutschem Bericht stellt sich indessen der Verlust an Todten und Verwundeten auf 8 Offiziere und 165 Mann. Fast alle Verwundete und 780 Unverwundete, von denen indessen, wie schon berichtet, manche Versprengte sich bei der Armee wieder einfanden, geriethen namentlich auf dem unglücklichen Rückzuge des Michelsen'schen Korps in dänische Gefangenschaft und mußten dort unter harter Behandlung bis zum September 1848 schmachten.

Der den Dänen von unserer Truppe bereitete Empfang war glücklicher Weise für sie so überraschend und nachdrücklich gewesen,

daß ihnen der Gedanke an eine sofortige Verfolgung, welche bei dem aufgelösten Zustande unserer Truppe leicht deren gänzliche Aufreibung hätte herbeiführen können, vergangen zu sein schien, und sie sich trotz disponibeler zahlreicher Kavallerie damit begnügten, triumphirend in Flensburg einzuziehen.

Der Prinz faßte nun den Plan, sich mit der ganzen ihm noch gebliebenen Streitmacht nach der durch ihre mit hohen Zäunen besetzten Wälle an allen Wegen und Koppeln gegen überlegene Kavallerie am Besten schützenden Landschaft Angeln zu wenden. Von hier aus konnte Flensburg und die weitere Operationslinie der Dänen nach dem Süden bedroht werden, so daß man hoffen konnte, das Vordringen der Dänen nach Schleswig und dem rein deutschen Theile des Herzogthumes aufhalten zu können, bis die Preußen sich zu dem Einmarsche in Schleswig entschließen würden.

Der Prinz sandte nun den Hauptmann v. Gersdorff, (königl. preuß. Premier-Lieutenant des Garde-Schützen-Bataillons), mit der Anfrage zu dem Obersten v. Bonin in Rendsburg, ob derselbe sich berechtigt glaube, bis Schleswig vorzugehen, um den Rückzug der Schleswig Holsteiner zu decken, und ob er nach einem zustimmenden Beschlusse dem Prinzen 10—12 Offiziere überlassen könne, um eine Art Landsturm in Angeln zu organisiren? Hauptmann v. Gersdorff brachte am 10. April um 5 Uhr Morgens die Antwort des Obersten v. Bonin, daß er sich berechtigt halte, falls das schleswig-holsteinische Truppenkorps sehr gedrängt werde, bis zur Schlei vorzugehen, um dasselbe aufzunehmen, und daß er die gewünschte Anzahl Offiziere über Missunde*) senden werde.

Diese Antwort Bonin's wird erklärlich durch die inzwischen erfolgte Anerkennung der provisorischen Regierung durch den deutschen Bund, welche die schleswig-holsteinischen Truppen zu ihm in ein anderes Verhältniß brachte. Zugleich hoffte er wohl, daß eine solche Vorwärtsbewegung gegen die Schlei die Dänen zu Feindseligkeiten gegen die preußischen Truppen verleiten, und ihm selbst die erwünschte Gelegenheit bieten würde, mit seinen Garden los zu schlagen.

Bevor noch diese günstige Antwort des Obersten v. Bonin eintraf, hatte sich bereits herausgestellt, daß der Plan, sich nach Angeln zu werfen und von dort aus die Dänen bei einem etwaigen Vormarsche auf Schleswig in ihrer Flanke zu beunruhigen, leider für den Augenblick als nicht durchführbar aufgegeben werden mußte. Die Truppentheile, welche am Morgen des 10. April in und um Schleswig dem Ober-Kommando zur Verfügung stan-

*) Dorf an der Schlei, 1¼ Meilen nordwestlich von Eckernförde an der Landstraße nach Flensburg, mit einer Fähre über die hier 320 Ellen breite Schlei.

den, waren bei dem ohne jede einheitliche Leitung bewerkstelligten Rückzuge durch Versprengte derartig geschwächt, theils auch so außer Rand und Band gerathen, daß die Führer der einzelnen Truppentheile selbst davon abriethen, dieselben, bevor sie wieder in ihren Verbänden gefestigt, zu Operationen gegen den Feind zu verwenden. Dazu fehlte von einem großen Theile der zu der geplanten Bewegung bestimmten Truppen noch jede Kunde, wohin sie bei dem Rückzuge gerathen, und ob der Durchbruch ihnen überhaupt gelungen.

Unter diesen Umständen beschloß der Prinz, welcher das Herzogthum Schleswig doch nicht ganz verlassen wollte, mit dem, was an Truppen disponibel war, in die Hüttener Harde*) zu marschiren. In dem dortigen mit hohen Hügeln, Knicks, Gehölzen und Seeen durchschnittenen Gelände ließ sich ebenfalls eine gegen Uebermacht zu haltende Stellung einnehmen, den linken Flügel anlehnend an Rendsburg, den Rechten an die Schlei oder den Eckernförder Hafen. Die Preußen hatten den Kanal von Rendsburg bis Königsförde**) besetzt.

Mit dem 1., 2., 3., und 4. Bataillon, dem 2. Frei-Korps (Ranzau) und der 4. Schwadron des 2. Dragoner-Regimentes marschirte der Prinz auf Gr.-Wittensee***). Das 5. Bataillon (Major v. Zastrow) wurde von dem 6. Bataillon, welches die Nachhut übernahm, abgelöst, und blieb aus diesem Anlasse eine Stunde hinter dem Gros zurück. Der Wegweiser des Majors v. Zastrow führte aber diesen statt nach Fleckebye †) über Breckendorf ††) nach Rendsburg. Die Nachhut, das 6. Bataillon, folgte wieder diesem, und während die beiden Bataillone vergeblich in Wittensee erwartet wurden, langten sie am Abend des 10. in Rendsburg an.

Aber der Wirrwarr war damit noch nicht zu Ende. Bei der in der Hüttener Harde genommenen Stellung hatte das 3. Bataillon den rechten Flügel. Dessen Vorposten schlossen sich die des zweiten Freikorps (Ranzau) an. Am Abend des 10. aber meldete der Kommandeur des 3. Bataillons, der durch seine persönliche Bravour später so bekannt gewordene nachmalige Generalmajor Graf Baudissin, daß das 2. Freikorps, welches (obgleich noch nirgend

*) Durchzogen von einer waldigen Höhenkette, den Hüttener Bergen, wird die Harde im Norden von der Schlei, im Süden von mehreren Landseen, unter diesen dem Wittensee begrenzt.

**) Adeliges Gut und Dorf, 2 Meilen südöstlich von Eckernförde.

***) Dorf, $1\frac{1}{4}$ Meilen südlich von Eckernförde am Wittensee und an der Landstraße von Eckernförde nach Rendsburg.

†) Dorf, $1\frac{1}{2}$ Meilen östlich von Schleswig an der Chaussee nach Eckernförde.

††) Dorf, 2 Meilen südwestlich von Eckernförde.

Dänen in Sicht waren) feindliche Schüsse gehört haben wollte, sich in Bewegung gesetzt habe, um über den Kanal zurück zu marschiren, und daß auch er jetzt nach Sehestedt*) marschire, da er seine Leute nicht mehr halten könne.

Man sieht aus diesen Vorkommnissen, daß die Mannschaften für den Augenblick zu irgend welchen ernsten militärischen Operationen in der That nicht zu gebrauchen waren. In der Nacht traf noch die Meldung ein, daß das 1. Jägerkorps mit 4 Geschützen (vom Korps Michelsen) über Missunde eingetroffen sei und zwischen Hütten**) und Holm***) stehe. Rendsburg meldete desgleichen, daß der Durchmarsch der Kavallerie dort am Morgen des 10. erfolgt sei, und dieselbe hinter der Eider kantonnire, sowie daß die übrige Artillerie, das 5. und 6. Bataillon dort eingerückt sei. — Das 1. Freikorps (v. Krogh), über Friedrichstadt entkommen, stand südlich der Eider. Das 3. Frei-Korps (v. Wasmer) war bei Kappeln über die Schlei gegangen und im Anmarsche.

Um die so verstreuten Truppentheile zu sammeln und neu zu formiren, wurde nun befohlen: die Artillerie und reguläre Infanterie geht hinter den Kanal und vollendet ihre Organisation und Equipirung. Die Kavallerie formirt sich in eine Brigade unter dem Befehle des (inzwischen aus Preußen eingetroffenen) Prinzen Woldemar zu Schleswig-Holstein, der die Ausgleichung der Stärkeverhältnisse in den Schwadronen und die Besetzung der Offiziersstellen u. s. w. zu regeln hat. Die sämmtlichen Freikorps marschiren nach, beziehungsweise bleiben in der Hüttener Harde, wo, wie wir aus dem vorigen Kapitel wissen, bereits die freiwillige Kavallerie auf Vorposten stand, und dem angrenzenden dänischwohlder Distrikt†), wo sie eine Vorpostenstellung zwischen dem Wittensee und dem Eckernförder Hafen nehmen, um sich sowohl im Felddienste als auch überhaupt im Exerciren zu üben.

Aus der obigen Darstellung dürfte für jeden billig Urtheilenden zur Genüge hervorgehen, wie ungerechtfertigt es war, lediglich den Prinzen von Noer und in solcher Weise, wie es von der provisorischen Regierung und dem Lande geschehen, für den Mißerfolg bei Bau und die unerfreulichen Vorkommnisse auf dem Rückzuge verantwortlich zu machen.

Nach Rendsburg zurückgekehrt, erließ der Prinz folgenden Tagesbefehl an die Truppen:

*) Kirchdorf im Gute Sehestedt, ½ Meilen südöstlich von Wittensee, 1¾ Meilen südlich von Eckernförde.

**) Kirche, 1¼ Meilen südwestlich von Eckernförde.

***) Dorf an der Osterbek, 1 Meile westlich von Eckernförde.

†) Die Güter Altenhof, Aschen, Augustenhof, Marien- und Hoffnungsthal u. s. w. zusammen 35.

„Wenn gleich die Resultate der in den letzten Tagen vorgefallenen Gefechte nur traurige waren, so kann das General-Kommando dennoch nicht umhin, den hohen Muth und die Ausdauer der Truppen rühmend anzuerkennen. Zu diesen letzteren gehören ganz besonders die Artillerie, das 2. (ehemalige 5.) Jägerkorps, die im Gefecht gewesenen Kompagnien der L. I. Bataillone, besonders des 3. (16.) und 2. (15.) Bataillons, die Kieler Studenten und Turner, sowie das erste Freikorps (mit den Braklowern unter v. Krogh). Diese thaten Alles, was man von einer guten Truppe erwarten kann, und so schmerzlich auch die Opfer sind, welche hier dem theuern Vaterlande fielen, so wird dennoch ihr heldenmüthiges Beispiel der Armee zum rühmlichen Vorbilde dienen. Außerdem hat das General-Kommando noch Folgendes zu erinnern:

1. Die Marschordnung auf dem Rückzuge war durchaus nicht vorhanden. Für die Folge ist mit der größten Strenge darauf zu halten, daß Jeder auf seinem Platze bleibe, und die Herren Offiziere und Unteroffiziere werden dafür verantwortlich gemacht. Den Leuten ist zu sagen, daß diese Ordnung nicht nur zu ihrer Erleichterung, sondern auch zum kräftigen Begegnen feindlicher Angriffe dient. Nachzügler sind nicht zu dulden und streng zu bestrafen.

2. Es muß gerügt werden, daß die Truppen so oft unnöthig alarmirt wurden. Nicht nur die Kräfte der Mannschaft, sondern auch das Vertrauen derselben wird dadurch erschüttert.

3. Ist es vorgekommen, daß die Soldaten ihre Gewehre in den Quartieren abgeschossen. Dieser Unfug ist durchaus nicht zu dulden. Eine Revision der Munition durch die Unteroffiziere wird eine derartige Verschleuderung derselben möglichst verhindern.

4. Bei den Appells sind die Mannschaften namentlich zu verlesen, und nach jedem Gefechte ist ungesäumt eine namentliche Liste der Verwundeten und Todten einzuschicken.

Wenn die letzten Tage uns auch manchen harten Verlust gebracht, und unserer Erinnerung nur schmerzlich sein können, so liegt darin gerade um so mehr eine Aufforderung, alle unsere Kräfte aufzubieten, um eine Wiederholung derselben unmöglich zu machen. Benutzen wir also die gemachten Erfahrungen, dann ist nichts verloren!"

Rendsburg, den 12. April 1848.

Friedrich, Prinz zu S.-H.

Man sieht aus diesem Tagesbefehle, wie viel an Zucht und Ordnung die Truppe damals noch zu wünschen übrig ließ, und sollte billig der Führung solche Zustände entlastend gut schreiben, statt sie gerade dieser wegen, deren rechtzeitige Abstellung ihr durch

die Fügung der Ereignisse unmöglich gemacht worden, erbittert anzuklagen. Man mußte eben gegenüber der schmerzlich erregten Stimmung im Lande über den Verlust so vieler hoffnungsvoller Jünglinge einen Sündenbock haben, sonst wäre eine solche Anklage, zumal von der Regierung ausgehend, vollständig unbegreiflich. So freilich wird es begreiflich, darum aber nicht schöner!

Nicht unser großer Verlust, der sich übrigens auch nur so bedeutend herausstellte durch die große Zahl der Gefangenen, welche von dem Michelsen'schen Corps bei Krusau den Dänen in die Hände gefallen, war das Schmerzlichste dieser ersten erlittenen Niederlage. Ganz Schleswig stand den Dänen offen durch den erfochtenen Sieg und die augenblickliche Unfähigkeit unserer Truppe zu sofortigem Widerstande. Da man in Kopenhagen annahm, daß die „Insurgenten" mit diesem einem Schlage vollständig niedergeworfen wären, in Folge der Wildenbruch'schen Note aber an ein ernstliches Einschreiten der bei Rendsburg stehenden Preußen nicht glaubte, so begann man sofort, Schleswig als eine bereits definitiv eroberte Provinz zu behandeln, aus der alle Elemente rücksichtslos entfernt werden mußten, welche einer innigen Vereinigung mit Dänemark widerstrebten.

Nachdem Rittmeister Marcher, welcher einen Streifzug bis in die Stadt Schleswig hinein gemacht hatte, wo er eintraf, kurz nachdem der Prinz mit den Truppen nach Wittensee abmarschirt war, gemeldet hatte, „daß Schleswig vom Feinde bereits geräumt sei," wurde das dänische Hauptquartier noch am Abend des 10. April nach Schloß Gottorp verlegt. Daß in Schleswig den Bürgern die Waffen abgenommen, (wie schon früher erzählt), die dänischen Truppen auf Kosten der Gemeinde verpflegt, alle etwaigen Montirungsstücke mit Beschlag belegt, auch 10000 Flaschen Wein, welche man in den Kellern von Gottorp fand, unter die Soldaten vertheilt wurden, soll ihnen, weil im Kriege nicht ungewöhnlich, nicht besonders zur Last gelegt werden, aber die Dänen begannen sofort, in ihrer Weise zu hausen in dieser Provinz, welche, wenn auch deutsch gesinnt und auf ihr Recht haltend, doch durch Jahrhunderte treu zu dem gemeinschaftlichen Fürstenhause gestanden. Menschenräubereien wurden in ausgedehntester Seite betrieben, — nur der Verdacht deutscher Gesinnung hatte die Wegschleppung zur sicheren Folge, selbst Weiber wurden nicht geschont und die kleinlichsten Racheakte verübt. Ueber die Kleinigkeit, daß sie durch solches Treiben die Erbitterung gegen alles dänische Wesen auf's Höchste steigerten, glaubten sie in ihrem fanatischen Siegestaumel sich ohne Sorgen hinwegsetzen zu können. Sie haben ja auch später

die gleiche Politik fortgesetzt, bis sie diesen Fehlgriff mit dem Verluste der ganzen Provinz büßen mußten.

Aufrufe und Proklamationen an die Bevölkerung wurden in großer Zahl erlassen, Untersuchungen gegen die bei dem „Aufstande" betheiligten oder der Förderung desselben verdächtigen Beamten eingeleitet, die Führer der deutschen Partei, wo man ihrer habhaft werden konnte, gefänglich eingezogen, und nach Kopenhagen geschleppt u. s. w.

Daß das Denunciantenthum bei einem solchen Vorgehen in der widerwärtigsten Blüthe stand, und diese Wirthschaft zu Racheacten für Dinge, welche mit der Politik garnichts zu schaffen hatten, in einem Grade ausgebeutet wurde, daß auch der ruhigste Bürger stündlich um seine und der Seinigen Existenz und Freiheit in Sorge sein mußte, wurde besonders dadurch gefördert, daß überhaupt „deutsch zu sein" in den Augen der fanatischen Dänen schon ein Verbrechen war, und ohne weitere Untersuchung bestraft werden mußte.

Den Beamten wurden verschiedene Fragen zur Beantwortung vorgelegt, ob, wann und weshalb sie sich an dem „Aufstande" betheiligt hätten, und ob sie von jetzt an wieder treue und gehorsame Diener des Königs sein wollten, — d. h. ob sie die von dem derzeitigen illegalen dänischen Gouvernement geschaffenen Zustände unter Mißachtung der Rechte ihres angestammten Herzogs als zu Recht bestehend anerkennen wollten.

Dieses Mal hatten die Dänen allerdings zu früh triumphirt, aber die kurze ihnen für ihr Treiben gelassene Zeit so gründlich ausgenutzt, daß sie unsägliches Leid über viele ehrenwerthe Familien brachten. Man wird begreifen, daß nach solchen Erfahrungen Gefühle des Schreckens und der tiefsten Erbitterung die Bevölkerung erfüllen mußten, als 1851 der unselige Pakt von Olmütz das Land definitiv der dänischen Rache und Willkühr preisgab.

---

17. Kapitel.

Wie die Bewohner der Angeler Distrikte ihren Schwur hielten.
(vergl. Seite 227 und ff.)

Ein besonderer Uebelstand erschwerte die Führung in dem schon besprochenen Gefecht bei Bau und verursachte manche störende Irrungen, welche freilich auch auf dänischer Seite nicht ausgeblieben sein dürften.

In der kurzen Zeit von nur vier Tagen war es natürlich nicht möglich, vor dem Ausmarsch unsere Armee neu zu bekleiden, und so erschienen bei Bau die beiderseitigen Truppen in fast gleicher Ausrüstung auf dem Gefechtsfelde. Unsere ausrückenden Dragoner hatten zwar die rothen Uniformen mit den himmelblauen Interimsjacken vertauscht, aber die Mäntel, wie sie bei der herrschenden Jahreszeit noch getragen werden mußten, Helme und Lederzeug, wie Zäumung und Satteldecken waren denen der dänischen Dragoner vollständig gleich. Auch die Infanterie hatte bei sonst gleicher Ausrüstung Interimsjacken angelegt, aber dänische und deutsche Jäger waren auf einige Entfernung nicht von einander zu unterscheiden, und namentlich waren sämmtliche Offiziere aller Waffengattungen durchaus den Dänischen gleich uniformirt.

Daß dies für Offiziere und Mannschaften, um so mehr als auch das Kommando noch das Gleiche war, zu mannichfachen verhängnißvollen Verwechslungen führen mußte, liegt auf der Hand, andererseits aber ermöglichte es auch manchem findigen Kopf, aus bedenklicher Lage glücklich zu entkommen. Ein derartiges recht gelungenes und dreistiges Stück, von einem meiner nachmaligen Kameraden in der Kavallerie ausgeführt, ist des Erzählens werth.

In dem Augenblicke, als die Kieler Jäger, Studenten und Turner sich von allen Seiten umzingelt sahen, machten sie noch einen verzweifelten Versuch, der ja auch, wie im vorigen Kapitel erzählt, einer kleinen Abtheilung bis zur Eisengießerei gelang, sich durch die die Straße schon besetzt haltenden Dänen durchzuschlagen. Mit dem Rufe: „Hurrah für Schleswig-Holstein“ stürzten sie der breiten Landstraße folgend vorwärts. Bei den ersten Häusern der Vorstadt von Flensburg macht die Straße eine scharfe Biegung. Hier hatten die Dänen Stellung genommen und sowohl die Straße wie die Hecken an derselben stark mit Infanterie besetzt. Kaum war die stürmende Schar bis auf 100 Schritte an die dänische Linie herangekommen, so gab diese wie die Schützen hinter den Hecken eine vernichtende Salve ab. Todte und Verwundete bedeckten die Straße. Hier war es, wo der Kommandeur dieser an jenem Tage sich so heldenmüthig schlagenden Schar, der Major von Michelsen schwer verwundet zusammenbrach. Während die am Leben Gebliebenen weiter stürmten, konnten ein Herr v. Dorrien, Freiwilliger des Turnerkorps, später Lieutenant im 1. Dragoner-Regimente, sowie zwei andere Turner, über deren spätere Schicksale mir nichts bekannt geworden, es nicht über sich gewinnen, ihren Kommandeur hülflos auf der Straße liegen zu lassen. Sie trugen ihren Majoren hinter einen rückwärtsliegenden Wall, wo er vor

den feindlichen Kugeln gesichert war, fielen aber hier mit ihm in dänische Gefangenschaft.

Major Michelsen trug die der Dänischen durchaus gleiche Jäger-Uniform. Den drei Turnern waren natürlich bei ihrer Gefangennahme sofort die Waffen abgenommen worden. Der schwer verwundete Major wurde nun, getragen und gestützt von den mitgefangenen drei jungen Leuten, unter Bewachung einiger Soldaten des Seeländischen Bataillons, welchen sie in die Hände gefallen, vorläufig einem in der Richtung nach Apenrade zu abseits liegenden Bauernhause zugeführt. Die Freiwilligen, welche an der Bürde des starken und großen Mannes schon schwer zu tragen hatten, entledigten sich zu ihrer Erleichterung auch noch der Kugeltaschen, und da sie sonst ganz in Civil-Kleidung, so verrieth nichts in ihrem Aeußeren, daß sie zu den Mitkämpfenden gezählt hatten. Bei dem Bauernhause angekommen, wurden sie der Obhut zweier Soldaten eines dort in Reserve stehenden Jütischen Regimentes übergeben, während die Seeländer rasch ihrem weiter vorgerückten Bataillon nacheilten.

Die Bewohner des kleinen Bauernhauses waren während des Gefechts geflüchtet. Ohne nur eine Schütte Stroh wurde hier der schwer Verwundete auf den harten Fußboden gelegt. Die Freiwilligen rollten ihm aus seinem Mantel ein Kopfkissen und verbanden ihn, so gut sie es konnten und verstanden, mit ihren Taschentüchern. Die beiden Jüten an der Thür sahen ihrem Treiben gleichgültig zu und leisteten selbst der Bitte um Wasser keine Folge.

„Kinder," — flüsterte Michelsen *) leise den ihn umstehenden Freiwilligen zu, — „ich danke Euch für Euren Beistand, — jetzt aber laßt ab von mir, — mir ist doch nicht mehr zu helfen. Denkt an Euch selbst, — das Vaterland bedarf noch Eurer Arme! — Ihr seht nicht aus, wie Soldaten, — vielleicht gelingt es Euch, den einfältigen Jüten zu entkommen."

Dorrien, als geborener Haderslebener des Dänischen vollkommen mächtig, beschloß sofort, den Rath zu befolgen und einen Versuch zu machen. Hatten die Jüten, fanatisch aufgehetzt, sich bei dieser Gelegenheit auch etwas bärbeißig gezeigt, so rechnete er doch auf den Durchbruch einer ihnen eigenen gewissen Gutmüthigkeit, und namentlich auf ihre sprichwörtliche Dummheit. Er ging zu dem an der Thür stehenden Wachposten und sagte auf Dänisch in möglichst aufgeregtem Tone:

*) Michelsen starb in der Gefangenschaft am 25. April 1848 im Lazareth zu Augustenburg auf Alsen.

„So schafft doch rasch einen Arzt herbei! Es ist ja eine Schande, einen braven Offizier so ohne jede Hülfe verbluten zu lassen!"

Der Jüte glotzte ihn ob dieser barschen Anrede verdutzt an und sagte, sich gleichsam entschuldigend; „Han er jo en Insurgent!" *)

„Wa—s?" — fragte Dorrien gedehnt und in sehr erstauntem Tone — „das wäre keiner von unsern braven dänischen Offizieren?"

„Ne, Gott bewahr' uns! — das ist ein richtiger Insurgent!" betheuerte der freundlicher werdende Jüte.

„Hätte ich das gewußt, hätte ich mich mit dem da auch nicht so abgeschleppt!"

„Ja, das glaube ich!" stimmte der ganz gewonnene Jüte bei.

„Na, saa farvel, lille Ven! nu gaaer jeg!" **) sagte Dorrien, dem Posten freundlich zunickend, und ging dreist auf die Thür zu.

„Jo, farvel, farvel!" rief der Jüte ihm nach, offenbar hoch erfreut über so viel echt dänische Gesinnung, und Dorrien war wieder freien Fußes auf der Straße.

Um bei den überall umherstehenden Soldaten keinen Verdacht zu erregen, blieb er noch eine Weile vor der Hausthür stehen, als ob er nicht wisse, ob er bleiben oder gehen wolle, allerdings in nicht geringer Besorgniß, daß die beiden andern Freiwilligen durch irgend eine Ungeschicklichkeit ihm das schon halb gewonnene Spiel verderben könnten. Als er dann bemerkte, daß Niemand Auffälliges darin zu finden schien, daß er draußen stand, schlenderte er, möglichst den Unbefangenen spielend, langsam der Apenrade-Flensburger Chaussee zu, die er auch unangehalten erreichte. Hier zog gerade ein Bataillon Dänen zum Einmarsch in die Stadt Flensburg und da er den Dänen bisher mit so viel Glück gespielt hatte, trollte er unverfroren neben dem Bataillon her, gelegentlich auf Dänisch sich mit den Leuten unterhaltend, und in ihren Jubel über den ersten gegen die „Insurgenten" erfochtenen Sieg munter einstimmend. So gelangte er glücklich bis vor das Norderthor Flensburgs.

Hier wurde die Sache bedenklicher. In Flensburg hatte er fast 8 Tage und bis kurz vor dem Beginnen des Gefechts in Quartier gelegen und jeden Augenblick mußte er befürchten, erkannt und den Dänen verrathen zu werden.

Gerade der Nordertheil Flensburgs, welchen er zuerst passiren mußte, war wegen seiner vielfachen von uns schon erwähnten dänischen Sympathien berüchtigt. Dieser Stadttheil wurde fast

*) Er ist ja ein Insurgent!

**) Na, dann lebe wohl, lieber Freund, nun gehe ich!

durchweg von der Bevölkerungsklasse bewohnt, welche als Schiffer oder Hafenarbeiter ihr Brod verdienten und durch die Erhebung gegen Dänemark Störung ihres Erwerbes befürchteten. Dazu hatte Dorrien in der Norderstraße, allerdings in dem Hause eines echt deutschgesinnten, aber von jenen Leuten darum scheel angesehenen Mannes, in Quartier gelegen. Um so mehr mußte er befürchten, von der umwohnenden Bevölkerung wiedererkannt und den Dänen ausgeliefert zu werden. Seine Besorgniß schien sich sofort, aber von einer Seite, von der er es am wenigsten erwartet, als nur zu begründet erweisen zu sollen.

Als er sich seinem alten Quartier näherte, sah er zu seinem Schrecken, wie die ihm wohl bekannte Tochter auf der Haustreppe den Einmarsch der Dänen betrachtete. Die andere Straßenseite zu gewinnen, war der Truppe wegen unmöglich, — er mußte also vorwärts. In dem Gedränge hoffte er, sich unbemerkt vorbei drücken zu können, aber er irrte sich, — das Mädchen erkannte ihn sofort. Als sie ihn mit den Dänen marschiren sah, entfuhr ihr voll Mitleid der Ausruf: „Ach Gott, Herr v. Dorrien, auch Sie gefangen?!"

Das unvorsichtige Wort schien freilich in dem Getöse überhört, aber Dorrien wagte nach dieser Erfahrung doch nicht mehr, weiter zu gehen. Ein rasches Zeichen hatte das kluge Mädchen sofort von der Lage verständigt, und als er nun ohne Weiteres an ihr vorüber in das Haus trat, schloß sie rasch hinter ihm die Hausthür. Die Aufmerksamkeit der Bevölkerung war so auf die einrückenden Dänen gerichtet, daß auch dieses unbemerkt blieb.

„Um Gottes Willen, verbergen Sie mich!" war auf der Diele sein erstes Wort.

„Unmöglich!" jammerte das geängstigte Mädchen, „das ganze Haus steckt schon seit heute Mittag voll von Dänen. Wir sind wohl als Deutsche mit Strafeinquartirung belegt."

„Dann muß ich versuchen, mich durchzuschleichen," erwiderte Dorrien, und wandte sich zum Gehen.

Plötzlich erhellte ein Gedankenblitz ihr besorgtes Gesicht. „Folgen Sie mir rasch, aber so leise wie möglich," flüsterte sie, und eilte die Treppe hinauf bis auf den Hausboden. Hier öffnete sie einen dunklen, engen Verschlag, dessen Geruch schon seine Bestimmung als Rauchkammer verrieth, schob Dorrien rasch hinein und verschloß hinter ihm die Thür. Nach einigen Augenblicken zurückkehrend, schob sie noch einen Stuhl in den Verschlag und sagte mit leiser Stimme: „Hier müssen Sie nun leider aushalten, bis heute Nacht Alle im Hause zur Ruhe gegangen. Gern brächte ich Ihnen Erfrischungen, aber es geht nicht; ein Wunder ist es,

daß wir überhaupt unbemerkt hinaufgekommen; jetzt lungern und schnüffeln sie im ganzen Hause umher. Vermeiden Sie ja jedes Geräusch; ich werde unterdessen mit meinem Vater sprechen. Damit schloß sie die Thür, zog den Schlüssel ab und schlich leise fort.

Die Situation war wahrlich keine angenehme, wenn sie für den Augenblick auch Sicherheit zu bieten schien. Er saß hier, wie weiland Mamsell Westphalen „up de Flucht" in de Franzosentied, nur daß leider „de Mettwüst" fehlten, gegen die er sich, hungrig und ermattet wie er war, wohl weniger gewissenhaft verhalten haben würde, als die von Reuter so prächtig gezeichnete ehr- und tugendsame Jungfrau. So ließ er sich denn auf den Stuhl nieder; ermüdet und erschöpft verfiel er bald in einen tiefen Schlaf.

Als er wieder erwachte, war es bereits spät in der Nacht, aber noch immer hörte er Thüren knarren und Männertritte auf den Treppen. Hunger und Durst sowie das Frösteln in dem unwirthlichen Raum fingen an, unerträglich zu werden, und er verwünschte schon im Stillen, sich nicht auf eigene Hülfe verlassen zu haben. Nach langem Harren, das ihn eine Ewigkeit dünkte, schien endlich alles Leben im Hause erloschen. Da nahten im Dunkeln tappende Schritte und nach einigen vergeblichen Versuchen knarrte der Schlüssel leise im Schloß. Es war ein spannender Augenblick, denn auch als die Thür aufging, vermochte er im Finstern nicht zu unterscheiden, wer sie geöffnet. Erleichtert fühlte er sich aber doch, als ihm die bekannte Stimme des Mädchens zuflüsterte: „Ziehen Sie die Stiefel aus und geben Sie mir dann die Hand, ich führe Sie im Dunkeln sicher hinunter." Auch sie hatte sich ihrer Schuhe entledigt und so schlichen sie lautlos in das Erdgeschoß.

Sie hatte befürchtet, daß die Treppe unter den Tritten ihres Vaters, eines großen und schweren Mannes, knarren möchte, und so hatte sie selbst den Gang im Dunkeln gewagt. Ja, tapfer waren unsere Frauen und Mädchen damals, und wahrlich nicht zu einem geringen Theile war es ihnen zu danken, daß das Land drei Jahre lang mit ungebrochenem Muth und immer erneuter Kraftanstrengung den Dänen widerstand.

In einem nach dem Hofe hinausgelegenen kleinen Zimmer erwartete der Vater seinen Gast bei einem reich mit Speisen besetzten Tisch. Bei gedämpftem Lampenlicht wurde auch hier die Unterhaltung nur im Flüstertone geführt. Nachdem Dorrien seinen Hunger gestillt, erfuhr er von seinem freundlichen Wirth, daß die Dänen bereits die Stadt Schleswig besetzt und die Vorposten bis zum Dannewerk vorgeschoben, aber was noch schlimmer, daß auch der Kommandant von Flensburg eine Postenkette um die Stadt

gezogen habe und kein Civilist ohne einen von ihm ausgestellten Paß nach Süden passiren dürfe.

Dorrien's Absicht, noch in derselben Nacht den Marsch auf Rendsburg fortzusetzen, erwies sich unter diesen Verhältnissen als unausführbar, und so mußte er denn vor Tagesanbruch seine Rauchkammer wieder beziehen, dieses Mal aber unter Beigabe eines wohlgefüllten Speisekorbes und einiger wollenen Decken. Die Tochter machte wieder die Schließerin.

Hier hatte er genügend Muße, über seine Lage nachzudenken und Pläne zu schmieden. Ein findiger Kopf, wie er war, hatte er bald einen Plan ersonnen, von dem er sich Erfolg versprach, und mit Ungeduld erwartete er den Augenblick der Ausführung. Nachdem er in der folgenden Nacht wieder in gleicher Weise nach unten geführt worden, erbat er sich Feder und Papier und schrieb in dänischer Sprache folgenden aus der Stadt Schleswig datirten Brief:

Mein lieber Georg! Heute rückten endlich unsere braven Truppen in Schleswig ein. Wie auf die erste Nachricht ihres Anmarsches alle Gutgesinnten in der Stadt sich rüsteten, unsere Befreier von dem „Tydske Roverpak" *) mit Jubel zu begrüßen und zu bewirthen, kannst du dir denken. Auch ich möchte mein Möglichstes für unsere lieben Landsleute thun, aber du weißt, ich werde schon zu alt und schwach, um in der Wirthschaft Alles allein besorgen zu können, und bitte ich dich daher, rasch zu meiner Unterstützung herbeizueilen. Ole Thorsen geht heute nach Hadersleben und hat sich erboten, diesen Brief an dich zu besorgen. Dein Prinzipal, der ja unsere Gesinnungen theilt, wird dir für diesen Fall gewiß gern Urlaub ertheilen, komme also so rasch, wie irgend möglich zu

Deiner alten Mutter
M. Paulsen.

Nachschrift: Denke dir, Tine Mangersen heirathet nun doch schon in diesen Tagen und hat dich zur Hochzeit eingeladen. Vergiß auch nicht, deine alten Hemden mitzubringen, sie werden das Flicken gewiß nöthig haben. D. O.

Diesen, durch den Nachsatz noch recht harmlos gefärbten Brief schrieb die Tochter ab, vergaß auch nicht den nothwendigen Tintenklecks, um ihn ganz als Frauenbrief erscheinen zu lassen; dann wurde der Brief in ein aufgerissenes Couvert gesteckt und mit der Aufschrift versehen: Herrn Georg Paulsen, Lehrling in dem Ge-

*) „Deutsches Räuber-Pack," ein Ehrentitel, dessen wir uns stets seitens der Dänen zu erfreuen hatten.

schäft des Herrn Kaufmann Sörensen in Hadersleben. Als Besorgungsvermerk natürlich: „Durch Güte," da der Poststempel fehlte.

Jetzt verharrte Dorrien in der Gefangenschaft, bezw. Rauchkammer, bis die nöthige Zeit verstrichen war, den Brief von Schleswig nach Hadersleben gelangen zu lassen, und die Reise von Hadersleben auf Flensburg auszuführen. Der veränderte Name war gewählt, da Dorrien's Mutter in der That in Hadersleben wohnte und durch Nennung des richtigen Namens in Ungelegenheit hätte kommen können.

Nach einem herzlichen Abschiede von seinen Beschützern und mit den besten Wünschen auf baldiges Wiedersehen unter günstigeren Verhältnissen ging Dorrien auf die Kommandantur und erbat auf Grund des vorgelegten Briefes einen Passirschein auf Schleswig.

Er hatte sich nicht verrechnet. Die Dänen waren derartigen Kundgebungen sehr zugänglich. Unter lobender Anerkennung seiner patriotischen Gesinnung (nach dänischer Auffassung) erhielt er einen Schein, in welchem alle Militairbehörden angewiesen wurden, ihn bis Schleswig frei passiren und ihm zu seinem Vorhaben jede mögliche Hülfe angedeihen zu lassen. So wurde ihm denn auch ein gerade von Kriegsfuhr auf Schleswig zurückkehrender Wagen zur Verfügung gestellt. Da er allen Grund hatte, so schnell wie möglich aus Flensburg zu verduften, kam ihm dies Anerbieten ungemein gelegen und er bestieg sofort den schon zur Abfahrt bereiten Wagen.

Ein wunderbares Glück begünstigte bis dahin seine dreiste Flucht, denn auch der Führer des Wagens entpuppte sich bald als ein echt deutsch-gesinnter Angeliter Bauer, der nur mit Knirschen der dänischen Requisition Folge geleistet hatte. Sobald Dorrien aus den kargen und mißmuthigen Antworten, welche ihm auf seine Fragen wurden, den mühsam verhaltenen Grimm seines Kutschers herausgewittert hatte, ging er seinerseits behutsam mit Andeutungen vor, bei denen der Bauer immer hellhöriger wurde, und, mit einem Ruck der Leine die Pferde zum Stehen bringend, sich plötzlich umwandte mit den Worten; „Wat? — Se sünd Een von uns?! — Ja, dat is wat Anners Herr, — denn dörft wi vör Dunkelward'n ok nich na Sleswig 'rin!" So war denn die Bundesgenossenschaft geschlossen. Der schwierigste und gefährlichste Theil des Unternehmens, durch die dänischen Vorposten hindurch glücklich nach Rendsburg zu entwischen, stand noch bevor, und Dorrien durfte sich wahrlich Glück wünschen zu diesem unerwarteten Bundesgenossen, der, während die Pferde in langsamem Schritt längs der Chaussee schlenderten, ihm erzählte, wie das Durchbringen der bei Bau Versprengten und sonst aus dem nörd-

licheren Schleswig nach Rendsburg eilenden Mannschaften von den umwohnenden Bauern und Schleifischern vollständig organisirt sei, Nacht für Nacht stattfinde und bisher immer mit Glück ausgeführt werde. Allein über Fleckeby (an der Straße von Schleswig nach Eckernförde) sei dies ausführbar.

„Natürlich nich op de Landstrat," — schloß er seine Mittheilungen, — „jümmer äwer de Koppeln un dörch't Moor. Man ahn' Sorg', — ick weet en Mann, de Se op't richtige Flag bringt." Da er sich sofort bei seiner Rückkehr wieder bei dem dänischen Wagenpark auf Schloß Gottorp melden müsse, so werde er Dorrien bei den ersten Häusern von Schleswig absetzen, ihn aber dort einem zuverlässigen Führer übergeben.

„Nu ward't düster 'nog, bet wi nah Sleswig 'ran kamt, — nu känt wi ok en Bet opdraven laten!" Mit diesen Worten klatschte er mit der Peitsche, und nach halbstündiger Fahrt blitzten aus dem Dunkel die Lichter von Schleswig auf. — Gleich am Eingange der Stadt fuhr er dicht an ein kleines einstöckiges Haus und klopfte mit dem Peitschenstiele an die bereits geschlossenen Fensterladen. Gleich darauf wurden auf der steinernen Hausdiele die schleppenden Tritte schwerer Holzpantoffeln hörbar und aus der halbgeöffneten Thür steckte ein großer Mann den mit einer weißen Zipfelhaube bedeckten Kopf.

„Hans Jörrn," sagte der Bauer leise, „hir is weller Een, — Du weetst jo Bescheed!"

„Is god!" war die trockene kurze Antwort.

„So, Herr," wandte der Bauer sich an Dorrien, „nu stigen S' gau af, — 't is Allens in Richtigkeit! Un — veel Glück!" — Damit trieb er die Pferde an und fuhr rasch davon.

„Nu man 'rin in de Achterstuv," sagte der Mann mit der Zipfelhaube, Dorrien in die Hausthür schiebend, „ick treck mi blot min Stäweln an; wie möt glieks vörwarts. De Maan (Mond) geiht all Klocken to twölf (gegen zwölf) op, nu den Gast känt wie hüt Nacht bi uns' Geschäft nich bruken!"

Die Worte und die Stimme klangen allerdings Vertrauen erweckend, jedoch hätte Dorrien sich den Mann, dem er so plötzlich ganz in die Hände gegeben war, gern erst bei Licht besehen, — indessen er wurde über den dunklen Hausflur in eine dunkle Kammer geführt, deren Thür sich sofort wieder hinter ihm schloß. Unbehaglich war es, aber solche Vorsicht mochte wohl nöthig sein, und lange konnte diese Gefangenschaft ja nicht dauern, da der Mann so ausdrücklich die Nothwendigkeit sofortigen Aufbruchs betont hatte.

Wer sich je in ähnlicher Lage befunden, weiß, wie auch bei sonst kaltem Muthe und ruhiger Besonnenheit sich die Gedanken

für und wider, Zweifel und Vertrauen, jagen, und wenige Augenblicke als peinliche Ewigkeit erscheinen lassen. — „Endlich!“ — — es waren in Wahrheit wohl nur wenige Minuten gewesen, — schwere Tritte wurden auf dem Hausflur hörbar, — aber was war das? — Der Mann öffnete die Hausthür und ging fort, ohne Dorrien mitzunehmen!

„Donnerwetter!“ — der Kerl verräth dich den Dänen!“ — Die Kammerthür, an der Dorrien noch stand, erwies sich als verschlossen; — er tappte durch den dunklen Raum, der doch gewiß ein Fenster haben mußte; — ja, da war eins, aber von außen mit festen Läden geschlossen, daher die undurchdringliche Finsterniß in dem Loche! — Das war ja die richtige Mausefalle, wo man hinein, aber nicht wieder heraus konnte!

Während Dorrien an dem Fenster umhertappte und rüttelte, ob dort nicht eine Vorkehrung vorhanden, die Läden von innen zu öffnen, mußte er in seiner Aufregung über die Mausefalle überhört haben, daß sich leise Tritte der Kammerthür näherten. Plötzlich öffnete sich die Thür, ein schwacher Lichtstrahl fiel in die Kammer, und eine gedämpfte Stimme rief:

„So keen Larm an't Finster maken! — Dat Achterhus stickt vull vun Dänen!“

Dorrien, der sich bei dem ersten Geräusch blitzschnell umwandte, sah sich bei dem Scheine einer dünnen Talgkerze einer wahren Hünengestalt gegenüber. Die Beine steckten in hoch aufgezogenen Jagdstiefeln, die es doppelt befremdlich erscheinen ließen, daß der Mann sich so geräuschlos der Thür hatte nähern können. Der auf den mächtigen Schultern ruhende Kopf war mit einer bis über die Ohren herabgezogenen Fischermütze bedeckt, so daß nicht viel mehr davon sichtbar war, als die Nase und zwei große blaue Augen, die aber so ehrlich und offen blickten, daß Dorrien sich über seinen Verdacht schämte, wie ein über einen recht dummen Streich ertappter Schulbube.

„Nehmen S' leewers erst en Lütten!“ sagte der Riese, ihm ein gefülltes Schnapsglas hinhaltend, „'t is rein Gotts Wort*), hüt Nacht ward 't kold!“

Dorrien konnte seine Ueberraschung über das plötzliche Erscheinen des Mannes nur schlecht verbergen, und es entfuhr ihm die Frage: „Sünd Se denn nicht vör 'n Ogenblick ut 'n Hus gahn?“

Ein schlaues Verständniß blitzte bei dieser Frage in den Augen des Mannes auf. „Aha!“ schmunzelte er, „un wildeß

*) Volksthümliche Bezeichnung von reinem Kornbranntwein im Gegensatz zum Kartoffelfusel.

wull'n Se dörch 't Finster utkniepen?! — Ne, — Ne, Herr, — hebben S' keen Bang, — ick heff man dörch min Söhn Bott an Asmus Jaspersen schickt, dat he sin Boot klar makt. — Nu, — drinken S', — wi möt vörwarts. — Se sünd in ehrliche Jäger Hannen, de woll Slickweg kennt, äwer so keen Spitzbowenstreiche!"

„Prost denn!" sagte Dorrien, das Glas leerend, und reichte beruhigt, aber auch innerlich beschämt dem schlichten Manne die Hand. Dieser löschte sofort das Licht, und Dorrien bei der Hand fassend, führte er ihn ebenso geräuschlosen Schrittes, wie er gekommen, an die Hausthür. Nachdem er vorsichtig Ausguck gehalten, flüsterte er: „Tosamen dörvt wi nich gahn, se hebbt mi möglich all up'n Strich, un wi möt meist dörch de ganze Stadt. Ick gah up düß Sit, Se up de anner Sit vun de Strat, un so'n Schrittener söftig achter mi, äwer behollen Se mi god in't Og: Bliw ick stahn, so gahn Se an mi vöräwer, ahn mi antokiken, in de lütt Twiet (kleine Gasse) rechter Hand un ahn sick ümtokiken, ick kam nah, wenn't Tid is."

Mit diesen Worten verließ er das Haus und schlenderte die Straße hinunter; Dorrien folgte vorsichtig auf der anderen Seite. Im Anfange bot die Sache keine Schwierigkeit, die Gasse war wie ausgestorben, als der Mann aber in die lange Straße einbog, welche sich fast $\frac{1}{2}$ deutsche Meile an dem Ufer der Schlei hinzieht, wimmelte es von Soldaten und Kriegsfuhrwerk aller Art, so daß Dorrien in steter Furcht war, seinen Führer aus den Augen zu verlieren. Ein Glück war es, daß der Mann durch seine Größe Alle überragte, sonst wäre es bei der mangelhaften Straßenbeleuchtung in dem Gedränge kaum möglich gewesen, ihn im Auge zu behalten. Je mehr sie sich dem „Alten Markte" näherten, desto belebter wurde das Treiben. Plötzlich entzog ein an der rechten Seite der Straße stehender größerer Trupp Soldaten mit Käppis den Mann ganz den Blicken. Als Dorrien an die Gruppe herankam, sah er auch darüber hinaus seinen Führer nicht mehr. Sollte hier der Punkt sein? — aber wo war die Twiete? — Er stutzte unwillkührlich und hielt seinen Schritt an. Da flackerte ein heller Lichtschein hinter der Soldatengruppe auf. Ein rasch dahin geworfener Blick ließ den an eine Hausmauer gelehnten Jäger erkennen, der mit einem angerissenen Zündholze seine Pfeife ansteckte und ganz in Betrachtung der dänischen Soldaten versunken schien.

Also doch war es hier! — Dorrien ging nun sofort über die Straße, um die Soldatengruppe herum, und richtig, da zeigte sich ein schmaler von Holzplanken eingefaßter Gang, der seiner

Richtung nach zur Schlei hinunterführen mußte. Ohne Zögern, als sei es ihm ein gewohnter Weg, schlug Dorrien diesen ihm gänzlich unbekannten Pfad ein und tappte im Dunkeln vorwärts, denn von Straßenbeleuchtung war hier keine Rede mehr. Der Gang durch diese Twiete hatte recht spannend peinliche Augenblicke. Nur zu gut hatte er bemerkt, wie mehrere dänische Soldaten ihn mit mißtrauischen Blicken verfolgten, als er diesen möglicher Weise zu seiner Wohnung führenden Pfad eingeschlagen und jeden Augenblick fürchtete er, die Tritte seiner Verfolger zu hören, in welchem Falle ihm kein anderer Ausweg, als das Wasser der Schlei blieb, denn sein dänischer Militairpaß konnte ihm in Schleswig selbst nur verderblich werden, da er die angeblich hier wohnen sollende Mutter natürlich nicht nachzuweisen vermochte. Als sich endlich rasche Tritte nahten, wußte er wieder nicht, ob er fliehen oder bleiben solle, denn es konnte ja auch der ihm folgende Jäger sein. Nicht wenig erleichtert athmete er auf, als er hinter sich die Worte vernahm:

„Wat'n Glück, dat ick Rietsticken (Zündhölzer) bi mi harr! Se weeren jo rein vörbilopen, so harrn de Kerls de Twiet versparrt! Nu sünd wi äwer ok all to Stell."

Sie näherten sich einem kleinen, unmittelbar an dem Ufer der Schlei gelegenen Fischerhause. Von der dunkelen Wand des Hauses sich ablösend trat ihnen jetzt eine nicht minder herkulische Gestalt als die des Jägers in den Weg.

„'t is man min Sähn!" sagte der Jäger, als Dorrien bei der plötzlichen Erscheinung stutzte. „Na, All'ns in Richtigkeit?"

„Asmus töwt in't Boot," war die geflüsterte Antwort, „äwer de Posten staht vun Fahrdörp*) bet Stexwig.**) Will he't wagen, Vatter?"

„Ja, denn helpt dat nich, denn gaht wi twischen Borgwedel***) un Louisenlund†) an't Land," war die trockene Antwort. „Min Büß in't Boot?"

„Ученer't Planlaken; min äwer ok, denn ick gah mit."

„Ok god!" sagte der Alte „äwer nu keen Wort mehr snacken; dat Water driggt wider, as de olen Wiwer!"

Leise schlichen die drei jetzt an den Strand, wo das Boot anscheinend leer auf den Wellen schaukelte. Als sie aber dasselbe

*) Fahrdorf, Dorf an der Schlei, der Stadt Schleswig gegenüber, und Fähre für Fußgänger über die Schlei

**) Stexwig, Dorf an der Schlei, 3/4 Meilen östlich von Schleswig, an der Stexwiger Enge, der Spitze Palörde gegenüber.

***) Dorf an der Schlei, 1 Meile östlich von Schleswig.

†) Louisenlund, adeliges Gut an der s. g. großen Breite der Schlei, 1 1/4 Meile östlich von Schleswig.

betraten, erhob sich der am Boden desselben ausgestreckt liegende Fischer, wechselte flüsternd wenige Worte mit dem alten Jäger und stellte sich dann mit einem Ruder an dem Hintertheile des Bootes auf. Vater und Sohn zogen jetzt ihre Jagdbüchsen aus dem Versteck hervor; der Sohn legte sich darauf flach auf den Boden des Bootes und winkte Dorrien, ein Gleiches zu thun, während der alte Jäger das Fahrzeug, nachdem er die Kette gelöst, mit einem kräftigen Stoß auf das Wasser trieb und sich dann im Vordertheile so niederkauerte, daß er eben über den Rand desselben Ausguck halten konnte. Die Ruderbänke waren ausgehoben, um den ganzen Raum zum Verbergen der Insassen ausnutzen zu können, und der im Hintertheile des Bootes stehende Fischer trieb durch Wricken*) das anscheinend nur von einem Manne besetzte Boot geräuschlos aber pfeilschnell durch die Flut.

Auch der Himmel schien die abenteuerliche Fahrt begünstigen zu wollen; er zeigte sich so mit schweren Wolken bezogen, daß selbst der später aufgehende Mond kaum zu einem gefährlichen Verräther werden konnte. Immer schwächer wurde das aus den Straßen der Stadt dringende Geräusch fahrender Wagen und Kanonen, und das endliche gänzliche Verstummen desselben gab den am Boden des Bootes Liegenden einen Maßstab der bereits zurückgelegten Entfernung. Der Fischer, anfänglich auf Fahrdorf, die gewöhnliche Fährstelle, haltend, wandte auf der Höhe des bekannten Mövenberges plötzlich die Spitze des Fahrzeuges nach Osten und nahm fortan seinen Kurs sorgfältig auf der Mitte der Schlei. Der Mann war seines Fahrwassers so kundig, daß er selbst in dieser dunklen Nacht glücklich zwischen den beiden durch dänische Postenketten gefährlichen Ufern auch in der Stexwiger Enge sein Boot zu steuern wußte. Am rechten Ufer blitzte Licht auf.

„Stexwig!“ signalisirte der Ausguck haltende Jäger.

Das Boot hielt noch eine kurze Weile den östlichen Kurs, dann wandte es sich in der hier wesentlich breiteren Schlei nach Süden.

„Borgwedel!“ erklang es wieder leise vom Bug des Schiffes, und nach einer Viertelstunde rauschte das Boot im Schilf des Ufers.

Hier im hohen Rohre verborgen, aber noch 15—20 Schritte vom Ufer entfernt hielten sie an. Die Büchse hoch in der Rechten haltend stieg der alte Jäger aus dem Boot in's Wasser, nahm Dorrien auf seinen Rücken und watete vorsichtig mit ihm durch das Schilf an's Land. Sobald er festen Fuß gewonnen, bedeutete

*) Eine fischschwanzartige Bewegung, welche nur mit einem Ruder ausgeführt wird.

er Dorrien, ihm rasch zu folgen, und im Laufschritt eilten sie auf dem weichen Wiesengrunde neben dem Röhricht hin. Der Mond mußte schon im Aufgehen begriffen sein, denn deutlich erkennbar zeigte sich links am Rande der Wiese eine Hölzung und gerade vor ein Wall mit Zaun, auf welchen der Jäger zueilte. Nur wenige Schritte waren sie von dem Zaune entfernt, da ertönte plötzlich von der jenseit des Zaunes belegenen Koppel der Anruf einer dänischen Vedette: „Holt! Hwem der?!“*)

Dorrien, der bei diesem Anruf zurückweichen wollte, fühlte sich von der nervigen Faust des Jägers ergriffen und in die Luft gehoben. Mit ein paar Sätzen war der längs des Zaunes laufende diesseitige Graben erreicht; Dorrien hineinwerfen und sich daneben legen war für den Mann das Werk eines Augenblicks. Kaum hatten sie diese unter solchen Umständen recht zweifelwerthige Deckung gefunden, als die Tritte eines Mannes hörbar wurden, welcher wenige Schritte unterhalb der Stelle, an welcher sie im Graben lagen, durch den Zaun auf die Wiese schritt.

Offenbar stand auf der Höhe der angrenzenden hügeligen Koppel ein Doppelposten, von dem ein Mann vorging, um die Wiese, auf der sie Geräusch vernommen, abzusuchen. Wo ein solcher Posten stand, war die Feldwache jedenfalls auch nicht weit entfernt und die Lage kritisch genug. Aber auch auf dem Wasser mußte der Anruf gehört sein. Mit gänzlicher Außerachtlassung der bisher geübten Vorsicht ertönten plötzlich von der Stelle, wo sie das Boot verlassen, laute Ruderschläge. Der Posten ging nun sofort in der Richtung vor, von der die Flüchtlinge gekommen, während die Ruderer, für den Soldaten durch das Rohr, an dem sie hinfuhren, nicht sichtbar, ihren verwegenen Lärm fortsetzten, und ihn weiter lockten. Als ein zweites: „Holt! Hvem der?“ ohne Antwort blieb, krachte ein Schuß über das Wasser hin, aber nach wenigen Augenblicken erfolgte von der Schlei her der gleiche Gruß zurück.

„Nu kunn't glücken!“ flüsterte der Jäger Dorrien zu, „dat weer min Söhn! — vörwarts! — Nah den Schuß sökt se dat Oewer (Ufer) af, un wildeß flieht wie in't Holt.“ Vorsichtig erhoben sie sich und schlichen in gebückter Stellung längs des Zaunes im Graben dem Holze zu. Kaum hatten sie die das Gehölz einfriedigende Umzäunung überstiegen, als es hinter ihnen auf der Wiese lebendig wurde von dänischen Soldaten, welche theils gegen das Ufer, theils gegen die Hölzung vorgingen.

„Nu hett't keen Nod mehr!“ sagte der Jäger, die Büchse, welche er bisher in der Hand getragen, über die Schulter hängend,

*) Halt! wer da?

„wer mi hier stellen will, mutt mehr kän'n, as Commißbrot freten! Gahn Se man jümmer dicht achter mi her!"

Hatte ungeachtet des bewölkten Himmels das Aufgehen des Mondes auf freiem Felde sich unbemerkbar gemacht, so herrschte doch hier im Holze noch tiefes Dunkel, aber mit der Sicherheit, wie sie nur dem revierkundigen Jäger eigen sein konnte, hielt er ohne jeden Pfad zwischen den Stämmen hindurch die einmal eingeschlagene Richtung ein, nur ab und zu auf einen zu überspringenden Graben aufmerksam machend, und in solchem Geschwindschritt, daß Dorrien Mühe hatte, ihm zu folgen. Nachdem sie eine gute halbe Stunde so ausgeschritten, hatten sie die Grenze der Hölzung erreicht. Hier hielt der Alte seine Schritte an und sagte: „So, för't Erst sünd wi in Säkerheit!"

„Aewer de Annern in't Boot?" entgegnete Dorrien. Lachend entgegnete der Jäger, um die brauche er sich keine Sorge zu machen. Der von seinem Sohne abgegebene Schuß sei das Zeichen gewesen, daß sie bereits wieder über die Mitte der Schlei hinaus gelangt. Die wären längst auf der anderen Seite gelandet in Wesebye,*) wohin auch er sich nachher durch einen Louisenlunder Fischer bringen lassen würde. Von hier gingen sie dann alle drei nach Missunde, würden von dem auf Angeler Seite liegenden Fährhause durch einverstandene Angeler Bauern nach Kahlebye**) gefahren, und gingen von dort zu Fuß nach Schleswig zurück, wo Niemand ahnen würde, daß sie auf dieser Seite gewesen. Ihr Boot brächte ein Fischer aus Wesebye am folgenden Morgen mit Fischen für die Herren Dänen zurück nach Schleswig, und werde dann in derselben Weise wie sie gekommen, über Kahlebye nach Wesebye zurückgebracht.

„So geiht bi uns All'ns Hand in Hand. Up de Art hebbt wi de Dänen all männig Näs dreiht un männig Een nah Rendsborg dörch holpen! Hir gaht wi äwer nu vun'n anner, Herr!" schloß er seine Rede. „Up dat Licht, wat dor up de anner Sit vun de lütt Wisch uplücht', mäten Se to gahn."

Das Licht brenne, fuhr er fort, in dem Hinterhause des Wirthshauses von Fleckebye und bedeute, daß die vordere Gaststube für den Augenblick nicht sicher sei; es wären auch wohl dort patrouillirende Dänen. Dorrien werde, wenn er dem Wege folge, rechts eine kleine offenstehende Pforte finden, durch welche er in den Garten und den Hof vor dem Hinterhause gelange. Dort soll er leise an den Fensterladen klopfen, welcher gerade unter

*) Dorf an der Schlei, 1¼ Meilen nordwestlich von Eckernförde.
**) Kirche 1 Meile nordöstlich von Schleswig.

dem im oberen Stock brennenden Licht befindlich sei, und man werde ihm sofort öffnen.

„Dunn geb'n S', ahn' en Wort to snacken, düssen Stock af," und damit holte er einen kurzen, mit mehren Kerbschnitten versehenen Knüppel aus seiner Jacke hervor, „un Se ward'n säker nah Rendsborg bröcht!"

Unser Flüchtling erstaunte nicht wenig über die Umsicht, mit welcher diese schlichten Leute ihre Vorkehrungen getroffen, und über den Wagemuth, mit welchem sie ihre Hülfsdienste leisteten. Dabei kam ihm aber auch der Gedanke, daß, was dieser Mann und Genossen für ihn gewagt, doch auch seinen Lohn erheische, und unwillkührlich griff er in seine allerdings nur mit geringen Mitteln versehene Tasche.

„Ne, Herr!" sagte der Jäger, diesen Griff sofort richtig abschätzend, „üm't Geld drägt wie uns' Fell nich to Mark', dat geiht för't Land und uns' Recht! Helpen S' den Däuen ut Sleswig jagen, füs deiht nicks nödig!" und offenbar verstimmt, wandte er sich kurz, und ging raschen Schrittes ins Holz zurück, so daß Dorrien ihm nacheilen mußte, um sich mindestens mit einem herzlichen Händedruck von ihm zu verabschieden.

Nachdem er sich von dem Jäger getrennt, folgte er, das Licht im Auge, dem am Gehölz hinführenden Feldwege. Die kleine Pforte war bald gefunden, und durch den Garten schleichend, gelangte er zu dem bezeichneten Fensterladen. Laute Stimmen im Vorderhause, sowie Pferdegetrappel und Säbelklirren ließen keinen Zweifel, daß dänische Kavallerie vor dem Wirthshause Halt gemacht.

Zögernd stand Dorrien in dem Hinterhof; durfte er unter solchen Umständen wagen, zu klopfen? aber hier draußen zu stehen, konnte nicht minder gefährlich werden; also vorwärts! Er trat dicht an das Haus, da erfolgte auf der Straße ein Kommando, und die Truppe ritt davon. Er sollte ja wohl ungehindert durchkommen!

Erleichtert aufathmend, pochte er jetzt an den Fensterladen. Obwohl kein Licht in dem Raum war, hörte er deutlich bei seinem Klopfen flüsternde Stimmen. Im Hause ging eine Thür, und gleich darauf wurde ein kleines Fenster neben der Hinterthür handbreit geöffnet. „Jemand da?" fragte eine leise Stimme. Dorrien reichte den Stock durch die Spalte. Ein aufblitzender Lichtschein und der Talismann hatte gewirkt; die Hinterthür wurde sofort geöffnet.

„Sie kommen gerade noch zur rechten Zeit," flüsterte der ihm entgegentretende Wirth, „hier sind noch drei, welche heute Nacht weiter gebracht werden sollen. Wir warteten nur, bis die Dra-

goner=Patrouille abgeritten; an einem Kruge können die Kerle nicht vorbeifinden, sie müssen erst ihren Schnaps haben."

Auch Dorrien stärkte sich durch Schnaps und Imbiß zu dem zweifellos noch recht mühseligen Marsch. Die drei dort schon Wartenden erwiesen sich auch als bei Bau versprengte Freiwillige. Mit einem neuen Führer ging es auf ungebahnten Wegen nun wieder in die Nacht hinaus. Die Mitte haltend zwischen den von Schleswig und Eckernförde nach Rendsburg führenden Landstraßen schlichen sie über Koppeln und Zäune, wie auf Feld= und Waldwegen durch die Felhorster Hölzungen bis Ascheffel *). Hier wurde bei Tagesanbruch Halt gemacht. Der von Fleckeby nach Ascheffel gebrachte Bauernstock erwirkte auch hier Aufnahme und sicheres Geleit. In dem Hause des Bauervogts wurden sie bis zum Anbruch der Nacht verborgen gehalten und dann auf gleichen Schleichwegen ohne weitere Abenteuer an unsere in Steinsieken stehende Feldwache abgeliefert. Gleich dem alten Jäger wiesen auch die andern Führer jede Vergütung zurück.

Hut ab vor diesen schlichten Leuten, welche, sonst allem politischen Parteitreiben fernstehend, lediglich für das angetastete Recht ihres Landes in so opferwilliger Weise Leben und Existenz wagten!

Wenn auch die in solcher Weise glücklich endende Flucht aus dänischer Gefangenschaft nicht arm an spannenden Augenblicken gewesen sein dürfte, so habe ich diese Erzählung doch hauptsächlich eingeflochten, um zu zeigen, wie die Bewohner Angelus in Verbindung mit den ihnen gleichgesinnten braven Bauern der Hüttener Harde ihren bei der Erhebung gethanen Schwur hielten. Die junge Mannschaft aus beiden Distrikten hatte sich sofort in Rendsburg zur Verfügung gestellt, hatte aber großen Theils vorläufig zurückgewiesen werden müssen, weil es an Offizieren, sie zu führen, und auch an Waffen fehlte. Die Alten nun und diese Zurückgewiesenen suchten, ihres Schwures eingedenk, aber auch von der Liebe zu ihrem Lande getrieben, in ihrer Weise den anrückenden Dänen Abbruch zu thun, haben namentlich in der ersten Zeit der Erhebung in solcher Weise der Sache wesentliche Dienste geleistet und dadurch den Beweis geliefert, daß der früher mitgetheilte Ausspruch v. Altens: „daß trotz der vielverheißenden Versammlungen im Allgemeinen wenig Thatsächliches vom Volke selbst geschah", in der That auf Unkenntniß der Vorgänge im Volke selbst beruhte. —

Was diese Leute in der obigen Erzählung ohne obrigkeitliche Organisation, lediglich aus sich selbst heraus geleistet, war gewiß

*) Ascheffel, Dorf $1\frac{1}{2}$ Meilen südwestlich von Eckernförde in der Hüttener Harde.

ein Beweis hoher patriotischer Opferwilligkeit, der den schönsten Beispielen deutscher Geschichte gleichgestellt zu werden verdient. In richtigem Instinkt hatten sie eine Weise erwählt, in welcher sie wirklich der Sache zu dienen vermochten, und welche wahrlich Muth und Ausdauer in hohem Grade erforderte, und jeden Falles handelten sie einsichtiger, als wenn sie sich, dem Zuge der damaligen Zeit folgend, auf eigene Faust und ohne militärisch gebildete Leitung zu einem Landsturme organisirt hätten, der regulärem Militair gegenüber doch unbrauchbar gewesen wäre, und im Falle des Mißlingens nur ihre schöne fruchtbare Landschaft sicherer Verwüstung preisgegeben hätte.

Welchen Verlaß ein solcher Landsturm im Ernstfalle bietet, davon pflegte der in unseren Feldzügen als schneidiger Offizier, aber auch wegen seines unseren Leuten trefflich angepaßten Humors so bekannt gewordene Oberst v. Zastrow ein spaßhaftes Histörchen zu erzählen.

Nach dem unglücklichen Gefechte bei Bau war es der Agitation der in der allgemeinen Volksbewaffnung alles Heil erblickenden Olshausen'schen Partei zu verdanken, daß auch bei uns ein Landsturm, dem aber natürlich militairische Führung fehlte, in's Leben gerufen, und aus dem Arsenal die Anzahl von 6000 Gewehren, deren wir so nothwendig zur Bewaffnung der neu zu formirenden regulären Bataillone bedurften, an die darauf antragenden Gemeinden ausgeliefert wurde. Da die Herren ja auch die allgemeine Jagdfreiheit durchgesetzt und proklamirt hatten, so wurden von manchen Schlaubergern die Gewehre wohl mehr zu diesem Zwecke requirirt, als um den Dänen damit ernstlich zu Leibe zu gehen. Bei den Angelern scheint dies allerdings weniger der Fall gewesen zu sein, denn als v. Zastrow, damals noch Major, mit einem Corps von ca. 4000 Mann nach der Schlacht bei Schleswig am 25. April durch Angeln auf Flensburg marschirte, und bei Satrup*) für die Nacht Halt gemacht hatte, erschien, als er am folgenden Morgen im Begriff war, aufzubrechen, eine Abtheilung des Angeler Landsturmes mit der Bitte, sich an der Vertreibung der Dänen betheiligen zu dürfen.

Zastrow, der von vornherein nicht viel von dieser Hülfe erwartete, aber durch Zurückweisung den Patriotismus der Leute nicht kränken wollte, nahm dieses Anerbieten dankend an, und diese Schar bewaffneter Bauern bis Kollerup**) mit, woselbst er dem Landsturme die dort befindliche Brücke und den Engpaß zur Be-

*) Kirchdorf in Angeln, $2^{3}/_{4}$ Meilen nördlich von Schleswig.
**) Dorf an der Bondenaue, $1^{1}/_{2}$ Meilen südöstlich von Flensburg.

wachung übergab, falls ein überlegener Feind ihn zum Rückzuge nöthigen würde.

Als um Mittag das Truppen-Korps Halt machte, kam ein reitender Bote vom Anführer des Landsturmes nachgeeilt, der sich die Befehle des Majors ausbat, weil seine Leute nicht länger stehen bleiben könnten. Auf Zastrow's Frage: „Warum die Leute denn dort nicht länger stehen könnten?" antwortete der Bote trocken: „Ne, — stahn känt se nich; — se sünd all besapen!"

„Das freilich ist ein annehmbarer Grund!", — erwiderte Zastrow lachend. „Ein Rückzug ist für mich ohnehin unwahrscheinlich; — da die Leute, wenn sie nicht stehen, natürlich auch nicht gehen können, so lasse ich den Befehlshaber bitten, sie nach Hause fahren zu lassen!" —

Die Leute hatten, wie man sieht, das mehrstündige vergebliche Warten auf den Feind in ihrer patriotischen Begeisterung zu einer ausgiebigen Kneiperei in dem nahegelegenen Dorfkruge benutzt. Nebenbei bemerkt, war dies, soweit bekannt geworden, die einzige Gelegenheit, wo etwas von dem viel angepriesenen Landsturme zum Vorscheine kam.

Die vorstehende Erzählung Zastrow's ist vielfach verbreitet und belacht worden; — umsoweniger durfte die Geschichte von Dorrien's Flucht in diesen Blättern fehlen, da sie die Leute desselben Distriktes von einer ganz anderen und hochachtbaren Seite zeigt.

---

18. Kapitel.

Auf der Feldwache. Der erste Feind. Die Preußen in Schleswig. Eine peinliche Situation.

Die glückliche Flucht Dorrien's hat uns wieder nach der Feldwache zu Steinsieken zurückgeführt, wo wir die freiwillige Kavallerie am 10. Abends verließen, und kehren auch wir vorläufig zu meinen eigenen Erlebnissen zurück.

Die nächsten Tage verliefen ohne irgend welche Ereignisse auf der Vorpostenlinie. Die Zeit der diplomatischen Verhandlungen war, wie wir später sehen werden, trotz des unglücklichen Gefechtes bei Bau noch nicht zu Ende, und die Dänen beschäftigten sich einstweilen mit der ihnen eigenen Unverfrorenheit damit, aus den von ihnen besetzten Landestheilen alle ihnen irgendwie mißliebigen Elemente in die Gefangenschaft fortzuschleppen.

Mochten auch von ihrem Standpunkte aus die Dänen zu einer strengen Bestrafung der von ihnen abgefallenen Beamten sich berechtigt halten, so wird doch die rohe, empörende Behandlung derselben vor erfolgtem Richterspruche stets ein Schandfleck für den dänischen Volkscharakter bleiben. Auch jeder ihnen mißliebige Privatmann verfiel gleicher Brutalität. Geradezu entsetzlich lauteten die Nachrichten über die Behandlung der ihnen bei Bau in die Hände gefallenen Gefangenen. Mochten auch einige Uebertreibungen dabei unterlaufen, — das zweifellos Constatirte genügt, um jeden nur halbwegs gebildeten Menschen mit Staunen und Ekel gegen solch' feige Rache an Wehrlosen zu erfüllen. Zu den als „verbürgt" erzählten Vorgängen gehört folgender:

Ein vornehmer im Nordschleswigschen stationirter Oberforstbeamter, in dem man wegen einer schwachen Aehnlichkeit den Herzog von Augustenburg, den Großvater unser allergnädigsten Kaiserin Auguste Victoria, also einen nahen Verwandten des dänischen Königshauses gefangen zu haben glaubte, wurde auch auf einem Kriegsdampfer nach Kopenhagen geschleppt. Man hatte den alten Herrn, anderer Brutalitäten nicht zu gedenken, ohne ihm irgendwelche Erquickung zu reichen, auf dem Verdecke in der Nähe des Schornsteines angebunden. Dänische Offiziere (!!), welche auch auf dem Verdecke ihr Frühstück einnahmen, vergnügten sich damit, ihm die abgenagten Knochen in's Gesicht zu werfen mit dem Rufe: „For den Tydske Hund!" *)

Diese Probe dürfte genügen zur Rechtfertigung des oben gethanen Ausspruches. Uebrigens erheischt die Gerechtigkeit, auch mitzutheilen, daß einzelne dänische Schiffskapitaine eine rühmliche Ausnahme machten, indem sie sich bemühten, die Leiden der auf ihren Schiffen transportirten Gefangenen zu mildern, soweit es in ihrer Macht lag.

Hatten die Dänen vielleicht geglaubt, durch eine derartige Behandlung der in ihre Gewalt Gerathenen die Bewohner der Herzogthümer von einer ferneren Betheiligung an dem sog. „Aufruhre" abzuschrecken, so hatten sie sich arg verrechnet. Diese empörenden Nachrichten erbitterten nicht nur die Truppen, sondern auch das ganze Land auf's Höchste. Die Soldaten lechzten darnach, den Dänen die schnöde Behandlung ihrer Kameraden mit dem Schwerte heimzuzahlen, und das Land erkannte, welches Loos seiner harre, wenn es den Dänen gelänge, weiteren Fuß in den Herzogthümern zu fassen.

Das Gefecht bei Bau, in welchem die Dänen uns niedergeschmettert zu haben glaubten, wurde durch ihr unverständiges, jede

*) Für den deutschen Hund.

Versöhnung unmöglich machendes Vorgehen im Gegentheile zu einem Sporn erhöhter Kraftanstrengung und eine Quelle gehobener Begeisterung für die deutsche Sache.

Während die Dänen so ihr Möglichstes thaten, sich die Herzogthümer immer mehr zu entfremden, die Preußen, wie es schien, dem Treiben noch immer gleichgültig zusahen, führten wir, die freiwillige Kavallerie, in Sorgbrück und auf der noch immer besetzt gehaltenen Feldwache in Steinsieken ein Stillleben, welches langweilig zu werden drohte.

Der Dienst war allerdings recht anstrengend. Die sog. Schwadron bestand nach Abgabe der Ordonnanzen an das General-Kommando aus nur zwei Zügen. Diese zwei Züge mußten alle 24 Stunden und auf die gleiche Zeit die Feldwache in Steinsieken beziehen, so daß wir uns täglich auf dieser Route im Marsch befanden. Bei den vielen ausgesetzten Doppel-Vedetten, welche das dortige Terrain erheischte und alle zwei Stunden abgelöst wurden, mußte auch fast die halbe Mannschaft der Feldwache auf Posten ziehen, und für die übrigen gab es kaum eine anderthalbstündige Ruhe, bis wieder sie die Reihe traf. Kein Wunder, daß so wenig an Kriegsstrapazen und strammen Dienst gewöhnte Mannschaften übermüdet waren. Der Feind hatte sich bisher ja noch nirgends gezeigt und so überließen sie sich oft einer Sorglosigkeit, welche die so nothwendige Wachsamkeit auf einem solchen Posten gefahrvoll beeinträchtigte.

Eines Nachmittags spät — es fing schon an, dämmerig zu werden — führte ich den abgelösten Zug zurück nach Sorgbrück. Langsamen Schrittes bummelten wir längs des gewohnten Weges. Da hörte ich, wie Einer aus dem Zuge rief: „Donnerwetter! — Dem Bauern müssen sie wohl die ganze Fourage abrequirirt haben, daß er seinen Gaul um diese Jahreszeit schon ins Gras jagt! Was der sich da wohl pflücken soll?!"

Mich umschauend sah ich, wie der Sprecher nach rechts deutete, und gewahrte nun auf dem Kamme eines ungefähr 100 Schritte von der Landstraße befindlichen höheren Hügels ein anscheinend „getüdertes" Pferd in der Weise, wie man im nördlichen Schleswig und ganz Dänemark das Rindvieh auf der Weide anzupflöken pflegt. War mir das frühe Austreiben schon auffallend, so mehr noch das bei Pferden und in jener Gegend überhaupt nicht gebräuchliche „Tüdern". — Ich erfreute mich damals eines besonders scharfen Auges, das mich ein Fernrohr kaum vermissen ließ. Trotz der Dämmerung glaubte ich zu erkennen, daß das Pferd ein Militair-Kopfstück trug. Ich ritt nun an eine Stelle des den Weg von der Koppel scheidenden Knicks, welche einen freieren Ausblick ge-

währte und sah nun deutlich, daß zwischen den Beinen des Pferdes ein Mann auf dem Bauche lag, der offenbar unsere Stückzahl abzählte.

Jetzt kam mir doch der Gedanke, daß dort ein feindlicher Kavallerist liege, der sein Pferd am Fouragirstrick halte, um es uns als grasenden Bauerngaul erscheinen zu lassen; eine recht findige Vorkehrung, um uns unbemerkt beobachten zu können. Der Sache mußte schnell näher auf den Grund gegangen werden. Wir setzten uns sofort in Trab. Ungefähr 30 Schritte vor uns befand sich ein von der Landstraße auf die Koppel führendes Heckloch. Sobald wir in die Koppel einschwenkten, verschwand das Pferd mit blitzartiger Geschwindigkeit von der Höhe. Das war mehr als verdächtig. Da möglicherweise hinter dem Hügel eine größere Abtheilung Kavallerie halten mochte, so ließ ich den Zug vor dem Heckloch aufmarschiren, während ich links, ein Anderer rechts um den Hügel und ein Dritter in der Mitte sofort auf die Höhe jagte.

Obgleich ich mit Umreiten des Hügels kaum 150 Schritte im Galopp zurückzulegen hatte, sah ich, sobald ich um den Hügel kam, wie ein dänischer Husar auf vollständig gesatteltem Pferde an der andern Seite der Koppel durch den Zaun setzte, indem er mit einer nicht zu verkennenden Handbewegung uns seine Verachtung über unser Zuspätkommen zu erkennen gab. Da auch wir den Zaun erst hätten nehmen müssen, war sein Vorsprung zu groß, eine Verfolgung überdies nicht räthlich, da wir durch seine Flucht vielleicht in einen Hinterhalt gelockt werden sollten; so mußten wir ihn denn unbehelligt entwischen lassen.

Jedenfalls war es ein kapitales Reiterstück, was der Bursche uns vorgemacht und wohl geeignet, uns allen Respekt vor der Brauchbarkeit seiner Truppe im Aufklärungsdienste einzuflößen. Der Mann hatte das Satteln besser gelernt, als wir; in unglaublich kurzer Zeit hatte er es fertig gebracht. Dies war der erste Feind, den ich zu Gesicht bekam, und noch dazu ein Prachtkerl! Uebrigens sah ich von diesem Augenblick ab auch unser Korps mit andern Augen an. War es für zwanzig Mann auch keine Heldenthat, gegen einen einzelnen Mann vorzureiten, so war es doch mehr als wahrscheinlich, daß hinter dem Hügel verdeckt ein größerer Reitertrupp halte, und die zum Absuchen des Hügels Vorreitenden gingen so schneidig vor, daß an dem persönlichen Muth, der, weil er beständig im Munde geführt wurde, uns Schleswig-Holsteinern etwas verdächtig erschien, kein Zweifel gestattet blieb.

Als ich am folgenden Nachmittag mit dem Zuge wieder auf Feldwache ritt, erfuhr ich von uns begegnenden Bauern, daß ein dänischer Husar bereits mehrere Tage unsere Märsche zwischen Sorgbrück und Steinsieken beobachtend begleitet habe und wiederholt

ganz in unserer Nähe gewesen sei. So waren sie also doch schon früher dagewesen, und nur von unsern sorglosen Vedetten, die ja vielleicht auch durch ähnliche Kunststücke getäuscht sein mochten, bisher nicht bemerkt worden.

Natürlich machte ich mir jetzt zur strengen Pflicht, die Augen Tag und Nacht offen zu halten, und dies um so mehr, als mir für diese Nacht wegen anderweitiger Verwendung des Premier-Lieutenants v. Gröning das Kommando auf der Feldwache anvertraut und somit eine große Verantwortung aufgeladen war.

Ganz wohl war mir bei diesem Kommando gerade nicht. Verstand ich doch selbst noch so gut wie gar nichts vom Felddienst. Nur das wußte ich, daß ich nicht allein für die Mannschaft auf der Feldwache, sondern auch für die Sicherheit der ganzen Armee auf diesem Punkte verantwortlich war. Ich sagte mir, daß meine Vorgesetzten, welche ja ebenso gut wußten, daß ich ein Neuling im Dienste war wie die Andern, mir das Kommando nur gegeben haben konnten, weil sie in mich das Vertrauen setzten, daß ich, was mir an Dienstkenntniß abginge, durch unermüdliche Wachsamkeit zu ersetzen suchen würde, und dieses Vertrauen mit Aufwendung der letzten Kräfte zu rechtfertigen, das Uebrige dem lieben Gott zu überlassen, war der Schluß des Gedankenganges, der mich auf dem Ritt nach Steinsieken an jenem Tage unaufhörlich beschäftigte.

Die Vedetten, welche wir ablösten, hatten wieder keine Dänen gesehen, und wir fanden die Feldwache vor in noch sorgloserer Stimmung, als wir sie verlassen. Unsere Erzählung von dem Husaren begegnete ungläubigem Lächeln. Die nach Sorgbrück Abrückenden rubricirten sie unter die Gespenstergeschichten; sie scherzten darüber, ob der „verwunschene Gaul" auch ihnen erscheinen würde. Der schnell sattelnde Husar wurde einfach auf Rechnung unserer erregten Phantasie gesetzt. Das „Gespenst vom vorigen Abend" erschien ihnen nicht; um so mehr lachten sie. Bauern behaupteten aber, ein Husar habe auch diesen Zug ganz in der Nähe begleitet. Die Bauern „logen" natürlich, so meinten die Andern.

Nun — etwas Gespensterhaftes hatte diese Erscheinung des Husaren immerhin. Es blieb räthselhaft, wie dieser Reiter in die Nähe des diesseit der Sorge belegenen Weges gelangen konnte, ohne von unsern Vedetten bemerkt zu werden. In der Nacht mußte er wohl durchgeschlichen sein, wo aber hielt er sich am Tage verborgen? Im nördlichen Schleswig, wo es selbst damals — das jetzige Vorkommen hat andere Gründe — in manchen Distrikten wirklich dänischgesinnte Bauern gab, war so etwas leicht möglich, aber hier? Dennoch! Der Mann mußte Weg und Steg

zu genau kennen. Er war wohl ein Landeskind; zum Deserteur wollte er nicht werden, und von den Eltern und der Sippschaft wurde er nicht verrathen. Anders war es kaum zu erklären. Trotz im Grunde deutscher Gesinnung der Betheiligten bereiteten uns derartige, aus Familienverhältnissen entspringende, durchaus nicht vereinzelt vorkommende Fälle manche Schwierigkeiten, ja oft geradezu Gefahren. Es war ja eben ein Krieg, wo oft der Vater gegen den Sohn, der Bruder gegen den Bruder focht, — theils aus abweichender politischer Anschauung, dann aber auch, weil für die dänische Garde auch aus den Herzogthümern rekrutirt wurde und wirkliche Fahnenflucht dem ehrlichen Charakter unserer Landsleute nicht zusagt.

Daß in dem Augenblick der Erhebung für die Rechte des Herzogs und des Landes ganze Bataillone zu uns übergingen, war für die Leute, weil sie in ihrem in den Herzogthümern heimischen Militairverbande verblieben, etwas ganz Anderes, als wenn ein einzelner Mann auf seine eigene Faust von seinem Truppentheile desertirt. Dies kam während des Krieges nur vor bei solchen Mannschaften, welche, durch falsche Vorspiegelungen der dänischen Offiziere verleitet, im ersten Augenblick ihre Kameraden verlassen hatten, um der dänischen Fahne zu folgen, dann aber, als sie den wahren Sachverhalt erfuhren und ihren Irrthum erkannten, auch mitten im Gefecht unter dem auf sie gerichteten Kugelregen der Dänen zur deutschen Fahne zurückkehrten. Desertion war stets in ihren Augen etwas Feiges und Schimpfliches, sie sahen aber ihr anfängliches Fortgehen nach Dänemark für Desertion an, nicht ihre Rückkehr zur deutschen Truppe. Dagegen ist mir während des Krieges kein Fall bekannt geworden, wo vor dem 24. März 1848 für dänische Regimenter rekrutirte Schleswig-Holsteiner zu uns desertirt wären. Wohl klagten sie im Quartier den deutschen Bauern, wie schwer es ihnen falle, gegen ihre Landsleute, die doch eigentlich Recht hätten, zu fechten, aber der schleswig-holsteinische Bauernsohn, und diese waren ja damals noch allein militairpflichtig, desertirt nicht, — dazu ist er zu rechtlich geartet. Er hatte in diesem Falle seinen Fahneneid in Dänemark geleistet, und den mußte er halten. So blieb er, wenn auch mit schwerem Herzen, bei der dänischen Truppe.

Wir dürfen wohl unsern vielbesprochenen Husaren, der gleich bei seinem Erscheinen so wunderbare Ortskenntniß entwickelte, zu dieser Kategorie zählen. War er indessen ein Gespenst, wie der von uns abgelöste Zug, der nichts gesehen hatte, weidlich foppte, so mußten mein Zug und ich wahre Sonntagskinder sein, denn kaum hatten wir die Vedetteposten bezogen, als wir, allerdings in

größerer Entfernung, aber deutlich auf den vor uns liegenden Höhen eine dänische Kavallerie-Vedetten-Linie entdeckten. Jetzt waren sie also wirklich da, und ich nahm mir vor, während des 24stündigen Dienstes kein Auge zu schließen, um jeder Unachtsamkeit der Leute möglichst vorzubeugen.

Vor Dunkelwerden beritt ich alle von unseren Vedetten besetzten Punkte, um mich zu überzeugen, ob auf jeden derselben ein auch in dunkler Nacht in's Auge zu fassender Gegenstand vorhanden sei, der als Anhaltepunkt für stets richtige Front dienen könne. Die Pferde haben nämlich, wenn auch nur ein leiser Wind ihnen entgegensteht, starken Hang, die Front zu verändern. Unter unruhigem Hin- und Hertreten wissen sie dies dem Reiter so unbemerkbar auszuführen, daß es in recht dunklen Nächten vorkommt, daß eine Vedette, welche sich keinen in der Nähe liegenden, die einzuhaltende Front bezeichnenden Punkt gemerkt hat, oder wegen Mangels eines solchen nicht merken konnte, bei der nach zwei Stunden erfolgenden Ablösung mit dem Rücken, statt mit der Front gegen die zu beobachtende Gegend hält. — Eigentlich kam ich während der 24stündigen Dauer der Wache kaum aus dem Sattel, denn außer der alle zwei Stunden erfolgenden Ablösung der Vedetten, der ich stets persönlich beiwohnte, revidirte ich noch alle Stunde die ganze Kette, um mich von der steten Wachsamkeit der Posten zu überzeugen. Uebrigens muß ich der Mannschaft meines Zuges nachrühmen, daß sie es, seit die Dänen wirklich vor uns standen, an Aufmerksamkeit nicht fehlen ließ.

Der Nachmittag verlief indessen ruhig, auch der größte Theil der Nacht. Ein leiser von Norden wehender Wind trug selbst aus größerer Entfernung jedes Geräusch deutlich an unser Ohr. So auch — es mochte Morgens zwischen 3 und 4 Uhr sein — hörte ich in einer der vor uns liegenden Ortschaften oder Gehöfte starkes Hundegebell, als wenn Dorfköter rasch durchpassirende Reiter oder Wagen mit ihrem Gekläff verfolgen. Sofort ließ ich die Mannschaft der Feldwache aufsitzen; in demselben Augenblick kam auch schon die Meldung von sämmtlichen gleichfalls durch die Dorfköter alarmirten Vedetten. Dieselben wurden zu verdoppelter Aufmerksamkeit ermahnt, während wir mit aufgenommenem Gewehr die Straße besetzt hielten und der kommenden Dinge harrten, denn daß Truppenbewegungen vor unserer Linie stattfanden, war zweiffellos.

Ich gestehe, daß ich mich in dem Augenblick in nicht geringer Aufregung befand. Die Müdigkeit, welche sich nach dem anstrengenden Wachdienst schon recht bemerkbar gemacht hatte, war wie weggeblasen; nur der Gedanke, daß wir den herannahenden Ereig-

nissen schwerlich gewachsen sein würden, beschäftigte mich. Wir saßen mit unserer Feldwache so ziemlich an der Luft. Ueber die Stellung der Preußen waren wir ganz im Unklaren. So viel uns bekannt, befand sich kein Truppentheil, der rasch zu unserer Unterstützung herbeieilen konnte, in hörbarer Schußweite, und daß es uns ungeschulten Leuten in so geringer Anzahl gelingen würde, den Angriff einer disciplinirten Truppe auch nur mit einigem Erfolg aufzuhalten, war mir denn doch mehr als zweifelhaft. Ich ließ daher den Reiter des besten Pferdes in einiger Entfernung hinter uns auf der Straße halten mit der Weisung, sobald der Feind zum Angriff auf uns überginge, nach Sorgbrück zu jagen, um dem Rittmeister Meldung zu machen. Die Meldung, welche wahrscheinlich die ganze Armee alarmirt hätte, konnte freilich recht voreilig sein, da es sich möglicherweise nur um eine Patrouille handelte, aber, wie die Verhältnisse einmal lagen, fürchtete ich, den Angriff nicht so lange aufhalten zu können, um den Feind zur Entwickelung seiner Stärke zu veranlassen, und vielleicht ganz an einer Meldung verhindert zu werden. So wurde die Armee aber jedenfalls von der Annäherung des Feindes auf diesem Punkte avertirt, und wir hatten geleistet, was man von uns erwarten konnte. Was aus uns Uebrigen dann werden würde, kam nicht in Betracht und stand in Gottes Hand.

Das sind aufregende Augenblicke für einen jungen Soldaten, aber auch für den alten bilden sie den Reiz auf der Feldwache, und in meinen Erinnerungen möchte ich sie nicht missen.

Stunden lang warteten wir so vergebens, als es aber Tag wurde, klärte sich das Geheimniß der Nacht auf. Die am Tage vorher von uns beobachteten Kavallerie-Vedetten waren von den Höhen verschwunden; die Dänen hatten also wohl während der Nacht ihre Stellung verändert! Verdrießlich und ermüdend war es, die ganze Nacht so gespannt und noch dazu umsonst gewartet zu haben; man kam sich doch schließlich selbst einigermaßen als komische Person vor. Aber ärgerlicher noch war, daß wir, als am Nachmittag die Ablösung eintraf, natürlich wieder Gespenster gesehen haben sollten, und der Fopperei kein Ende war.

Die Ablösung brachte übrigens für mich auch sonst noch eine wenig erbauliche Ordre. In Folge des gewiß anstrengenden Wachdienstes, den ich mir ja selbst noch freiwillig verschärft hatte, recht ermüdet, hatte ich dem Eintreffen der Ablösung mit einiger Sehnsucht entgegengesehen und nun war es mit der erhofften Ruhe gründlich Essig! Ich erhielt den Befehl, nur meine bisherige Mannschaft nach Sorgbrück zurück zu senden, selbst aber das Kommando auf der Feldwache noch bis zum andern Morgen 4 Uhr

fortzuführen, um welche Zeit der Premierlieutenant v. Gröning, der bis dahin durch anderweitiges Kommando abgehalten wäre, mich ablösen würde. Diesen Vertrauensbeweis hätte ich gern abgelehnt, aber gehorcht mußte ja werden. Jung, wie ich damals war, machte mir die augenblickliche Ermüdung wenig Kummer — die 12 Stunden mehr waren wohl auch noch auszuhalten —, wenn ich nur dieselben Leute behalten hätte! Da sie selbst die Dänen gesehen, die ja jeden Augenblick wieder auf der Bildfläche erscheinen konnten, war auf ihre Wachsamkeit schon mit Sicherheit zu rechnen; die neue Mannschaft dagegen mußte wegen ihrer Ungläubigkeit doppelt überwacht werden, und so durfte ich wieder auf eine recht anstrengende Nacht rechnen.

Der Rest des Tages verlief in gewohnter Weise ohne jedes Ereigniß, doch die in Allem sich bekundende Sorglosigkeit der Mannschaft ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Bei der Revision der Posten fand man diese gemüthlich mit einander schwatzend, und kehrte ich zur Feldwache zurück, konnte ich mit Sicherheit darauf rechnen, die gesammte dienstfreie Mannschaft hinter ihren Pferden in Strohhaufen, welche sie sich aus den Bauerhöfen zusammengeschleppt hatten, schnarchend vorzufinden. Mehrfache nach eingetretener Dunkelheit gemachte Versuche, diese schlafende Gesellschaft rasch zu alarmiren, verliefen recht kläglich, so daß ich vollauf Grund hatte, für den Ernstfall Besorgnisse zu hegen.

Es mochte wohl gegen 2 Uhr Morgens sein; ich war so eben von einem Rundritt bei den Vedetten, welche nichts Auffälliges bemerkt hatten, zurückgekehrt. Die Mannschaft lag in tiefem Schlaf umher im Stroh. Um der auch mich fast übermannenden Müdigkeit Herr zu werden und die in der kalten Morgenluft fröstelnden Glieder zu erwärmen, band ich mein Pferd an einen Pfosten und ging auf der Feldwache auf und nieder. So war doch Einer zur Stelle, welcher hier Wache hielt, denn auch der Posten vor dem Gewehr war an den Wall gelehnt eingeschlafen und nicht munter zu machen. Es war so recht ein Bild einer bummeligen Freischarentruppe.

Eine Viertelstunde war ich so umherspaziert, als ich auf der Straße von Friedrichshof her nahende Schritte vernahm. Diese Straße mündete, wie ich schon vorhin beschrieben, direkt in unsere Feldwache. Was auf diesem Wege kam, konnte nur eine Meldung von unsern, die Straße zu beiden Seiten besetzt haltenden Vedetten sein. Rasch eilte ich zu der Stelle, wo der Weg einmündet, um dem Meldenden entgegenzugehen. Sobald ich indessen den Weg betrat, stutzte ich. Das war nicht der Hufschlag eines einzeln daher trottenden Pferdes, das war ja ein wahres Getrappel, wie

es von Kavallerie gar nicht herrühren konnte. Vorsichtig wagte ich einen Schritt um die Ecke. „An die Pferde! — Aufgesessen!" brüllte ich mit allen Kräften, deren meine Lunge fähig war — und wahrhaftigen Gottes vergeblich —, der verschlafenen Mannschaft zu, als ich eine im Laufschritt auf mich zueilende starke Infanterieabtheilung gewahr wurde. Mein Pferd stand in ziemlicher Entfernung an der andern Seite der Feldwache angebunden. Da warf ich mich denn, um meine Schuldigkeit zu thun, mit dem Rücken gegen den etwas vorspringenden, den Weg einfassenden Wall, riß den Säbel aus der Scheide und die Klinge über den Weg einigen dreißig mir entgegenblitzenden Bajonetten vorhaltend, rief ich, aber gewiß mit recht gepreßter Stimme: „Halt! — Wer da!" war ich doch überzeugt, daß sofort ein Bajonettstich meinem kurzen Feldleben ein jähes Ende bereiten würde. Mit dem Degen die schon auf mich gerichteten Musketen in die Höhe schlagend, sprang in demselben Augenblick ein Offizier vor mit dem Rufe: „Schießt nicht, es sind Deutsche!" Mein Säbel sank zur Erde, und ich dankte im Stillen meinem Schöpfer für diese wunderbare Rettung. Ein Glück war es, daß meine Pistolen am Sattel in den Halftern steckten. Hätte ich einen Alarmschuß abgegeben, so würden die Preußen, denn Preußen waren es, denen ich entgegengetreten, wohl mit einer Salve geantwortet haben, die eine bedenkliche Lücke in unser Korps gerissen haben möchte. „Sie können Gott danken, daß Sie so davon gekommen!" sagte der Offizier, mir freundlich die Hand reichend, aber wie ist so Etwas nur möglich?!"

Ja wie, war so etwas nur möglich! Ich schämte mich wie ein Hund wegen dieser militairischen Kunstleistung, die wir wieder einmal fertig gebracht hatten und die noch eine etwas wunderliche Färbung dadurch erhielt, daß die über diesen Hergang denn doch munter gewordenen Leute sich in einer Weise auf die Pferde warfen, die mehr nach Ausreißen aussah, als wenn sie mir hätten zur Hülfe kommen wollen. Es war wieder eine Konfusion, die unsern Rittmeister ganz aus dem Häuschen gebracht haben würde! Aber auch bei mir stand es fest, keine Wege unversucht zu lassen, um endlich von dieser Truppe fort und zur regulairen Kavallerie zu kommen, wo so etwas denn doch nicht möglich war.

Eine erfreuliche Seite hatte indessen dieser Vorfall in Steinsieken für mich. Er zeigte, daß die Preußen auf unsere Meldung von dem Auftauchen dänischer Kavallerie auf diesem Punkte sich dann doch auch zu rühren begannen. Die Abtheilung, die so unerwartet in meine Feldwache gerieth, war eine preußische Patrouille, welche von Duvenstedt*) aus — sie standen also gar nicht weit

*) Dorf an der Duvenstedter Au, 1 Meile nördlich von Rendsburg.

von uns — auf dem rechten Ufer des Bistensee's hin auf Bistensee*) und Ahlefeld**) marschirt, und dann über Friedrichshof zurückkehrend auf unsere Vedetten gestoßen war. Diese hatten in ihrer militairischen Unerfahrenheit nicht nur für unnöthig gehalten, mir von diesem Zusammentreffen, „weil es ja Deutsche waren", Meldung zu machen, sondern auch den sich nach dem Wege nach Duvenstedt erkundigenden Führer der Patrouille nach Steinsieken gewiesen, ohne denselben darauf aufmerksam zu machen, daß er auf diesem Wege direkt in unsere Feldwache marschire. Den Leuten mochte wohl in der sehr kühlen Nacht recht kalt geworden sein, und so legten sie den kurzen Weg nach Steinsieken im Laufschritt zurück, was ich, von ihrem Anrücken ohne jede Kenntniß, nur als Angriffsbewegung deuten konnte. Dem Führer der Patrouille, der ja eben vorher unsere Vedetten gesehen, wurde glücklicher Weise die Sachlage sofort klar, und so intervenirte er noch rechtzeitig im entscheidenden Augenblicke.

Für mich war die Sache jedenfalls ohne allen Spaß, und wird mir diese Nacht in Steinsieken stets im Gedächtniß bleiben.

19. Kapitel.

Korrespondenz des Obersten v. Bonin mit dem dänischen Haupt-Quartiere. Der deutsche Bund beschließt, die Dänen mit Gewalt aus Schleswig zu vertreiben. Preußische Zauder-Politik. Ein Brief des Königs von Dänemark. Bildung des 4. Freikorps. Major v. der Tann. Intriguen gegen den Prinzen v. Noer. Der Angriffsplan gegen die dänische Stellung bei Schleswig. Wrangel inaugurirt den Scheinkrieg.

Um das so eben erwähnte plötzliche Erscheinen preußischer Truppen auf schleswigschem Boden zu erklären, muß ich über die inzwischen veränderte Situation auf dem Kriegsschauplatze berichten.

Nachdem es zum ernsten Kampfe gekommen, und eine gütliche Einigung zwischen den Herzogthümern und Dänemark ausgeschlossen schien, war es den dringenden Bemühungen des Herzogs von Augustenburg gelungen, bei Friedrich Wilhelm IV. das Einrücken der preußischen Truppen in Schleswig zu erwirken. Am 10. April

*) Dorf am Fuße der Hüttener Berge und am gleichnamigen See, 2 Meilen südöstlich von Schleswig.
**) Dorf $1\frac{3}{4}$ Meilen südöstlich von Schleswig.

erhielt Oberst v. Bonin, Befehlshaber der in Rendsburg stehenden Preußen (Infanterie-Regimenter Kaiser Franz und Kaiser Alexander, 3. Bataillon des 20. Infanterie- und Füsilier-Bataillon des 31. Regimentes) den betreffenden Befehl, und sandte noch in der Nacht einen Parlamentair in das dänische Haupt-Quartier, zum letzten Male die Räumung der Herzogthümer verlangend. Die Antwort lautete natürlich ablehnend.

Am 12. April beauftragte der deutsche Bund, der inzwischen die provisorische Regierung anerkannt hatte, der immer stärker andrängenden deutschen Bewegung nachgebend, Preußen, die Räumung Schleswigs von Seiten der Dänen zu erzwingen, bei dem Vermittelungsgeschäfte aber für den Eintritt Schleswigs in den deutschen Bund zu wirken. In Folge dieses Beschlusses verließ der dänische Gesandte am Bundestage sofort unter Protest die Versammlung, doch hatten diese Vorgänge weder eine Aenderung der dänischen, noch — der preußischen Politik zur Folge.

Das lange Zaudern der deutschen Kabinette wurde Dänischerseits benutzt, den Fanatismus der Ultras immer höher anzufachen, indem man ihnen einredete, man fürchte die dänische Armee anzugreifen, da englische und russische Hülfe dann unausbleiblich. Schlau wie immer suchte das dänische Kabinet nur Zeit zu gewinnen, und enthielt sich deshalb vorläufig jeder provocirenden feindlichen Handlung gegen die preußischen Truppen, von denen es unter Umständen noch Freundschaftsdienste erwarten zu können glaubte. Die Rechnung war nicht schlecht. Man riskirte selbst nicht mehr, als man schon gewagt, die immer mehr um sich greifenden Umsturzbewegungen in Deutschland gaben dabei der Hoffnung Raum, daß dort bald Anarchie und Bürgerkrieg ausbrechen werde, in welchem Falle man mit seinen bis dahin geschonten Truppen leicht mit den Herzogthümern fertig werden könne, andererseits eröffnete sich die Aussicht, durch möglichstes in die Länge ziehen die Angelenheit in das Stadium einer allgemeinen europäischen Kriegsfrage bringen zu können, bei der das in sich so uneinige Deutschland den geeinten europäischen Kabinetten gegenüber gewiß den Kürzeren ziehen würde. Inzwischen verschanzten sie sich immer mehr in den Danewerken,*) befestigten den Uebergangspunkt über die Schlei bei Missunde, und hofften so auch dem Angriffe einer überlegenen Macht erfolgreichen Widerstand leisten zu können.

---

*) Danewerk und Kograben, zwei alte Befestigungswerke, welche noch jetzt militairisch vortheilhafte Stellungen bieten. Das Danewerk (vallum Danorum) liegt südlich von der Stadt Schleswig, grenzt an das Dorf Bustorf (nahe südlich Schleswig an der Chaussee nach Rendsburg) und erstreckt sich in einer Ausdehnung von über 2 Meilen an Kurburg (3/4 Meilen südwestlich von Schleswig) vorbei bis Hollingstedt (Kirchdorf, 2 Meilen südwestlich von Schleswig).

Wenn Preußen auch infolge der Aufforderung des deutschen Bundes, die Räumung Schleswigs von Seiten der Dänen zu erzwingen, am 12. April, nachdem Dänemark die gutwillige Räumung abgelehnt, 2. Bataillone (Füsiliere der Garde-Regimenter) gegen Sorgbrück vorrücken und dort wie bei Stenten-Mühle*) Vorposten ausstellen ließ, so war es doch weit entfernt, sich durch diesen Bundesbeschluß aus seiner bisherigen Haltung drängen zu lassen. Die diplomatischen Verhandlungen, welche auch den Dänen zum Zeitgewinnen willkommen waren, wurden fortgesetzt, und jeden Falles hielt man daran fest, daß der erste Schuß von dänischer Seite fallen müsse.

Nachdem die Preußen thatsächlich die Eider überschritten hatten, folgte dieser Vorwärtsbewegung unmittelbar das Vorrücken des 10. Bundes-Armeekorps unter dem Befehle des General Halket. Dasselbe ging zwischen dem 13. und 15. April bei Hamburg über die Elbe.

Oberst v. Bonin hatte unter dem 11. April dem Kommandeur der dänischen Vorposten die fernere Mittheilung gemacht, daß deutscherseits jeder fernere Angriff auf die Holsteinischen Truppen als eine Kriegserklärung angesehen werden würde, daß er von der dänischen Regierung die Herstellung des status quo ante**) verlange und dieserhalb einen dreitägigen Waffenstillstand vorschlage.

Hierauf erfolgte ein merkwürdiges Schreiben des inzwischen in Flensburg eingetroffenen Königs von Dänemark:

„Se. Majestät der König von Dänemark an den Obersten und Kommandeur der königlich preußischen Truppen im Herzogthum Holstein, Herrn von Bonin.

Von den Vorposten Unserer Truppen ist an Uns die Meldung eingegangen, daß denselben von dem Obersten von Bonin, Kommandeur 2c. die Mittheilung geworden, daß er die Instruktion erhalten habe, jeden ferneren Angriff von Dänischen auf holsteinische Truppen, wo sich diese auch befinden mögen, als eine Kriegserklärung von Seiten Dänemarks gegen die preußische Regierung zu betrachten.

Wenn es nun keinem Zweifel unterliegen kann, daß diese Mittheilung auf irgend einem Irrthum (!) beruhen muß, indem die aufrührerischen holsteinischen Haufen, die gegen Unsern Befehl in das Herzogthum Schleswig eingedrungen sind und wider Uns selbst die Waffen geführt haben, als holsteinische Truppen nicht anerkannt werden können, so haben Wir nicht unterlassen wollen, dem Obersten v. Bonin hiermittelst zu erkennen zu geben, wie es

*) Erbpachtsmühle an der Sorge, 2 Meilen südwestlich von Eckernförde.
**) Also Räumung ganz Schleswig's von dänischen Truppen.

Unser fester, unabänderlicher Wille ist, Unser Herzogthum Schleswig bis zum Aeußersten zu vertheidigen, und daß Wir deshalb einen jeden Soldaten, der ohne Unseren Befehl und ohne Unser Anmuthen die von Uns festgestellte militairische Demarkationslinie in Unserm Herzogthum Schleswig überschreitet, als einen Feind werden ansehen und behandeln lassen.

Da Wir indessen den Einmarsch preußischer Truppen in Unser Herzogthum Holstein nur als eine Demonstration ansehen können und wollen, die die Aufrechthaltung der inneren Ordnung und des Friedens zum Zwecke hat, und Wir unter den obwaltenden Umständen zur Zeit Uns an keine Autorität in gedachten Herzogthümern hinwenden können, so ergeht hiemit Unsere Forderung an den Kommandeur der preußischen Truppen im Herzogthum Holstein, der sogenannten provisorischen Regierung daselbst die sofortige Einstellung aller Regierungshandlungen aufzuerlegen und dagegen die gesetzlich von Uns eingesetzten Behörden anzuweisen, sich in allen amtlichen Angelegenheiten, die sie selbst nicht erledigen können, an Uns, als ihren legitimen und rechtmäßigen Herzog zu wenden und Unseren Befehlen unverzüglichen Gehorsam zu leisten.

Es wird übrigens Unsere erste Bemühung sein, möglichst bald sowohl die militairischen als civilen Verhältnisse im mehrgedachten Herzogthume zu ordnen und wieder auf den gesetzlichen Weg zurückzuführen, und Wir hegen deshalb die zuversichtliche Hoffnung, daß der Kommandeur der preußischen Truppen in beider Beziehung Uns auf alle Weise beistehen werde."

Gegeben in Flensburg, den 12. April 1848.

Friedrich R.

Hier haben wir in einem authentischen Aktenstücke den Beweis, welchen Erwartungen man am dänischen Hofe in Folge der Wildenbruchschen Mission Raum geben zu können glaubte. Unklar war damals Alles. So lieferten Sr. Majestät Friedrich VII. zu dem obigen scheinbar aus seiner eigenen Feder und Ueberzeugung geflossenen Schreiben nur wenige Tage darauf eine recht eigenthümliche Illustration, welche mit dem Ausspruche von „den aufrührerischen holsteinischen Haufen" schwer in Einklang zu bringen war.

Bonin's Antwort auf den königlichen Brief lautete:

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

„Ew. K. M. haben Allerhöchst die Gnade gehabt, mir unterm 12. d. Mts. ein Schreiben zufertigen zu lassen, welches der Lieutenant v. Zeplien der königl. dänischen Leibgarde heute an die diesseitigen Vorposten abgegeben hat.

Mit tiefstem Respekt verfehle ich nicht, Ew. M. allerunterthänigst anzuzeigen, daß der Inhalt desselben nicht mit den Instruktionen vereinbar ist, welche Se. M. mein allergnädigster Herr mir ertheilt hat.

Es ist kein Irrthum, wenn ich mich verpflichtet gehalten, dem Kommandeur der königl. dänischen Vorposten anzuzeigen, daß ein Angriff von Dänischen auf holsteinische Truppen als eine Kriegserklärung Dänemarks nicht allein gegen Preußen, sondern gegen ganz Deutschland betrachtet werden würde, wie solches in meinem gestrigen Schreiben an Allerhöchst dero Generalmajor und kommandirenden General v. Guldberg mitgetheilt ist.

Ew. K. M. wollen mir Allergnädigst gestatten, ferner zu erwähnen, daß die preußischen Truppen nicht in das Herzogthum Holstein gekommen sind, um die innere Ordnung und den Frieden daselbst herzustellen und zu erhalten, sondern sie sind an die Eider gerückt, um die vom deutschen Bunde anerkannten und verfassungsmäßigen Rechte der beiden Herzogthümer aufrecht zu erhalten. Sie sind nicht eingerückt, um die provisorische Regierung zu stürzen, sie sind vielmehr derselben unter meinem Kommando von der Regierung meines Allergnädigsten Herrn zur Verfügung gestellt worden.

In meinem gestern an den Generalmajor von Guldberg gerichteten Schreiben habe ich die Grundzüge angegeben, welche noch zu einer friedlichen Erledigung der obschwebenden Differenzen führen können. Ich würde es innig bedauern, wenn meine Vorschläge unbeachtet bleiben sollten, und ich genöthigt würde, meinen mir aufgegebenen gemessenen Instructionen zu folgen."

In allertiefster Devotion verharre ich

Rendsburg, d. 13 April 1848.

Ew. M. allerunterthänigster
von Bonin.

Der Widerspruch des Inhaltes dieses Schreibens mit dem der bekannten Wildenbruchschen Note ist ein in die Augen fallender. Man wird sich indessen nicht darüber täuschen dürfen, daß sich in dem Schreiben Bonin's die der Militairpartei willkommene Instruction des inzwischen in Activität getretenen deutschen Bundes wiederspiegelt, während eine Aenderung der Politik des Berliner Hofes nicht darin erblickt werden darf, welcher noch immer der Wildenbruchschen Note entsprechend zu handeln wünschte, wie unzweideutig aus dem am Tage zuvor an den dänischen General Guldberg gerichteten Schreiben hervorgeht, auf welches Bonin in seiner Antwort an den König Bezug nimmt. Es darf nicht Wunder nehmen, daß in Folge dessen die Bonin'schen Drohungen am dänischen Hofe nicht ernst genommen wurden, wie die zu Tage tretende

Unentschlossenheit zu imponiren auch nicht geeignet war, da in dem Schreiben an den General Guldberg sogar von der ursprünglichen Forderung der sofortigen Räumung des Herzogthums Schleswig Abstand genommen und der dänischen Armee die Einhaltung ihrer am 11. Abends bezogenen Stellung eingeräumt wird.

Dieses fast einer Entschuldigung gleichende, die kriegerische Depesche Bonins an den König so ziemlich kalt stellende Schreiben lautet:

Sr. Excellenz, dem kommandirenden General in Fünen u. Jütland, Herrn v. Guldberg.

Ew. Excellenz gebe ich mir die Ehre, im Auftrage Sr. Majestät des Königs, meines Allergnädigsten Herrn, die ergebenste Mittheilung zu machen:

Daß der Beschluß der deutschen Bundesversammlung vom 4. April d. J. die königliche preußische Regierung auffordert, Namens des deutschen Bundes das Vermittelungsgeschäft zwischen Dänemark und den Herzogthümern zu übernehmen, und die bisher von derselben getroffenen Maßregeln billigt.

Er spricht ferner aus, daß die sofortige Einstellung der Feindseligkeiten und die Wiederherstellung des status quo ante die Bedingungen der Vermittelung sein müßten.

Inzwischen haben die kriegerischen Ereignisse der letzten Tage die königlich dänischen Truppen bis in das Herz des Herzogthums Schleswig geführt. Der von dem deutschen Bundestage aufgestellte (verlangte?) status quo ante ist hierdurch verloren gegangen, und wird es Angesichts dieser Eventualitäten Sr. M. dem Könige, meinem Herrn, nicht länger möglich sein, seine Truppen eine bloß beobachtende Stellung an der holsteinischen Grenze einnehmen zu lassen, eine Stellung welche nach den von dem preußischen Major v. Wildenbruch Sr. Majestät dem Könige von Dänemark persönlich gemachten Eröffnungen ursprünglich unbedingt babsichtigt war.

Demnach bin ich ermächtigt, Ew. Excellenz zu erklären, daß die preußischen Truppen nicht als Feinde den königlich Dänischen gegenüber stehen, sondern lediglich, um dem S. M. dem Könige übertragenen Amt eines Vermittlers den gehörigen Nachdruck zu geben, der durch die Verletzung des status quo ante von Seiten Dänemarks nothwendig geworden ist.

Im Namen Sr. Majestät des Königs von Preußen dringe ich daher auf augenblicklichen Abschluß eines dreitägigen Waffenstillstandes, welcher die königlich dänischen Truppen verpflichtet, auf allen Punkten nicht über ihre gestern Abend eingenommene Stellung hinauszugehen. Jeder Angriff,

der nach diesem Vorschlage auf preußische oder mit ihnen gemeinschaftlich agirende Truppen dänischer Seits erfolgen sollte, wäre eine Kriegserklärung nicht bloß gegen Preußen, sondern gegen ganz Deutschland, wie ich dieses, um dem Blutvergießen Einhalt zu thun, bereits am gestrigen Tage dem Kommandeur der königl. dänischen Vorposten anzuzeigen für meine Pflicht hielt.

Während der Dauer des Waffenstillstandes bin ich ermächtigt und erbötig, Verhandlungen über die Wiederherstellung des status quo ante nach dem Beschlusse des deutschen Bundes zu führen. Ew. Excellenz lade ich deshalb ein, mir einen Bevollmächtigten zu bezeichnen, welcher mit einem meinerseits zu ernennenden Bevollmächtigten auf neutralem Gebiete die hierauf bezüglichen Verhandlungen einzuleiten haben wird.

Ich bitte mich hiernach unverzüglich mit geneigter Antwort zu versehen. Genehmigen Ew. 2c.

Rendsburg, den 12. April 1848.

v. Bonin.

Man ersieht aus diesem Schreiben deutlich, daß die Preußen nur durch das Anrücken der deutschen Reichstruppen über die Eider gedrängt wurden, aus Besorgniß, daß diese mit entschiedener Instruktion versehen den Kampf für die deutsche Sache ohne ihr Zuthun beginnen könnten.

Auf das obige Schreiben erfolgte die nachstehende Antwort:

„In Erwiderung des geehrten Schreibens von Ew. Hochwohlgeboren vom 12. d. Mts., adressirt an Sr. Excellenz, den kommandirenden General in Nord-Jütland (!)*) und Fühnen, jedoch von mir, als dem Höchstkommandirenden des Armeekorps Sr. M. im Herzogthum Schleswig geöffnet, in welchem Schreiben ein dreitägiger Waffenstillstand unter gewissen Bedingungen und zu dem Zwecke angeboten wird, mittelst Ew. Hochwohlgeboren und meinerseits abgesandter Bevollmächtigter auf neutralem Grunde über Wiederherstellung des status quo ante nach dem Beschlusse des deutschen Bundes zu unterhandeln, habe ich die Ehre, folgende Mittheilung im Auftrage Sr. Majestät zu machen:

Da das Herzogthum Schleswig kein deutscher Bundesstaat und die Vermittelung des deutschen Bundes in Betreff der Verhältnisse dieses Herzogthums von Sr. M. weder verlangt noch angenommen ist, in welcher Rücksicht ich mich auf den Erlaß Sr. M. an Ew. Hochwohlgeboren vom gestrigen Dato beziehe, so wird jedwede Unterhandlung meinerseits unmöglich, insofern

*) Im Gegensatz zu Süd-Jütland, wie die Dänen Schleswig zu nennen beliebten.

dieselbe das genannte Herzogthum in irgend einer Rücksicht angehen sollte, namentlich in Bezug der Restitution des status quo ante in diesem Lande, um so viel mehr, als eine solche Restitution diejenige Blokade der schleswig-holsteinischen Häfen wieder herbeiführen würde, welche die Seemacht Sr. M. des Königs vor der Okkupation der Herzogthümer durch die königlichen Truppen bewerkstelligt hatte, eine Blokade, welche den schleswigschen Unterthanen Sr. M. überhaupt nur nachtheilig sein könnte.

Dahingegen sind Se. M. gewilligt zu erlauben, daß die Truppen Sr. M. nicht weiter vorrücken, als wo sie sich gegenwärtig befinden, und namentlich nicht in das Herzogthum Holstein (!) einrücken, bevor Gelegenheit gegeben ist, die Sache durch Unterhandlungen zu entscheiden. Von einem förmlichen Waffenstillstande kann nicht die Rede sein, da die Truppen, welche von Ew. Hochwohlgeboren befehligt werden, nach Ihrer eigenen gestrigen Erklärung nicht als Feinde den dänischen Truppen gegenüberstehen, und da Se. M. von keiner fremden Macht sich binden lassen kann, die in seinem eigenen Lande gegen ihn insurgirten Einwohner zu respektiren. Um die Stellung der Vorposten während der Einstellung der Militair-Operationen zu bestimmen, bin ich bereit, meinerseits einen Bevollmächtigten zu ernennen, der mit einem von Ew. Hochwohlgeboren ernannten Bevollmächtigten unterhandeln kann.

Da diese Einstellung der Militair-Operationen jedoch zum Zwecke haben muß, durch Vermittelung Sr. Majestät des Königs von Preußen zwischen Sr. M. dem Könige von Dänemark und dem deutschen Bunde die inneren Verhältnisse des Bundeslandes Holstein und das Verhältniß desselben zum Landesherrn, Sr. M. dem Könige von Dänemark zu ordnen und zu sichern, und da derartige Unterhandlungen nicht durch militairische, sondern nur durch diplomatische Autoritäten geführt werden können, in welcher Anleitung Sr. M. Seinem Minister des Auswärtigen schon die nöthigen Befehle ertheilt haben, so schlage ich auf Befehl Sr. M. des Königs Ew. Hochwohlgeboren vor, die Einstellung der Militair-Operationen vorläufig auf 14 Tage festzustellen.

Genehmigen &c.

Schleswig, den 13. April 1848.

Hedemann.

Man sollte meinen, daß diese von dänischem Uebermuthe und Unverfrorenheit strotzende Depesche des General v. Hedemann endlich auch bei den Preußen dem Fasse den Boden ausgeschlagen haben würde, aber dennoch wurde diese Correspondenz fortgesetzt. Bonin antwortete:

„Ew. 2c. Schreiben vom 13. April ist mir 2c.

Ich verhehle Ihnen nicht, mein Herr General, daß mich der Inhalt desselben nicht befriedigt hat, weil ich außer Stande bin, ihn mit den mir ertheilten Instruktionen zu vereinbaren.

Ew. 2c. lehnen den Abschluß eines dreitägigen Waffenstillstandes ab, während welcher Zeit nach meinem Vorschlage die Verhandlungen zur Wiederherstellung des status quo ante hätten geführt werden sollen. Sie schlagen mir dagegen eine 14tägige Einstellung der militairischen Operationen vor, um während derselben diplomatische Verhandlungen über das Vermittelungsgeschäft zwischen Dänemark und seinen Herzogthümern, welches Sr. M. dem Könige meinem Herrn vom deutschen Bunde übertragen worden ist, einzuleiten. Sie erwähnen in Ihrem Schreiben, daß Se. M. der König von Dänemark die Vermittelung des deutschen Bundes in Betreff der Verhältnisse des Herzogthums Schleswig weder verlangt noch angenommen habe und daß Se. Majestt gewilligt sind, zu erlauben, daß die königlich dänischen Truppen nicht weiter und namentlich nicht in das Herzogthum Holstein vorrücken sollen, bevor Gelegenheit gegeben ist, die Sache durch Unterhandlungen zu entscheiden.

Ich beehre mich, hierauf Nachstehendes zu erwidern: Ich bin nicht befugt, der Erklärung Sr. Majestät des Königs von Dänemark, daß Allerhöchstdieselben weder die Vermittelung des deutschen Bundes angesprochen, noch dessen Beschlüssen beigetreten seien, meinerseits irgend eine Folge zu geben. Es mag unerörtert bleiben, ob die königlich dänischen Truppen die Eider überschreiten und in das Herzogthum Holstein eindringen wollen oder nicht.

Ich bin nicht ermächtigt, diplomatische Verhandlungen zu führen, welche das Vermittelungsgeschäft betreffen. Ich habe einzig und allein die Pflicht zu erfüllen, den status quo ante nach dem Beschlusse der deutschen Bundesversammlung herzustellen, den status quo ante, welcher durch Besetzung des Herzogthums Schleswig durch dänische Truppen verletzt worden ist.

Um aber noch einen Versuch zur friedlichen Wiederherstellung nicht zu unterlassen, werde ich morgen den preußischen Major v. Wildenbruch, welcher sich in meinem Hauptquartier befindet und bisher mit einer Spezial-Mission Sr. M. des Königs von Preußen an Se. M. den König von Dänemark beauftragt war, in das dänische Hauptquartier senden, welcher meine letzte Erklärung an Ew. 2c. abzugeben hat.

Während der Anwesenheit des Major v. Wildenbruch im königlich dänischen Hauptquartier habe ich den diesseitigen Truppen

den strengsten Befehl gegeben, sich aller Feindseligkeiten gegen königlich dänische Truppen zu enthalten, sofern sie nicht angegriffen würden.
Rendsburg, den 14. April 1848.

v. Bonin.

Da der Major Wildenbruch verhindert war, in das dänische Hauptquartier zu gehen, so meldete Bonin dies in einem ferneren Schreiben dem General v. Hedemann, indem er noch hinzufügte:

„In meinem gestrigen Schreiben habe ich schon die Ehre gehabt, anzuzeigen, daß es meine Pflicht ist, den von königlich dänischer Seite verletzten status quo ante wieder herzustellen. Unter dieser Wiederherstellung ist gemeint:

1. Daß die königlich dänischen Truppen das Herzogthum Schleswig räumen, indem sie in die Position, welche sie vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten, also am 28. März inne hatten, zurückkehren.

2. Daß die königlich dänischen Kriegsschiffe zu gleicher Zeit die Häfen und Gewässer der beiden Herzogthümer verlassen.

3. Daß alle seit Eröffnung der Feindseligkeiten gemachten Gefangenen, sowohl Militair- wie Civilpersonen sofort auf freien Fuß gesetzt werden.

Da ich vermuthe, daß Ew. 2c. nicht mit Instruktionen versehen sein werden, um mir eine zustimmende Antwort auf obige drei Punkte sogleich geben zu können, so werde ich eine Antwort bis zum 18 Abends hier erwarten.

Es würde mir zur großen Freude gereichen, wenn meine Pflicht, den status quo ante wiederherzustellen, sich auf friedlichem Wege, indem die königlich dänische Regierung meine gestellten Bedingungen annähme, erfüllen ließe. Im entgegengesetzten Falle aber sehe ich mich mit Bedauern genöthigt, den mir in dieser Hinsicht gegebenen Instruktionen Folge geben zu müssen.

Bis zur erfolgten Antwort Ew. 2c. wird mein Befehl, daß die diesseitigen Vorposten sich jeder Feindseligkeit zu enthalten haben, wenn dieselben nicht von den königlich dänischen Truppen hervorgerufen werden, aufrecht erhalten werden. — — — — — —
Rendsburg, den 15. April 1848.

v. Bonin.

Auf dieses letzte schon etwas ernster gehaltene Schreiben ist, soweit bekannt, eine Antwort überhaupt nicht eingetroffen.

Diese langathmige Correspondenz ohne jedweden Erfolg gepflogen, während Schleswig dem dänischen Willkührregimente schutzlos preisgegeben war, machte im Lande, wie über dessen Grenzen hinaus den denkbar schlechtesten Eindruck, so daß man in den bürgerlichen Kreisen die preußische Hülfe schon mit recht miß-

trauischen Augen zu betrachten begann. Um so höher stieg bei der deutschen Jugend die Begeisterung für unsere Sache, und aus allen Theilen Deutschlands strömten bewaffnete junge Leute herbei, aus denen jetzt ein 4. Freikorps gebildet wurde.

In dieser Zeit erschien auch zuerst ein Mann auf dem Kriegsschauplatze, welcher bald der Held des Volkes werden sollte, und dessen Name der einzige war, welcher im Jahre 48 in Aller Munde und mit Begeisterung gefeiert wurde.

Als der Prinz von Noer am Abend des 10. April in Wittensee war, ließen sich 6 bayerische Offiziere bei ihm melden, unter ihnen Major Freiherr von der Tann, Flügel-Adjutant Sr. Majestät des Königs von Bayern. Da die Herren sich nicht als zur Dienstleistung kommandirt vorstellten, sondern nur um entsprechende Verwendung bei der schleswig-holsteinischen Truppe ansuchten, so bot der Prinz dem Herrn von der Tann das Kommando des so eben neuerrichteten 4. Freikorps an. Tann nahm dieses Kommando sofort dankend an, und wurden auch 3 weitere bayerische Offiziere als Premier-Lieutenants diesem Korps zugewiesen, während die beiden anderen, der Oberlieutenant Aldosser als Hauptmann dem 2. Freikorps und der Unter-Lieutenant Waldmann als Kompagnieführer dem Jägerkorps zugewiesen wurden. Sämmtliche Herren waren von der ihnen gewordenen Verwendung durchaus befriedigt.

Dem Prinzen von Noer, der seit dem unglücklichen Gefechte bei Bau, welches er gar nicht geleitet, nichts mehr recht machen konnte, wurde daraus ein schwerer Vorwurf gemacht, daß er einem Manne, wie von der Tann nicht sofort das Kommando eines regulären Bataillons gegeben habe.

Einmal war dem Manne, der in seinem Aeußeren recht wenig Militairisches hatte, nicht sofort an der Nase anzusehen, daß er der gefeierte Held des Volkes werden würde, dann aber erwies sich gerade diese Verfügung als eine besonders glückliche, da von der Tann, für den kleinen Krieg am Meisten qualifizirt, so die für ihn denkbar beste Verwendung gefunden hatte, welche ihm gestattete, Thaten aus eigener Initative zu vollbringen, welche ihm als Bataillons-Kommandeur unter dem jedes ernstliche Vorgehen gegen die Dänen hindernden Oberbefehle des bald auf der Bühne erscheinenden alten Wrangel unmöglich gewesen wären.

v. der Tann hat nun in der That mit seinen gänzlich undisciplinirten Freischaaren über alles Erwarten viel geleistet, und soll der ihm daraus erwachsene verdiente Ruf gewiß nicht geschmälert werden, doch ist dabei nicht außer Acht zu lassen, daß die kleinen von ihm vollführten kühnen Streiche besonders in die

Augen fielen gegenüber der Thatenlosigkeit, zu welcher die reguläre Truppe durch höheren Willen gezwungen war, dann aber in erster Linie auch, daß in seinem Freikorps eine Reihe von Literaten und Zeitungsschreibern steckte, welche die geringste Kleinigkeit, wie sie täglich auf jeder Vorpostenstellung sich ereignet, sofort in aufgebauschtem Formate in alle Zeitungen rücken ließen, um die Leistungen ihres Führers und damit natürlich auch ihre eigenen der erstaunten Welt zu verkünden, während den anderen Truppentheilen solche Ruhmprediger natürlich fehlten, und sie dadurch diesen Freikorps gegenüber in tiefen Schatten traten.

Als der Prinz von Noer nach dem unglücklichen Gefechte bei Bau in Rendsburg wieder eintraf, wurde er von den Mitgliedern der provisorischen Regierung höchst kühl empfangen. Man machte jetzt allein ihn verantwortlich für das Mißlingen dieses Zuges gen Norden, von welchem doch gerade er so dringend abgemahnt und den er nur auf den Befehl der anderen Mitglieder der Regierung angeordnet, das Gefecht aber nicht einmal selbst geleitet hatte. Das Abgeschmackteste war, daß man dem Prinzen zu besonders schwerem Vorwurfe die exponirte Stellung der Studenten und Turner bei Krusau machte. Hatte er sie denn dort hingestellt? Wären denn diese Leute, welche begeistert für das Recht ihres Heimathlandes zu den Waffen gegriffen, vielleicht in den Kampf gezogen, um hinter dem Rücken der anderen Truppen ängstlich Schutz zu suchen? — Man hatte im 48ziger Wahne geglaubt, mit patriotischer Begeisterung disciplinirte Truppen wegblasen zu können, und hatte über den ersten Nasenstüber Kopf und ruhige Ueberlegung verloren. Weil die Dänen nicht, wie die Herren vom Civil geträumt, hatten laufen wollen, mußte, da sie sich nicht irren konnten, der Prinz die Schuld haben.

Theils erbittert über die, aber, wie weiter oben nachgewiesen, ohne Verschulden des Prinzen, ihnen nicht rechtzeitig zugegangene Rückzugs-Ordre, theils auch, um begangene eigene Verfehen von sich abzuwälzen, mochten vor dem Prinzen aus dem Gefechte nach Rendsburg zurückgekehrte Truppenführer, natürlich von Allen über den Gang des Gefechtes befragt, zu dieser Verstimmung gegen den Prinzen beigetragen haben, — genug man ging soweit, sofort nach Eingang der Nachricht von dem angetretenen Rückzuge sich an den Obersten v. Bonin, wie dieser selbst mitgetheilt, mit der Anfrage zu wenden, „ob es nicht zweckmäßig erscheine, dem (der provisorischen Regierung ohnehin unbequemen) Prinzen das Kommando über die Truppen abzunehmen?, — was Bonin dann doch sehr entschieden widerrieth.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen einzuschalten, daß überhaupt von königl. preußischen Offizieren, welche im Generalstabe und der Adjutantur dem Prinzen während des Feldzuges 1848 zur Seite standen, und wie ich unter Anderen aus dem Munde des f. Z. in gleicher Stellung bei dem Prinzen gewesenen jetzt verstorbenen Generals Gustav v. Schimmelmann, des Bruders meiner Schwägerin selbst vernommen, ein so abfälliges Urtheil über die militairische Tüchtigkeit des Prinzen, wie es hier im Lande in Folge des Unglücks bei Bau und so mannigfacher Verhetzungen kolportirt wurde, durchaus nicht getheilt wurde.

Eine stärker gewordene Partei suchte indessen, wie schon früher mitgetheilt, jede Gelegenheit zu benutzen, um sich des durch seine streng legitimen Grundsätze unbequem gewordenen Prinzen zu entledigen, und durfte auch diese nicht ungenützt vorübergehen lassen. Die von ihr systematisch betriebene Verhetzung hatte allerdings in den Kreisen des Landes, welche die militairischen Verhältnisse nicht beurtheilen konnten, eine nicht geringe Verstimmung gegen den Prinzen in Folge des Unglücks von Bau hervorgerufen, und so ließ sich denn selbst der so besonnene und vorsichtige Graf Reventlou durch Einflüsterungen und diese augenblickliche Stimmung im Lande verleiten, sich unter dem 14. April zu dem Prinzen zu begeben, um „ihm den guten Rath zu geben, sich freiwillig zurückzuziehen, da er erkannt haben müsse, wie er durch die Bauer Affaire und die nach derselben gezeigte Unentschlossenheit (erst Disposition nach Angeln, dann nach den Hüttener Bergen!!) das Vertrauen des Landes sowohl als der Truppen vollständig verloren habe.“

Der Prinz antwortete „daß er aus zwei Gründen diesen Rath nicht befolgen würde. Welche Meinung und Stimmung im Lande herrsche, lasse er dahingestellt, da er demselben keine Urtheilsfähigkeit über militairische Bewegungen einräume; was aber das Urtheil der Truppen beträfe, so sei der Graf sehr im Irrthum. Der Prinz bezweifle nicht, daß einzelne Truppenführer, um sich zu entschuldigen, ihn beschuldigten, aber die Masse der Truppen habe sehr wohl erkannt, daß sie seinem Entschlusse zum Rückzuge es zu verdanken habe, daß das ganze Truppenkorps aus einer verzweifelten Lage gerissen und nicht gefangen worden sei. Die Aenderungen in den Dispositionen seien nicht eine Folge von Unentschlossenheit, sondern durch den Zustand der Truppen, wie er sich nach dem Gefechte herausgestellt, nothwendig geworden. Im Uebrigen habe die Hauptschuld an dem Unglücke die provisorische Regierung selbst auf dem Kerbholze, welche dieses Unternehmen wider sein dringendes Abmahnen angeordnet.

Reventlow, welcher hiergegen Widerlegendes nicht vorbringen konnte, ging und der Prinz blieb bis weiter im Amte, aber von begreiflicher Erbitterung gegen seine Kollegen in der Regierung erfüllt.

Bonin und der Prinz hatten inzwischen einen Angriffsplan festgestellt, der, wenn die diesseitigen Truppen ihre volle Schuldigkeit thaten, bei der augenblicklichen Stellung der dänischen Armee die sichere gänzliche Vernichtung derselben in Aussicht stellte. Nach diesem Plane sollte der Prinz mit den regulären schleswig-holsteinischen Truppen und dem Kaiser-Alexander-Regiment auf der Chaussee von Rendsburg nach Schleswig als Avantgarde vorrücken und bei Mielberg-Krug*), Bonin aber mit dem Kaiser-Franz-Regimente, dem 12. und 20. Infanterie-Regiment, den übrigen preußischen Bataillonen, Kavallerie und Artillerie bis Groß-Rheide**) vorgehen und dort Halt machen. Das 5. schleswig-holsteinische Bataillon (v. Zastrow), eine Kompagnie vom 1. Jägerkorps (v. d. Heyde) und die 4 Freikorps (2500 Mann), 4 dreipfündige Geschütze und 30 Dragoner, im Ganzen 4000 Mann unter dem Befehle des Majors v. Zastrow sollten die Schlei überschreiten und sich des Defilés bei Welspang bemächtigen, welches dann gegen Schleswig zu verhauen und unpraktikabel zu machen war.

Bonin sollte dann gleich nach Mitternacht wieder aufbrechen, um über Ellingstedt***) die nördliche Husum-Schleswiger Landstraße zu gewinnen, und mit Tagesanbruch, wenn der Prinz den Angriff bei Busdorf beginne, die Dänen in der rechten Flanke nehmen und die Chaussee nach Flensburg abschneiden. Dadurch wären die Dänen gezwungen worden, den Rückzug durch Angeln zu nehmen und hätten dort den Uebergang bei Welspang von Zastrow versperrt gefunden. So war begründete Aussicht vorhanden, die ganze dänische Armee gefangen zu nehmen, die kaum entkommen konnte, weil der Langsee, die Füsinger-Aue und der Tolksee das ganze Gelände vor Welspang umschließen.

Leider war Bonin nicht zu bewegen, diesen Angriff auszuführen, bevor nicht das preußische 2. Kürassier-Regiment zu seiner Truppe gestoßen, und als dieses nach 3 Tagen endlich angelangt war, da war auch der alte Wrangel als Oberbefehlshaber, aber auch als Fabius cunctator auf der Bildfläche erschienen, und von ihm wurde der schöne Plan derartig abgeschwächt und verdorben, daß an einen solchen Erfolg überhaupt nicht zu denken war.

*) Hufe und Wirthshaus an der Chaussee von Rendsburg nach Schleswig, 1¼ Meilen südlich von der Stadt.

**) Dorf 1¼ Meilen südwestlich von Schleswig an der Landstraße nach Friedrichstadt.

***) Dorf 1¼ Meilen südwestlich von Schleswig.

Die provisorische Regierung, welche in ihrem Mißtrauen gegen den Prinzen es in nicht zu entschuldigender Weise nicht unterlassen konnte, immer hinter dem Rücken desselben in die militairischen Verhältnisse hineinzufuschen, hatte denn auch nichts Eiligeres zu thun, als den General Wrangel zu bitten, auf des Prinzen Ansichten und Anträge in militairischen Angelegenheiten, obgleich bei dem bevorstehenden Angriffe gegen die Dänen die Terrainkenntnisse des Prinzen doch denen Wrangels und seines Generalstabes entschieden überlegen waren, in keiner Weise zu achten, und mit dem schleswig-holsteinischen Armee-Personal und Material zu verfahren, als ob es unbedingt zu seiner Verfügung stände.

Man sieht hieraus, welche Schwierigkeiten und Hindernisse dem vielgeschmähten Prinzen von der eigenen Regierung aus superkluger Civilweisheit bereitet wurden, und wie man ihn hinderte, die von ihm nicht verschuldete Scharte von Bau wieder auszuwetzen. In diesem Falle hatte die provisorische Regierung zu ihrem eigenen und des Landes Schaden eine große Dummheit begangen, wenn Wrangel auf ihre Rathschläge hin das Andrängen des Prinzen, den obigen Plan unverändert zur Ausführung zu bringen, entschieden zurückwies.

Indessen dürften die Folgen dieser Warnungen vor den Rathschlägen des Prinzen sich in diesem Falle wohl auf die für den 23. April getroffenen von gänzlicher Terrainunkunde zeugenden Dispositionen Wrangels beschränken, wie durch sie denn auch, freilich unter Beihülfe des zum ernstlichen Losschlagen drängenden Bonin, aus der geplanten Recognoscirung sehr gegen Wrangels Willen die Schlacht bei Schleswig wurde. Das Fallenlassen des ursprünglichen Planes überhaupt wurde zweifellos durch die vom Berliner Hofe dem ihm jetzt direkt unterstellten Oberbefehlshaber sämmtlicher deutschen Streitkräfte ertheilten Instruktionen veranlaßt, welche wohl eine Revanche für die preußischen Garderegimenter gestatteten, nicht aber eine Vernichtung der königl. dänischen Armee, wie jener Plan solche in sichere Aussicht stellte. Das paßte nicht in das Programm des mit Wrangels Erscheinen inaugurirten Scheinkrieges.

Doppelt zu beklagen war es daher, daß Bonin nicht zu bewegen war, vor dem Eintreffen der Kürassiere den entscheidenden Schlag zu wagen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Höhe der Streitkräfte, auf welche der Prinz in der kurzen Zeit seit der Affaire von Bau durch thätige Organisation unsere kleine Armee wieder und zwar zum Schlagen fertig gebracht hatte:

6 Bataillone Infanterie . .	= 4200	Mann
das erste Jägerkorps	1000	„
die Kavallerie-Brigade, 2 Regimenter, 9 Schwadronen	= 1300	„
3 sechspfündige } Batterien; 1/2 dreipfündige } Batterien; 1 Brückentrain . . .	400	„
1 Kompagnie Pontoniere; 1 „ Ingenieure	200	„
das Braklow'sche Jägerkorps . .	100	„
die 4 Freikorps	2400	„
	9600	Mann

also über 4000 Mann mehr, als bei Bau zur Verfügung standen, und dazu, wenn auch nicht vollzählig, doch annähernd ausreichend mit tüchtigen Offizieren besetzt.

Die Stellung der deutschen Streitkräfte am 18. April, bis zu welchem Tage Bonin die Waffenruhe offerirt hatte, war folgende:

1. Die Schleswig-Holsteiner in einer Linie von Brekendorf*), Hütten**), Kluvensiek***) bis Altenhof†).

2. Die preußischen Truppen in und um Rendsburg, auf dem rechten Eiderufer mit Vorposten gegen Sorgbrück.

3. Die mobile Division des 10. Bundes-Armee-Korps von Itzehoe über Kellinghusen bis Neumünster (Kiel-Altonaer Bahn); Friedrichsort und Kiel waren besetzt.

Die Stärke der Truppen war:

1. preußische Truppen: 14 Bataillone, 6 Schwadronen, 22 Geschütze, 1 Pionier-Detachement — 13000 Mann,

2. 10. Bundeskorps: 12 Bataillone Infanterie, 1 Jägerkorps, 11 Schwadronen, 28 Geschütze, 1 Pontontrain — 8000 Mann.

Also zusammen Preußen	= 13000	Mann
Bundeskorps	= 8000	„
Schleswig-Holsteinisches Korps	= 9600	„
	30600	Mann,

Soviel bekannt, standen die Dänen bei Schleswig in einer Stärke von 15000 Mann und 40 Geschützen mit der Absicht, eine Schlacht in der starken Stellung am Danewerk anzunehmen. Außerdem standen in Eckernförde 1 Jägerkorps, 1 Linien-Bataillon, 1 Zug Dragoner und 1 Kanonenboot.

---

*) Dorf 2 Meilen südwestlich von Eckernförde.
**) 1 1/4 Meilen südwestlich von Eckernförde.
***) Adeliges Gut 1 3/4 Meilen östlich von Rendsburg.
†) Adeliges Gut 3/4 Meilen südwestlich von Eckernförde.

Bonin, inzwischen zum Generalmajor avancirt, hatte zwar in seiner Korrespondenz mit dem dänischen Hauptquartiere seiner Instruktion gemäß betont, daß die Waffenruhe unbedingt aufrecht erhalten werden solle, wenn sie nicht von Seiten der Dänen gebrochen würde, da er aber darauf brannte, seine Truppen an den Feind zu bringen, so konnte er, während er noch in diesem Sinne mit den dänischen Generalen die geduldathmendsten Briefe wechselte, es sich doch nicht versagen, einen kleinen Versuch zu machen, die Dänen zu einem solchen Bruche zu verleiten, der allein dieses Hemmniß seiner Instruktion aus dem Wege schaffen konnte, und so mußte denn, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, auf seine Veranlassung „Karnickel" seine Schuldigkeit thun!

20. Kapitel.

Der Kanonenfutter-Ritt. Theodor Preußer. Ein merkwürdiger Spazierritt König Friedrichs VII. Das Gefecht bei Altenhof am 21. April 1848.

Wir brachen in meinen persönlichen Erlebnissen ab mit der für mich bald verhängnißvoll gewordenen Nacht auf der Feldwache in Steinsieken und nehmen dort den Faden wieder auf.

Als Premierlieutenant v. Gröning um 4 Uhr Morgens eintraf, waren meine Kräfte gründlich zu Ende. Vor Übermüdung taumelte ich wie ein Betrunkener und konnte kaum über die Vorgänge in der Nacht eine klare Meldung machen. Er wußte übrigens wohl, daß ich die ganze Zeit nicht von den Beinen gewesen und sah ein, daß diese 36 Stunden Dienst auf der Feldwache nach dem Marsche von Sorgbrück eine etwas scharfe Zumuthung gewesen sei. Er nahm mich unter den Arm und führte mich in ein nahegelegenes Bauernhaus, wo er mir auf der Diele neben dem Feuerherd eine Schütte Stroh ausbreiten ließ.

„Nun schlafen Sie erst ein paar Stunden," sagte er freundlich. „Um 7 Uhr wecke ich Sie wieder, — dann müssen wir vorwärts!"

Es gab also wieder eine besondere Expedition, denn die gewöhnliche Ablösung von Sorgbrück kam erst Nachmittags 4 Uhr. Ich hörte übrigens nur mit halbem Ohr, was er mir sagte, und bei meiner großen Ermüdung war es mir in dem Augenblick auch ganz gleichgültig, wohin wir sollten. Ich warf mich auf's Stroh und bin wohl sofort eingeschlafen.

Jn der Jugend erholt man sich ja schnell. Als ich um 7 Uhr geweckt wurde, war ich so munter und frisch, daß ich mich keinen Augenblick gescheut haben würde, wieder eine zweite solche Wache zu übernehmen. Auf Stroh schläft es sich überhaupt prächtig. Nie später wüßte ich mich so erquickt vom Schlaf erhoben zu haben, als während des Feldlebens vom Strohlager, und doch lag man gemeiniglich in vollen Kleidern mit Stiefeln und Sporen. Vielleicht war es ja auch eine Folge gerade des anstrengenden Feldlebens, daß man später nicht mehr so gut schlief; aber in meiner Erinnerung an die interessanteste Zeit meiner Jugend habe ich den gesunden Schlaf stets auf Rechnung des harten Strohlagers gesetzt.

Als ich ins Freie trat, war ich nicht wenig überrascht, auch den Rittmeister v. Bismarck mit dem Rest unsers Corps vorzufinden. Das sah allerdings danach aus, daß Außergewöhnliches geplant oder erwartet würde. Unser Zug, noch verstärkt durch zehn der besten Leute der übrigen Truppe, mußte denn auch sofort aufsitzen, und unter der Führung des Premierlieutenants v. Gröning ritten wir auf dem Wege nach Groß- und Klein-Breckendorf vor, während der Rittmeister mit dem Rest unsers Corps auf der Feldwache zurückblieb.

Sobald wir außerhalb unserer Vedettenlinie waren, ließ Gröning halten. Hier theilte er uns mit, daß unser Corps einstweilen dem Preußischen Armeekorps zugetheilt sei, weil dasselbe noch keine eigene Kavallerie zur Stelle habe, und der heutige Befehl laute, so weit gegen die feindlichen Vorposten vorzureiten, bis auf uns geschossen würde, um den inzwischen zum Generalmajor avancirten Herrn von Bonin den Anlaß zu verschaffen, angriffsweise gegen die Dänen vorzugehen. Er sei überzeugt, daß dieser ehrenvolle Auftrag uns mit Stolz erfülle, und wir ihm mit Freuden auf diesem Ritt folgen würden. Gröning, der übrigens in dem Corps sehr beliebt war, zeigte durch diese Ansprache, daß er dem Freischarenwesen Rechnung zu tragen suchte; bei regulairem Militair sind derlei Auseinandersetzungen ertheilter Befehle denn doch nicht üblich. Es war für uns ja recht interessant, aber im Grunde ging es uns ja gar nichts an, zu welchem Zweck wir vorgeschickt wurden, und in den oberen Regionen war diese unsere Kenntnißnahme des gesuchten Vorwandes gewiß wenig erwünscht. Da wir der Mehrzahl nach zu der gebildeten Klasse gehörten, wollte Gröning sich wohl durch Mittheilung dieses ehrenvollen Auftrags eines schneidigen Vorgehens unsererseits versichern, und im Uebrigen schrieben wir ja „1848“!

Als wir uns darauf wieder in Marsch setzten, führte Theodor Preußer, der, bevor er zur Artillerie übertrat, in unserm Corps

diente, die Spitze. Hatte er bei allerdings unbedeutenden Vorfällen, wie sie bei unserm Corps bis dahin ja nur vorgekommen — in der für mich so leicht verhängnißvoll werdenden vorigen Nacht gehörte er nicht zu der Feldwache —, durch sein besonnenes, festes Benehmen, wie durch seine Führung in und außer Dienst sich das Vertrauen von Officieren und Mannschaft auch erworben, so ahnte wohl keiner von uns, daß er einer solchen Heldenthat fähig sein würde, wie die am 5. April 1849 bei Eckernförde von ihm vollbrachte, welche den Namen Theodor Preußer unauslöschlich in das Herz jedes Schleswig-Holsteiners einzeichnete, und ihn mit gleicher Berechtigung wie die Glanzthat jenes Tages für ewige Zeiten mit der Geschichte unseres Krieges und des Landes verband. Wie oft habe ich später bedauert, dem Manne während der kurzen Zeit unsers Zusammenseins nicht näher getreten zu sein! Ich war zu kurzsichtig, um Besonderes an ihm zu finden, und doch wog diese Perle eines vaterlandsliebenden Soldaten wohl unser ganzes Corps auf! Nachdem ich mich so getäuscht, habe ich später im Leben jeden mir begegnenden Menschen von vornherein näher angesehen, ohne indessen meine Perlensammlung zu einer besonders reichhaltigen machen zu können! Wo ich sie gefunden, steckte sie gemeiniglich im schlichten Rock bei rauhen, oft abstoßenden Formen, wie sie in unsern Umgangskreisen selten vorkommen. Daher wohl die geringe Ausbeute, und doch mein fester Glaube, daß in unserm kernigen Volksstamm viele solche Perlen stecken. Einzelnen solcher Entdeckungen in nicht salonmäßiger Hülle werden wir noch in diesen Zeilen begegnen.

Der Charakter des Kanonenfutterrittes trat sofort ziemlich deutlich zu Tage. Ungeachtet wir doch am Tage vorher dänische Cavallerie-Vedetten auf der Linie Ramstorf-Ahlefeld-Groß-Wittensee beobachtet hatten, marschirten wir nur mit Spitze, sonst ohne alle weitere Chikanen, als Flankeure und dergl., also die Nebenwege unabgesucht lassend, direkt auf Breckendorf. Kaum hatte die Spitze Breckendorf passiert, als Preußer melden ließ, daß er auf den vorliegenden Höhen eine dänische Cavallerie-Vedettenlinie wahrgenommen.

Da die Bauern, die übrigens hier ganz zuverlässig waren, aussagten, daß Klein- und Groß-Breckendorf von den Dänen unbesetzt sei, passierten auch wir den Ort im Trabe, worauf die Spitze sich nun rechts gegen Ascheffel wandte; wir folgten in einiger Entfernung. Auf dem Kohlschalenberge, welcher links von unserm Wege lag, sahen wir neben dem trigonometrischen Zeichen, das uns als ein Fanal erschien, eine Doppel-Vedette halten. Husaren waren es nicht, auch nicht die bekannten rothen Dragoner. Mehr aber

noch, als die uns bis dahin fremden Reiter, mußte uns das Verhalten dieser Vedetten auffallen.

Von ihrem hohen Standpunkte aus mußten sie den Weg, auf dem wir vorrückten, genau übersehen können, und es schien eine Unmöglichkeit zu sein, daß unser immerhin recht bedeutender Trupp nicht bemerkt werden sollte. Wir beobachteten sie mit gespanntester Aufmerksamkeit; jeden Augenblick erwarteten wir, daß einer der Reiter davon sprengen werde, um Meldung über unseren Anmarsch zu machen, — aber nichts dergleichen geschah, sie verharrten in unveränderter Stellung.

Die Sache fing an, ungemüthlich zu werden. Es gewann ja den Anschein, als ob wir schon unrettbar in einer Falle säßen, und sich die Leute da oben so ruhig verhielten, um sich das Schauspiel nicht entgehen zu lassen, wie wir, eingekeilt zwischen den Weg begrenzenden Wällen und Hecken, von vorn und hinten zugleich angegriffen, aufgehoben oder gar niedergemacht würden.

Auch Gröning stutzte und schien wenig Sinn dafür zu haben, dieses Schauspiel nach dänischem Programm sich verlaufen zu lassen. Rückwärts konnten wir nicht, weil unser Auftrag noch nicht erfüllt war und es, wenn auch sehr wahrscheinlich, doch noch nicht feststand, daß wir auf dem Rückwege mit dem Feinde zusammenstoßen würden. So galt es denn, rasch vorwärts zu stürmen, um uns in Ascheffel die nöthigen Schüsse zu holen, zugleich aber, wenn noch möglich, den Rückzugsweg von Ascheffel auf Ahlefeld zu gewinnen.

Preußer erhielt nun den Befehl, in rascher Gangart auf Ascheffel vorzugehen und durch Abhörung von Bauern festzustellen, ob, wie wahrscheinlich, Ascheffel von den Dänen besetzt und die Rückzugslinie auf Ahlefeld gegebenenfalls noch frei sei. Wir folgten in vorschriftsmäßigem Abstande natürlich in gleicher Gangart nach.

Als wir nun neben dem Kohlschalenberge in Büchsenschußweite hintrabten, wandte endlich ein Reiter der Vedette sein Pferd rückwärts und entfernte sich in einem gemüthlichen Hundetrabe, um Meldung zu machen, aber der andere blieb unbeweglich auf seinem Posten halten, statt wie die dänische Instruktion doch vorschrieb, auf dem Fleck im Trabe Volte zu reiten, um die Gangart, in welcher wir uns näherten, der rückwärtsliegenden Feldwache zu signalisiren. Die Sache bekam einen immer wunderlicheren Anstrich.

Gleich darauf erhielten wir von der Spitze die Meldung, „daß Ascheffel zwar von einer Schwadron Garde zu Pferde — das waren also die uns fremden Reiter — nach Angabe der Bauern besetzt, der Weg auf Ahlefeld aber noch frei sei.“ In scharfem

Trabe ging es nun vorwärts, um den Weg nach Ahlefeld zu besetzen und uns die offene Rückzugslinie zu sichern, während Preußer mit der Spitze vorsichtig auf der Dorfstraße von Ascheffel vorrückte, um aufzuklären, in wie weit die Aussagen der Bauern mit dem Sachverhalt übereinstimmten.

Mittlerweile machten die am Eingange des Dorfes wohnenden Bauern sich auch an uns heran: „De doht Se nicks! — Dat sünd jo all' Lann'skinner!" sagten sie. „Se wöllt nich, hebbt se uns seggt!" und derlei Redensarten mehr.

Von der Spitze schickte nun Preußer die Meldung, daß im Dorfe ein Reitertrupp in Stärke einer Schwadron aufmarschiert halte. An einer Biegung des Weges könne er sie genau beobachten. Sie hielten sich gegenüber, und guckten einander an; — es seien Dänische Commandoworte gefallen, aber bis dahin sei man nicht gegen ihn vorgegangen. Ob er schießen dürfe, um die Sache in Fluß zu bringen?"

Das wäre ja nun wieder gegen die Instruktion gewesen, da nach Preußischem Programm für diese Aufführung die Feindseligkeiten von Seiten der Dänen ausgehen sollten, und wir ja nur vorgeschickt waren, um die Dänen zu einem solchen leichtsinnigen Streich zu verführen. Die Mittheilungen der Bauern im Zusammenhalt mit dem allerdings recht auffallenden Benehmen der Garde ließen einestheils von dieser Seite kaum noch die erwünschten Schüsse erwarten, anderntheils war die Möglichkeit einer perfiden Falle doch noch immer nicht ausgeschlossen, und Gröning entschied sich für den langsamen Rückzug, „denn" — sagte er — „Kinder, dahin lautet meine Instruktion doch nicht, Euch leichtfertig in den Tod zu jagen!"

Wir rückten daher in langsamen Schritt auf der Straße nach Ahlefeld ab, während Preußer Ordre erhielt, uns mit der bisherigen Spitze nunmehr als Nachhut zu folgen. Hatte man uns eine Falle gestellt, die allerdings recht langsam zuklappte, so — kalkulirte er wohl ganz richtig — würde die sofortige Verfolgung nicht auf sich warten lassen, andernfalls stand es uns ja noch immer frei, auf einem andern Wege in der Richtung auf Eckernförde wieder vorzugehen, um einen mehr schießlustigen national-dänischen Truppentheil aufzusuchen.

Wie wir auch langsam dahin trödelten, immer rückwärts schauend, — lange dauerte es, bis sich die erwartete Verfolgung blicken ließ. Endlich erschien eine Beobachtungspatrouille in der Stärke eines Zuges, welche uns langsam in respektvoller Entfernung folgte. Wir hielten sofort an, um sie auf Schußweite an uns herankommen zu lassen, sie machte gleichfalls Halt. Wir setzten uns wieder

in Bewegung, sie folgte uns wieder langsam. Nachdem dieses Spiel eine Weile so fortgegangen, drückte plötzlich ein Mann — wie die Bauern uns später erzählten, ein Wachtmeister dänischer Nationalität — seinem Pferde die Sporen ein, jagte näher heran und schickte uns eine Kugel nach, die aber wie Seume's „nicht kulturbeleckter Canadier sich seitwärts in die Büsche schlug". Als Preußer sofort mit seiner Nachhut „Kehrt" gegen ihn machte, schien der Mann es doch gerathen zu finden, sich eilig auf seinen Truppentheil zurückzuziehen, wir aber begrüßten mit einem lauten „Hurrah!" diesen Schuß, der uns die Lösung unserer Aufgabe brachte.

Auch Gröning schien der Ansicht zu sein, daß jetzt der gestellten Aufgabe genügt sei, und wir geleistet, was man von uns erwarten konnte; er mochte fürchten, daß dieser Schuß andere mehr verfolgungslustige Truppentheile alarmiren könnte, deren Angriff er uns nunmehr nicht unnöthig aussetzen wollte.

„Schwadron — Trab!" erscholl das Commando, und bald hatten wir den Dänischen Gardereiterzug aus den Augen verloren, der auch wohl bald Kehrt gemacht haben wird, um nicht von uns in eine Falle gelockt zu werden. Unser plötzliches Ausreißen mochte nach unserm bisherigen dreisten Vorgehen verdächtig genug erscheinen.

Auf unserm Heimritt nach Steinsieken bildete natürlich das so eben Erlebte lebhaften Gesprächsstoff und allerlei Vermuthungen wurden laut, keiner von uns aber ließ sich träumen, welche interessanten Folgen sich noch an unsern abenteuerlichen Ritt knüpfen sollten.

Nach unserer Rückkehr wurde sofort Meldung über den dänischerseits auf uns Pseudo-Preußen abgegebenen Schuß an das Oberkommando gesandt. Wir bezogen unter Gröning's Befehl wieder die Feldwache, Rittmeister v. Bismarck aber, der sich wohl persönlich näher über diesen auffallenden Hergang zu orientiren, vielleicht auch ein ernsteres Zusammentreffen herbeizuführen wünschte, ging mit der übrigen Mannschaft auf demselben Wege, welchen wir zurückgekommen, wieder gegen Ascheffel vor, während Preußer von unserer Feldwache mit zwei Mann wieder auf Breckendorf gesandt wurde, mit der Weisung, aufzuklären, ob die Verbindung von Breckendorf auf Ascheffel noch frei sei, wie wir sie am Morgen gefunden. Beide, jetzt natürlich mit allen Vorsichtsmaßregeln vorgehenden Patrouillen trafen ungehindert zusammen und fanden — das Nest bereits wieder leer!

Die Bauern erzählten, daß die Garde zu Pferde, zum größten Theile aus unsern großen Marschbewohnern rekrutirt, nicht gegen ihre Landsleute hätte fechten wollen, ja, sie hätte sogar gewünscht,

von uns gefangen genommen zu werden! Bald, nachdem wir abgeritten, wäre eine Schwadron Husaren gekommen und habe die Garde abgelöst, welche dann sofort nach Schleswig abmarschirt sei. Aber auch die Husaren hätten sich bereits nach einer Stunde weiter nördlich gegen Schleswig zurückgezogen, nachdem ihnen Meldung über Bewegungen deutscher Truppen in ihrer linken Flanke geworden.

Diese letzte Erzählung der Bauern war wohl jedenfalls richtig, denn wie wir später erfuhren, hatten die von der Tann'schen Freischaaren mit dem von unserm 5. Infanteriebataillon besetzten Gettorf im Rücken, Vorposten auf der Linie Harzhof-Hoffnungsthal-Marienthal-Altenhof *) ausgestellt, allerdings gegen ein in Eckernförde gelandetes dänisches Korps, sie hätten aber auch von dort aus durch einen raschen Vormarsch der Rückzugslinie einer in Aschessel so ziemlich an der Luft sitzenden Husarenschwadron leicht gefährlich werden können. Die Wahrheit der übrigen Mittheilungen über das Benehmen der Garde zu Pferde mußte ja einstweilen dahingestellt bleiben. Diese Erzählungen gewannen aber schon am folgenden Nachmittag, im Zusammenhalt mit einem eigenthümlichen Vorgang vor unserer Vorpostenlinie, ein geradezu sensationelles Interesse für uns.

Der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan, — er konnte gehen! Der Rittmeister war kaum nach Steinsieken zurückgekehrt, als der Befehl eintraf, „daß unser Korps, nachdem die Königl. preußische Kavallerie nunmehr in die Linie eingerückt, wieder dem schleswig-holsteinischen Oberkommando unterstellt sei." Der Schuß des dänischen Garde-Wachmeisters, der schon nach wenigen Tagen so vielen seiner Landsleute das Leben kosten sollte, war also wohl für genügend befunden worden, daraufhin die Feindseligkeiten zu eröffnen. Wir marschirten auch nicht wieder zurück auf Sorgbrück, sondern verblieben die Nacht in der Stellung bei Steinsieken.

Jedenfalls war es geglückt, daß man uns für preußische Kavallerie gehalten hatte. Ein dänischer Bericht spricht von einer „starken preußischen Kavallerie-Patrouille" — in Wahrheit war unser Trupp kaum 40 Pferde stark — welche die ganze Armee alarmirt habe; Alles sei in die Positionen gerückt in Erwartung eines Angriffes, der aber nicht erfolgt sei. Zum Schlusse heißt es dann: „Wir bekamen Ordre zurück zu gehen, doch hatten wir jetzt erfahren, daß die Preußen trotz den Schleswig-Holsteinern prahlen konnten."

*) Sämmtlich adelige Güter im Dänischwohlder Güterdistrikt „Dänischwohld", Landstrich zwischen dem Eider-Kanal und dem Eckernförder Meerbusen, im Westen von der Hüttener-Harde begrenzt.

Uebrigens schienen die Dänen auch ohne unsern herausfordernden Ritt gewillt gewesen zu sein, nach Ablauf des 18. April, bis zu welchem Tage Bonin bekanntlich Waffenruhe von deutscher Seite zugesagt hatte, ihrer Seits die Feindseligkeiten zu eröffnen, denn am 19. April, Morgens rückte eine dänische Kavallerie-Abtheilung gegen Sorgbrück vor, demaskirte gegen einen dort auf der Chaussee haltenden Beobachtungsposten unserer Dragoner, bestehend aus einem Korporal und drei Mann, eine Kanone, tödtete einen Mann derselben und zog sich nach dieser Heldenthat sofort wieder auf Schleswig zurück. Der Kanonenschuß, welchem der Dragoner zum Opfer fiel sollte wohl auf der ganzen Linie verkündigen, daß der dänische Geduldsfaden jetzt gerissen sei.

Bei dieser Gelegenheit wurde ein kühnes Reiterstück vollführt, welches bleibender Erinnerung werth ist. Obgleich dänische Dragoner, nachdem durch den Kanonenschuß einer unserer Reiter vom Pferde gerissen war, rechts und links von der Chaussee ausschwärmten, um Jagd auf die übrigen drei Dragoner zu machen, stieg der Korporal ruhig ab, hob die Leiche seines Kameraden zu sich auf's Pferd und erst, nachdem er auch das reiterlose Pferd eingefangen, jagte er, hart bedrängt von den ihn verfolgenden dänischen Reitern nach Sorgbrück zurück.

Den Namen dieses Braven, von dessen kalter Entschlossenheit ich noch später bei zwei verschiedenen Gelegenheiten selbst Zeuge war, vermag ich nach so langer Zeit nicht mehr mit Bestimmtheit anzugeben, müßte mich aber sehr täuschen, wenn er nicht Burmeister hieß und der 5. Schwadron des 2. Dragonerregiments angehörte. Jedenfalls erfülle ich hier die Pflicht eines Kampfgenossen, wenn ich solch schöne That eines Reitermannes seinen Landsleuten wieder in Erinnerung bringe. Nun zu den interessanten Folgen unseres Kanonenfutterrittes, welche wir vorhin schon andeuteten.

Am folgenden Morgen wurden unsere Vedetten über Ramsdorf*) und Ahlefeld hinaus vorgeschoben, während das ganze Korps in der Nähe an geeigneter Stelle Feldwache bezog. Wir hörten von Eckernförde herüber deutlich starkes Schießen; es mußte dort ein Kampf entbrannt sein; auch sahen wir, daß wir nun nicht mehr allein waren, denn links gegen Kropperbusch**) zu sahen wir Vedetten unserer Dragoner, während wir rechts gegen Wittensee Infanterieposten, wie es uns schien, Freischärler bemerkten. Sie waren wohl von dem von der Tann'schen Korps, oder hatten mindestens Fühlung mit seiner Postenkette.

*) Ramsdorf, Dorf 2 Meilen südlich von Schleswig an einer kleinen Aue.
**) Kropperbusch, Wirthshaus an der Chaussee von Rendsburg nach Schleswig.

Es war Charfreitag! — aber wer von uns hätte an jenem Morgen wohl der Heiligkeit des Tages gedacht! Zum ersten Male wurde uns der Ernst des Krieges in hörbare Nähe gerückt. Allerdings Grund genug, besonders des heiligen Tages zu gedenken, aber wer von uns wußte denn überhaupt, daß Charfreitag war? Kalender sind ein seltener Luxusartikel in der Ausrüstung eines Feldsoldaten, und wer sich längere Zeit auf Feldwache umhergetrieben, wo die Nacht zum Tage gemacht und der Tag zur Ruhe benutzt wird, verliert bald den richtigen Maßstab für die durchlebte Zeit. Wie erstaunt man später oft, daß so viel Erlebtes sich in dem Zeitraum weniger Tage abspielen konnte, und doch schien es in unserer Erinnerung Monate ausgefüllt zu haben! Auch damals erfuhren wir erst nachträglich aus der Zeitung, daß es Charfreitag gewesen, an jenem Morgen aber waren unsere Gedanken natürlich mit gespanntester Aufmerksamkeit ausschließlich darauf gerichtet, aus dem stärker oder schwächer zu uns herüber tönendem Schießen zu entnehmen, ob das Gefecht sich uns nähere oder der Feind zurückgedrängt werde.

Der Kampf dauerte lange und schien, wenn auch heftiger werdend, doch noch unentschieden auf demselben Fleck sich abzuspielen, worüber allerdings die Meinungen auseinander gingen und lebhaft debattirt wurde, als plötzlich, es mochte wohl etwas nach Mittag sein, vor unserer Linie in nordwestlicher Richtung aufwirbelnde Staubwolken unsere Aufmerksamkeit von dem Kampfe abzogen. Auch die entfernter stehende Vorpostenkette schien dadurch alarmirt zu werden; meldende Vedetten sprengten von allen Punkten zu den rückwärts liegenden Feldwachen.

„An die Pferde! — Aufgesessen!" erscholl das Kommando unsers Rittmeisters, doch blieb das Korps in der bisherigen Position halten, nur eine Patrouille, zu der auch ich kommandirt war, wurde gegen Breckendorf vorgeschoben. Auch auf unserer linken Flanke zwischen Kropperbusch und Norbye*) erschien eine Rekognoscirungspatrouille unserer Dragoner.

Der sich schnell bewegende und hoch aufsteigende Staub rührte zweifellos von Kavallerie her, welche in der Richtung von Bokslund**) auf Breckendorf marschierte. Bevor wir Breckendorf erreicht, konnten wir feststellen, daß ein Reitertrupp, dessen Stärke wir auf eine Schwadron schätzten, von Boklund auf Breckendorf vorgehe. Doch kaum war die Spitze, bei welcher wir höhere Offiziere zu bemerken glaubten, bis in die Nähe der ersten Häuser des

*) Norbye, Dorf an der Boklunderaue, $1\frac{1}{2}$ Meile südlich von Schleswig.

**) Boklund, kleine Ortschaft $1\frac{1}{4}$ Meile südlich von Schleswig.

Dorfes gekommen, als im Hintergrunde wieder neue Staubwolken aufwirbelten und große Reitertrupps, zusammen wohl in der Stärke eines ganzen Regiments, auf dem Wege von Bokluud, wie von Lottorf*) her in der raschesten Gangart der ersten Schwadron nachjagten.

Während wir auf dem Wege diesseit Breckendorf beobachtend Halt machten, sandten wir rückwärts Meldung über diese auffallenden Kavalleriebewegungen vor uns. Unsere Meldung konnte indessen kaum noch dem Rittmeister zugegangen sein, als zu unserm nicht geringen Erstaunen, ohne daß auch nur eine Beobachtungspatrouille sich diesseit Breckendorf sehen ließ, die ganze Reitermasse sich wieder in rascher Gangart in der Richtung auf Jagel**) entfernte, während auf unserer linken Flanke die Recognoscirungspatrouille unserer Dragoner ihr in angemessener Entfernung beobachtend folgte.

Als bald darauf Rittmeister v. Bismarck mit einem stärkeren Succurs heranrückte, suchten auch wir das Dorf ab. Die Bauern erzählten:

„De König sülwen keem hir bi de eersten Hüs up anner Sit vun't Dörp mit sin Gard antoriden. Jüst weeren se dorbi sick to befragen, wo de Dütschen stünnen, do keem en ganzes Dragonerregiment antojagen, un nehm em un sin Gard in de Merr, un so trocken se weller nah Sleswig af. Dat seeg jo meist so ut, as wenn se en Gefangen transperterten!"

Bei dieser Erzählung sahen wir uns denn doch verwundert an! Der König unmittelbar vor unsern Vorposten allein mit der Garde, die sich nach der Erzählung der Ascheffeler Bauern so unzuverlässig und nach unsern eigenen Beobachtungen mindestens räthselhaft an dem Tage vorher benommen hatte?! — Die Leute mußten sich denn doch wohl in der Person geirrt haben.

„Ne, ne," sagte ein älterer Bauer, „he weer't sülwen! Ick kenn em ganz god vun Koppenhagen her, als ick bi de Husaren stünn. Dunmals weer he noch Kronprinz un en hellschen Dörchdriber! Hüt sünd se mit em afslept, he hett wull weller Stückschen maken wullt!"

Diese wenig respektvolle Aeußerung über den Landesherrn konnte im Grunde wenig überraschen bei einem Bauern, der in früherer Zeit in Kopenhagen als Soldat gedient. War es doch öffentliches Geheimniß, daß Friedrich VII. als Kronprinz wegen nicht immer correcten Lebenswandels wiederholt auf königlichen Befehl aus der Residenz verwiesen worden war.

*) Lottorf, Dorf 3/4 Meilen südlich von Schleswig.

**) Jagel, Dorf an der Chaussee 3/4 Meilen südlich von Schleswig.

Daß nach dem Gefecht bei Bau der König veranlaßt worden war, sich nach Schleswig zu begeben, um seine „siegreiche“ Armee zu begrüßen, hatten die Zeitungen bereits gemeldet, und da der Bauer so bestimmt behauptete, ihn persönlich erkannt zu haben, so mußte, mochte es auch unwahrscheinlich erscheinen, immerhin die Möglichkeit zugegeben werden, daß er bei diesem wunderbaren Recognoscirungsritt, als welchen wir diese Bewegung doch auffassen mußten, wirklich zugegen gewesen sei. — Und der Bauer hatte in der That Recht gehabt.

Die officielle Bestätigung ließ nicht lange auf sich warten. Dänische Blätter meldeten unter der Spitzmarke „besonderen Muthes Sr. Majestät“: „Der König habe, nur begleitet von einer Schwadron Garde zu Pferde, von Schleswig aus einen Spazierritt gegen Süden unternommen, habe sich dabei aber in zu gewagter Weise den Deutschen Vorposten genähert. Das 5. Dragonerregiment, vor Schleswig exercirend, und die Gefahr, in welcher Sr. Majestät sich befunden, noch rechtzeitig gewahrend, sei dem König nachgeeilt und habe ihn unmittelbar vor den Deutschen Vorposten aufnehmen und glücklicherweise, ohne in einen Kampf verwickelt zu werden, nach Schleswig zurückbringen können.“ — „Sr. Majestät exponirten sich zu sehr!“ — soll der Regimentscommandeur gesagt haben.

Allerdings eine ganz annehmbare Erklärung des für uns so auffallenden Herganges. Ob sie aber in der That in allen Theilen der Wahrheit entsprach? Einige Nebenumstände ließen immer noch ein Feld frei für allerdings recht gewagte Vermuthungen, denen dennoch eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden konnte.

Die dänischen Blätter überraschten durch die gleich darauf folgende Nachricht, daß Sr. Majestät sich mit der Garde zu Pferde noch an demselben Abend in Flensburg eingeschifft und nach Kopenhagen zurückbegeben habe. War diese plötzliche Abreise eine wirklich freiwillige?

War es doch laut verkündet worden, daß Sr. Majestät das Osterfest bei seiner „braven Armee“ zubringen wolle! Die Dänen sagen, man habe den König vor den Eventualitäten der Schlacht bei Schleswig rechtzeitig in Sicherheit bringen wollen! Nun, die Dänen hatten die Schlacht bei Schleswig für den ersten Ostertag so wenig erwartet, daß der Preußische Angriff ihre Truppen bei dem Gottesdienste überraschte! Das stimmt also doch nicht recht.

Möglich, daß die an diese Vorgänge geknüpften Vermuthungen gänzlich irrige waren, aber für jeden Außenstehenden mußte es doch höchst auffallend erscheinen, daß der König, nur begleitet von der Schwadron, welche sich am Tage vorher nach unsern eigenen

Erlebnissen und den Mittheilungen der Bauern durchaus unzuverlässig erwiesen und infolge dessen sofort von den Vorposten zurückgezogen war, wie sie denn auch im Felde später überhaupt nicht mehr gesehen wurde sich bis unmittelbar vor die deutschen Vorposten begeben hatte! Warum denn gerade diese Begleitung? Die Erzählung der Bauern, daß die Einholung durch das Dragonerregiment eigentlich einer Gefangennahme gleich gesehen habe, wirft auf diesen Vorgang immerhin ein eigenthümliches Licht.

Giebt man solchen Vermuthungen, wie sie damals in den verschiedensten Lesarten auftauchten, weiteren Spielraum, so erinnert man sich unwillkürlich, daß Friedrich VII. gerade in damaliger Zeit gesagt haben sollte: „Ich bin eigentlich der glücklichste Kriegsherr auf der Welt, verlieren kann ich gar nicht. Entweder siegen meine Dänen oder meine Schleswig-Holsteiner, Beide kämpfen sie für mich!"

Die Annahme lag nicht zu fern, daß die Rolle der reinen Null wie sie Friedrich VII. unter dem Kasinoministerium zugewiesen war, ihm bei seinen bekannten absolutistischen Neigungen doch zu sehr gegen seine Natur ging, und nun ja, man glaubte vielfach, er habe damals zu uns fliehen wollen, weil es ihm in Kopenhagen zu ungemüthlich geworden.

Den Dänen freilich, die durch einen solchen Streich allerdings in eine verwettert schiefe Stellung gerathen wären und, von dunklen Ahnungen getrieben, ihren König rechtzeitig wieder einholten, wird er nicht auf die Nase gebunden haben, daß er sich zu diesem Verdacht bekenne. Für sie ist es wohl stets bei der Legende von dem „verwegenen Spazierritt" geblieben, aber die gegentheilige Auffassung wurde durch seine denn doch authentisch rasche Fortschaffung nach Kopenhagen nur noch näher gelegt, wenn sie auch von der hohen Diplomatie als eine Absurdität bezeichnet wurde und wird.

Wäre der König-Herzog damals zu uns gekommen, mit allen königlichen Ehren wäre er empfangen worden, und doch wurde die geheime Absicht wirklich gehegt, können wir Gott danken, daß die Dänen ihren König rechtzeitig wieder einfingen. Den Bewohnern Schleswigs freilich wären durch die dann ganz umgewandelte Sachlage vielleicht die Jahre bitterer Drangsal unter dänischer Zwingherrschaft erspart geblieben, aber möglicherweise wäre auch der Keim zum neuen Deutschen Reich, der nun einmal, mag man sagen, was man will, mit unserer Sache zum ersten Leben erweckt wurde, wenn auch nicht erstickt, so doch zurückgehalten worden vielleicht auf Jahre hinaus, die für die Entwickelung unter einem mächtigen, geliebten Kaiser weniger günstig geartet sich erweisen könnten! Und das Deutsche Reich gilt uns doch mehr, als alle Noth und Qual!

So lebhaft übrigens dieser Vorgang mit den daran geknüpften Vermuthungen uns auch beschäftigte, so wurde er doch bald ganz in den Hintergrund gedrängt durch die endlosen Jubel hervorrufende Nachricht des ersten von der schleswig-holsteinischen Armee erfochtenen Sieges.

In Eckernförde gelandete dänische Truppen hatten das bei Altenhof in einer Stärke von nur 400 Mann stehende von der Tann'sche Freikorps angegriffen und waren von diesem trotz ihrer weit überlegenen Stärke, und obgleich sie durch das Feuer ihrer im Hafen liegenden Kriegsschiffe unterstützt wurden, nach Eckernförde zurückgeworfen worden.

Schleswig-Holsteiner von Geburt waren freilich wohl nur wenige dabei gewesen. Das Korps hatte sich zum größten Theile aus fremden Zuzüglern aller deutschen Gaue rekrutirt, aber dieser unter Tann's trefflicher Führung so brav vorgegangene Truppentheil gehörte doch zu der schleswig-holsteinischen Armee, welche mit diesem Siege des „Tydske Roverpack" über die „Hannemänner" doch eine kleine Revanche für Bau verzeichnen konnte, und war das Gefecht auch nicht von erheblichen Folgen, es war doch der erste Sieg der jungen, neuen Armee!

Wiederum aber fiel ein eigenthümliches Licht auf den viel besprochenen „Königlichen Spazierritt", der just an dem Tage unternommen wurde, wo „seine Schleswig-Holsteiner" zum ersten Male „seine Dänen" schlugen, und zwar war der Ritt ausgeführt zu einer Zeit, zu welcher die Meldung über den wahrscheinlichen Ausgang des Gefechtes zweifellos in Schleswig eingetroffen sein mußte.

Der officielle Bericht des Freiherrn v. d. Tann über das Gefecht bei Altenhof am 21. April 1848 lautet:

— — — — „Am 21. April betrug die Stärke des Freikorps 400 Mann, in 4 Compagnien getheilt:

1. Comp. Hamburger,
2. „ Kiel-Altonaer,
3. „ Kölner,
4. „ Berliner.

Die 1. Compagnie lag in Hohenlieth*), die drei übrigen in Altenhof. Vor Tagesanbruch ging die Ablösung nach der Feldwache. Die Altonaer Freiwilligen mit 20 Mann hatten sich die Erlaubniß erbeten, während der Nacht die dänischen Vorposten aufheben zu dürfen. Die Expedition wurde unternommen, hatte aber keinen Erfolg. In Altenhof waren demnach noch 220 Mann disponibel,

*) Adel. Gut in der Eckernförder Harde, 1 M. südöstlich von Eckernförde. Altenhof, adel. Gut, 3/4 M. südöstlich von Eckernförde.

von denen die Berliner Compagnie (130 Mann stark) erst in derselben Nacht von Rendsburg eingetroffen war.

Gegen 4 Uhr kam von der Feldwache am Meere die Meldung von dem Heranrücken einer starken dänischen Abtheilung, und bald trieb dieselbe durch ein lebhaftes Feuer unsere Vorposten gegen Altenhof zurück.

Die 3. Compagnie (Köln) und ein Zug der 2. Compagnie (Kiel) wurden zum Angriff formirt und trieben den Feind durch ein Hurrah rasch zum Walde wieder hinaus. Die Berliner Compagnie folgte als Soutien. Die Hamburger Compagnie erhielt den Befehl, sogleich von Hohenlieth herbei zu eilen, um bei Altenhof als Reserve und Beobachtungsposten gegen eine Umgehung über Hohenthal*) und Harzhof**) Stellung zu nehmen.

Bei unserem Vorgehen aus dem Walde eröffnete das 400 Schritt vom Strande liegende Kanonenboot ein lebhaftes Feuer, zuerst mit Vollkugeln, dann mit Kartätschen. Mehreren kleinen Erdwällen, der hochliegenden Chaussee und dem sumpfigen Terrain zwischen Meer und See war der geringe Erfolg dieser lebhaften Kanonade zuzuschreiben; wir verloren im ganzen Verlauf des Gefechtes durch etwa 30 Kanonenschüsse nur 1 Todten und 2 Verwundete.

Der Feind (Linien-Infanterie) verlor allmälig alle kleinen Terrainvortheile, welche von seinen Schützen zwischen dem Walde und dem kleinen am Ausflusse des Sees gelegenen Häuschen hartnäckig vertheidigt wurden. Hier kam das Gefecht zum Stehen und wurde wohl eine Stunde lang nur durch einzelne Büchsenschüsse unterhalten, welche von beiden Seiten nicht ohne Erfolg waren. Eine dänische Jäger-Compagnie versuchte nach dieser Pause eine Umgehung der linken Flanke unserer Tirailleurkette, zwischen derselben und dem See vordringend.

Die Schützenkette wurde hierauf hinter einen schräglaufenden und von der Lisiere des Gehölzes aus flankirten Erdwall zurückgenommen, worauf eine abermalige Pause des Gefechtes eintrat. Gleichzeitig ging bei uns die Nachricht ein von einer bereits ausgeführten feindlichen Umgehung über Harzhof und bestimmte mich zu einer raschen Recognoscirung nach dieser Seite.

Der Gegner scheint den Erfolg seiner Umgehung über Lehmsiek (Habye)***) und Harzhof abgewartet zu haben und formirte hierauf bedeutende Streitkräfte zu einem Angriff. Die Gefahr der Umgehung schien nicht dringend, auch kein lebhaftes Gefecht in

*) Wohl irrige Ortsbezeichnung.
**) Adel. Gut, 1 M. südlich von Eckernförde.
***) Dorf, $1\frac{1}{2}$ M. südlich von Eckernförde.

dieser Richtung engagirt. Die Absicht des Feindes schien die Vereinigung seiner beiden Angriffskolonnen zwischen Altenhof und Holtsee*) zu sein. Ich glaubte daher diesen Plan mit äußerster Anstrengung verhindern zu sollen und zog deshalb die in Reserve stehende 1. Compagnie, sowie die eben von Rendsburg eingetroffene 5. Compagnie (aus einem Zuge Berliner Musketiere und einem Zuge Rheinischer Schützen bestehend, 70 Mann) in eine verdeckte Stellung dicht hinter die Gefechtslinie.

Unterdessen hatte der Feind bedeutende Verstärkungen herangezogen und unsere durch die Umgehungsgerüchte bereits etwas alarmirten Plänkler wurden aus den kleinen Knicks bis zur Lisière des Waldes zurückgetrieben. Das Kanonenboot feuerte heftig und es entstand ein ganz warmes Schießgefecht. Unsere Schützen schlugen sich, beständig mit Kartätschen in der rechten Flanke beschossen, vortrefflich; der Verlust war bedeutend, mehr aber an Verwundeten als an Todten von unserer Seite. Die Berliner hielten den rechten Flügel, die Kölner die Mitte, die Kieler den linken Flügel, unterstützt von einigen Abtheilungen Berliner, ein großer Theil des Soutiens war bereits in's Gefecht gezogen.

Die Schwächung der Plänklerlinie wurde durch den Abgang der Leute, welche ihre verwundeten Kameraden aus dem Feuer trugen, noch vermehrt.

Auf der Chaussee rückten feindliche geschlossene Colonnen heran und hatten bereits die Lisière des Waldes beinahe erreicht, als die Reserve vorgezogen und eine allgemeine Bajonettataque angeordnet wurde. — Der erste Zug der Hamburger schwärmte aus, auf beiden Seiten von den rheinischen Schützen begleitet; gleichzeitig ging die Plänklerlinie mit einem Hurrah gegen des Gegners Flanke vor. Der Feind empfing den Angriff mit einem lebhaften Kugelregen und Kartätschenfeuer, welches uns empfindlichen Verlust verursachte, verlor aber bald seine feste Haltung, wurde aus allen, zum Theil stark besetzten Positionen vertrieben und bis auf die Höhen verfolgt, ebenso seine geschlossenen Abtheilungen auf der Chaussee verjagt. Der Gegner, welcher bis zu diesem Momente seine Todten und Verwundeten stets zurück gebracht hatte, ließ dieselben, 7—8 an der Zahl, sowie viele Waffen auf dem Kampfplatze zurück. Nachdem das Corps wieder formirt war, und der Feind keine neuen Angriffsbewegungen machte, sondern sich auf eine Kanonade vom Boote aus beschränkte, kehrten wir mit Zurücklassung einer kleinen Arrièregarde nach Altenhof zurück, von wo aus nach $1\frac{1}{2}$ stündiger Rast um 12 Uhr, wie Tags zuvor befohlen war, der Marsch nach Gr. Wittensee angetreten wurde.

*) Dorf, 1 M. südlich von Eckernförde.

Die uns gegenüberstehenden Feinde betrugen:
1 Compagnie Scharfschützen,
1 Linien-Bataillon,
1 Zug Dragoner und
1 Kanonenboot.

Bylling, am 7. Mai 1848.

Auf Befehl
(gez.) Freiherr von der Tann,
Major und Flügeladjutant Sr. Majestät d. Königs von Bayern.
Kommandeur des 4. Freikorps.

Wie wahrheitsgetreu die dänischen Rapporte damaliger Zeit abgefaßt wurden, zeigt ein Bericht über dieses für eine so junge, zum ersten Male mit dem Feinde in Berührung kommende, freilich Dank der tüchtigen Führung immerhin recht ehrenvolle Gefecht, welcher mit den Worten schließt: „Das Resultat des Gefechtes ist, daß die Insurgenten wiederum vollständig gesprengt wurden."

Derselbe Bericht giebt wohl eben so wenig wahrheitsgetreu den dänischen Verlust an auf 5 Todte und 20 Verwundete, während von der Tann an zurückgelassenen Todten allein 7—8 meldet.

General Hedemann schreibt in einem anderen Berichte: „Der Feind wurde gänzlich geworfen, ohne Zweifel mit großem Verluste. An Gefangenen verlor er 58 Mann."

Diese nun um 18 hinzugelogene vermehrten in Wahrheit nur 40 Gefangenen gehörten gar nicht zu dem in jenem Gefechte bei Altenhof engagirten v. d. Tannschen Korps, sondern gehörten zu dem Wasmerschen Freikorps, und waren der dänischen Umgehungskolonne über Gosefeld*) und Lehmsick in die Hände gefallen.

In beiden Berichten tritt das Bemühen, die am 21. erlittene Schlappe, denn eine solche war es in bester Form, nach Möglichkeit zu vertuschen, die den Dänen um so ärgerlicher war, als ihnen nur Freischärler gegenüberstanden. Die Irregulären hatten ihnen in den Tagen ohnehin schon manchen Aerger bereitet. So hatten in der Nacht vom 19. auf den 20. April, also unmittelbar nach unserm Kanonenfutterritt, 50 Mann des Ranzauschen (2.) Freikorps unter Befehl des Hauptmann Aldosser (Bayer) in Ascheffel 17 dänische Dragoner überfallen, 14 davon gefangen genommen und 17 Pferde erbeutet, während 3 Dragoner zu Fuß entkamen. In denselben Tagen war der dänische Kapitain Dirckink-Holmfeld, welcher mit seinem Schiffe bei der Insel Fehmarn eingetroffen war, um auch dort Gewaltthätigkeiten gegen

*) Dorf, 3/4 M. von Eckernförde im Gute Marienthal.

deutschgesinnte Einwohner auszuüben, und sich zu solchem Zwecke an Land begeben hatte, von den dortigen Bauern gefangen genommen und einer seiner Begleiter erschossen worden. Um die Insel vor dänischer Rache zu schützen, wurde für die nächste Zeit eine kleine schleswig-holsteinische Besatzung dorthin verlegt.

---

21. Kapitel.

Alte Bekannte. Jung-Deutschland in Zeugstiefeln zu Pferde und Garde-Offizier. Kommando-Wechsel bei unserem Korps und bei der Reichs-Armee. Die Schlacht bei Schleswig. Eine Heldenthat der dänischen Kavallerie. Das Vorgehen der Schleswig-Holsteinischen Truppen entscheidet den Tag von Schleswig. Das erste Bivouak.

Sämmtliche Freikorps hatten Ordre, sich eigentlich schon am Morgen bei Groß-Wittensee zu sammeln. Die Vorgänge des Tages hatten uns indessen bei Breckendorf festgehalten, und so marschirten wir erst am Abend jenes für uns so interessanten Tages ebenfalls dahin ab, allerdings etwas in Sorge, das Dorf von Einquartirung überfüllt zu finden. Die Sache ging indessen besser ab, als wir dachten. Das von der Tannsche Korps, das bei Weitem zahlreichste, traf erst nach uns ein, und da ja für unsere Pferde Unterkunft geschafft werden mußte und sollte, so kamen auch wir als nicht zu beseitigendes Anhängsel glücklich mit ins Quartier, was uns nicht wenig willkommen war, da wir die letzten Nächte bei der noch immer recht rauhen Witterung im Freien zugebracht hatten. Auf den dortigen großen Landstellen fanden wir sehr gute Stallungen, und die wohlhabenden Bauern des stattlichen Dorfes verpflegten uns trotz der Ueberfüllung auf das Beste, so daß die Bauernquartiere, welche seit Lohe bei uns etwas in Mißkredit gerathen waren, hoch in unserer Achtung stiegen. Wir übersahen dabei nur, daß wir im gesegneten Osten des Landes waren, wir sollten sie im Westen, dem eigentlichen Kavallerieterrain, bald wieder von minder anheimelnder Seite kennen lernen.

Nach einem erquickenden Schlafe auf weichem, warmem Lager, der mich alle gehabten Strapazen vergessen ließ, erhob ich mich früh Morgens, um mich bei dem Rittmeister zum Rapport zu melden. Bei dieser Gelegenheit erlebte ich eine interessante Scene

von überwältigend drastischer Komik, welche in dem scharfen Kontrast der beiden betheiligten Persönlichkeiten lag, daher eine durchaus unfreiwillige war, mir aber stets unvergeßlich bleiben wird.

Als ich aus der Pforte des Bauernhofes, der mir so gastliches Quartier gegeben, auf die Straße trat, wimmelte ganz Groß-Wittensee von Freischaaren. Zu den Andern, die schon am Tage vorher eingerückt, war nun auch das von der Tannsche Korps gestoßen. Da waren sie ja alle wieder, die wunderbaren Gestalten, über die ich in Rendsburg gestaunt, vom „Mausfallenkerl" bis zum edlen Polen mit der Hahnenfeder auf der „viertimpigen" Mütze, wenn auch durch andere Exemplare vertreten. Ganz dasselbe Bild von damals! Auch die Bauern glotzten diese für sie märchenhaften Krieger ganz „verheesbäst" an. Und wie traten sie erst hier auf! Jetzt hatten sie ja den Beweis geliefert, daß „ein gesunder Sturm aus begeisterter Volksseele Söldnerheere hinwegfege, wie die Spreu von der Tenne!" Der Vater dieses hochfliegenden Gedankens sammt seinem noch ebenso verosteten Säbel war auch zur Stelle. Lauter alte Bekannte!

Gewiß, — Hannemann war gelaufen, und das gründlich, wie er das später auch immer zu thun pflegte, wenn er einmal auf den Trab gebracht war, und wer wollte den Freischaaren, d. h. dem von von der Tann geführten Korps, den Jubel verargen, das der erste Sieg sich an ihre Waffen, und zwar lediglich an ihre Waffen knüpfte, da sie ohne jede Unterstützung des regulairen Militairs gefochten hatten!

Dieser letzte Punkt freilich war wieder ein Grund zu den maßlosesten Schimpfereien gegen das regulaire Militair überhaupt und gab reichlichen Stoff zu den albernsten, aber auch subordinationswidrigsten Expektorationen dieser exaltirten, für jede ruhige Ueberlegung unzugänglichen Köpfe.

Jedem, der nur zuhören wollte, erzählten sie mit höchster Entrüstung, von der Tann habe sich an den mit dem 5. schleswig-holsteinischen Infanteriebataillon in Gettorf stehenden Major v. Zastrow — später um die schleswig-holsteinische Armee hochverdienter Offizier, dem seine Leute mit unbedingtem Vertrauen folgten — mit dem Ansuchen um Unterstützung gegen die bedeutende dänische Uebermacht gewandt, ihm sei aber die Antwort geworden: „Er möge sich doch mit seiner Handvoll undisciplinirter Leute überhaupt nicht in einen Kampf mit den in Eckernförde stehenden dänischen Bataillonen einlassen," und als der Kampf in Folge dänischen Angriffs dennoch entbraunt, habe er, Gewehr beim Fuß, unthätig die ihm wohl erwünschte Niederlage der Freischaaren erwartet.

Zugegeben, daß Zastrow, bisher Hauptmann im 1. Garderegiment zu Fuß, für Freischaren gewiß nicht die mindeste Sympathie hegte und auf ihre Leistungen im offenen Feldgefecht wohl wenig Vertrauen setzte, daher seine abmahnende Antwort, aber daß ein königlich preußischer Offizier, und noch dazu ein Haudegen, der nie früh genug daran kommen konnte, als welcher Zastrow sich bei jeder späteren Gelegenheit erwies, einen Truppentheil in der Vorpostenkette der eigenen Armee wider Pflicht im Stiche gelassen haben sollte, ist denn doch eine zu schmähliche Beschuldigung, wie sie nur diese ewig gährenden Köpfe, welche ohne jeden Beweis zu verurtheilen stets bereit waren, aussprechen konnten.

Noch schmählicher aber war die an diesen doch noch keineswegs erwiesenen Fall geknüpfte Verhetzung aller Offiziere vom regulairen Militair, die man sämmtlich zu heimlichen Verräthern der Sache stempelte.

Wie auch die Vorgänge der letzten Zeit in Frankreich wieder zeigen, bei den Demokraten spielt ja stets eine große Rolle der Verrath, zu welchem Alles gestempelt wird, was ihnen irgend unbequem ist. Beweise sind nicht erforderlich. Gegen den souveränen Volkswillen giebt es keine Appellation, und für die eigene Unfähigkeit ist er eine unübertreffliche Entschuldigung.

Ihren Tann, der doch auch vom regulairen Militair war, nahmen sie freilich aus. Wie es bei diesen Köpfen nicht anders sein konnte, herrschte für ihn eine gradezu überschwängliche Begeisterung, die von seinem Corps noch manche überraschende That erwarten ließ. Und diese Liebe hatte er wahrlich in vollem Maße verdient! Sein kaltblütiges, ruhiges Wesen im stärksten Kugelregen, dem er sich stets in den vordersten Reihen, seine unerfahrenen Leute anfeuernd, aussetzte, hatte ihnen Vertrauen in ein mögliches Gelingen eingeflößt, und lediglich seiner umsichtigen Führung verdankten sie den, wenn in seinen unmittelbaren Folgen auch unbedeutenden, doch immerhin glänzenden Sieg über eine noch dazu von Schiffsartillerie unterstützte bedeutende Uebermacht, vor Allem aber, daß von nun an der Name dieses Corps in der Armee mit Achtung genannt wurde.

Diese Anerkennung wurde auch im ganzen Lande getheilt. Das Romantische, was sich an den Führer einer undisciplirten Freischar als Sieger in offener Feldschlacht knüpfte, trug natürlich auch dazu bei, aber seit jenem Tage von Altenhof war von der Tann unbestritten die populärste Persönlichkeit in der Armee, wie denn auch die einzigen Erfolge der speciell schleswig-holsteinischen Waffen im Jahre 1848 an seinen Namen geknüpft blieben und — der Wahrheit die Ehre — auch an das von ihm geführte Freicorps!

Mich durch die aufgeregte Menge durchdrängend, sollte ich bald Gelegenheit finden, den gefeierten Helden, mit dem ich später in so veränderten Lebenslagen recht oft zusammentreffen sollte, mit eigenen Augen zu sehen.

Vor der Thür eines unmittelbar an der Straße belegenen Hauses gewahrte ich zu meiner Freude meinen ersten Eiderstedter Freund, der mir damals in Rendsburg zum Eintritt in die freiwillige Cavallerie verholfen. Er und ein anderer Eiderstedter warteten dort als Ordonnanzen vom Dienst, denn der auch in Wittensee eingetroffene Prinz von Noer war in diesem Hause abgestiegen.

In dem Augenblick, als ich meinem alten Freunde zur Begrüßung die Hand reichte, öffnete sich die Hausthür, und es trat aus derselben ein, unsern militairischen Gruß freundlich erwidernder stattlicher Offizier mit blondem Schnurr- und spitzem Knebelbart in der uns damals noch fremden himmelblauen baierischen Uniform.

„Dat is he!" flüsterte mir mein Eiderstedter zu. „Dat's vun der Tann persönlich sülben!" Und wohl um mir keinen Zweifel zu lassen, daß seine Bedenken gegen „allerhand verdächtig Volk" noch dieselben geblieben, fügte er hinzu: „Dat is en Kerl! 't is gar nich to glöben, wat de mit sin Mussallenkerls utricht hett!"

Nun, wenn ich seit der Nachricht dieses ersten Sieges auch die Leute dieses Freikorps mit ganz andern Augen ansah, wie damals bei ihrem ersten Austreten in Rendsburg, so umgab doch der Gedanke, daß er gerade an der Spitze dieser ungeschulten Leute es ermöglicht, regulairen an Zahl weit überlegenen Truppen gegenüber das Feld zu behaupten, auch in meinen Augen von der Tann's immerhin ganz stattliche Erscheinung noch mit einem besonderen Glorienschein, und nicht minder bewundernd folgten meine Blicke dem dahinschreitenden Helden des Tages.

War auch er bei dem Prinzen von Noer gewesen, um sich über Zastrow's Unthätigkeit am gestrigen Tage zu beschweren? Ich möchte es bezweifeln. So gehörte ihm und seinen Leuten die Ehre des Tages ganz allein. Er hatte seinen Ruf und den seines Korps begründet, und habe ich Tann recht gekannt, so wäre, nun Alles glücklich abgelaufen, jede Einmischung Zastrow's, ja nur die Anregung des Gedankens, daß eine solche Einmischung von ihm gewünscht worden, ihm nur ärgerlich gewesen. Baierische und preußische Offiziere klappten damals noch gar nicht zusammen, und Tann war entschieden stolz darauf, den Beweis geliefert zu haben, daß ein baierischer Offizier den Feind schlagen könne, ohne

an preußische Hülfe appelliren zu müssen. Wer die damalige Stimmung namentlich der süddeutschen Bundesoffiziere gegen die „zugeknöpften Preußen" gekannt, wird mir beistimmen.

Auch später ist mir nie zu Ohren gekommen, daß Zastrow wegen Nichteingreifens in das Gefecht bei Altenhof irgend welcher Vorhalt gemacht wäre, und so hat die Geschichte wohl nur in den erregten Köpfen der Freischärler gespukt. Wohl werden sie die Hülfe erwartet, vielleicht auch dieselbe angerufen haben, aber Zastrow's Fernbleiben wird schwerlich auf eifersüchtelnde Eigenmächtigkeit, in diesem Falle gröbliche Pflichtverletzung, sondern, wie schon oben ausgesprochen, auf höheren Ortes veränderte Dispositionen zurückzuführen sein.

Hier in Wittensee war die letztere größte Wahrscheinlichkeit natürlich ausgeschlossen. Als ich mich dem Gehöft, wo unser Rittmeister im Quartier lag, näherte, stand vor der Eingangspforte auch ein Haufen aufgeregter Freischärler, der diesen angeblichen „Verrath des regulären Militairs" in den verschiedensten Lesarten vortrug und übertrieb. Auch von unsern Leuten standen bei der Gruppe, eifrig horchend auf diese Vorträge, die nur zu sehr geeignet waren, die im Felde so nothwendige Disciplin gründlich zu untergraben.

Vor der Hausthür des Gehöfts stand unser Bismarck, in seiner reich verschnürten Husarenuniform so recht das Bild eines jugendkräftigen schneidigen Reiteroffiziers. Mit finster zusammengezogenen Brauen, welche deutlich sein Mißbehagen verriethen, beobachtete er die auf der Straße sich abspielenden Vorgänge, die gewiß sein soldatisches Gefühl arg in Aufregung brachten. Er mochte wohl darüber nachdenken, wie er eingreifen solle, um Derartiges von seiner Truppe für die Folge fern zu halten.

Seinen Blicken folgend sah ich, wie er einen Mann unsers Korps, der sich mit besonderem Eifer an die erregten Freischärler heranmachte, unablässig im Auge behielt. Die ganze Erscheinung des Mannes war dem Rittmeister schon lange ein besonderer Stein des Anstoßes, und war ich überzeugt, daß diese Scene noch ein weiters Nachspiel haben würde, auf welches ich gespannt war. Ich hatte denn auch das Glück, als stummer Zuschauer zugegen sein zu können.

Die Erscheinung dieses Mannes, welche unter gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnissen wohl geeignet war, durch unleugbar geistvolle Gesichtszüge größeres Interesse zu erwecken, war als „Kavallerist im Felde" gedacht, allerdings eine hochkomische Figur und daher dem an stramm militairisches Aeußere und Benehmen gewöhnten Gardeoffizier natürlich ein Gräuel, um so mehr, als der

lächerlichen Figur schwerlich besondere militairische Leistungsfähigkeit die Waage hielt.

Diese Persönlichkeit, welche der Rittmeister von Anfang an gern aus dem Korps entfernt hätte, war der damals recht bekannte und viel genannte, zum „Jungen Deutschland" gehörige Schriftsteller L. W., der lediglich aus Interresse für unsere Sache in das Feld gezogen sein wollte, und es auch an hochtönenden Phrasen bei keiner Gelegenheit fehlen ließ. Wir Inländer indessen hatten ihn trotz dieser zur Schau getragenen Begeisterung und Kampfbegier doch etwas auf dem Strich, daß er das Nützliche mit dem Idealen praktisch zu vereinen wisse und als Reporter irgend welcher Zeitung durch seine Einreihung in unser Korps den Begebenheiten des Feldzuges auf billige Weise beiwohnen wolle, denn bei dem geringsten Vorfalle, selbst dann, wenn wir Andern nach dem Säbel langten, griff er zuerst nach Bleistift und Notizbuch, und stets suchte er nach einer heimlichen Ecke, um seine Gedanken zu Papier zu bringen, schrieb auch auffallend viele und besonders dicke Briefe. Daß er sich dadurch dem Rittmeister, dem dieses Treiben auch nicht entgehen konnte, nicht besser empfahl, kann man sich denken, denn dergleichen war bei dem preußischen Militair erst recht verpönt!

Und nun erst sein ganzer Aufzug! — Auf den mit nur noch wenigen, stark graumelirten und kurz geschorenen Haarstoppeln, welche die unbedingt Verstand verkündende Stirn nur noch höher erscheinen ließen, bedeckten ziemlich kahlen Kopf hatte er einen großen Kalabreser gedrückt, zu welchem die bekannten „Bassermannschen Gestalten" wohl das Modell geliefert haben mochten. Das sonst ganz interessante, aber doch schon recht verlebt aussehende Gesicht war wohl seit dem Ausmarsch aus Rendsburg nicht rasirt, und nun mit einem ebenso graumelirten struppigen Bart bedeckt, der sich gerade anschickte, sich zu einer brauchbaren Schuhbürste auszubilden, was zur Verschönerung des Ganzen nicht beitrug.

Mit dem nackten Halse, dem heruntergeklapptem Hemdkragen, der wie das aus tief ausgeschnittener Weste zu Tage tretende Vorhemd nur noch schwach daran erinnerte, daß er gewaschen weiß sein konnte, dem nachlässig geknoteten Halstuche und einem fadenscheinigen, schwarzen Gehrocke von wunderbar philisterhaftem Schritt, gewährte das Obergestell, den Kalabreser abgerechnet, ganz das Bild des zerstreuten, schmutzigen Professors, während er sich für sein dünnes, schon recht wackeliges Untergestell auf dem Zeughause zu Rendsburg eine für einen stämmigen schleswig-holsteinischen Dragoner zugeschnittene himmelblaue Militairhose mit schwerem Lederbesatz zugeeignet hatte. Um diesen militairischen Anlauf nach unten aber sofort wieder zu dämpfen, guckten unter diesen schweren Reiter-

hosen seine mit Damenzeugstiefeln und Lackschnauzen bekleideten Füße ganz verschämt hervor, und zur weiteren Verherrlichung des Bildes trug er an dieser wunderbaren jungfräulichen Fußbekleidung auf Kanonenstiefel berechnete mächtige Schnallsporen, welche, in Ermangelung eines Ledervorstoßes an den Hacken, natürlich, wenn er von seiner Rosinante stieg, auf dem Pflaster hinter ihm her schleiften.

Nun denke man sich diese so ausstaffirte Persönlichkeit über einem in Ermangelung von Knöpfen stets offenen Rock mit einem mächtigen Dragonersäbel umgürtet, und man wird begreifen, daß dieser famose Aufzug dem Gardeoffizier zur Verzweiflung, uns Anderen aber zum größten Gaudio gereichte.

Jung-Deutschland begab sich just mit Bleistift und Notizbuch zu dem Thorpfosten des nächsten Gehöfts, um das Erhorchte niederzuschreiben, als auch der Rittmeister sich anschickte, seine Bemerkungen über diesen Vorfall weiter zu verarbeiten. Er rief mich heran, und befahl mir, den W . . . . . . sofort zu ihm zu führen, während er selbst auf die große Scheunendiele zurücktrat.

„Was nun wohl kommt?" dachte ich, als ich über den Hof schritt, mir unsern Schriftsteller zu langen „und wie machst Du's nur, Zeuge der Scene zu bleiben?", denn ich erwartete nicht wenig von diesem Auftritt.

W. war gar nicht angenehm berührt, in seinen ihm so wichtigen Schreibereien gestört zu werden, und schien nicht übel Lust zu haben, vorläufig weiter zu schreiben, aber meine Wiederholung, daß ich Ordre habe, ihn sofort zum Rittmeister zu bringen, veranlaßte ihn doch, sein Schlachtschwert, d. h. seinen Bleistift, einzustecken und mir schleunig zu folgen.

Als wir die Scheunendiele betraten, blieb ich, etwaiger weiterer Befehle harrend, im Grunde aber in der stillen Hoffnung, übersehen zu werden, an der Thür stehen, während W. auf den hochaufgerichtet dastehenden Rittmeister zuschritt, und in seiner Bemühung, in möglichst militairischer Haltung sich vor ihm aufzupflanzen, nur noch komischer erschien.

Der Kontrast zwischen diesen sich gegenüberstehenden Männern, von denen jedem eine gewisse, wenn auch sehr verschiedene Bedeutung zugesprochen werden mußte, war ein zu auffallender.

Hier die peinlich saubere, durch und durch militairische Erscheinung des schmucken Gardeoffiziers, dort der, wie schon geschildert, zum possenhaften karrikirte bummelige Freischärler. Mochte an intelligentem Ausdruck des Gesichts auch W. dem Andern überlegen sein, so fiel doch in dieser Zeit, wo kalte Entschlossenheit und der thatkräftige Arm des schneidigen Reitersmannes die erste Rolle

spielte, der Vergleich entschieden zu Gunsten der schlanken, strammen und muskulösen Gestalt Bismarck's aus, der schon durch seine ruhige, vornehme Haltung dem unruhigen und aufgeregten Demokraten gegenüber für sich einnahm.

Als der Rittmeister, wie es ihm als Offizier im Dienst nun einmal zur andern Natur geworden, die vor ihm stehende Gestalt prüfend musterte, zuckte es leise in seinen Mundwinkeln, dann fiel sein Blick auf mich. Ich fürchtete schon, daß ich einen Wink zum Abtreten erhalten würde doch ein Zeuge mochte ihm vielleicht nicht unerwünscht sein, sein Blick wandte sich sofort wieder W. zu und blieb, wie gewöhnlich, an den ihm so unausstehlichen Zeugstiefeln hängen.

Der Blick dauerte etwas lange, und langes „Strammstehen" war nicht unseres W. . . Sache. Nicht so sehr, wie man annehmen könnte, weil sein demokratisches Gefühl sich gegen solch' militairisches Formenwesen aufbäumte, — nein, hier trat das Zipperlein in seine Rechte, und zwang ihn, mit dem linken Fuße wunderbare, wenig militairische Bewegungen auszuführen, was die Komik der Situation ungemein steigerte. Bismarck, der natürlich ebenso gut wie wir wußten, daß der Mann an hochgradigem Podagra litt und deswegen diese famose Fußbekleidung trug, aber auch gerade deshalb ihn für den Feld- und Kavalleriedienst erst recht untauglich hielt, hatte ihn wohl absichtlich so lange stehen lassen, bis er seine dann unvermeidlichen „Hahnentritt"-Uebungen anfangen mußte, um daran einen guten Anknüpfungspunkt für seine beabsichtigte Unterredung zu finden.

„Sehen Sie," sagte Bismarck, der sich den grauen Haaren gegenüber wohl dafür entschieden haben mochte, seine Absicht in milde Form zu kleiden, — „Sehen Sie, sagte er, „Sie haben sich erkältet! — In solcher Fußbekleidung können Sie unmöglich einen Feldzug durchmachen!"

„Herr Rittmeister," — fuhr W. . . auf, schon neulich habe ich Ihnen gesagt, daß ich an starkem Podagra leide, und deshalb gezwungen bin, dieses Fußzeug zu tragen, und hätte ich wohl erwarten dürfen, daß meine Begeisterung für die heilige Sache Deutschlands, welche mich trotzdem in's Feld ziehen ließ, die gebührende Anerkennung gefunden hätte!"

Diese schöne Tirade verfehlte die beabsichtigte Wirkung gänzlich. Kühl lächelnd entgegnete Bismarck:

„Wenn Sie darauf Werth legen, so bin ich gern bereit, Ihnen dieses Opfer in Ihrem Entlassungsscheine zu attestiren. In wenigen Tagen, vielleicht schon Morgen, gehen wir sehr ernsten Ereignissen entgegen. In Ihrem eigenen Interesse — ich meine es ja gut mit Ihnen — wiederhole ich: Treten Sie zurück! —

Sie haben — ich erkenne es ja an — in lobenswerthem Eifer, aber doch einer Aufgabe sich unterzogen, der Sie in der That nicht mehr gewachsen sind!"

Diese letzten Worte waren von einem unbeschreiblichen Gestus auf das in den Zeugstiefeln endende wackelige Untergestell begleitet.

Nun aber diese Pose! Als wolle er die bekannte Scene aufführen: „So lag ich, und so führt' ich meine Klinge!" warf unser W. . . sich in eine Paukboden-Fechterstellung, die, zu Pferde ausgeführt, seinem unglücklichen Gaul entschieden beide Ohren gekostet haben würde, und schrie mit der Stentorstimme des Raufboldes einer Scheundielentruppe: „Herr Rittmeister! — Stellen Sie mir den stärksten Kavalleristen gegenüber, und ich werde Ihnen den Beweis liefern, was der Arm eines für Freiheit und Recht begeisterten Mannes vermag!"

Die Scene hätte von überwältigend dramatischer Wirkung sein können, wenn sich das leidige Zipperlein nicht in's Mittel gelegt hätte, um das Spaßhafte des Auftrittes nicht in Ernst ausarten zu lassen. Warum mußte unser W. . . in seiner Begeisterung auch so fest auf das linke Bein treten! Das plötzliche Aufzucken desselben und der unwillkührliche Griff der linken Hand nach diesem Störenfried waren in diesem feierlichen Augenblick von so drastisch-komischer Wirkung, daß es mir schwer wurde, nicht laut aufzulachen.

Bismarck, welcher bei dem plötzlichen Ausbruche dieses im Dienstreglement doch nicht vorgesehenen Auftrittes die Hand energisch an den Säbelgriff legte, als habe er nicht übel Lust, sich selbst als „stärksten Kavalleristen" zu stellen, fühlte sich durch den urkomischen Schluß dieser Prahlerei entwaffnet, vielleicht auch angeekelt. Mit einem Achselzucken, was deutlich sagte: Wenn Du keine Vernunft annehmen willst, so renne meinethalben in dein Verderben", wandte er sich kurz ab und ließ W . . . stehen, der nun wüthend auf die Gasse stürzte und die ihm verwandten Elemente unsers Corps durch ausgeschmückte Mittheilung der ihm widerfahrenen „unerhörten Behandlung" gegen den Rittmeister aufhetzte.

W . . . lieferte dadurch den Beweis, wie sehr Bismarck Recht hatte, wenn er diesen Herrn aus dem Korps zu entfernen suchte. Daß ihm dieses trotz mehrfacher Versuche in gütlicher Weise nicht gelingen, er aber weitere Aufregung im Korps vermeiden wollte, war zweifellos der Anlaß, daß er uns nur zu bald unserem Schicksale überließ und zur regulairen Kavallerie übertrat. Verdenken konnte man es ihm nicht; für uns war es ein großer Verlust, und eigentlich der Anfang vom Ende. W . . . aber, der in seinen Zeugstiefeln unverfroren weiter mitmachte, zeichnete

sich schließlich noch durch ein besonders hübsches Kavalleristenstück aus, doch davon später.

Wenige Minuten nach dem erzählten Vorgange sahen wir den Rittmeister durch das Dorf gehen. Da er Schärpe und Kalpak angelegt, galt der Gang natürlich einer dienstlichen Meldung bei dem Prinzen von Noer. Das Ergebniß dieser Unterredung ließ nicht lange auf sich warten.

Als wir am Nachmittag marschfertig auf dem Sammelplatze hielten, eröffnete uns Premierlieutenant v. Gröning, daß dem Rittmeister v. Bismarck das Commando über die neu errichtete 5. Schwadron des 1. Dragonerregiments übertragen, und Gröning von nun an zum Führer unsers Corps ernannt sei.

Wenn ich auch Gröning persönlich besonders gern hatte, so sah ich doch den schneidigen Bismarck, der es übrigens nicht der Mühe werth hielt, uns ein Wort des Abschiedes zu gönnen, sehr ungern scheiden; ich und mancher Andere unsers Corps setzten unbedingtes Vertrauen in seine Führung. Der Mehrzahl freilich, und unter diesen natürlich auch W., um dessentwillen Bismarck wohl hauptsächlich so dringend seine Versetzung betrieben, war dieser Wechsel sehr erwünscht; sie hofften wohl auf ein etwas laxeres Regiment, während kurze Zügel ihnen doch so nothwendig waren, wenn überhaupt etwas Brauchbares daraus werden sollte. Nun, diese neue Führung sollte von noch kürzerer Dauer sein. Ohne zu ahnen, daß schon am nächsten Tage ein entscheidender Schlag geführt werden sollte, marschirten wir am Nachmittag unter Gröning's Führung von Wittensee wieder in westlicher Richtung gegen die Rendsburg-Schleswiger Chaussee, und bezogen für die Nacht Quartier in Boklund. Da auf dem Marsche sorgfältig alle Chikanen entwickelt, auch bei Bollund sofort Vedetten ausgesetzt wurden, und die ganze Nacht Patrouillen gingen, mußten wir wohl unmittelbar vor dem Feinde sein, doch verlief die Nacht, ohne daß wir eines Feindes ansichtig wurden.

Jetzt schien es wirklich Ernst werden zu sollen mit dem Kriege, aber auf deutscher Seite hatte man sich auf dieses nach allem Vorgefallenen doch unausbleibliche Ereigniß so wenig vorbereitet, daß erst am 18. April vorläufig in der Person des hannoverschen Generallieutenant Halkett, Kommandeur der mobilen Division des 10. Armeekorps in den Herzogthümern, als augenblicklich ältesten Generals, ein Oberbefehlshaber der vereinigten deutschen Streitkräfte ernannt wurde.

Halkett verfügte sich sofort nach Rendsburg, und traf die Vorbereitungen zu einem Angriffe auf die verschanzte Stellung der dänischen Armee bei Schleswig. Da die preußische Regierung

noch immer Alles auf diplomatischem Wege ordnen zu wollen schien, worauf hier zu Lande natürlich Niemand auch nur die geringste Hoffnung setzte, so glaubte man von diesem hannoverschen General, der nicht von speciell preußischen Instruktionen abhängig war, um so mehr auf ein sofortiges schneidiges Vorgehen rechnen zu dürfen, als es bekannt war, daß der König Ernst August, von der provisorischen Regierung um baldigste formelle Anerkennung und Unterstützung im Kampfe gegen dänisches Unrecht gebeten, dem Abgesandten in seiner derben Weise geantwortet hatte: „Ich müßte ja ein Hundsfott sein, wenn ich das nicht thäte!" Man war daher anfänglich recht unangenehm überrascht, als bereits am 21. April der preußische General der Kavallerie von Wrangel in Rendsburg eintraf, um als Bundesgeneral das Oberkommando zu übernehmen, doch zerstreute Wrangel durch den Schlußsatz seines ersten Tagesbefehls glücklich diese bei allen Nicht-Preußen durch den raschen Wechsel im Oberkommando hervorgerufene Mißstimmung. Dieser lautete:

„Soldaten! Die Rechte Deutschlands sind von den Dänen verletzt und Ihr seid bestimmt, dieselben aufrecht zu erhalten. Vom deutschen Bunde zu Eurem Obergeneral ernannt, betrachte ich es als ein hohes Glück und als eine besondere Ehre, Euch zu diesem Kampfe zu führen. Eure bewährten Führer und Euere Tapferkeit sind mir Bürge für den Erfolg. „Vorwärts für Deutschland!" sei fortan unser gemeinsames Losungswort, und mit Gott im Herzen wird der Sieg unser sein! — Es lebe unser gemeinsames Vaterland, es lebe Deutschland hoch! — und nun vorwärts!"

Diese Worte, aus dem Munde eines damaligen preußischen Generals so überraschend, verfehlten nicht ihre Wirkung, um so größer aber war die verstimmende Enttäuschung, als es sich nur zu bald zeigte, daß, vielleicht in Folge hemmender späterer Instruktion, dieses „Vorwärts für Deutschland" kaum über die Stadt Schleswig hinausreichte, und nun zu einem häufig auf die langsamen, räthselhaften Bewegungen der dem alten Wrangel unterstellten sogenannten Reichs-Armee ironisch gebrauchten Schlagworte wurde.

Wie wenig übrigens Wrangel von vornherein gewillt war, dem dänischen Uebermuthe durch einen energisch geführten Schlag ein Ende zu bereiten, zeigte er sofort, als er, wie weiter oben berichtet, den vom General Bonin und dem Prinzen von Noer zur Vernichtung der dänischen Armee entworfenen Plan zu acceptiren verweigerte.

Die von ihm getroffenen Dispositionen ließen auch sonst manches nicht angenehm Berührende zwischen den Zeilen lesen. So der sonst ganz widersinnige und trotz ortskundiger Gegen-

vorstellung hartnäckig festgehaltene Befehl, daß, als man sich endlich zum Vorgehen entschloß, unsere schleswig-holsteinische Infanterie statt von Stenten über Owschlag*) nach Kropp**) den 1½ Meilen betragenden Umweg über Duwenstedt und Sorgbrück marschiren mußte, was dieselben natürlich, als aus der geplanten Recognoscirung sich die Schlacht entwickelte, verspätet auf das Gefechtsfeld brachte, und sich bald bitter gerächt hätte, da in einem hochkritischen Momente der Schlacht den Preußen der Sieg schließlich nur dadurch möglich wurde, daß der dänische General seine 2. Brigade zur Deckung seines etwa erforderlich werdenden Rückzuges nach Ruhkrug***) zurückgesandt und dieselbe daher in dem Augenblicke der für die Dänen günstigen Wendung des Gefechtes nicht zur Hand hatte. Anderen Falles wäre wahrscheinlich von einem Siege der Preußen bei Schleswig nicht die Rede gewesen, wie denn auch die Dänen schließlich nur durch das Eingreifen der endlich um 4½ Uhr Nachmittags auf dem linken Flügel in die Gefechtslinie rückenden schleswig-holsteinischen Truppen, die man dem Gefechte fern hatte halten wollen, zur vollständigen Räumung ihrer Stellung bei Schleswig gezwungen wurden. Warum aber sollten wir fern gehalten werden? — Nun, in den Augen des alten Wrangel, wie in den Augen seiner Gardeoffiziere, wie sie anfänglich durch ihr Benehmen gegen uns nur zu deutlich zeigten, waren wir „Insurgenten gegen unseren legitimen Landesherrn," und den Garden sollte an ihrem Revanchetage nicht zugemuthet werden, mit solchen Leuten Schulter an Schulter zu kämpfen. Nur für den Fall der Noth durften wir als Reserve hinterher trotten.

Hätten die in Folge seiner Terrainunkenntniß getroffenen ungeschickten Dispositionen Wrangel's für die am 23. April nur geplante größere Recognoscirung nicht unvermeidlich zu der Schlacht geführt, da die preußische Gardebrigade wegen des zwischen Brekendorf und Mielberg liegenden Torfmoores unmittelbar vor den dänischen Vorposten vorüberziehen mußte, um das vor der Schlacht am 24. April geplante Bivouak bei Rheide erreichen zu können, was natürlich die vorzeitige Allarmirung der ganzen dänischen Armee zur Folge hatte (nebenbei sei bemerkt, daß das 2. preußische Kürassier- wie das 1. und 2. schleswig-holsteinische Dragoner-Regiment auf der Chaussee vorgehen sollten, durch Torfmoore nach beiden Seiten hin von der Verbindung mit der Infanterie abgeschnitten) — wäre

*) Owschlag, Dorf an einer kleinen Aue, 1¾ Meilen südöstlich von Schleswig.

**) Kropp, Kirchdorf, 1½ Meilen südlich von Schleswig.

***) Ruhekrug, Wirthshaus, ½ Meile nördlich von Schleswig, an der Chaussee nach Flensburg.

es also Wrangel's Plan gemäß nicht schon am 23. April zur entscheidenden Schlacht gekommen, so hätte zweifellos die mobile Division des 10. Armee-Korps unter General Halkett an unserer Stelle die Reserve übernehmen müssen. Da diese aber in Folge der getroffenen Dispositionen für die am 24. April geplante Schlacht erst in der Nacht vom 23. auf den 24. April den Ort ihrer Bestimmung nördlich von Rendsburg erreichten, so erhielten unsere Truppen doch die Gelegenheit, den Garde-Regimentern zu beweisen, daß auch ihre Hülfe in der Noth nicht zu verachten sei.

Die preußischen Truppen waren inzwischen verstärkt worden durch das Eintreffen des Garde-Schützen-Bataillons, des 1. Bataillons des 12. Regiments, des 1. und 2. Bataillons des 2. Regiments, 1/2 reitenden Batterie, des 2. Kürassier-Regiments, 2 Schwadronen des 3. Husaren-Regiments, einer Fußbatterie und 60 Pionieren.

Die dänische Armee in ihrer festen Stellung bei Schleswig zählte 18000 (nach anderer Angabe nur 15000) Mann mit 40 Geschützen, in diesem letzten Punkte der deutschen Streitmacht weit überlegen namentlich in einer so festen Stellung.

Nach den für die Recognoscirung vom 23. April getroffenen Anordnungen sollten die für dieselbe bestimmten Truppentheile um 7 Uhr Morgens von Stenten beziehungsweise Sorgbrück aufbrechen. Designirt dazu waren sämmtliche preußischen Truppentheile und nur die beiden schleswig-holsteinischen Dragoner-Regimenter (wegen Mangels an Kavallerie), während die übrigen schleswig-holsteinischen Truppen nur im Falle eines ernsten Kampfes zur Verstärkung der Kolonne des linken Flügels herangezogen werden sollten.

Die preußischen Truppen rückten in zwei Kolonnen vor, und zwar die eine von Stentenmühle über Brekendorf, die andere auf der Chaussee von Sorgbrück nach Jagel*).

Kolonne des rechten Flügels.

Generalmajor von Möllendorf.

Avantgarde.

Oberst Graf Waldersee.

Füsilier-Bataillon Kaiser Franz, Füsilier-Bataillon Kaiser Alexander.
2 Kompagnien Garde-Schützen.
2 Schwadronen 3. Husaren-Regimentes.
2 reitende Geschütze 3. Brigade.
1 Pionier-Detachement.

*) Dorf an der Chaussee 3/4 Meilen südlich von Schleswig.

Gros.

Oberst v. Bequignolles,

2 Bataillone Kaiser Franz=Grenadier=Regiment,
2 Bataillone Kaiser Alexander=Grenadier=Regiment,
2 Kompagnien Gardeschützen,
4 reitende Geschütze 3. Brigade, 6 Fuß=Geschütze der Garde=Brigade,

Kolonne des linken Flügels,

Generalmajor von Bonin.

Avantgarde.

Oberstlieutenant Wiesener,

Füsilier=Bataillon 31. Inf.=Regimentes, Füsilier=Bataillon 20. Infanterie=Regimentes,
2 Fuß=Geschütze der Garde=Brigade,

Gros.

Generalmajor v. Bonin,

1 Bataillon 12. Infanterie=Regimentes, 2 Bat. 20. Inf.=Regmts., 2 Bat. 2. Infanterie=Regimentes,
6 Kanonen der 3. Artillerie=Brigade, 2 Fußgeschütze, 2 reitende Geschütze der 3. Brigade,
2. Kürassier=Regiment, 1. und 2. schleswig=holsteinisches Dragoner=Regiment.

Eine dritte Kolonne unter v. Zastrow (ausschließlich Schleswig-Holsteinische Truppen) war gegen Missunde dirigirt, verfehlte aber natürlich ihren ursprünglich beabsichtigten Zweck, da sie am 23. noch nicht so weit vorgerückt sein konnte, um dem Rückzuge der Dänen gefährlich zu werden.

Die linke Kolonne (General v. Bonin) auf der Chaussee vorgehend, traf zuerst etwa um 10 Uhr Morgens auf die feindlichen Vorposten, die sich sofort eiligst auf der Chaussee zurückzogen. Die Preußen hatten an jenem Tage besonderes Glück. Noch am Abend vorher hatten die dänischen Truppen die Positionen in dem Danewerk und Kograben besetzt gehalten, waren aber am Ostersonntage, wo man keinen Angriff besorgte, zurückgezogen, um in die Kirche geführt zu werden. Erst als der erste preußische Kanonenschuß von den Höhen von Overselk*) auf die eilig zurückweichenden Vorposten abgefeuert wurde, ritt ein Trompeter in Schleswig in den Dom und blies Alarm. So kam es, daß schon der wichtigste Theil des Schlachtfeldes, die Dannewerke, fast ohne Kampf in den Händen der Preußen war, ehe die Dänen den Gefechtsplatz erreichten.

*) Dorf, ½ Meile südöstlich von Schleswig, unweit des Selker Noor.

Die glänzenden Waffenthaten der preußischen Truppen an jenem Tage sind so vielfach rühmend geschildert, daß ich mich in den weiteren Mittheilungen über die Schlacht bei Schleswig auf meine eigenen Erlebnisse beschränken und nur am Schlusse den officiellen Rapport über den Antheil der Schleswig-Holsteinischen Truppen an dem Kampfe bringen werde, der in den meisten Schilderungen der Schlacht, namentlich preußischer Seits, ganz todt geschwiegen wird, obgleich selbst der uns so wenig gut gesinnte alte Wrangel doch in seinem officiellen Berichte sagt:

„— — — — Der südliche Theil von Schleswig war während dieser Zeit durch die Truppen der Brigade Möllendorf vom Feinde gereinigt, doch hielt derselbe Schloß Gottorp stark mit Infanterie besetzt. Sie zu vertreiben, wurde eine Schleswig-Holsteinische Batterie von 6 Geschützen und 1 Bataillon auf den Erdbeerenberg*) placirt, welche ihr Feuer um 4½ Uhr Nachmittags begannen. Der noch nicht verwendete Theil der Holsteinischen Infanterie und Artillerie, 1 Bataillon, 1 Jägercompagnie und 4 Geschütze, denen sich die 8 Geschütze (gleichfalls Schl.-Holst.) bei Bustorf anschlossen, wurde nun ebenfalls herbeigeholt, mit dem bestimmten Befehle (?) des kommandirenden Generals, auf dem linken Flügel der preußischen Infanterie im Pulvermühlengrunde**) zum Angriffe auf die feindliche Stellung von Annettenhöhe***) vorzugehen und die Verbindung mit dem General v. Bonin herzustellen."

„Diese Truppen gingen, die Schl.-Holst. Jäger voran, um 6½ Uhr mit großer Entschlossenheit gegen die westliche Lisiere des Waldes an der Annettenhöhe vor, und da gleichzeitig auch die preußische Infanterie von Neuem die feindliche Lisiere und die Gehöfte der Pulvermühle angriffen, so wurde der Feind geworfen und trat den Rückzug an. Die Schleswig-Holsteiner folgten durch den Wald der Annettenhöhe und auf dem Ziegeleiwege bis Königswille.†) Ihre Jäger reinigten den Thiergarten und blieben dem Feinde gegenüber stehen, welcher eine neue Stellung auf der Flensburger Chaussee und parallel derselben genommen hatte."

Das Weitere im Specialberichte. Wir verließen die freiwillige Kavallerie in Boklund und kehren nun zu ihr zurück.

Am frühen Morgen des andern Tags saßen wir auf und marschirten vor in der Richtung auf die Rendsburg-Schleswiger

*) In der Nähe der Stadt Schleswig, westlich vom Friedrichsberg.

**) Wirthshaus, westlich nahe vor Schleswig.

***) Landsitz in der Nähe der Stadt.

†) Hufe in der Nähe der Stadt.

Chaussee, die wir unterhalb Jagel erreichten. Hier wurde Halt gemacht, um weitere Ordre abzuwarten.

Hier schien sich auch der ganze Troß der vorrückenden deutschen Armee ein Stelldichein gegeben zu haben. So weit das Auge vor- und rückwärts reichte, war die Chaussee mit einer schier endlosen Reihe von Munitions- und Bagagewagen, unter denen viel requirirtes Bauernfuhrwerk, und Officiersburschen mit ihren Handpferden bedeckt. Immer mehr Wagen und Handpferde rückten von Rendsburg her nach, und da die zuerst eingetroffene Reihe bereits Halt gemacht, begannen die später ankommenden an der ersten Reihe vorbeizufahren, so daß jede Passage gesperrt war. Es fehlte hier offenbar die so nothwendig ordnende Aufsicht, und die unausbleibliche Folge solch planlosen Daherziehens, das bei einem etwaigen unglücklichen Ausgange des Gefechts Verderben bringend werden mußte, ließ denn auch nicht lange auf sich warten.

Premierlieutenant v. Gröning, der uns in diesen schwer zu entwirrenden Knäuel nicht hineingerathen lassen wollte, ließ uns sofort über den Chausseegraben setzen und seitwärts von der Straße aufmarschiren, und hier sollte ich denn zum ersten Male das Schauspiel einer plötzlich ausbrechenden Panik erleben.

Das Geknatter lebhaften Infanteriefeuers drang hier bereits an unser Ohr; der Kampf war also schon entbrannt, und diese ungewohnte Musik verfehlte wohl auf die requirirten Bauern ihre beunruhigende Wirkung nicht. Plötzlich entstand an der Spitze des langen Wagenzuges eine Bewegung, welche die Aufmerksamkeit der folgenden Wagenführer erregte. Niemand vermochte zu unterscheiden, was der Anlaß sei, und dies verstärkte den Eindruck. Die Leute stiegen oben auf die Wagen, um besser Ausguck halten zu können, und ergingen sich bereits in ängstlichen Vermuthungen, in denen natürlich Einer den Andern zu überbieten suchte. Da erscholl plötzlich von vorn der Ruf zur Fuhre requirirter Bauern: „Nu kamt se — se kamt!" Jetzt war kein Halten mehr in der Gesellschaft. Alles riß die Pferde herum und suchte im Galopp auszureißen.

Rechts und links von der Chaussee jagten die Herren Officiersburschen mit ihren Handpferden in wildem Galopp davon, an der Spitze ein Mann von unserm Corps, den der Premierlieutenant v. Müffling von der 5. Schwadron des 2. Dragonerregiments auf dem letzten Rendezvousplatze uns abspenstig gemacht hatte zur tiefsten Indignation der Freischärler von reinem Wasser, daß er das Loos des Helden mit dem des Bedienten vertauscht! Als er auf den blinden Lärm hin so an uns vorüberjagte, mußte doch Jeder ihm einräumen, daß er daß Richtige gewählt, als er den Bedienten dem Helden vorzog.

Der Wirrwarr auf der Chaussee selbst spottete jeder Beschreibung. Im Nu füllten sich die Gräben rechts und links mit umgestürztem Fuhrwerk aller Art, während auf der Straße selbst die Wagenführer mit ihren Peitschen auf die Pferde und auf einander los hieben, als könnten sie damit ihre in einander verfahrenen Wagen wieder frei machen. Dazwischen das Gewetter und Gefluche der einzelnen die Wagen begleitenden Soldaten, statt mit Gewalt Ordnung zu schaffen! Es war ein Lärm sondergleichen, und ein Bild, welches so recht deutlich vor Augen führte, welcher kolossalen Dummheiten der Mensch zu seinem eigenen Verderben fähig ist, wenn er von blinder Furcht beherrscht wird.

Für uns, die wir als unbetheiligte Zuschauer, aber für alle möglichen Fälle geschlossen aufgeritten, seitab hielten, boten sich gewiß in dieser sich abspielenden Scene viele belustigende Vorgänge, aber der Gedanke, was daraus werden solle, wenn wirklich ein auf dieser Straße zurückweichender Truppentheil auf dieses schmähliche Hinderniß in seinem Rücken stieße, lenkte natürlich unsere ganze Aufmerksamkeit nach vorn, um zu ermitteln, was denn der Grund dieser so plötzlich zu Tage getretenen Panik sei?

Da sprengte, in der Richtung von Jagel kommend, neben der gesperrten Chaussee her ein Dragoner vom 2. Regiment an uns heran, und brachte G r ö n i n g die Ordre, unverzüglich im Trabe mit unserm Korps auf den linken Flügel zu marschiren, und sich den im Redder vor Husbye*) haltenden schleswig-holsteinischen Schwadronen anzuschließen, und, unglaublich ist es zu sagen, dieser e i n e Dragoner war der Anlaß gewesen zu der Panik und heillosen Verwirrung, von der wir so eben Zeuge gewesen.

Wiederum hatte eine Verwechslung stattgefunden mit den damals noch fast gleich uniformirten dänischen Dragonern. Als der Mann, der eine mit † † † bezeichnete Meldung zu überbringen hatte, im Galopp auf der Chaussee vor Jagel sichtbar wurde, hielt ihn ein an der Spitze des Wagenzuges haltender Bauer für einen dänischen Dragoner, und ihn an einer Biegung des Weges zuerst gewahrend, nahm er in seiner durch das Gewehrfeuer schon stark aufgeregten Phantasie an, daß ein ganzes Regiment ihm folge, und eilig wandte er sein Gefährt zur Flucht. An der Spitze wurde der Kerl natürlich sofort wieder zur Vernunft gebracht, aber diese Rückwärtsbewegung vorn war weiter hinten nicht unbemerkt geblieben, und da hier die Aufklärung fehlte, pflanzte sich die Beunruhigung, daß etwas Besonderes vorgehe, in gesteigertem Maße fort. Als nun der Dragoner neben der Chaussee her an der

*) Dorf, ½ Meile westlich von Schleswig.

Wagenreihe vorüberjagte, wähnten die Bauern in ihrer erhitzten Phantasie ihn auf eiligster Flucht vor nachdringender Verfolgung, und es genügte, daß eine ängstliche Seele den Ruf ausstieß: „Nu kamt se — se kamt!" um die ganze Gesellschaft durch und auf einander zu jagen und in kürzerer Zeit, als zum Niederschreiben des Ergebnisses dieses Unkenrufes erforderlich, die Chaussee mit umgestürztem und festgefahrenem Fuhrwerk zu bedecken und barrikadenartig zu sperren. Man muß so etwas erlebt haben, um es für möglich zu halten! Mancher unerwartet unglückliche Ausgang auf einem Kriegstheater mag wohl in ähnlichen Ereignissen seine beschämende Erklärung finden.

Dieses Mal war es glücklicher Weise nur blinder Lärm ohne weitere ernstliche Folgen, wie ein Paar zerbrochene Wagenräder, — und als wir der erhaltenen Ordre gemäß davon trabten, war es lustig zu sehen, wie aus allen Seitenwegen die Herren Offiziersburschen mit ihren Hand- und Packpferden verschämt wieder auftauchten.

Auf dem Wege nach Husbye begegnete uns der erste Verwundete. Ein langsam daher fahrender Bauerwagen brachte einen preußischen Hauptmann, der von einigen gestopften Heusäcken gestützt, aufrecht da saß und — gemüthlich seine Cigarre rauchte. Als wir an ihm vorüber ritten, rief er uns zu:

„Viel Glück, meine Herren! Ich habe meinen Theil bereits empfangen!"

Von Gröning, welcher an den Wagen heranritt und mit dem verwundeten Hauptmann sprach, erfuhren wir, daß derselbe gleich bei dem ersten Vorgehen seiner Kompagnie, wo er sich zu weit mit den Tirailleuren vorgewagt, einen Schuß durch die Brust bekommen. Die Ruhe, mit welcher der immerhin doch nicht leicht Verwundete seine Cigarre rauchte, machte damals einen großen Eindruck auf mich, und ist mir daher wohl diese Begegnung mit dem ersten Verwundeten so fest im Gedächtniß geblieben.

Bald darauf stießen wir mit zwei Schwadronen unserer Dragoner zusammen und ritten mit diesen an den schon in dem Redder haltenden Wrangel'schen Kürassiren vorüber, welche ihre schnodderigen Witze nicht wenig spielen ließen, als W . . . . . . sich ihnen in seinen Zeugstiefeln und sonstiger Glorie präsentirte.

Der Punkt, an dem wir Halt machten, ist mir nicht mehr genau erinnerlich. Wir hielten wahrscheinlich in respektvoller Entfernung vor der von den Dänen noch vertheidigten festen Stellung; ein ernster Kampf schien hier noch nicht stattgefunden zu haben. Unsere, wie der hinter uns haltenden Kürassiere Bestimmung war wohl, einer weiter vorn im Redder aufgefahrenen preußischen Batterie als Deckung zu dienen.

Unmittelbar vor uns vorüber zog sich eine Infanterieposten-Kette hin. Auf dem Knickwall rechts von dem Redder, in dem wir hielten, stand der letzte Posten der Schleswig-Holsteiner ein baumlanger Kerl vom alten Glückstädter Regiment, dann rechts von diesem begann die preußische Linie mit einem kleinen lebhaften Burschen, wenn ich nicht irre, von dem schönen Königsregiment.

Wir hatten noch nicht lange dort gehalten, so begannen auch hier die Geschütze zu spielen. Eine schon unbequem über unsere Köpfe hinweg sausende Vollkugel aus einem Zwölfpfünder war nahe daran, uns in eine ernste, der Gelegenheit entsprechende Stimmung zu versetzen, wenn nicht eine gleich darauf zwischen dem langen Glückstädter und dem kleinen Preußen hindurch zischende Granate dem Humor sein Feld wieder erobert hätte.

Der kleine Preuße, welcher vielleicht zum ersten Male im Feuer stand, wurde wohl etwas unruhig, und rief dem ihm zunächst stehenden Glückstädter zu:

„Kamerad! — das waren wohl Granaten?!"

Der Glückstädter aber, der sich als kriegserfahrener Mann dünkte, weil er vor 14 Tagen bei Bau schon Prügel bekommen, antwortete mit einem unvergleichlich trockenen Stolz:

„Ja, Schapskopp! — Meenst', dat se hir mit Appelsina smit'?"

Schallendes Gelächter sämmtlicher in dem Redder haltenden Reiter folgte dieser trockenen Antwort, und mit einem Schlage war die für den Feldsoldaten in solchen Augenblicken allein richtige Stimmung hergestellt.

Bald darauf erbrauste in unserer rechten Flanke unter heftigem Geschütz- und Infanteriefeuer ein markerschütterndes Hurrah! Die Preußen hatten wohl den Margarethenwall erstürmt! — Die Batterie vor uns protzte auf und ging in dem Redder weiter gegen Husbye vor. Auf einem Kamm des Weges nahm die Batterie von Neuem Position, während wir im Grunde hielten. Plötzlich knatterte unmittelbar vor der vor uns aufgefahrenen Batterie heftiges Kleingewehrfeuer; zugleich ertönte bei uns das Kommando: „Schwadron! — Still gesessen! — Das Gewehr — auf!" und wir erwarteten, daß nun auch wir an dem Kampfe theilnehmen sollten, aber ebenso schnell, wie er erwacht, verstummte der Lärm vor uns, und bald hieß es wieder: „Gewehr — ein! — Rührt Euch!" Was aber hatte die plötzliche Aufregung vor unserer Stellung veranlaßt?

Bei der in Folge des preußischen Angriffs auch auf dieser Seite erfolgenden Rückwärtsbewegung der Dänen hatten sich jenseit Husbye zwei Geschütze, denen die Straße durch preußische Tirailleure

versperrt war, in einer moorigen Wiese festgefahren. Die Dänen wußten nur zu genau, daß hinter der im Redder vor Husbye aufgefahrenen preußischen Batterie starke Kavallerie-Abtheilungen hielten, und daß ihre Kanonen wohl verloren wären, wenn sie von diesen bemerkt würden. Um nun die Aufmerksamkeit von diesen Geschützen abzulenken, stürmte der Rittmeister v. Würzen vom 6. Dragoner-Regimente an der Spitze von 60 Freiwilligen seiner Schwadron durch die enge Dorfstraße, trotz der hinter den Hecken befindlichen preußischen Tirailleurs gegen die im Redder haltende Batterie vor. Von allen Seiten dem heftigsten Kleingewehrfeuer ausgesetzt, mußte die tapfere Schar mit großem Verluste umkehren; sie verlor 15 Todte, eine Menge Verwundete, 10 Gefangene und die Standarte, deren Träger erschossen wurde, aber die Geschütze waren gerettet. Als der Rittmeister v. Würzen durch den Hohlweg wieder zurücktritt, blieb er von den Kugeln der preußischen Jäger unbehelligt, die ihm vielmehr für die bewiesene Bravour ein donnerndes Hurrah brachte. Auch dem Feinde die verdiente Ehre! Dieser Reiterangriff, der, so lange der Anlaß zu demselben nicht bekannt war, als ein Stück aus der Tollkiste erschien, war in Wahrheit eine Heldenthat, welche aufrichtige Bewunderung verdient.

Wie wenig Wrangel Willens war, die auf dieser Recognoscirung unerwartet erzielten Vortheile auszunutzen, zeigt, daß er gegen alle sonstige Gefechtsregel dem sich in Unordnung zurückziehenden Feinde Zeit ließ, sich wieder zu ordnen und in günstigem Terrain sich wieder festzusetzen, indem er 2½ Nachmittags bereits Appel blasen ließ, „weil er, wie er sagte, in Ruhe zu Mittag essen wolle!“ Die Garden hatten ja ihre Revanche gehabt, wie denn auch faktisch nach 2½ Uhr die Gardebrigade nicht mehr am Gefechte Theil genommen hat.

Während dieser Ruhepause traf um 3 Uhr Nachmittags der Prinz von Noer mit der schleswig-holsteinischen Infanterie und Artillerie auf dem Gefechtsfelde ein. Kaum eingetroffen, erschien ein Adjutant des General v. Bonin bei dem Prinzen, um Hülfstruppen zur Einnahme der Dörfer Groß- und Klein-Danewerk *) zu erbitten, wo die Dänen eine starke Macht concentrirt hätten. Der Prinz ließ sofort 2 Bataillone und 4 Geschütze auf Danewerk marschiren, wodurch die Dänen in der Flanke bedroht zum sofortigen Rückzuge bewogen wurden.

Nachdem Wrangel in Ruhe gegessen, sandte er einen Adjutanten zum Prinzen mit den Worten: „nun könne auch er daran kommen.“ Der Prinz möge daher über den Husumerbaum (eine

*) Dörfer, ½ Meilen südwestlich von Schleswig.

Vorstadt) nach dem Pulver-Holz vorrücken. Eine Batterie hatte **Wrangel** schon früher dem Prinzen wegholen lassen, 2 Bataillone und 4 Geschütze waren auf **Bonin's** Requisition abgegangen, und so setzte der Prinz den Rest seiner Truppen, bestehend in 3 Jägerkompagnien, 2 Bataillonen und 12 Geschützen sofort in Marsch und ritt selbst voraus zum General **Wrangel**, der sich auf der ersten Höhe des Pulverholzes *) befand, um weitere Befehle einzuholen.

Die Dänen hielten zur Zeit das Schloß Gottorf mit den beiden über die Schlei führenden Dämmen besetzt; die Höhen der Hölzung, Thiergarten, das Pöler Gehege und das Gelände zwischen diesen beiden Hölzungen, sowie die Dörfer Husbye und Schubye **) befanden sich in ihren Händen, mithin hatten sie noch eine sehr vortheilhafte Stellung, in welcher sie bei guter Führung einen langen Widerstand leisten konnten. Ihre Hauptmacht aber war in und um Gottorf versammelt, weil sich dahin Alles aus der Stellung südlich von Schleswig zurückgezogen hatte.

Nachdem **Wrangel** eine lange Besichtigung mit dem Fernrohre vorgenommen, sagte er zu dem Prinzen: „Ich denke, wir hören für heute auf!" Es war $4^1/_2$ Uhr Nachmittags. Der Prinz erlaubte sich, dagegen zu remonstriren, weil wir dann an dem folgenden Tage die gleiche Arbeit haben würden, die eben glücklich überstanden. So lange der Feind im Besitze von Schloß Gottorf und der Hauptlandstraße bleibe, sei seine Stellung völlig so stark, wie die so eben von ihm verlassene. Jetzt sei sie nicht gehörig besetzt, und seine Truppen durch das Gefecht erschüttert, während die unsrigen gehobenen Muthes wären. Der Prinz bäte um Genehmigung, die drüben aufgestellte dänische Batterie zu vertreiben, und den Thiergarten zu besetzen, dann müsse Schloß Gottorf von den Dänen geräumt werden. **Wrangel** blieb dabei: „ich will für heute aufhören!"

Während dieses Gesprächs war die Spitze der schleswig-holsteinischen Kolonne bereits aus dem Engpasse hervorgetreten, und die dem General **Bonin** gesandten beiden Bataillone, von Dannewerk kommend, von der anderen Seite zu ihnen gestoßen. Die Jäger fielen sofort in einer Plänklerkette aus, gingen im Laufschritte auf die dänische Stellung auf dem Kleiberg vor, um den darunter liegenden Busch zu besetzen, und sich dann rechts nach dem Walde zu wenden. Als **Wrangel** dieses erneute Vorgehen sah, wiederholte er nochmals dem Prinzen: „**Ich sage Ihnen, wir wollen aufhören, — verstehen Sie mir!**"

*) Ein von Holz entblößtes Terrain, das nur noch den Namen führt.
**) Dorf, $^1/_2$ Meile westlich von Schleswig.

Der Prinz jagte nun seinen Bataillonen nach, gab, der Wrangel'schen Weisung nicht achtend, im Vorbeireiten seiner Artillerie den Befehl, aufzufahren und abzuprotzen, und ging mit der ganzen Infanterie vor, um seine Jäger zu unterstützen. Der Effekt war, daß die dänische Batterie aufprotzte und die beiden Bataillone, welche die Stellung besetzt gehalten, gleichzeitig zurückgingen.

Das 1. Infanterie-Bataillon drang in das Pöler Gehege, und säuberte dies vom Feinde, während die 3 Compagnien Jäger und das Bracklow'sche Korps den Thiergarten, wie die Wiese zwischen demselben und dem Schlosse unter beständigem Tirailliren vollständig in Besitz nahmen.

Bei dieser Gelegenheit fiel der brave Bayerische Hauptmann Waldmann, welcher die 1. Compagnie Jäger führte, und der Kommandeur des Bracklow'schen Korps, Hauptmann Hellmundt, verlor einen Arm.

Als das Gefecht auf die Höhe der sogenannten Ziegelei kam, von wo aus man Schloß Gottorf überblicken konnte, sah man, wie dasselbe im wilden Getümmel von der dänischen Armee geräumt und die dänische Flagge eingezogen wurde.

In diesem Augenblicke erschien auch Wrangel auf der Höhe der Ziegelei. Der Prinz entschuldigte nun sein eigenmächtiges Vorgehen damit, daß seine Jäger schon zu fest engagirt gewesen, und er zu ihrer Unterstützung habe vorgehen müssen, jetzt aber habe er die Ehre, melden zu können, daß Schloß Gottorf mit der Hauptverbindungsstraße nach Flensburg in unseren Händen sei. Nun der Angriff geglückt, lachte Wrangel und meinte: „es müsse wohl so gut sein!"

Wir haben weiter oben gesehen, wie General v. Wrangel, welcher übrigens dem schneidigen Vorgehen der schleswig-holsteinischen Truppen bei diesem Gefechte Gerechtigkeit wiederfahren läßt, in seinem offiziellen Bericht diesen gegen seine Anweisung ausgeführten Angriff als auf seinen Befehl geschehen darstellt. Die sonstigen preußischen Berichte aber, welche die Ehre des Tages von Schleswig stets ausschließlich für sich in Anspruch nehmen, gönnen uns so wenig einen Antheil an dieser Schlacht, daß der Major Frankenstein gar so weit ging, in die seinem Berichte beigegebene Karte das Terrain nur bis Annettenhöhe aufzunehmen, und daher die Gegend und die Plätze fehlten, wo unsere Truppen kämpften, und somit von ihnen auch nichts gezeichnet werden konnte.

Wir aber schreiben hier unverfälschte schleswig-holsteinische Geschichte und konstatiren, daß Wrangel $4^1/_2$ Uhr Nachmittags entschieden gewillt war, und zwar, bevor er irgendwie ein entscheidendes Resultat erzielt hatte, das Gefecht abzubrechen, und

seine Befehle auch dahin ertheilte, so daß es lediglich dem unbefohlenen schneidigen Vorgehen der schleswig-holsteinischen Truppen zu danken war, daß aus dem geplanten Rekognoscirungsgefechte am 23. April 1848 eine wirklich siegreich gewonnene Schlacht wurde, mithin die Ehre der Entscheidung des Tages lediglich den bis dahin geflissentlich todtgeschwiegenen Schleswig-Holsteinern gebührt.

Das Gefecht war weiter vorwärts gegangen, bis die schleswig-holsteinischen Truppen die offene Gegend nördlich der beiden Hölzungen erreichten. Hier sahen sie sich der vollständig geordneten dänischen Arrieregarde gegenüber, welche eine sehr gute Stellung inne hatte auf dem Höhenrücken bei Taterkrug*) (Königsweg) und auch sofort aus einer Batterie ihr Feuer auf unsere Truppen eröffnete.

Die Plänklerkette machte Halt. Der Prinz zog nun die Bataillone heran und befahl, seine 12 Geschütze vorzubringen, da erschien aber wieder Wrangel und sagte dem Prinzen: „Ich habe Ihrer Artillerie befohlen, dort hinten Halt zu machen, weil sie dort ein gutes Unterkommen findet." Der Prinz fragte nun: „Befehlen denn Excellenz, daß wir gleich mit dem Bajonett darauf gehen?" „Nein," entgegnete Wrangel, „hier hören Sie endlich auf!"

Ein erneuerter Angriff würde wahrscheinlich schon am 23. April die ganze dänische Armee in wilder Flucht auf Flensburg zurückgeworfen haben, aber eine ernstliche Niederlage hatte man den Dänen ja gar nicht bereiten wollen, wie dies die rücksichtsvollen Maßnahmen des folgenden Tages noch deutlicher bekundeten, und so mußten wir am 23. April „aufhören!" Der preußische Soldat that an jenem Tage in glänzender Weise seine Schuldigkeit, die preußische Politik aber? darüber wollen wir lieber Unbetheiligten das Urtheil überlassen. Wer selbst das Blut der besten Söhne Deutschlands in einem Scheinkriege hat fließen sehen, kann nicht als unbefangener Richter gelten.

Als Wrangel den definitiven Abbruch des Gefechtes befahl, war die Sonne bereits im Untergehen begriffen; es war nach 7 Uhr Abends. Da die Dänen sahen, daß wir keine Anstalten machten, sie aus ihrer Stellung bei dem Taterkrug zu vertreiben, zogen sie, da der Trieb nach Norden doch wohl schon ziemlich stark geworden war, bald darauf von selbst ab. Sie blieben übrigens die Nacht über noch in unserer unmittelbaren Nähe, wie uns eine am frühen Morgen des 24. April in unser Bivouak bei Klein-Danewerk einschlagende Kanonenkugel bewies. Es war wohl der Signalschuß zum Abmarsche der ganzen Arrieregarde.

*) Wirthshaus, nahe nördlich vor Schleswig an der Flensburger Chaussee.

General v. Bonin hatte inzwischen dem General Wrangel gemeldet, daß er bis Schubye vorgedrungen sei und daselbst Vorposten ausgestellt habe, worauf der Prinz Befehl erhielt, seine Vorposten bis Schubye auszudehnen, um die Verbindung mit Bonin herzustellen. Hier war wohl eine Namensverwechselung vorgekommen, denn in Schubye war kein preußischer Soldat zu finden. Die Schleswig-Holsteiner bildeten in Folge dessen eine weit vorgeschobene Spitze, die, wenn den Dänen bekannt, leicht gefährlich hätte werden können. Zum Glück waren sie selbst so mürbe, daß sie nur auf einen ungefährdeten Rückzug Bedacht nahmen, und der wurde ihnen ja von Wrangel auch großmüthig genug gewährt.

Aus dem officiellen Rapporte über die Betheiligung der schleswig-holsteinischen Truppen an der Schlacht bei Schleswig lassen wir hier noch die Specialberichte der 1. Kompagnie der 2. Jäger-Division, wie des Scharfschützen-Corps Braklow folgen, welche zur Säuberung des Thiergartens beordert waren.

Rapport über den Angriff der 1. Jäger-Compagnie.

Um 5 Uhr erhielt die Compagnie Ordre, durch Friedrichsberg gegen die westlich von Schleswig liegenden Hölzungen, und zwar auf dem linken Flügel vorzurücken; nachdem die Kompagnie vom Husumer Baum aus und dann querfeldein sich auf 600—800 Schritt den Hölzungen genähert, wurde der Lieutenant Lüders beordert, mit dem 1. Zuge en debandade*) vorzurücken; bei dem Gehölze angekommen, wurde die Kette verstärkt durch den 2. und später auch noch durch den 3. Zug, welchen ich führte; der 4. Zug folgte als Soutien auf dem nach der Ziegelei und Königswille**) führenden Wege, so daß da, wo der Weg bei der Försterwohnung vorbeiführt, der 1. und 2. Zug rechts und der 3. Zug links dieses Weges vorgingen und den Feind heftig zurückdrängten, besonders dadurch, daß ich den Feind in der Flanke nahm. Unweit des Wirthshauses bei Königswille vertheidigte der Feind sich hartnäckig, was den Hauptmann von Waldmann veranlaßte, die Position mit Sturm zu nehmen; dies gelang, allein der Hauptmann fiel tödtlich verwundet. Da ich auf dem linken Flügel beschäftigt war, übernahm Lieutenant Lüders für den Augenblick das Kommando der übrigen Abtheilungen.

Derselbe ließ dann die Tirailleure rechts vom Wege auf das vorliegende Gehölz vorgehen und sandte mir vom Soutien Ver-

*) In zerstreuter Fechtart.
**) Eine in der Nähe der Stadt Schleswig von dem Dorfe Schubye ausgebaute Halbhufe.

stärkung; ich beschoß das obengenannte Wirthshaus, welches stark vom Feinde besetzt war, und nahm ihn in die Flanke, wodurch er gezwungen wurde, das Haus zu räumen; hierbei nahm ich den Arzt Winslow und 5 Mann gefangen. Da es während dessen zu dunkeln begann und der Feind sich auf allen Punkten zurückzog, so erhielt die Kompagnie Ordre, das Gefecht abzubrechen. Außer den obengenannten machte die Abtheilung unter Lieutenant Lüders noch 3 Mann zu Gefangenen.

Flensburg, den 27. April 1848.

Unterz.: Leo, Lieutenant.

Rapport über den Antheil, den das Scharfschützenkorps Braklow an dem Gefechte bei Schleswig genommen hat.

Nachdem auf höhere Ordre das Korps aus dem Cantonnement zu Osterbye*) zum Marsche nach Missunde aufgebrochen, traf die Contreordre ein, daß dasselbe sich schleunigst zur weiteren Verfügung nach Kropp zu begeben habe. Zu Ascheffel wurden zur Beschleunigung des Marsches Wagen requirirt, so daß es möglich wurde, daß das Korps um 12 Uhr bei Kropp anlangte. Hier wurde es bei Mielberg aufgestellt, zur Geschützbedeckung.

Eine Contreordre gab Befehl zum Vorrücken, und bald darauf erfolgte die Anweisung, daß das Korps zur Unterstützung einer Flankenbewegung des Generals Möllendorf (Preußische Garde-Brigade) sich um den See bei dem Schlosse Gottorf hinzuziehen und den Feind aus dem s. g. Thiergarten zu werfen habe, welches im Verein mit dem Pommerschen Füsilier-Bataillon und einer Abtheilung des 4. Schleswigschen Jäger-Korps (die in dem ersten Berichte bezeichnete Kompagnie des Hauptmanns v. Waldmann) nach einem 4-stündigen heißen Kampfe vollkommen gelang.

Außer mehreren abgelieferten Gefangenen niederen Ranges hat der Lieutenant Hilliger, den Premierlieutenant Mathiessen vom 1. dänischen Infanterie-Bataillon zum Gefangenen gemacht und im Prinzenhofe (Schleswig) abgeliefert.

— — — — — — — — — — — — —

Flensburg, d. 25. April 1848.

gez.: Hilliger, Lieutenant.

Den Antheil der schleswig-holsteinischen Infanterie-Battaillone haben wir bereits weiter oben geschildert. Nach dem Berichte des Generals Hedemann betrug der dänische Verlust am 23. 150 Todte und zwischen 4—500 Verwundete. Eine Angabe des deutschen Verlustes ist in den mir zur Verfügung stehenden officiellen Berichten für spätere Zeit in Aussicht gestellt; da die späteren Be-

*) Dorf an der Osterbek, 1 Meile südwestlich von Eckernförde.

richte mir nicht zugänglich, habe ich Genaues nicht ermitteln können, angeblich 344 Todte und Verwundete, darunter 23 Offiziere.

Aus dem officiellen Berichte des Prinzen v. Noer entnehmen wir noch die nachstehenden Angaben über das von Osterbye auf Missunde dirigirte schleswig-holsteinische Korps unter Major v. Zastrow. Dieses Korps bestand aus dem 5. Bataillon, einer Kompagnie der 2. Jägerdivision, sämmtlichen Freikorps unter dem Hauptmann v. Gerstorff, einer halben Schwadron (Oberlieutenant v. Bouteville, Bayer) und 4 Geschützen.

„Auf der Chaussee von Eckernförde nach Schleswig stieß der Major v. Zastrow auf ein dänisches Bataillon und 2 Geschütze, welche auf Schleswig marschirten, um an dem dortigen Gefechte Theil zu nehmen, bei Zastrow's Anrücken aber sofort ihre Direktion änderten und nach Kosel *) zogen, aber auch dieses nach einigen auf sie abgegebenen Kanonenschüssen verließen, und sich nach Missunde wandten.

Während Zastrow mit dem 5. Bataillon, der 2. Jäger-Compagnie und 4 Geschützen gegen die Fähre bei Missunde vorging, rückte Gerstorff mit den Freikorps und dem Dragoner-Detachement nach Stubbe **) vor, um dort einen Uebergang über die Schlei zu bewerkstelligen. Auf eine frühere Aufforderung des Prinzen hin hatten die patriotischen Bewohner Angelns dort seit 48 Stunden viele Böte concentrirt, so daß Gerstorff seinen Uebergang über die Schlei rasch bewerkstelligen konnte.

Der Major v. Zastrow hatte unterdessen Missunde angegriffen, und durch ein Paar glückliche Kanonschüsse die dänischen Geschütze so zugerichtet, daß sie auf Hebebäumen schließlich fortgeschleppt werden mußten, während unsere Jäger und Infanterie der unbedeckt aufgestellten Bedienungsmannschaft der Geschütze großen Schaden zufügten, indem sie sie in der Flanke beschossen. Inzwischen war der Hauptmann v. Aldosser (Bayer, vom Freikorps v. d. Tann), welcher schon in der Nacht vorher gleichfalls bei Stube mit 60 Mann die Schlei passirt hatte, im Rücken des Feindes vorgegangen, wodurch der Feind zur Räumung von Missunde veranlaßt und Zastrow in den Stand gesetzt wurde, seinen Uebergang bei Missunde zu bewerkstelligen. Die Dänen zogen sich eilig zurück, mehrere Gefangene fielen unseren Truppen in die Hände und viele Waffen wurden erbeutet. Dem Hauptmann v. Aldosser war es geglückt, die Offiziers-Bagage der Dänen und eine Kriegskasse von 1500 Rthlr. zu erbeuten.

*) Kirchdorf an der Koselaue, 3/4 Meilen nordwestlich von Eckernförde, an der Landstraße nach Flensburg.

**) Adeliges Gut an der Schlei, 1 1/2 Meilen nördlich von Eckernförde.

Am Morgen des 25. (!!) waren der Lieutenant v. Bouteville und seine Dragoner die ersten Deutschen Soldaten, welche Flensburg betraten. Die zunächst in Flensburg ankommenden waren die Freikorps und erst später rückten die preußischen und deutschen Bundestruppen ein!

Kehren wir nun wieder auf das Gefechtsfeld bei Schleswig zurück. Nachdem das Gefecht abgebrochen war, bezog General Hedemann mit der dänischen Armee ein Bivouak bei den Hölzungen diesseits Idstedts*) während seine Arrieregarde sich in noch größerer Nähe hielt. Eine Vorpostenlinie in einem weiten Halbkreise um Schleswig von Hüsbye über Schubye nördlich des Thiergartens und der Hühnerhäuser**) beobachtete das den kaum ½ Meile entfernten Dänen zugewandte Gelände, doch verlief die Nacht ruhig. Die deutschen Truppen brachten die Nacht in folgender Stellung zu: Bei Königsville das Gros der schleswig-holsteinischen Truppen, 3 Bataillone, 2 Jägerkompagnien, 8 Geschütze. Sie hatten mit ihren Vorposten Schubye, die nördliche und westliche Lisière des Thiergartens besetzt und schlossen sich bei den Hühnerhäusern an die preußischen Vorposten. Bei der Ziegelei 2 Bataillone des 2. preußischen Regiments mit 6 holsteinischen Geschützen. Etwa 1000 Schritte weiter, westlich am Ziegeleiwege, die Füsilierbataillone des 31. und 20. Infanterieregiments. Die schleswig-holsteinische Kavallerie bei Klein-Danewerk, 1 Battaillon, 1 Batterie Schleswig-Holsteiner am Erdbeerenberge. Die Brigade Möllendorf, theils am Danewerk bei Busdorf, theils im südlichen Theile von Schleswig und im Schloß Gottorf, wo die Front besetzt und Vorposten bis an die Hühnerhäuser vorgeschoben waren.

Unser Korps, die freiwillige Kavallerie, bezog auf einer recht moorigen Wiese im Bereiche der dänischen Kanonen das erste Bivouak; mit uns, aber an weniger sumpfiger Stelle Schwadronen unserer schleswig-holsteinischen Dragoner.

Nachdem die nöthigen Piquet-Pfähle nicht ohne Schwierigkeit beschafft, da die vor uns liegenden Dragoner alles Brauchbare wegschnappten, die Campirleinen festgebunden und die Pferde gefüttert waren, erhielten Löwenstern und ich den angenehmen Auftrag, uns in den nahe gelegenen Bauerhäusern nach Lebensmitteln umzusehen, und hatten das wunderbare Glück, sofort in ein Bauerhaus zu gerathen, wo eine Kompagnie dänischer Jäger abgekocht, aber bei dem eiligen Rückzug Alles im Stich gelassen

*) Dorf eine Meile nördlich von Schleswig am Idstedter See.

**) Einzelne nahe nördlich von Schleswig am Hesterberge belegene Häuser, vormaliger Geflügelhof für die Gottorfische Hofhaltung.

hatte. Nachdem wir den ganzen Tag auch nicht das Mindeste genossen, schmeckte uns dänischer Speck und von der Bauerfrau schnell aufgewärmte Erbsensuppe ganz vortrefflich.

Im Interesse unseres Korps verschwiegen wir sorgfältig den andern nach Nahrungsmitteln Umherstreichenden, welchen prächtigen Fund wir gemacht, und da das Haus ziemlich abseits lag, glückte es, daß unsere sämmtlichen Leute, einschließlich Offiziere, in kleinen Abtheilungen unbemerkt dorthin wanderten, und bevor sie sich auf der feuchten Wiese ohne Stroh zur Ruhe legten, ein unter solchen Verhältnissen opulentes Nachtmahl einnahmen.

Die Nacht war recht empfindlich kalt. Anfangs durfte kein Feuer angemacht werden, später aber wurde es doch gestattet. Da lagen wir denn strahlenförmig um unser Feuer herum gruppirt; die Sohlen unserer Stiefel drohten anzubrennen, während der Oberkörper, bei dem feuchten Nebel, der von der Wiese aufstieg, vor Frost zitterte. Nur die Aufregung kann ein solches Nachtlager ohne die schädlichsten Folgen überstehen lassen. Aus dem Schlafe wurde freilich überhaupt nicht viel. Unsere armen Pferde, denen entschieden nicht wohler war, als uns, zogen mit einem angenehmen Quatsch-Geräusch einen Fuß nach dem andern aus dem wassergetränkten Wiesenboden, und schließlich liefen wir Alle, trotz der am Tage überstandenen Strapazen, in unsere Mäntel gehüllt umher, um die Glieder nicht erstarren zu lassen. Dies wurde unser Glück, denn gegen Morgen sauste plötzlich eine dänische Kanonenkugel direkt in das von uns verlassene, noch brennende Feuer. Glücklicherweise war es kein Sprenggeschoß, sondern eine Vollkugel, aber ohne Schaden für uns würde es schwerlich abgegangen sein, wenn wir dort noch im Schlafe gelegen.

---

22. Kapitel.

Die Hyänen des Schlachtfeldes. Wie sich „Vorwärts für Deutschland" als Phrase erwies. Gefecht bei Bilschau. Ein Streifzug nach Tondern. Prinz Waldemar von Augustenburg. Unser W... liefert sein Meisterstück als schneidiger Kavallerist.

Die so plötzlich in unser Bivouak hineinsausende Kanonenkugel alarmirte natürlich sofort die ganze deutsche Linie. Man rückte wieder in die Positionen, um einem, wenn auch unwahrscheinlichen, doch möglichen neuen Angriff zu begegnen, doch war

der Schuß wohl nur das Signal zum Beginn des dänischerseits angeordneten allgemeinen Rückzugs, der noch unter dem Schutz der Dunkelheit angetreten wurde.

Unser Bivouak wurde auf den Alarmschuß sofort abgebrochen, doch harrten wir lange vergeblich einer Ordre zum Vorrücken. Endlich gegen 5 Uhr Morgens erscholl das Kommando: „An die Pferde! — Fertig zum Aufsitzen! — Aufgesessen!" — und fort ging es in schlankem Trabe in das Redder von Husbye vor uns die Wrangel'schen Kürassiere, dann wir und hinter uns schleswig-holsteinische Dragoner. Natürlich nahmen wir an, daß wir jetzt den fliehenden Feind verfolgen sollten, doch kaum hatten wir die Stelle erreicht, wo am Tage vorher die glänzende Attacke der dänischen Kavallerie geritten war, da hieß es plötzlich wieder „Halt!" und man ließ uns Neulingen eine gute Stunde Zeit, uns an den Anblick der Todten zu gewöhnen.

An der Stelle, wo wir hielten, lagen rechts an der Grabenkante mehrere der wie in einem Treibjagen von den preußischen Jägern heruntergeschossenen tapferen dänischen Dragoner. In die Bewunderung, welche wir der Heldenthat dieser Braven zollten, mischte sich bei ihrem Anblick das Gefühl tiefster Empörung. Man hatte leider noch nicht Zeit gefunden, an ihre ehrliche Bestattung zu denken, und so den Hyänen des Schlachtfeldes Zeit gelassen, sich an diesen Leichen zu vergreifen. Sämmtlichen waren bereits die Stiefel, einem sogar die Hosen geraubt, und die aufgeknöpften Uniformen zeugten von gründlicher Durchsuchung. Einer solchen Handlung ist auch der ärmste schleswig-holsteinische Landbewohner nicht fähig. Absichtlich sage ich, Landbewohner. Von einem Bauern kann hier selbstverständlich überhaupt nicht die Rede sein, aber auch der ärmste Inste, der in der Gemeinde geduldet wird, würde sich dergleichen nicht zu Schulden kommen lassen.

Wie der Schakal in der Wüste angezogen wird von dem Leichengeruch, so war auch jetzt schon im Beginn des Krieges dieses lichtscheue Gesindel von auswärts herbeigezogen, um nach dem Kampfe des ehrlichen Soldaten in dem Grauen der Nacht sein unehrliches Handwerk als Leichenräuber zu treiben. Dieser Fluch des Schlachtfeldes, der schon so manchem schwer Verwundeten statt der erhofften Rettung den Tod von Mörderhand brachte, sollte also auch uns nicht erspart bleiben.

In welche Schlupfwinkel sich diese grauenhaften Nachtvögel zu verkriechen wußten, war räthselhaft. So viel und scharf auch auf diese Gaunerbande gefahndet wurde, ich entsinne mich nur, daß im Jahre 1850 zwei solcher Kerle bei ihrem schändlichen Treiben erwischt wurden, deren Taschen mit blutigem Golde gefüllt

waren, deren Galgenphysiognomien es aber unerklärlich machten, daß sie so lange uneingefangen bleiben konnten. Wer diese Scheusale gesehen, wird den Ausdruck: „die Hyänen des Schlachtfeldes" ganz und voll verstehen!

Nachdem man uns genügend Zeit gelassen, dieses wenig erfreuliche Bild uns recht zu Herzen zu nehmen, hieß es plötzlich wieder: „Schwadron — Trab!" — und fort ging es, als gälte es jetzt, gründlich den fliehenden Dänen auf die Hacken zu kommen, aber ebenso plötzlich hieß es wieder: „Halt", ohne daß es für uns möglich war, zu ergründen, weshalb wir so hatten traben müssen.

Daß „Vorwärts für Deutschland" nur eine nichtssagende Phrase gewesen, und wie wenig Wrangel gewillt war, den Dänen eine ernstliche Niederlage zu bereiten, zeigte sich klar am Morgen des 24. April. Daß die Dänen in vollem Rückzuge begriffen waren, wußte Wrangel bereits in der Nacht, statt aber die unmittelbar vor dem Feinde stehenden Truppen die Verfolgung aufnehmen zu lassen, bestimmte er die in der Nacht erst nördlich von Rendsburg eingetroffenen Reichstruppen dazu, die überhaupt das Gefechtsfeld vom 23. erst nach einem ermüdenden Marsche erreichen konnten, zugleich wurde aber jede Verfolgung eingeschränkt durch den ausdrücklichen Befehl, daß kein Mann der Reichs- oder der schleswig-holsteinischen Truppen Flensburg betreten dürfe, ehe der Oberbefehlshaber seinen Einzug dort gehalten. Als sich dennoch am Abend des 24. — Wrangel kam erst am Abend des 25. — eine durch Angeln gekommene schleswig-holsteinische kleine Dragoner-Patrouille (3 Mann) bei den ersten Häusern der Flensburger Vorstadt blicken ließ, zeigte der die dänischen Truppen ergreifende panische Schrecken, was zu erreichen gewesen wäre, wenn man mit Ernst die erreichten Vortheile ausgenutzt hätte.

Der erste Befehl des Oberfeldherrn für den 24. April lautete, daß die schleswig-holsteinischen Truppen und die Brigade Bonin um 6 Uhr marschfertig nördlich von Schubye stehen sollten. Morgens 5 Uhr kam ein neuer Befehl, daß erst um 9 Uhr aufgebrochen werden sollte, damit das 10. Armeekorps heranzukommen vermöge. Dann kam wieder Befehl, um 11 Uhr in die Marschstellung zu rücken; die schleswig-holsteinischen Truppen wie die Brigade Bonin sollten ihren Vormarsch über Silberstedt*) und Treya**) (wieder ein vollständig unnöthiger Umweg) auf Wanderup richten, jedoch nicht eher abmarschiren, als bis der specielle

*) Dorf an der Arensbek, $1\frac{1}{2}$ Meilen westlich von Schleswig, an der Landstraße nach Husum.

**) Kirchdorf an der Treene, 2 Meilen westlich von Schleswig.

Befehl dazu einträfe, und dieser kam erst nach 12 Uhr Mittags. Eine zartere Rücksicht auf die geschlagenen Dänen konnte doch nicht geübt werden, indessen gelang es dennoch dem schneidigen Vorgehen der mobilen Division des 10. Armeekorps am Nachmittage gegen 4 Uhr auf die dänische Nachhut zu stoßen, und dieselbe in ein ernstlicheres Gefecht zu verwickeln bei Bilschau*), in welchem namentlich ein Reitergefecht zwischen den hannoverschen Königin-Husaren und dem 5. dänischen Dragoner-Regimente von besonderem Erfolge war. Außer der Standarte fielen den Husaren als Gefangene in die Hände 1 Oberst, 3 Rittmeister, 5 Lieutenants und 273 Unteroffiziere und Soldaten, auch 82 Pferde. Bei einem anderen Gefechte zwischen dem 2. braunschweigischen Bataillon und dänischen Jägern verloren die letzteren ihren Majoren und die übrige Mannschaft ergab sich mit 4 Offizieren.

Der Verlust auf deutscher Seite in diesen Gefechten war: Todt: 2 Unteroffiziere, 11 Pferde. Verwundet: 2 Offiziere, 1 Unteroffizier, 17 Soldaten, 11 Pferde.

Aber wozu dies unnütze Blutvergießen? Obgleich Wrangel bei seinem Einmarsche in Flensburg erfuhr, daß die dänische Armee in wildester Flucht die Stadt geräumt, ordnete er für den 26. April einen Rasttag für die ganze Armee an. Warum wurden nicht alle leichten Truppen den Dänen auf die Fersen gehetzt? Der Oberst Riegels, Kommandant von Alsen, hatte auf die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Schleswig in seiner Angst die Schiffbrücke bei Alsen abbrechen lassen. Drei Tage dauerte es bei Sonderburg, bis alle Theile der dänischen Armee (die Kavallerie war nach Norden entwichen) in Böten nach Sonderburg übergesetzt wurden, und — Wrangel ordnete für den 26. April einen Rasttag für sämmtliche deutsche Truppen an. Daß ein preußischer General einen so groben taktischen Fehler nur absichtlich begehen konnte, um die Trümmer der dänischen Armee vor gänzlicher Vernichtung zu bewahren, wird von keinem unparteiisch Urtheilenden geleugnet werden.

Eine Bemerkung drängt sich bei dieser Gelegenheit auf, welche im Interesse der historischen Wahrheit nicht unterdrückt werden darf. Aus den, wie wir aus den früheren Mittheilungen wissen, durch den Zustand der Truppen nothwendig gewordenen wechselnden Dispositionen des Prinzen von Noer nach dem Rückzuge von Bau glaubte die provisorische Regierung demselben die Fähigkeit, den Oberbefehl über die schleswig-holsteinische Armee zu führen, absprechen und zu dessen Beseitigung in der rücksichtslosesten Weise vorgehen zu müssen.

*) 1 Meile südlich von Flensburg an der Chaussee nach Schleswig.

Nach der Schlacht bei Schleswig leistete **Wrangel**, ohne irgendwie durch den Zustand seiner Truppen dazu gezwungen zu sein, in dieser Beziehung das Menscheumögliche, geradezu Unverständliche, wenn man ihm nicht kein Vertrauen verdienende Motive unterschieben will, ohne dadurch in dem Vertrauen der provisorischen Regierung beeinträchtigt zu werden. Obgleich es der Regierung nicht unbekannt geblieben sein konnte, daß lediglich dem schneidigen Vorgehen des Prinzen **von Noer** die Entscheidung der Schlacht bei Schleswig zu danken war, so lieferte sie dadurch, daß sie, und leider hinter dem Rücken des Prinzen, sowohl bei dem General **Wrangel**, als sonst im eigenen Schoße wie im Lande auf seine Beseitigung hinarbeitete, den klaren Beweis, daß seine überall hin ausposaunte Unfähigkeit nur als Vorwand benutzt wurde, sich seiner zu entledigen, weil sein starres, aber namentlich im Interesse der Armee durchaus berechtigtes und pflichttreues Festhalten an dem Legitimitätsprinzip den Herren unbequem war. Da man preußischerseits nicht ermangelte, den Prinzen von diesen Intriguen stets auf dem Laufenden zu erhalten, und man regierungsseitig vergessen zu haben schien, daß der Prinz nicht nur kommandirender General, sondern auch ein untrennbares Glied der Regierung selbst war, dessen Meinung befragt werden **mußte**, was in vielen Fällen, selbst wo es die Armee betraf, unterblieb, der Prinz aber natürlich solchen Anmaßungen gegenüber seine schroffe Seite hervorkehrte, so mußte ein solches Verhältniß auf die Dauer unhaltbar werden; aber, ich wiederhole es, durchaus unberechtigt, weil der Wahrheit widersprechend, würde es sein, wie es gemeiniglich geschieht, lediglich dem Prinzen die Schuld an diesen wenig anheimelnden Vorgängen beizumessen.

Kehren wir nun wieder zurück zum Morgen des 24. April, um den Antheil zu verzeichnen, welchen unser Corps, welches wir in dem Redder bei Husbye verließen, an der von **Wrangel** in Scene gesetzten wunderlichen Verfolgung des geschlagenen Feindes nehmen durfte.

Die Schlacht bei Schleswig war glänzend gewonnen und Hannemann machte sich so schnell, wie er nur irgend konnte, aus dem Staube, wir aber mußten immer „Mumme, Mumme — kiek“ mit ihm spielen, bis er glücklich jenseit der Koldingau, beziehungsweise auf Alsen in Sicherheit war. — Wir mußten reiten, daß Mann und Pferd der Athem ausging, — sobald wir aber die großen Staubwolken sehen konnten, welche die dänischen Kolonnen bei ihrem eiligen Rückzuge aufwirbelten, und wir dachten: „jetzt geht es los!“ dann hieß es jedes Mal: „Halt! — fertig zum Absitzen!“ — und schließlich: „Abrücken in die Quartiere!“

So kläterten wir uns bei Kleinem hinauf bis
„Nach Jütlandien, — nach Jütlandien,
Wohin der Däne kam abhandien,
Und nach alter Väter Weise
Wie die kranken, lahmen Läuse
Langsam krauft die Reichsarmee!“

Dieses schöne Lied sangen wir damals, und wenn auch gerade nicht mit derselben Begeisterung, wie die deutsche Armee 1870 die Wacht am Rhein, so paßte es doch wunderschön für die damalige Zeit, und das ist für Soldatenlieder die Hauptsache.

Der Preußen kräftiges Hurrah bei dem Bajonettangriff, das sich nur verdoppelte, wenn die vorderen Glieder vom Kartätschenhagel niedergerissen waren, war den Dänen mit einem solchen Schrecken in die Knochen gefahren, daß es allerdings unserer Verfolgung nicht bedurfte, um sie schleunigst aus dem Lande zu schaffen. Eine auf der Chaussee vor Flensburg am Tage nach der Schlacht sich zeigende schleswig-holsteinische Dragonerpatrouille, nur bestehend aus einem Gefreiten und zwei Mann, die auf ihre eigene Faust so weit vorgeritten waren, genügte, um den Schreckensruf: „Preußerne kommer!“ durch die Straßen Flensburgs erschallen zu lassen.

Was noch an fliehenden Dänen in Flensburg rastete, stürzte in wilder Hast zum Hafen, um Rettung auf den dort noch ankernden Kriegsschiffen zu suchen, die nun aber auch ihrerseits so eilig das Weite suchten, daß die Zurückbleibenden gezwungen waren, auf Schusters Rappen gen Hadersleben zu eilen. Ein bei dem Kaufmann Diedrichsen in der Norderstraße in Quartier liegender dänischer Major warf sich auf den Ruf: „Preußerne kommer!“ nur mit Hemd und Unterhose bekleidet auf sein ungesatteltes Pferd und jagte durch das Norderthor davon! Als ich nach Monaten das gleiche Quartier bezog, zeigte mir mein freundlicher Hauswirth, dem ich für seine erwiesene große Gastfreundschaft stets ein herzliches Andenken bewahrt habe, dessen dort noch unberührt stehende Effekten und erzählte mir dabei, wie dieser „Tappere“ fast in Adam's Civil zum kühlen Norden enteilt sei.

Einer schneidigen Verfolgung wäre es ein Leichtes gewesen, eine von derartiger Panik ergriffene Armee ganz zu vernichten, aber wir — mußten ja „krausen“, während die Dänen wie die Windhunde liefen, wodurch allerdings in sehr einfacher Weise ein unser Leben gegenseitig bestens versichernder Zwischenraum geschaffen wurde, ein Manöver, das Muth und Vertrauen bei uns lähmte, den Dänen aber gestattete, sich von ihrem Schrecken zu erholen, sich wieder zu einer schlagfertigen Armee zu sammeln, und während wir auf ihrer kalt gewordenen Fährte „nach Jütlandien“ krausten,

von Alsen aus als ein nicht zu verachtender Gegner wieder gegenüberzutreten. Es war wieder einmal die bekannte Geschichte, von den Blücherschen Federfuchsern, die hinter dem grünen Tische verdarben, was der Soldat in ehrlicher Feldschlacht mit dem Schwerte errungen.

Welche Mittel übrigens von den dänischen Offizieren angewandt wurden, um den gesunkenen Muth ihrer Leute wieder zu beleben, davon lieferte ein von uns aufgefangener Brief eines jütischen Infanteristen an seine Eltern einen köstlichen Beweis. Der biedere „Tappere" schrieb, daß die Sache nun bald eine ganz andere Wendung nehmen würde, denn ihre Offiziere hätten ihnen mitgetheilt, daß die guten Freunde der Dänen, die Engländer mit einer großen Flotte in den „Wittensee"!!! eingelaufen wären, und nun den Deutschen in den Rücken fallen würden.

Also auch rücksichtlich der verworrenen geographischen Kenntnisse wiederum die Franzosen des Nordens. — Unser zögerndes Vorgehen mochte dazu beitragen, daß die Leute solche Lügen für baare Münze nahmen.

Trotz unserer wiederholten scharfen Ritte kamen wir, d. h. die freiwillige Kavallerie, uns immer links von der Flensburger-Chaussee haltend, am 24. April nicht weiter als Tarp*), wo es dann hieß: „Abrücken in die Quartiere!" Ungeachtet unsers für eine Verfolgung höchst bummeligen Vormarsches waren wir den fliehenden Dänen hier doch noch zu nahe auf den Hacken, da man die Staubwolken ihrer auf der Chaussee ziehenden Kolonnen sehen konnte, und so wurde denn, wohl um ihr Debouchiren durch Flensburg nicht zu stören, die sog. Verfolgung schon am hellen Nachmittag eingestellt, und beschränkte dieselbe sich auf kleine beobachtende Patrouillen unserer Dragoner und der Wrangel'schen Kürassiere.

Am 25. wiederholte sich dieselbe Komödie. In aller Frühe saßen wir auf; dann forcirte Ritte, als gälte es, Großes zu leisten, und wieder unerklärliche Pausen! Wir ritten indessen jetzt mehr in nordwestlicher Richtung der Straße von Husum auf Flensburg zu. — Bei Wanderup war Rendezvous für die aus den verschiedenen Quartieren anrückende Kavallerie, mindestens für mehrere Schwadronen der Schleswig-Holsteinischen; ob auch die Kürassiere dort waren, erinnere ich nicht mehr. Dieses Rendezvous erhielt für unser Corps noch eine besondere, weniger angenehme Bedeutung. Auch Premierlieutenant v. Gröning hatte von dem Freischaarenwesen genug und ritt mit dem 1. Dragoner-Regiment, wohin er

*) Dorf an der Treene, $1^3/_4$ Meilen südlich von Flensburg.

in seiner Charge versetzt worden, von dannen, nachdem er übrigens freundlichen Abschied von uns genommen.

Als Führer unsers Corps blieb uns jetzt der schon erwähnte frühere Bereiter B., der, ohne den Charakter als solcher empfangen zu haben, doch schon stets Offiziersdienste bei uns gethan hatte. Die großen Hoffnungen, welche man anfangs auf uns gesetzt, hatte man wohl gänzlich fahren lassen, sonst würde man uns nicht solch unkundiger Führung überlassen haben.

Er war ein guter Reiter, verstand auch den Stalldienst aus dem Grunde, für einen Garnisonsoffizier sehr schätzenswerthe Eigenschaften; aber von Führung einer Reitertruppe im Kriege und dem Felddienst verstand er absolut nicht mehr, als wir, und das war denn jedenfalls herzlich wenig. Besondere Intelligenz und Takt, so daß man sich willig seiner geistigen Ueberlegenheit gefügt hätte, waren nicht vorhanden. Es lag in seinem Auftreten eine gewisse Leimigkeit mit unzeitiger Hervorkehrung beanspruchter Autorität und war dabei die deutlich zu Tage tretende eigene Unsicherheit durchaus nicht geeignet, den nöthigen Respekt aufrecht zu erhalten. Bei dem mit geschulten Unteroffizieren versehenen und an militairische Disciplin gewöhntem regulairen Militair mochte er, wie er es ja auch später leistete, unter nicht ungewöhnlichen Ereignissen immerhin eine Unterlieutenantsstelle ausfüllen können, bei einem Freikorps aber, wo nur der gründlich geschulte Offizier oder überwiegende geistige Ueberlegenheit die Führung haben durfte, gehörte denn doch mehr dazu, als er zu leisten vermochte. Er war, wie man sagt, ein guter Kerl, der aber auch als Offizier sich nicht über den Bereiter von ehemals zu erheben wußte, weil eben die geistige Bildung fehlte.

Und doch hatte man uns unter dieser Führung zu einem immerhin recht gewagten Streifzug nach dem mindestens noch von den Freischärlerbanden des berüchtigten Lauritz Skau unsicher gemachten Westen beordert, während die regulaire Kavallerie den Dänen in der Richtung auf Flensburg folgte.

Natürlich fehlte es auch bei uns nicht an Leuten, welche jetzt, nachdem die Schlacht bei Schleswig geschlagen, ihrerseits jeden dänischer Sympathien halbwegs Verdächtigen denuncirten und aus der Mücke einen Elephanten machten. So war denn auch von Tondern her dem Oberkommando gemeldet worden, daß das Schloß des dänischen Lehnsgrafen von Schack zu Schackenburg bei Mögeltondern*) mit Kanonen armirt, und von Lauritz Skau's Freischaaren besetzt sei. Nach anderer Lesart sollten letztere auf

*) Nördlich von Tondern.

die Nachricht, daß die Dänen bei Schleswig geschlagen, abgezogen sein, die Kanonen aber dort zurückgelassen haben.

Der Prinz von Noer wird die letztere Meldung wohl für die zuverlässigere gehalten haben, sonst hätte wohl nicht unsere kleine Kavallerie-Abtheilung den Befehl erhalten, im Eilmarsch auf Tondern vorzugehen, und die auf dem Schloßhofe von Schackenburg aufgefahrenen Kanonen zu holen.

Immerhin war es ein nicht gefahrloser Ritt. Noch war in dieser Richtung keine deutsche Truppe vorgegangen, und es sollte sich doch erst zeigen, ob diese noch durchaus nicht aufgeklärte Gegend wirklich vom Feinde frei sei oder nicht, und jedenfalls stand fest, daß die Bevölkerung wegen der Nähe der dänischen Enklaven mindestens theilweise eine recht unzuverlässige war. Nur Tondern selbst galt als eine durchaus deutschgesinnte Stadt.

Unsere Truppe war zu diesem Streifzug verstärkt durch drei regulaire Dragoner, den schon von Sorgbrück her bekannten Korporal Burmeister (?) und zwei Gemeine. Ob dieselben auf höhere Ordre uns für diese Gelegenheit zugetheilt, oder, von ihrer Schwadron versprengt, sich uns auf eigene Faust anschlossen, weiß ich nicht mehr. Es ging bei uns damals noch etwas bunt her und so waren beide Annahmen wohl möglich. Für uns waren sie jedenfalls von besonderem Werthe.

Die Leute hatten doch wenigstens einen Begriff vom Felddienst und was auf einem solchen Marsche zu beachten, und da B. vernünftigerweise den fixen Korporal und seine beiden Dragoner mit der Führung der Spitze betraute, so konnten wir wohl sicher sein, daß die Leute vor uns die Augen offen halten würden. Auch unser Führer schien unbedingtes Vertrauen in die von ihm abgeordnete Spitze zu setzen und mit dieser Vorsicht das Menschenmögliche geleistet zu haben, denn er trottete an der Spitze des Gros gemüthlich hinterdrein, ohne sich durch Recherchen nach rechts oder links in Unbequemlichkeiten zu setzen. Wenn diese Sorglosigkeit ohne ernste Ungelegenheiten für uns und das ganze Unternehmen ablaufen sollte, so war es, wie das Sprichwort sagt, mehr Glück als Verstand.

Wir ritten von Wanderup auf Walsbüll und folgten dann über Osterbye der Straße nach Tondern. Bis Osterbye ereignete sich nichts Auffälliges. Als wir Medelbye passirten, begann die Kirchenglocke zu läuten. „Da soll wohl Einer begraben werden," meinte B. Unter gewöhnlichen Verhältnissen hat das ja so seine Richtigkeit, aber in solcher Zeit pflegen oft gerade solche gewöhnliche Zeichen eine außergewöhnliche Bedeutung zu haben, und es wäre wohl angezeigt gewesen, vor dem Weitermarsch den Anlaß

des Läutens festzustellen. Wir trotteten aber gemüthlich weiter der Spitze nach, welche die Kirche längst passirt hatte, bevor das Läuten begann, bei dem ersten Tone zwar sofort Halt machte, dann aber ruhig weiter ritt, als sie den Haupttrupp unter dem Kirchengeläute vorüber ziehen sah. Bevölkerung zeigte sich nicht, wie es doch sonst geschieht auf Dörfern, wenn Soldaten kommen. Es war eine unheimliche Stille auf der Straße, und wir machten uns denn doch allerlei Gedanken über dieses sorglose Weiterreiten, als ein Dragoner von der Spitze zurücksprengte und meldete, daß bei dem Beginn des Läutens am Ende des Dorfes ein Knecht sich auf ein bereit gehaltenes Pferd geworfen und in der Richtung auf Tondern davongejagt sei. Das gehörte denn ja nun gerade nicht zu einer Leichenfeierlichkeit, wie auch von Zurüstungen zu einer solchen im ganzen Dorfe keine Spur zu sehen gewesen war.

B. versuchte mit wenig Glück, den nun auch in ihm aufsteigenden Bedenken gegenüber den Unbefangenen zu spielen; er wußte offenbar nicht recht, was er thun solle. Er ließ halten, guckte sich nach hinten, guckte sich nach rechts und links um, wo man allerdings auf einige Entfernung ziemlich freien Blick hatte, und da er dort nichts Beunruhigendes gewahrte, so kam er offenbar zu dem für ihn trostreichen Ergebniß, daß eine Gefahr nur von vorn kommen könne, und dafür war ja die Spitze unserer regulairen Dragoner gut. Trotz der doch etwas bedenklichen Anzeichen wurde nicht einmal ein Bauer abgehört und der Marsch in derselben harmlosen Weise ohne jede Flankendeckung fortgesetzt. B. sollte ja nach Tondern und die Kanonen holen, und er ritt nach Tondern und wir ritten mit ihm, für das Weitere mochte der liebe Herrgott oder Lauritz Skau sorgen!

Vorläufig gewann es leider immer mehr den Anschein, daß lediglich Lauritz Skau, oder vielleicht gar Truppentheile der dänischen Armee für uns das Weitere besorgen würden.

Sobald wir uns einer Ortschaft näherten, sahen wir deutlich, wie ein Berittener davon sprengte, und kaum waren wir an dem Ende des Dorfes, so begann hinter uns das verflixte Läuten. Daß hier ein organisirter Boten- und Signaldienst vorlag, mußte auch dem blödesten Auge klar werden. Als feindliche Kundgebung war die Sache wiederum so grob aufgetragen, daß sie nur erklärlich schien, wenn wir überhaupt schon so gut wie verloren waren, und da die letztere Annahme bei unserm sorglosen Vorritt recht wohl möglich war, so war die Stimmung in der Truppe eine etwas gedrückte. B. schien sich damit zu trösten, daß sich jetzt an einzelnen Häusern auch Bevölkerung, zwar vorwiegend weibliche, zeigte, welche uns stumm, aber freundlich zunickte. Bei der gerade in

diesen Distrikten recht getheilten Volksstimmung konnte dies, da es nur bei einzelnen, vielleicht Deutschgesinnten gehörigen Häusern zu Tage trat, wohl recht verschieden gedeutet werden.

Hier zeigte sich, daß die von **Bismarck** scharf gehandhabte Disciplin doch nicht ganz ohne Einfluß geblieben war, sonst würde das geheime Murren über dieses leichtfertige Vorgehen auf ganz unaufgeklärtem Terrain wohl, wie es sonst bei Freikorps üblich, in laute Opposition ausgeartet sein. Die Situation wurde noch ungemüthlicher, da mittlerweile die Dunkelheit eingetreten war, und wir nunmehr nicht mit eigenen Augen, auf die wir ja bei dieser Führung so ziemlich allein angewiesen waren, unterscheiden konnten, ob uns von hinten, rechts oder links Gefahr drohe.

Unsere Dragoner von der Spitze, welche offenbar in der Gegend sehr genau Bescheid wußten, also wahrscheinlich dort zu Hause gehörten, vermieden nach diesen Erlebnissen die Berührung größerer Ortschaften an der Landstraße, und auf Nebenwegen gelangten wir in offenes Haideterrain, wo wir mindestens Raum hatten, uns bei etwaigen ernsten Zusammenstößen zu formiren. Mit kurz gefaßten Zügeln und jeden Augenblick zur Attaque bereit, ritt unser Trupp jetzt lautlos in der Ferne aufblitzenden Lichtern zu. Nach der Ausdehnung, in welcher diese Lichter auftauchten, schlossen wir, daß es bereits Tondern sein müsse, und wir wünschten lebhaft, daß wir dasselbe ohne weitere Gefährdung erreichen möchten, denn unsere armen Pferde waren von dem anstrengenden Marsch schon arg ermüdet.

Plötzlich sprengte ein Dragoner von der Spitze zurück und meldete, daß auf der vor uns liegenden Chaussee nach Tondern ein großer Wagenpark halte mit jedenfalls beträchtlicher Bedeckung, wie aus dem deutlich herübertönenden Stimmengewirr vernehmbar. Da die Chaussee höher liege, als das Terrain, auf dem wir ritten, so sei gegen den Horizont eine große Zahl von Rädern deutlich erkennbar, ob es aber lediglich Wagen oder gar Kanonen seien, ließe sich bei der Entfernung und in der Dunkelheit noch nicht ermitteln.

Die Kolonne, welche eine nicht unbeträchtliche Strecke auf der Chaussee einnahm, hatte Halt gemacht, so daß auch nicht aus dem Geräusch, welches Fuhrwerke in der Bewegung machen, zu entnehmen war, ob wir es hier mit Kanonen und Munitionswagen oder lediglich mit einem auf dem Rückzuge begriffenen dänischen Wagenpark zu thun hatten. Vor Allem mußte hierüber und über die Waffengattung der auf der Chaussee vor uns so sorglos schwatzenden Bedeckungsmannschaft Aufklärung geschafft werden.

Auf die Meldung hin hatten wir Halt gemacht und waren

des Läutens festzustellen. Wir trotteten aber gemüthlich weiter der Spitze nach, welche die Kirche längst passirt hatte, bevor das Läuten begann, bei dem ersten Tone zwar sofort Halt machte, dann aber ruhig weiter ritt, als sie den Haupttrupp unter dem Kirchengeläute vorüber ziehen sah. Bevölkerung zeigte sich nicht, wie es doch sonst geschieht auf Dörfern, wenn Soldaten kommen. Es war eine unheimliche Stille auf der Straße, und wir machten uns denn doch allerlei Gedanken über dieses sorglose Weiterreiten, als ein Dragoner von der Spitze zurücksprengte und meldete, daß bei dem Beginn des Läutens am Ende des Dorfes ein Knecht sich auf ein bereit gehaltenes Pferd geworfen und in der Richtung auf Tondern davongejagt sei. Das gehörte denn ja nun gerade nicht zu einer Leichenfeierlichkeit, wie auch von Zurüstungen zu einer solchen im ganzen Dorfe keine Spur zu sehen gewesen war.

B. versuchte mit wenig Glück, den nun auch in ihm aufsteigenden Bedenken gegenüber den Unbefangenen zu spielen; er wußte offenbar nicht recht, was er thun solle. Er ließ halten, guckte sich nach hinten, guckte sich nach rechts und links um, wo man allerdings auf einige Entfernung ziemlich freien Blick hatte, und da er dort nichts Beunruhigendes gewahrte, so kam er offenbar zu dem für ihn trostreichen Ergebniß, daß eine Gefahr nur von vorn kommen könne, und dafür war ja die Spitze unserer regulairen Dragoner gut. Trotz der doch etwas bedenklichen Anzeichen wurde nicht einmal ein Bauer abgehört und der Marsch in derselben harmlosen Weise ohne jede Flankendeckung fortgesetzt. B. sollte ja nach Tondern und die Kanonen holen, und er ritt nach Tondern und wir ritten mit ihm, für das Weitere mochte der liebe Herrgott oder Lauritz Skau sorgen!

Vorläufig gewann es leider immer mehr den Anschein, daß lediglich Lauritz Skau, oder vielleicht gar Truppentheile der dänischen Armee für uns das Weitere besorgen würden.

Sobald wir uns einer Ortschaft näherten, sahen wir deutlich, wie ein Berittener davon sprengte, und kaum waren wir an dem Ende des Dorfes, so begann hinter uns das verflixte Läuten. Daß hier ein organisirter Boten- und Signaldienst vorlag, mußte auch dem blödesten Auge klar werden. Als feindliche Kundgebung war die Sache wiederum so grob aufgetragen, daß sie nur erklärlich schien, wenn wir überhaupt schon so gut wie verloren waren, und da die letztere Annahme bei unserm sorglosen Vorritt recht [illegible] möglich war, so war die Stimmung in der Truppe [illegible] gedrückte. B. schien sich damit zu trösten, [illegible] zelnen Häusern auch Bevölkerung, zwar [illegible] welche uns stumm, aber freund[illegible]

Distrikten recht getheilten Volksstimmen ...
i einzelnen, vielleicht Deutschgesinnten ...
crat, wohl recht verschieden gedeutet werden.
hier zeigte sich, daß die von B... ...
lin doch nicht ganz ohne Einfluß ...
eheime Murren über diese ...
geklärtem Terrain wohl, ...
ite Opposition ausgeartet sein. ...
müthlicher, da mittlerweile ...
nunmehr nicht mit eigenen ...
ung so ziemlich allein ...
ns von hinten, rechts oder links ...

Unsere Dragoner vor ...
end sehr genau Bescheid ...
se gehörten, vermieden ...
ferer Ortschaften an der ...
sten wir in offenes ...
en, uns bei etwaigen ...
t kurz gefaßten Zügen ...
unser Trupp jetzt ...

Nach der Ausdehnung ...
offen wir, daß es bereits ...
haft, daß wir daselbst ...
an unsere armen Pferde ...
on arg ermüdet.

Plötzlich sprengte ein Dragoner ...
eldete, daß auf der vor uns liegenden ...
n großer Wagenpark halte ...
ie aus dem deutlich ...
da die Chaussee höher lag ...
sei gegen den Horizont ... g,
kennbar, ob es aber lediglich ... rühe
eße sich bei der Entfernung ... , ge-
mitteln. ... Klasse

Die Kolonne, welche ... wirkt.
hausse einnahm, ... Schritt!"
eräusch, w... nun ab-
mmen war ... g vergessen,
er ledigl... ten. Sollte
agenpa... gezielt haben,
... n man mög-

... Aussprache dieses

in aller Stille zum Gefecht aufmarschirt. Es war ein spannender Augenblick. Mit kurz gefaßten Zügeln, den Säbel fest in der Faust saßen wir da, mit weit vorgebeugtem Oberkörper vergeblich nach den Vorgängen vor uns hinausspähend in die dunkle Nacht, während der wie immer entschlossene Korporal Burmeister seinem Pferde die Sporen gab, auf Pistolenschußweite allein an die Chaussee heranjagte und die uns räthselhafte Kolonne mit einem so lauten „Wer da?" anrief, daß es auch von uns deutlich vernommen wurde.

Mit verhaltenem Athem horchten wir auf die Wirkung dieses kecken Vorrittes, — wer aber beschreibt unsere Ueberraschung, wie als Antwort wohl von hundert kräftigen Männerstimmen gesungen unser

„Schleswig-Holstein meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht, —"

durch die stille Nacht zu uns herüber klang.

Jetzt trabten auch wir heran und wurden mit einem donnernden Hurrah empfangen. Es waren die deutschgesinnten Bürger Tonderns mit dem Bürgermeister an der Spitze, die zur Begrüßung uns entgegengefahren waren. Der Botendienst, den wir auf dem Hinmarsch mit berechtigtem Mißtrauen beobachtet hatten, war von Tondern aus organisirt, um den ersten deutschen Truppen, welche dieser Straße ziehen würden, einen festlichen Empfang bereiten zu können.

Schwer hielt es jetzt, einige Ordnung aufrecht zu halten, denn Alle drängten sich zwischen unsere Pferde, um uns die Hände zu schütteln und dem Jubel über den Sieg bei Schleswig, durch den auch Tondern von den Dänen befreit werden würde, Ausdruck zu geben. Der Empfang war in der That ein überwältigend herzlicher, nur konnte man sich desselben nicht aufrichtig erfreuen, da die guten Leute, welche uns offenbar für die Vorhut eines größeren Truppentheils hielten, sich mindestens für den Augenblick noch so bitter täuschten. Peinlich war es, all die Freundlichkeit entgegennehmen zu müssen, ohne sie über ihren Irrthum aufklären zu dürfen. Wir erfuhren nämlich sofort, daß Tondern von uns Schutz gegen die Freischärlerbande des Lauritz Skau erhoffe, die das bei Schackenburg belegene Mögeltondern noch besetzt halten sollte, und durften wir daher nicht verrathen, daß unser kleiner Trupp ohne jeden weiteren Rückhalt nach dem Westen marschirt war. Unsere Aufgabe war unter diesen Umständen schon gewagt genug.

Endlich setzte sich unser Zug, nur begleitet von dem Bürgermeister, welcher zu Pferde erschienen war, wieder in Marsch, während die Andern zu Wagen vor uns auf nach Tondern hineinjagten. Dort sollte der Empfang wohl erst recht losgehen.

Unser Führer ritt sehr wortkarg neben dem Bürgermeister dahin. Das mußte seinen besonderen Grund haben. Löwenstern und ich, die wir unmittelbar hinter ihnen ritten, schöpften den leider nicht unbegründeten Verdacht, daß eine Rede bei ihm in den Wehen liege, die er möglicher Weise in Tondern vom Stapel lassen wollte. Da wir unfreiwillig zu diesem Kinde seiner Laune Gevatter stehen mußten, war uns bei diesem für ihn etwas bedenklichen Unternehmen recht „schämerig" zu Muthe, und wir hätten viel darum gegeben, wenn uns diese voraussichtliche Blamage vor versammeltem Volke erspart geblieben wäre, denn das war uns klar, daß er nur reden wolle, um in Ermangelung anderer Abzeichen sich dem Volk als „de Öbberst vun't Ganze" zu kennzeichnen, und — richtig! — Kaum hatten wir die ersten Häuser Tonderns erreicht, aus denen uns eine rasch improvisirte Illumination entgegenleuchtete, und wo schon eine beträchtliche Menschenmenge uns erwartend stand, so ließ er Halt machen.

Statt nun der Bürgerschaft Tonderns für den wirklich erhebenden Empfang unsern freudigen Dank auszusprechen, kehrte er dem harrenden Volk den Rücken und wandte sich lediglich an uns mit ermahnenden Worten. — Dies entsprach dem von uns geahnten Zweck ja auch am besten.

Die Rede, welche er nun losließ, zeichnete sich allerdings durch militärische Kürze aus, verfiel aber dennoch dem von uns gefürchteten unfreiwilligen Humor. Mit souverainster Verachtung aller Regeln der französischen Aussprache sagte er mit weithin schallender Stimme:

„Meine Herren! Wir bilden ein Ehren-Corpps,*) und ich hoffe, daß Sie sich auch wie ein Ehren-Corpps betragen werden!"

Das war die ganze Frucht des langen Nachdenkens, aber diese Ansprache machte sich doch sehr schön! Namentlich die zweimalige Wiederholung des „Corpps" war von solcher Wirkung, daß wir theils verlegen zur Seite sahen, theils nur mit Mühe das laute Lachen verbeißen konnten. Wie schon früher gesagt, gehörte der weitaus größte Theil unsers Corps der gebildeten Klasse an, auf die ein solcher Schnitzer wie eine moralische Ohrfeige wirkt.

Nach dieser klassischen Leistung hieß es „Schwadron Schritt!" und wir rückten in die hell erleuchtete Stadt. Die sich nun abspielenden Scenen ließen uns bald den peinlichen Vorgang vergessen, mit dem wir uns so wenig vortheilhaft eingeführt hatten. Sollte die wunderbare Rede unsers Führers etwa darauf abgezielt haben, über unser etwas räubermäßiges Aussehen, von dem man mög-

*) Absichtlich mit zwei „p" geschrieben, um die falsche Aussprache dieses sonst so gebräuchlichen Wortes zu markiren.

licherweise allerlei Undisciplinirtes erwarten könne, durch die ernste Mahnung zu beruhigen, so war sie auch in dieser Richtung verfehlt und an den Bürgern Tonderns spurlos vorübergegangen, denn nirgends zeigte sich eine Spur von vorsichtiger Zurückhaltung. Man überbot sich an Herzlichkeit und stürmischem Jubel. Tondern bewährte sich wahrlich als eine echt deutsch-gesinnte Stadt!

Alle Fenster waren hell erleuchtet. Fast in jedem Hause erblickten wir gastlich gedeckte Tische, und die Bürger Tonderns drängten sich zwischen uns und boten in der herzlichsten Weise ihre Gastfreundschaft an. Jeder wollte durchaus einen Gast mit sich heimführen. Als man erfuhr, daß dies nicht möglich, weil wir sofort weiter marschiren mußten, da suchte man in anderer Weise uns zu ehren. Frauen und Mädchen rissen die Zweige von den vor den Fenstern stehenden Blumenstöcken und warfen sie uns auf die Pferde, während die Männer mit vollen Weinflaschen sich in unsere Reihen drängten, so daß ernstlich dem Treiben Halt geboten werden mußte, da sonst die ganze Gesellschaft betrunken vor Schackenburg angelangt wäre.

Das so herzlich Angebotene zurückweisen zu müssen, fiel unter dem Eindruck eines solchen Empfanges recht schwer. Mancher heimliche Trunk wurde trotz des Verbots wohl angenommen; waren doch Alle von dem anstrengenden Ritt auch recht ermüdet und erschöpft. So viel unser Führer und wir Unteroffiziere vermochten, wurde aber abgewehrt; mußten wir doch darauf gefaßt sein, daß uns möglicherweise am Abend noch ernste Arbeit bevorstand.

Bei diesem so plötzlich auflodernden Enthusiasmus glaubte man sich in den heißblütigen Süden versetzt. Daß dergleichen bei unserm nüchternen und sonst so zurückhaltenden Volksstamm möglich wäre, würde ich nicht glauben, wenn ich es nicht selbst erlebt hätte, aber ein Beweis war es, wie tief die deutsche Bewegung alle Schichten der Bevölkerung ergriffen haben mußte, und das hat mir jenen Abend unvergeßlich gemacht. Als bald darauf die erleuchteten Straßen hinter uns lagen, und wir wieder in dunkler Nacht auf der Chaussee nach Schackenburg dahin ritten, glaubte man, ein Märchen aus Tausend und einer Nacht geträumt zu haben! Es war ein schöner Dank, den wir für die Sieger von Schleswig einernteten!

Der Bürgermeister begleitete uns zu Pferde nach Schackenburg, um unsern Führer mit den dortigen Ortsverhältnissen bekannt zu machen und, falls uns nicht mit bewaffneter Hand entgegengetreten werden sollte, vermittelnd in die Verhandlung mit dem Grafen einzutreten. Kanonen seien allerdings in Schacken-

burg vorhanden, berichtete er, doch wisse er nicht, ob dieselben zur Vertheidigung des Schlosses in Position gebracht. Da noch am späten Nachmittag Abtheilungen der Freischaar des Lauritz Skau in dem unmittelbar neben Schackenburg belegenen Mögeltondern, wo sie schon längere Zeit gehaust, gesehen worden, so sei es immerhin möglich; jedenfalls sei wegen der Freischaaren, über deren Abzug noch keine zuverlässige Kunde eingetroffen, Vorsicht geboten.

Diese Warnung war jedenfalls am Platze. Schon die Umgebung des Schlosses hatte für eine Kavallerieabtheilung so Bedenkliches, daß wir bei einem ernstlichen Widerstande wohl schwerlich unsere Aufgabe hätten lösen können, wenn nicht gar die Vernichtung unsers kleinen Korps das Ende gewesen wäre.

Der bei unserer Ankunft vor dem Schlosse aufgezogenen Zugbrücke gegenüber breitete sich an der andern Seite der Straße ein baumreicher Park aus, der, von nur einigen entschlossenen Schützen besetzt, es uns wohl unmöglich gemacht haben würde, uns vor diesem einzigen Zugange zu dem ringsum durch einen breiten Hausgraben abgesperrten Schlosse zu halten.

Auf unsern Anruf erschien ein alter Pförtner mit einer Laterne, entfernte sich aber sofort wieder, um wohl Instruktion von dem Grafen einzuholen. Nach einigen erwartungsvollen Minuten sahen wir in der zu dem Schlosse führenden Allee das Licht der Laterne wieder aufblitzen und sich rasch der Brücke nähern. Die Zugbrücke fiel; — anscheinend ungehindert gewährte man uns also die Besetzung des Schlosses.

Unter den doch durchaus noch nicht aufgeklärten Verhältnissen war es reichlich vertrauensselig und den Pflichten eines Befehlshabers wenig angemessen, daß unser Führer, begleitet von dem Bürgermeister und der größeren Hälfte unserer Truppe, über die Zugbrücke in den Schloßhof ritt, während er mir mit dem Rest des Korps die Bewachung der Brücke und der Straße überließ. Umgekehrt wäre es wohl richtiger gewesen, wenn auch mir weniger angenehm, da ich bei dieser Gelegenheit gern unerkannt bleiben wollte. Im vorigen Jahre war ich mit dem Grafen im Bade auf Föhr längere Zeit zusammen gewesen, und damals von ihm dringend eingeladen worden, ihn auf Schackenburg zu besuchen. In dieser Form seiner freundlichen Einladung zu entsprechen, wäre mir natürlich peinlich gewesen, und war ich recht froh, außen verbleiben zu dürfen.

Unsere drei Dragoner, die glücklicherweise bei mir geblieben, sandte ich nun sofort vor, um Mögeltondern zu beobachten, wo ja noch Freischärler hausen sollten. Am Ende des Parks, wo der Weg eine Biegung macht, konnten sie noch, unter dem Dunkel

der Bäume haltend, das am Eingange von Mögeltondern belegene Wirthshaus beobachten. Sie meldeten sofort, daß vor und in demselben sich bewaffnete Leute umhertrieben, unzweifelhaft wohl der Skauschen Schar angehörend.

Hier zeigte sich der moralische Eindruck des regulairen Militairs auf solche unorganisirte Bauernbanden, denn nur daraus bestand die von dem bekannten Lauritz Skau aufgebotene Gesellschaft. Mit aufgenommenen Karabinern, den Finger am Abzug, hielten diese drei Dragoner diese sich bald in größeren, bald kleineren Trupps, vor dem Wirthshause zeigenden Leute in Schach.

Die Lage war für uns, die wir die Straße besetzt hielten, nach dieser Meldung, von deren Richtigkeit ich mich sofort durch Vorreiten überzeugte, in der That eine recht ernstliche. Wer stand uns dafür, daß nicht ein Einvernehmen zwischen dieser bewaffneten Bande und den Schloßbewohnern Statt hatte? Hätten wir auch vielleicht ein plötzliches Aufziehen der Brücke, wodurch unser Führer mit dem größten Theile des Corps gefangen worden, verhindern können, so hätten einige entschlossene Kerle, welche sich in den der Zugbrücke gegenüber liegenden Park geworfen, genügt, um uns das Ende der bei Husbye gefallenen dänischen Dragoner zu bereiten.

Glücklicher Weise geschah nichts von diesem sonst so nahe liegenden Befürchtungen. Die Nachricht des deutschen Sieges bei Schleswig hatte auch hier schon zu stark gewirkt und den Muth zu einem kühnen Handstreich gelähmt, da man nicht wissen konnte, welche Truppenmacht unseren Rücken deckte. Hätte man geahnt, daß man es nur mit unsern, noch dazu recht wenig leistungsfähigen Korps zu thun habe, hätte die Sache wohl einen anderen Verlauf genommen. So begnügten die Kerle sich damit, unsere drei Dragoner, welche überhaupt auf dem ganzen Zuge unser besserer Theil und Hort gewesen waren, aus respektvoller Entfernung grimmig anzuglotzen und — dann aus der Hinterthür des Wirthshauses sich schleunigst aus dem Staube zu machen.

Bald darauf erschien übrigens auf der Zugbrücke, von unseren Leuten eskortirt, ein mit den Pferden des Grafen bespannter Leiterwagen, auf dem in Stroh gebettet drei Bronce-Kanonenrohre lagen, welche von dem Grafen ohne jede Weigerung ausgeliefert waren.

Der ganze Ritt war einer recht albernen Denunciation wegen unternommen worden. Diese Kanonenrohre — es waren nur Dreipfünder, auf welche das Schack'sche Wappen geschlagen war, — bildeten für die gräfliche Familie ein werthvolles Erbstück, während sie für die moderne Kriegführung kaum mehr einen Werth hatten und auch nach der Wegführung durch uns während der Feldzugsjahre unbenutzt neben dem Laboratorium zu Rendsburg lagen.

Diese Kanonen waren einst von unserem beiderseitigen Urgroßvater — der Graf war, wie ich früher schon angedeutet, ein Brudersohn meiner Mutter — im Kriege den Schweden abgenommen und ihm für diese That von seinem Könige geschenkt. Mir war es recht peinlich, meinen Antrittsbesuch auf Schackenburg in dieser Form machen und der Wegführung eines so geschätzten Familienstückes beiwohnen zu müssen.

Nachdem uns unsere Aufgabe oder vielmehr unser Raubzug so wider alles Erwarten leicht geglückt war, trabten wir so rasch, wie unsere ermüdeten Pferde es erlaubten, zurück nach Tondern, wo wir gegen 11 Uhr Abends wieder eintrafen. Da unsere Lage immerhin noch eine gefährdete sein konnte, wenn es ruchbar wurde, daß wir ganz allein diesen Streifzug nach dem Norden unternommen, so mußten die gastlich gebotenen Quartiere wieder abgelehnt werden, unsere Pferde aber waren von dem angestrengten Marsche so mitgenommen, daß eine Rast in Tondern geboten war.

In zwei großen Scheunen in dem nach Süden gelegenen Stadttheile fanden wir sammt unseren Pferden, welche gesattelt blieben, Unterkunft und die nöthige Ruhe, da die Bürger Tonderns, welche uns bei unserer Rückkehr mit den Kanonen wieder jubelnd empfangen, als hätten wir eine besondere Heldenthat ausgeführt, sofort aus Freiwilligen einen Patrouillendienst organisirten, damit wir uns ungestörter Ruhe hingeben könnten. Unser Nachdienst beschränkte sich auf Stallwache und einen Posten vor jeder der von uns belegten Scheunen.

Um 4 Uhr früh saßen wir wieder im Sattel und hinaus ging es dieselbe Straße, welche wir am Abend vorher vom Osten gekommen. Den Wagen des Grafen hatten wir nach Schackenburg zurückgesandt und einen anderen zum Transporte der Kanonenrohre in Tondern requirirt.

Welch' anderes Bild zeigten die gestern so festlich erleuchteten Straßen, als wir in so früher Morgenstunde die durch den freundlichen Empfang uns lieb gewordene Stadt verließen! Todtenstill waren jetzt die Gassen. Nicht, weil die Bewohner noch in tiefem Schlafe lagen, — o nein, die Kunde von unserem in aller Stille erfolgenden Wiederabmarsche war verbreitet. Die vor ihren Häusern stehenden Bürger erwiderten unseren Abschiedsgruß zwar freundlich, aber sichtlich niedergeschlagen und manches thränenfeuchte Frauenauge blickte uns durch die gestern so festlich beleuchteten Scheiben angsterfüllt nach. Der Erlösungstraum war ein kurzer gewesen, und man fürchtete wohl wegen des festlichen Empfanges die doppelte Rache der Dänen, welche den Westen noch unsicher machten. So viel mir indessen erinnerlich, blieb diese Rache, welche jedenfalls

den Tonderanern aufs Kerbholz geschnitten war, späterer Zeit vorbehalten. Damals hatte unser Erscheinen in diesen von deutschen Truppen noch nicht berührten Gegenden auch die dänischen Freischaren zum sofortigen Verdunsten veranlaßt.

Unser Rückmarsch ging ohne ein besonderes Ereigniß vor sich. In Medelbye stießen wir auf eine Abtheilung eines Freikorps zu Fuß, welche auf Rendsburg marschiren sollte. Dieser übergaben wir die so gefahrlos eroberten Kanonen zur Ablieferung in Rendsburg, welcher Auftrag von den Leuten mit großem Jubel angenommen wurde. Groß war aber unser Erstaunen, als wir später in der Zeitung lasen, daß diese Leute mit den von uns geholten Kanonen einen festlichen Einzug in Rendsburg gehalten und die gräulichsten Jagdgeschichten über diese mit Heldenmuth eroberten Dreipfünder vom Stapel gelassen hatten. Natürlich waren sie selbst die Helden gewesen, nicht wir.

Nachdem wir in Medelbye übernachtet, marschirten wir in der Richtung auf Flensburg, wo das Kommando der Kavallerie-Brigade lag, und bezogen Quartier in Fröslev*). Die von dem Brigade-Kommando eingeholte Ordre lautete dahin, daß wir bereits am folgenden Mittage den weiteren Vormarsch gegen Norden, uns in dem Abstande einer Meile westlich von der Straße Flensburg-Hadersleben haltend, antreten sollten. Da wir unseren auf die Neige gegangenen Vorrath an Taback und dergleichen zu ergänzen wünschten, uns auch gern wieder einmal in einer anständigen Restauration gütlich thun wollten, erbaten und erhielten Löwenstern und ich für den Abend auf einige Stunden Urlaub und ritten nach Flensburg, uns natürlich für diesen Ausflug so anständig, wie unsere Effekten es irgend erlaubten, herrichtend. Dies sollte für uns Beide später von guter Folge sein.

Nachdem wir unsere nothwendigen Einkäufe besorgt, gingen wir in den Gasthof der Wittwe Döll am Südermarkt, der damals als der beste Flensburgs galt. Da wir in einigermaßen anständiger Toilette, mindestens tadelloser Wäsche erschienen, führte uns der Oberkellner sofort in das Honoratiorenzimmer, wo an dem oberen Ende der gedeckten Tafel noch zwei Plätze frei waren.

Preußische Offiziersuniformen waren zahlreich an der langen Tafel vertreten. Unseren Plätzen gegenüber saß ein höherer Kürassieroffizier, der unseren militärischen Gruß freundlich erwiderte, und sehr entgegen dem sonst gewohnten Preußischen Wesen, uns bald mit in die Unterhaltung zog. Sein stark hervortretender Dialekt zeigte auch sofort, daß er von Geburt kein Preuße, sondern

*) Dorf 1 M. nordwestlich von Flensburg.

ein „kemiethlicher Sächser" war. Der Herr, mit dem wir uns vortrefflich unterhielten, schien Gefallen an uns zu finden. Er ließ Sekt anschleppen und stieß mit uns an „auf glückliche Wiederkehr von Tondern!" Er mußte also von unserer Expedition gehört haben, und hatte wohl nur mit uns angebunden, um Näheres über den Verlauf zu erfahren.

Da wir nicht ausgeholt werden wollten, weil wir zum Ausschwatzen der uns befohlenen Expedition nicht befugt waren, auch die Zeit des uns gewährten Urlaubs abgelaufen war, erhoben wir uns, nachdem wir ihm mit dem freundlich gereichten Glase Bescheid gethan, um uns zu empfehlen.

„Nun, bleiben Sie nur noch etwas sitzen, — wir trinken noch ein Glas mit einander!"

„Herr Major!" erwiderte Löwenstern, „wir blieben gern, aber wir müssen reiten, um nicht über den gewährten Urlaub auszubleiben!"

„Wenn es weiter nichts ist," entgegnete er, „so setzen Sie sich nur wieder hin, ich gebe Ihnen verlängerten Urlaub."

„Sehr freundlich!" fuhr es mir heraus, „den können wir aber leider nicht gebrauchen!"

„Nun, ich denke, Sie können ihn gebrauchen," sagte er lächelnd, „ich bin Ihr Brigadier!"

Ueberrascht erkannten wir nun, daß unser freundlicher Sektspender der inzwischen zum Oberstlieutenant und Brigadekommandeur der Schleswig-Holsteinischen Kavallerie ernannte Heinrich Karl Woldemar Prinz zu Schleswig-Holstein-Augustenburg, Königl. Preußischer Major des Regiments Gardes du Corps, war.

Wir entschuldigten uns nun natürlich, daß wir nicht sofort bei dem Betreten des Lokals uns als beurlaubt dienstlich bei ihm gemeldet.

„Ich wußte ja, daß Sie mich nicht kennen konnten, und es war brav von Ihnen, daß Sie einem fremden Offizier gegenüber nicht schwatzen wollten! Nun erzählen Sie mir aber den ganzen Verlauf der Expedition!"

Da unser Führer sofort nach unserer Ankunft in Frösle zur Meldung geritten war, wußte er natürlich schon genau das Ergebniß der Expedition und wollte von uns wohl nur hören, wie wir bei diesem Unternehmen geführt worden waren. Bei einer weiteren Flasche Sekt berichteten wir der Wahrheit gemäß, ließen aber natürlich den unfreiwilligen Humor, dem unser Führer verfallen, aus dem Spiel, wie Alles, was ihn sonst kompromittiren konnte, so viel thunlich fort. Der Prinz schüttelte oft bedenklich den Kopf, und kam wohl im Stillen auch zu dem Schluß, daß

es mehr Glück als Verstand gewesen, daß wir so ganz mit unversehrter Haut davon gekommen.

Als der Prinz um 11 Uhr Abends aufbrechen wollte, riß er ein Blatt Papier aus seiner Brieftasche, bestätigte darauf den uns ertheilten Nachurlaub und reichte uns das Blatt mit den Worten:

„Damit Sie jeder Weiterung enthoben sind. Auf Wiedersehen, meine Herren, — es freut mich, Sie kennen gelernt zu haben!"

Ich täusche mich wohl kaum, wenn ich annehme, daß Löwenstern und ich unsere so baldige Versetzung zur regulären Kavallerie diesem zufälligen Zusammentreffen mit dem Prinzen zu verdanken hatten.

Unser Rückritt nach Fröslev bildete zu den eben verlebten angenehmen Stunden einen wenig erbaulichen Kontrast. In dunkeler Nacht und bei strömenden Regen verloren wir den Weg und geriethen in ein Moor. Da der Boden bedeutend schwankte, so daß wir Gefahr liefen, an trügerischen Stellen mit den Pferden zu versinken, die Dunkelheit aber uns verhinderte, einen sicheren Weg aufzusuchen, so sahen wir uns genöthigt, in einem der vielen dort stehenden alten Torfschuppen mit schadhaftem Dache und Flechtwänden den Tagesanbruch abzuwarten.

Nachdem wir uns in Fröslev nach diesem recht unwirthlichen Nachtlager etwas restaurirt, setzte unser Corps, der empfangenen Ordre gemäß den Marsch gegen Norden fort, der sich an diesem Tage bis Ober-Jersdal*) erstreckte, ohne daß wir auf eine Spur der Dänen stießen. Am folgenden Tage ging es langsam genug für eine Verfolgung über Ladegaard**) und Törningmühle***) nach Sommersted†).

Vor dem zwischen zwei Auen belegenen Ladegaard hatten wir Gelegenheit, mit großer Tapferkeit eine brückenkopfartige Verschanzung zu nehmen, welche sich bei näherer Besichtigung freilich als von den Dänen bereits verlassen auswies. In solcher Maulwurfsarbeit waren die Dänen groß, aber eben so groß in dem plötzlichen Verlassen solcher wirklich musterhaft aufgeworfener Erdwerke.

Als wir die so reizend belegene Törning-Mühle passirten, fanden wir wieder Beweise, daß die Dänen beabsichtigt haben mußten, hier noch einmal den Kampf aufzunehmen oder mindestens der Verfolgung ernstliche Hindernisse in den Weg zu legen, wofür ja auch die von uns verlassen vorgefundene Schanze sprach. Zahl-

*) Dorf $1^3/_4$ M. südwestlich von Hadersleben.
**) Dorf $1^1/_4$ M. westlich von Hadersleben.
***) Erbpachtsmühle 1 M. westlich von Hadersleben.
†) Kirchdorf $1^3/_4$ M. nordwestlich von Hadersleben.

reiche Stämme der die Höhen an der Straße deckenden Buchen, welche der Umgebung der Törningmühle einen so hohen Reiz verliehen, waren heruntergeschlagen und als Verhau auf die Straße geworfen.

Nachdem wir in Sommerstedt Nachtquartier genommen, ging es in einem Ritt an die Koldingau, dem in Jütland belegenen Harthe gegenüber. Eine Stunde Wegs vor der Jütischen Grenze hatten wir auf einer Koppel Halt gemacht und gefuttert. Unser Schriftsteller in Zeugstiefeln, L. W., hatte sich seiner Gewohnheit gemäß sofort hinter einen Zaun begeben, um ungestört seine Aufzeichnungen zu machen, und dort wohl zur Bequemlichkeit seinen Säbel abgeschnallt. Nach kurzer Frist hieß es: „An die Pferde! — Aufgesessen!", und in schlankem Trabe ging es fort an die Königsau. Unser W. war nun wohl etwas sehr vertieft in seinen hohen Gedanken mit uns davon geritten. In dem Augenblick, als wir durch die Furt bei Harthe die Koldingau passiren sollten, wurde er sein Unglück gewahr und ritt vor mit der Meldung: „Herr Lieutenant! — Ich habe meinen Säbel vergessen!"

Na, wenn solch ein Schriftsteller, der gewohnt war, jeden Tag eine Portion Dänen nur mit dem Maule zu verzehren, es bei seinem hohen Gedankenflug vergessen konnte, daß mitunter auch ein Messer zum Tranchiren von solchem Braten nöthig ist, so läßt sich das ja begreifen, aber für einen Kavalleristen war es doch ein zu nettes Stück, als daß ich es hier nicht erzählen sollte!

Was aus ihm und seinem Säbel, den er wohl eine gute Stunde rückwärts bei seinen Schreibereien hinter dem Knick hatte stehen lassen, weiter geworden ist, weiß ich nicht. Ich mußte mit meinem Beritt in dem Augenblick auf Patrouille durchs Wasser, kam darauf mit meinen Leuten auf Ordonnanz ins Hauptquartier, und Gott sei Dank, nicht wieder zur freiwilligen Affallerie zurück!

23. Kapitel.

Protest des Prinzen von Noer gegen das Ueberschreiten der dänischen Grenze. Wie wir dennoch nach Jütland hinein, aber auch sehr schnell wieder heraus kamen, und der alte Wrangel wieder Phrasen gemacht hatte, denen er keine That folgen lassen konnte. Bei der Auflösung der freiwilligen Kavallerie zum Seconde-Lieutenant bei den Dragonern ernannt.

Nachdem Wrangel am 29. April wiederum einen Rasttag in Apenrade angeordnet hatte, verlegte er endlich am 1. Mai sein

Hauptquartier nach Christiansfeld*), und hielt dort einen Kriegsrath ab, der mit der Disposition enden sollte, daß am 2. Mai die deutschen Truppen die Jütische Grenze zu überschreiten hätten.

Diesen Anlauf zu scheinbarem Ernst mußte der alte Herr ohne Wissen und Instruktion seines Kriegsherrn, Friedrich Wilhelm IV. gefaßt haben, mindestens in dem Punkte, daß er auch die seinem Oberbefehle unterstellten schleswig-holsteinischen Truppen zu dem gleichen Vormarsche beorderte, wie sich dies bald genug herausstellte.

Dieser Plan Wrangels, die Jütische Grenze zu überschreiten, gab dem Prinzen von Noer Gelegenheit, zu zeigen, wie streng er seinen von Anfang an eingehaltenen Standpunkt zu unserer Erhebung überhaupt gewahrt wissen wollte, der jeden Schritt ausgeschlossen verlangte, der zu einer Trennung von Dänemark schon vor dem Erlöschen des Mannestammes auf dem Königsthrone hätte führen können. Der Prinz mahnte entschieden von der Ueberschreitung der Königsaue ab, die um so unnöthiger erscheine, als es dort keinen Feind mehr zu verfolgen gäbe, andererseits aber geeignet sei, in diesem Augenblicke recht unwillkommene Einmischungen auswärtiger Mächte herbeizuführen. Er stellte vor, daß unsere schleswig-holsteinische Sache dadurch ganz verschoben würde. Die Herzogthümer beabsichtigten keinen Angriff auf Dänemark, sondern sie wollten nur ihr Gebiet frei von dänischen Uebergriffen und Angriffen halten, weiter aber keinen Schritt thun, der ohne durch die Vertheidigung des eigenen Rechtes dazu gezwungen zu sein nur zur gegenseitigen Verbitterung der zur Zeit nun einmal unter einem Scepter vereinigten Nationalitäten führen müsse. Die schleswig-holsteinische Armee kämpfe nicht, um eine Trennung von Dänemark herbeizuführen, sondern nur für die von der dänischen Revolutionspartei in Kopenhagen angegriffenen Rechte ihres Landes. Sollte der Obergeneral von seiner Absicht, in Jütland einzurücken, nicht abstehen wollen, so bäte der Prinz, wenigstens ihm zu gestatten, mit den schleswig-holsteinischen Truppen, deren Aufgabe mit der Vertreibung der Dänen aus dem Lande vorläufig beendet sei, vor der Koldingau Halt zu machen.

Jeder Unparteiische wird einräumen müssen, daß diese Erklärung der Proklamation der provisorischen Regierung vom 24. März und den Zusicherungen, welche der Prinz den Truppen bei ihrem Uebertritte gemacht, durchaus entsprach.

Die Antwort Wrangels lautete: „Sie werden morgen früh 6 Uhr über die Grenze marschiren!“ Erläuternd fügte

*) Gemeindeort mährischer Brüder $1^3/_4$ Meilen nördlich von Hadersleben, an der Landstraße nach Kolding.

er dann hinzu: „Ich muß etwas in der Hand haben, womit ich den Frieden erzwingen kann," als ob Schleswig dazu nicht genügte, und dann weiter: „Die Herren Kommissare*) behaupten, daß Schleswig nicht im Stande sei, eine Armee von 24000 Mann länger zu ernähren!"

Wrangel scheint wirklich auf diese ganz haltlose Vorgabe dieser Herren hin die Jütische Grenze überschritten zu haben. Wie richtig der Prinz die Lage beurtheilt hatte, davon zeugte ein eigenhändiger Brief Wilhelm IV., welchen ein königlicher Feldjäger dem Prinzen am 4. Mai überbrachte. In diesem Briefe schrieb der König wörtlich: „Sie gehen doch auf keinen Fall über die dänische Grenze." Der Prinz konnte nur antworten: „Ew. Majestät werden aus diesem Briefe ersehen, daß wir bereits auf dänischem Gebiete stehen. Ich habe allerdings dagegen protestirt, aber der Herr General v. Wrangel hat auf meine Vorstellungen keine Rücksicht genommen."

Doch genug, Wrangel hatte befohlen, und wir überschritten am 2. Mai die Jütische Grenze. Die freiwillige Kavallerie ging, wie wir am Schlusse des vorigen Kapitels mitgetheilt, Harthe gegenüber durch eine Furth über die Koldingau. Sofort, nachdem wir den Jütischen Boden betreten hatten, wurde unser Korps in einzelne Beritte aufgelöst und zum Ordonnanzdienst bei den verschiedenen Kommandostellen vertheilt, jedenfalls die zweckmäßigste Verwendung dieser ungeschulten Truppe, welche geschlossen für den ernsten Kampf kaum einen Werth hatte, denn in wenigen Wochen wird man kein brauchbarer Kavallerist, während wir, in dieser Weise zum Dienst herangezogen, wirklich von Nutzen waren, da die regulären Dragoner, welche sonst die Ordonnanzen hätten stellen müssen und bei diesem Dienst erfahrungsmäßig sehr zum Verbummeln geneigt waren, zur taktischen Verwendung bei der Truppe zusammengehalten werden konnten. Mit meinem Beritt wurde ich zum Generalkommando beordert in das entzückend schön belegene Jütische Städtchen Veile, wo der Prinz von Noer sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Der Winter war bereits dem in unserm Norden so schönen Frühling gewichen, und der Mai schien allem Kriegslärm zum Trotz seinen so häufig verspotteten Namen „Wonnemonat" einmal wieder zur vollen Geltung bringen zu wollen. Die den Fjord

*) Diese Verpflegungs-Kommission bestand aus dem Landinspektor Tiedemann, (uns bekannt von der Schlacht bei Nortorf) dem Doktor Ahlmann aus Kiel und dem Hardesvogt Jakobsen, mindestens die beiden ersten zur Olshausen'schen Partei gehörig, welche „Los von Dänemark um jeden Preis" von Anfang an auf ihre Fahne geschrieben hatte.

und die Stadt umgebenden bewaldeten Höhen prangten im ersten Frühjahrsgrün und boten dem Auge ein bezauberndes Bild. Wer hätte geglaubt, daß in dem verleumdeten Jütland ein so reizender Fleck Erde zu finden sei! In den Gärten und allen Zäunen schlug die Nachtigall ihre berückenden Weisen, und da auch die dänische Armee, anscheinend mindestens, aus dem südlichen Jütland ganz verschwunden war — in Wahrheit existirte sie in Bauerkleidern auch dort an allen Orten —, so gab man sich dem Genuß der gebotenen Naturherrlichkeit hin, als sei kein Krieg im Lande.

Auch die Bevölkerung — wie die Jüten denn überhaupt, mit Ausnahme einiger von Seeland importirten Landgeistlichen, nicht so gegen uns fanatisirt waren, wie die Inseldänen — zeigte sich im Ganzen freundlich. Mindestens trug sie ihr Geschick in einer ihr selbst zu Gute kommenden Weise, da sie jede feindliche Kundgebung im Verkehr mit uns sorgfältig vermied, und wir manchen Zug freundlich gebotener Gastfreundschaft verzeichnen konnten. Natürlich übte dieses Benehmen auch auf unsere Leute seinen Einfluß und das Verhältniß zwischen Quartiergeber und Soldat ließ oft vergessen, daß wir in Feindes Land standen.

Eine Proklamation **Wrangels** vom 1. Mai hatte den Jüten ja Schutz ihres Eigenthums und der Person versprochen, dafür aber das zum Unterhalte des Heeres Nöthige gefordert. Die Jüten lieferten natürlich freiwillig nichts, und um die Umgegend von Veile nicht ganz zu erschöpfen, mußten größere Streifzüge zum Eintreiben der erforderlichen Lebensmittel unternommen werden. Leider wurden auf Befehl **Wrangels** zu diesen bis Skanderborg, Aarhuus und Horsens ausgedehnten Streifzügen lediglich die Schleswig-Holsteinischen Truppen verwandt, während die Preußen ruhig in ihren Quartieren bei Fridericia blieben. Ob dies geschah, um dem Prinzen zu zeigen, daß man auf die Beweggründe, welche ihn veranlaßt hatten, gegen den Einmarsch der Schleswig-Holsteiner in Jütland zu protestiren, preußischer Seits keine Rücksicht zu nehmen gewillt sei, mag dahingestellt bleiben, jeden Falles war es der geeignete Weg, den Haß zwischen den **einem** Scepter unterworfenen beiden Nationalitäten zur Unversöhnlichkeit zu steigern, und nicht verständlich, wenn Preußen, wie es doch Dänemark wiederholt zugesichert hatte, nur an dem Feldzuge sich betheiligte, um die Trennung der Herzogthümer von Dänemark zu verhindern.

Nun, unverständlich war ja recht viel in jener Zeit. So die großen Worte **Wrangels**, denen er nie die entsprechenden Thaten folgen ließ. Die Preußen hatten am 3. Mai ohne Schwertstreich Fridericia besetzt. Die Dänen hatten sich nach Fünen zurückgezogen.

Am 8. Mai erschien Morgens 7¼ Uhr plötzlich das dänische Kriegsdampfschiff Hekla mit 6 Kanonenbooten vor Fridericia, und eröffnete ein heftiges Feuer auf die Stadt und die von den Preußen dort besetzten Verschanzungen. Es gelang diesen Schiffen ein glücklicher Weise nur mit 1½ Centner gefülltes Pulvermagazin in die Luft zu sprengen, wodurch indessen nur ihre eigene Stadt und deren Bewohner Schaden litten. Als Antwort schossen preußische Batterien das auf Fünen belegene Dorf Striib in Brand.

In Folge dessen richtete der „als Befehlshaber der Seemacht Sr. Maj. des Königs von Dänemark auf dieser Station" sich vorstellende Admiral Steen-Bille ein Schreiben an den General Wrangel, welches die Drohung enthielt: „Wenn dieses Bombardement auf Befehl Wrangels geschehen sei, die dänische Marine im Stande sein würde, grausame Rache an den Städten der Ostsee zu nehmen."

Wrangel entgegnete darauf unter dem 10. Mai von Kolding aus, „daß die Dänen die Kanonade gegen ihre eigene Stadt am 8. ganz ohne Veranlassung angefangen, im Uebrigen möge man sich gesagt sein lassen, daß für jedes Haus, welches die dänische Marine an den deutschen Küsten in Brand schießen sollte, ein Dorf in Jütland brennen würde."

Wenn die Dänen nun auch gerade keine Häuser in Brand schossen, so setzten sie ihre kleinen Raubzüge unverfroren fort, indem sie plötzlich an unbewachten Küstenpunkten landeten, deutschgesinnte Einwohner in die Gefangenschaft fortschleppten, und gelegentlich einige Bomben auf einzelne Posten warfen, ohne daß in Jütland irgend welche Repressalien geübt wurden.

Da die dänischen Schiffe trotz Aufhebung der Blokade fortwährend deutsche Handelsschiffe kaperten, so schrieb Wrangel am 18. Mai eine Contribution von 2 Millionen Species = 9 Millionen Mark in Jütland aus, mit deren Eintreibung am 28. Mai begonnen werden sollte. In einem Manifeste an die Bewohner Jütlands gab er zugleich die Versicherung, wenn die dänische Regierung das von ihr geraubte Eigenthum den Deutschen zurückerstatten würde, auch ihnen die 9 Millionen zurückgegeben werden sollten.

Diese Maßregel, welche nach dänischem Zeugniß in Kopenhagen lebhafte Beunruhigung hervorrief, hätte damals vielleicht einen günstigen Frieden herbeiführen können, wenn sie zur Ausführung gekommen wäre, diese unterblieb aber, weil Wrangel bereits am 25. Mai, also 3 Tage vor dem angesetzten Zahlungstermine, Jütland wieder räumen mußte. So war denn der einzige Erfolg dieses Manifestes, daß die Dänen im Vertrauen auf aus-

wärtige Hülfe nur noch übermüthiger wurden und an nichts weniger, als an einen abzuschließenden Frieden dachten.

Wrangel hätte sich dieses Ende seiner Besetzung von wenigen Quadratmeilen Jütlands vorhersagen können, denn dieser unbedachte Schritt bot der gesammten europäischen Diplomatie die bequeme Handhabe, sich in diesen Streit, der bis dahin als einer nur deutsches Recht betreffenden Sache schwerer beizukommen war, nun lebhaft einzumischen, wovon Wrangel schon bei dem ersten Ueberschreiten der Jütischen Grenze Beweise erhielt.

Schon bei dem Vormarsche auf Fridericia erschien in Gudsoe ein Herr v. Ewers als russischer diplomatischer Agent im deutschen Hauptquartiere mit Waffenstillstandsforderungen unter der Bedingung, daß Jütland sofort zu räumen sei, Alsen aber im dänischen Besitze bleiben solle. Zu gleicher Zeit wurden von England, Rußland und Schweden ähnliche Forderungen in Berlin gestellt und unter dem 5. Mai erhob das russische Kabinet Protest gegen das Verfahren der deutschen Bundesregierungen. Unter dem 9. Mai erklärte Schweden, daß es sich genöthigt sehen würde, ein Armeekorps nach Fünen oder einer anderen dänischen Insel zu schicken, um mit den dänischen Truppen zu operiren, wenn der Kampf sich nicht auf das Herzogthum Schleswig beschränke! England hatte sogar schon im April noch vor der Schlacht bei Schleswig die Zurückziehung der preußischen Truppen selbst aus Schleswig verlangt. Später am 28. April bot England seine Vermittelung an, welche Preußen bereitwillig acceptirte, die aber schließlich darauf hinauslief, daß das englische Kabinet unter dem 21. Mai durchaus dieselben Forderungen stellte, welche der Herr von Ewers am 3. Mai an den General Wrangel gerichtet.

So hatte man sich die ganze europäische Diplomatie auf den Hals gehetzt, absichtlich, um sich von der unliebsamen Sache los machen zu können, wohl kaum, wie aus dem abmahnenden Briefe Friedrich Wilhelm IV. an den Prinzen von Noer hervorzugehen scheint. Jeden Falles wurde der Protest des Prinzen von Noer durch diese Folgen des Einmarsches in Jütland glänzend gerechtfertigt.

Wrangel hatte freilich auf Verstärkungen gehofft, um ganz Jütland okkupiren und dann seinen Proklamationen Nachdruck geben zu können, aber die Uneinigkeit der deutschen Fürsten, denen damals eine deutsche National-Ehre ein fremder Begriff war, und deren anfänglicher Eifer durch die russischen Drohungen eine bedenkliche Abkühlung erfahren hatte, erwies sich als der beste Bundesgenosse Dänemarks. Als endlich der Bundestag unter dem Drucke der allgemeinen Stimmung Deutschlands sich be-

wogen fand, den General Graf Nobili und den Baron v. Clasen als Bundeskommissare abzuschicken, um die Rüstungen der verschiedenen deutschen Bundesstaaten zu beschleunigen, war es für die Behauptung Jütlands zu spät.

Meine eigenen Erlebnisse in Jütland gestalteten sich meinen lang gehegten Wünschen günstig. Am 8. Mai früh 10 Uhr war Pferdeparade vor dem in Veile eingetroffenen Brigade-Kommandeur angesagt, und zu diesem Zwecke auch die auf andere Kantonnements vertheilten Beritte unseres Korps dorthin zusammengezogen. Wir sahen dieser Pferdeparade nicht ohne Besorgniß entgegen, da uns schon Gerüchte über mögliche Auflösung des Korps zu Ohren gekommen waren, und von dem Ausfallen der Parade vielleicht des Einzelnen Verbleiben bei der Armee überhaupt abhängen konnte.

Schon zeitig am Morgen begann das sorgfältigste Putzen, und mit einigem Stolze führte ich meinen Beritt auf den Sammelplatz, da sämmtliche Pferde in gutem Futterzustande und ohne jede Spur einer Druckstelle waren. Mein zierlich gebauter Fuchs, der sich stets für das Fressen besonders interessirte, war so blank und rund, daß es eine Lust war, und mit dem sicheren Gefühle, daß für mich kein Rüffel aushängen könne, ging ich zur Parade.

Als der Brigadekommandeur Prinz Waldemar, begleitet von dem Kommandeur des 1. Dragonerregiments und mehreren Kavallerieoffizieren erschien, begann sofort das Vorführen der Pferde; mein Beritt war der letzte in der Reihenfolge. Die Herren übten an diesen nicht für voll gerechneten freiwilligen Kavalleristen natürlich doppelt scharfe Kritik, und manches Kopfschütteln und unwillige Wort kam zu Tage, wenn ein so recht heruntergekommener Gaul die Revue passirte. Manche Pferde sahen denn freilich auch schändlich aus, und die schlimmsten Satteldruckstellen bildeten durchaus nicht seltene Ausnahmen. Da hatte ich mit meinen Leuten mehr Glück gehabt; sie waren aber auch fast sämmtlich vom Lande, und wenn ich auch nach Möglichkeit für die Pferde gesorgt hatte, so würde es mir mit andern Leuten doch wohl weniger gut ergangen sein. — Das alte Sprichwort: „Wer das Glück hat, führt die Braut heim“, bewährte sich einmal wieder.

Endlich kam mein Beritt an die Reihe. Auch das war ein Glück, daß wir die letzten waren. Die vorangegangenen schlechten Mähren ließen unsere gut gehaltenen Pferde in um so vortheilhafterem Lichte erscheinen; umgekehrt wäre der gute Eindruck nur zu leicht wieder verwischt worden. Als ich meinen munteren spiegelblanken Fuchs mit fehlerlosen Beinen vorführte, wurden Beifallsäußerungen laut, welche mich nicht wenig erfreuten. Der Prinz belobte das gute Aussehen des Pferdes und winkte mir sofort ab.

Als das letzte Pferd meines Berittes vorgeführt worden und alle als gut im Stande befunden waren, rief der Prinz: „Der Unteroffizier des letzten Berittes vortreten!"

Als ich mit meinem Pferde an der Hand wieder vor dem Prinzen erschien, sagte er zu meiner freudigen Ueberraschung:

„Das Pferd, welches Sie so gut gehalten, ist Ihr Eigenthum! Melden Sie sich nachher sofort bei dem kommandirenden General zum Offizier bei den Dragonern, aber nicht viel Worte machen, das liebt der Prinz nicht. Na, wir kennen uns ja schon von Flensburg her, ich werde vorher noch mit dem Prinzen sprechen!"

Damit war ich entlassen. Seelenvergnügt führte ich meinen Fuchs in den Stall zurück, der eine Extraration erhielt, denn ihm verdankte ich doch in diesem Augenblicke die sichere Aussicht, meinen sehnlichen Wunsch, zur regulairen Truppe versetzt zu werden, endlich in Erfüllung gehen zu sehen, und dies ging weit über mein kühnstes Hoffen, vielleicht gar gleich als Offizier. Meine damalige Fähigkeit zum Offizier war mir allerdings selbst etwas bedenklich, aber es war in jener Zeit so mancher Offizier geworden, dem ich mich gewachsen fühlte, daß ich mit Fleiß und gutem Willen noch Andere zu überholen hoffte, und mir über augenblickliches Nichtkönnen keine grauen Haare wachsen ließ.

Nachdem ich mich so sauber, wie die damals recht beschränkten Toilettenverhältnisse es gestatteten, hergerichtet hatte, ging ich zu dem kommandirenden Prinz-General und ließ mich durch die diensthabende Ordonnanz melden. Ich wurde sofort vorgelassen. Die Sache verlief glatter, als ich zu hoffen gewagt hatte. Seine Frage nach meinem schriftlichen Gesuche mußte ich dahin beantworten, daß ich ein solches noch nicht aufgesetzt, worauf der Prinz entgegnete:

„Der Form wegen muß ich einen solchen Wisch haben; Feder und Papier liegen im Vorzimmer, aber kurz! Fünf Minuten haben Sie Zeit!"

Nach wenigen Minuten erschien ich wieder und überreichte mein Gesuch. Kürzere wird er wenige empfangen haben, es enthielt in vier und einer halben Zeile Alter, Familie, die von mir besuchten Universitäten und den Eintritt in die freiwillige Kavallerie."

„Nun, Sie sind kurz angebunden," lachte der Prinz, „da muß ich wohl ebenso kurz sein. Melden Sie sich als Secondelieutenant bei der 5. Schwadron des 2. Dragonerregiments in Gjesten (Kirchdorf südwestlich von Veile). Schaffen Sie sich aber zuvor noch hier in Veile einen uniformähnlichen Rock an, einen Helm werden Sie schon vorläufig aus den Beständen der dortigen Schwadron bekommen können!"

Also wirklich zum Offizier ernannt! Prinz Waldemar mußte mir gut vorgearbeitet haben, sonst wäre die Sache wohl nicht so glatt und rasch verlaufen. Von dem in Veile liegenden Regimentsschneider der 1. Dragoner ließ ich mir aus dem groben Kommistuche der hellblauen Dragonermäntel einen Rock zusammenschneidern, wie ihn übrigens auch die andern Kavallerieoffiziere im Felde trugen, und da wir auch noch die gleichen Mützen wie die Dänen trugen, so war auch dieser Artikel in Veile bald beschafft, und schon am folgenden Nachmittage trabte ich stolz als Lieutenant der Kavallerie nach Gjesten.

Charakteristisch war wieder der Abschied von meinen ehemaligen Kameraden bei der freiwilligen Kavallerie, von denen die waschechten Freischärler, weil Pferdeschinder, von der Truppe entlassen wurden, die besseren Elemente, aber als Ordonnanzen bei den verschiedenen Kommandostellen verblieben. Sie sagten mir freilich ganz freundlich Lebewohl, aber mir entging nicht, wie die Waschechten hinter meinem Rücken Bemerkungen fallen ließen von „unverbesserlichen Aristokraten, mit denen man sich eigentlich gar nicht hätte einlassen sollen!" Kameradschaftlich war das nun gerade nicht, aber durfte ich mich darüber wundern in dem Augenblicke, wo ich mit Freuden in die Reihen der „verachteten, uniformirten Tyrannenknechte" trat! Ich lachte, dachte mein Theil, was für sie ebenso wenig schmeichelhaft war, und ritt höchst vergnügt davon.

In Gjesten wurde ich bei der Schwadron, nachdem ich von sämmtlichen Offizieren vorsichtig berochen worden war, sehr freundlich aufgenommen. Das Offizierkorps war ein recht bunt zusammengesetztes. Der Rittmeister Freiherr v. Wittenhorst-Sonsfeld, trug die Uniform der 5. Preußischen Ulanen; der Premierlieutenant, Freiherr v. Müffling, genannt Weiß, die Uniform der 11. Husaren; die gleiche Uniform trug der als Secondelieutenant bei der Schwadron stehende Prinz Felix zu Salm-Salm, später so bekannt geworden durch seine Schriften über den mexikanischen Krieg und seine nahen Beziehungen zu dem unglücklichen Kaiser Maximilian, dessen Generaladjudant er war. Als schneidiger Offizier und Reiter, wie ein guter, treuer Kamerad, war er sonst in der That zu unbedeutend, um wirklich als der Verfasser der ihm zugeschriebenen, verdiente Beachtung erregenden Schriften angesehen werden zu können. Der wahre Verfasser derselben wird zweifellos seine geistig bedeutende Frau gewesen sein, welche in jener schweren Zeit stets seine treue Begleiterin war. — Prinz Salm, welcher 1868 wieder als Major in die Preußische Garde trat, starb den Heldentod am 18. August 1870 bei St. Privat.

Die bunte Musterkarte in der äußeren Erscheinung des Offizierkorps der 5. Schwadron vervollständigte noch durch eine Phantasieuniform und eine abscheuliche helmartige Kopfbedeckung der als Offiziersaspirant der Schwadron zugetheilte Graf Gustav von Blome-Salzau, später K. K. Oesterreichischer Gesandter in München, und 1864, sein früheres Mitmachen ignorirend, bekannter und einflußreicher Gegner des Herzogs Friedrich VIII. Der 1848 von ihm getragene Helm, welchen sein Vater in einer Sparsamkeitslaune wohl als ausrangirt von irgend welchem Feuerwehrdepot erstanden haben mochte, war ein früherer Zeit entstammender verunglückter Anlauf zur Pickelhaube und sah einem umgestülpten Jütischen schwarzen Topfe ähnlicher, als einem Helme. Als wir bald nachher in Veile einrückten, erregte diese famose Kopfbedeckung ein solches Aufsehen, daß ihrer sogar im Armeebefehl Erwähnung geschah. Der betreffende Befehl ging uns in ergötzlicher Form zu. Ein Wachtmeister, in „schreben Schrift" nur mäßig bewandert, und durch den neu eingeführten Titel „Aspirant" noch besonders in Verlegenheit gesetzt, brachte vom Regimentskommando, wo der Adjutant den Befehl dictirt hatte, den bezüglichen Passus in folgender schöner Form: „Der Aasbrandt Graf Blome hat vor einen regelmangmäßigen Hilm zu sorgen."

Daß Blome sich später dieses schönen Titels bei uns schwer erwehren konnte, liegt auf der Hand.

So war ich ja in eine recht buntscheckige, aber durch ihre Persönlichkeiten sehr interessante Gesellschaft gerathen, denn auch Blome war, bis er sich in den zugeknöpften Diplomaten verpuppte, von besonderer Liebenswürdigkeit, so daß ich mit dem von mir gezogenen Loose wohl zufrieden sein konnte. Einer fünften Persönlichkeit, welche ich dort vorfand, muß ich doch noch besonders Erwähnung thun, und war dies der mir von der Schwadron zugetheilte Bursche Hans Jochen, ein Prachtmensch aus unserm kernigen Volksschlage.

Wie Butter an der Sonne glänzte sein Gesicht, als er sich zuerst als Bursche bei mir meldete. So blank wie sein Gesicht war aber auch der ganze Kerl, einen so properen Dragoner gab es schwerlich im ganzen Regimente. Sah er mit seinen wasserblauen Augen und röthlichem Bart und Haar auch nicht besonders geistreich aus, ein ehrlicheres, treueres Herz hat wohl nie unter einem Soldatenrock geschlagen.

Viel haben wir über den alten Burschen gelacht, weil er mit seinem „Missingsch" und unfreiwilligem Humor oft gar zu schnurrig zu Platze kam, aber manches Stück hat er auch geliefert, das Einem die Thränen in die Augen treiben konnte über eine so

brave treue Haut, und hat er es wohl verdient, daß ich in diesen Erinnerungen noch ein Bischen mehr von ihm erzähle, was ihm sicher auch das Wohlwollen des freundlichen Lesers erwerben wird.

Als wir bald darauf von Gjesten nach Veile marschirten, erregte es unsere Aufmerksamkeit, daß gleich einer Postenkette auf allen unsern Weg beherrschenden Höhen Leute zu Zweien standen, welche sich bei sofort vorgenommener näherer Besichtigung allerdings als beschäftigte Feldarbeiter auswiesen, statt des Gewehres standen sie dort mit Spaten und Hacke, aber merkwürdigerweise war immer gerade auf militärisch beachtenswerthen Punkten Arbeit. Auffallend war auch, daß die Flügel sämmtlicher ziemlich häufigen Windmühlen in durchaus gleicher Richtung standen. Dieselbe Beobachtung machte ich auf einer am Tage nach unserm Einmarsche in Veile von mir geführten größeren Patrouille. Daß hier ein gut markirter Beobachtungsdienst eingerichtet war, wurde zweifellos, als bei unserm Rückmarsche wie auf ein Signal die Flügel sämmtlicher Windmühlen in entgegengesetzter Richtung standen. Die Folge war natürlich, daß den patriotischen Herren Müllern dieser offenbar für die auf See mit Landungstruppen kreuzenden Kriegsschiffe berechnete Signaldienst durch Absägen der Mühlenköpfe gründlich gelegt wurde.

Inzwischen war es auch zweiffellos geworden, daß dänische Truppentheile verborgen unter uns weilen mußten, indem eine vorgenommene Untersuchung von unter dem Fußboden befindlichen Grabgewölben einiger Landkirchen die vollständige Armatur eines ganzen Bataillons zu Tage förderte, während eine von zwei Schwadronen unsers 1. Dragonerregimentes bis Horsens ausgeführte Razzia 80 mit dem Militairzeichen eingebrannte Pferde aus den Bauerställen hervor holte, unter diesen einen dem Friedrichsberger Gestüte entstammenden schönen Schimmel des Oberstlieutenants v. Flint, welcher während der Feldzüge 1849—50 von unserm Stabstrompeter geritten wurde und eine Zierde des Regimentes war.

Leider konnten wir diese gewiß noch reichen Erfolg versprechenden Untersuchungen nicht weiter fortsetzen. Der russische Kaiser hatte so ernstlich mit Krieg gedroht, und die hohe Diplomatie war so eifrig an der Arbeit gewesen, Alles zu verderben, was der Soldat im Felde errungen, daß wir unter dem Hohn der Jüten, welche uns spottend nachriefen, ob wir nicht noch die wenigen Tage warten wollten, um das viele Geld mitzunehmen, Jütland verlassen mußten, dessen Grenze wir bereits am 25. Mai wieder passirten. Nicht die Dänen, sondern die Uneinigkeit der deutschen Fürsten und das Machtwort des Russischen Kaisers hatten uns vertrieben.

24. Kapitel.

Einst und jetzt. Die Furcht vor der eigenen Courage. Die Expedition gegen die Korvette Galathea. Das Gefecht des v. d. Tann'schen Freikorps am 7. Juni bei Hoptrup. Illustrationen zu dem Scheinkriege. Das Gefecht bei Hadersleben. Ein Protest der Armee gegen demagogische Wühlereien. Der Waffenstillstand von Malmoe.

Wrangel hatte, wie dies aus dem Briefe Friedrich Wilhelm IV. an den Prinzen von Noer vom 4. Mai klar hervorging, den Einmarsch in Jütland ohne Wissen und Befehl seines Kriegsherrn unternommen, und wenn er jetzt aussprengen ließ, daß ein schwedisches Armeekorps sich mit den Dänen vereinigt, eine ganze Flotte gegen uns in See sei, und er sich mit den ihm zu Gebote stehenden Truppen in seiner ausgedehnten Stellung vom Sundewith bis in Jütland hinein einer solchen Macht gegenüber nicht stark genug fühle, deshalb geboten sei, sich nach Flensburg zurückzuziehen, um sich mit den in Sundewith stehenden Truppen zu vereinigen, so war dies nur ein Vorwand, um den ihm befohlenen Rückzug aus Jütland zu bemänteln.

Dieser Rückzug aus Jütland war für uns der Anfang vom Ende, und unter dem Hohnlachen der Jüten, die wir eben noch mit einer großen Kontribution bedroht, konnten wir uns auf diesem Marsche so recht die klägliche Misere der damaligen politischen Zerfahrenheit des „großen Vaterlandes" zu Gemüthe ziehen.

Der jetzigen Generation, welche sich bereits daran gewöhnt hat, mit einem einigen starken deutschen Reiche zu rechnen, muß es kaum verständlich erscheinen, daß noch vor 43 Jahren eine Kriegsdrohung Rußlands, die Renitenz einiger zu Oesterreich neigenden Bundesfürsten und das Geschrei preußischer und hanseatischer Rheder über ihre von den Dänen geschädigten Handelsinteressen genügten, um einen von der Stimmung des gesammten deutschen Volkes getragenen, für eine deutsche Sache unternommenen Krieg fallen zu lassen, und vor dem kleinen Inselreich, welches deutsches Recht und Ehre gröblich verletzt, die Segel zu streichen.

Preußen, welches auch bei diesem Schritte die Führung übernahm, hatte allerdings die Hauptlast des von ihm nur widerwillig unternommenen Krieges zu tragen, und mit vielen Widerwärtigkeiten, welche ihm von renitenten Bundesfürsten bereitet wurden,

wie mit unliebsamen Zuständen im eigenen Lande zu kämpfen, welche ihm freie Hand nur zu wünschenswerth erscheinen ließen. Deutsche Ehre war damals noch ein revolutionärer Gedanke, der wohl bei dem Volke Verständniß fand, in den Regierungskreisen aber grundsätzlich perhorrescirt wurde. Wohl durfte man auf der Gasse mit privilegirter Begeisterung singen: „Ich bin ein Preuße, kennst du meine Farben," aber nur auf Universitäten oder in geheimer Kammer: „Deutschland, Deutschland über Alles!" Als Deutsche waren wir eben politisch eine Null, die man umsoweniger in Rechnung zu ziehen brauchte, als der hohe deutsche Bund von den Widersachern deutscher Einigkeit extra erfunden war, um das Beharrungsvermögen als Null zu stärken!

Als ich die Niederschrift meiner „Erinnerungen" begann, wurde mir von verschiedenen Seiten vorgehalten, es sei ein unzeitgemäßes Unternehmen, jetzt, wo das ganze Interesse deutscher Leser den großen Errungenschaften der Neuzeit zugewandt sei, diese alten Dinge wieder auszugraben. Nun, ich meine, gerade in diesem Augenblicke könne es nichts Zeitgemäßeres geben, als dem deutschen Leser die schmachvolle Jämmerlichkeit unserer damaligen politischen Zustände wieder vor Augen zu führen, damit er eingedenk bleibe, zu welchem unabtragbarem Danke er dem Manne verpflichtet sei, der mit seiner dämonischen Kraft das Beharrungsvermögen der Null auf- und Deutschland in den Sattel hob!

Wollte uns damals auch die Schamröthe in die Wangen steigen, wenn andere Nationen über unsere Kraft- und Machtlosigkeit spotteten, so bestand doch das feste Vertrauen, daß einst ein Barbarossa erstehen müsse, der die Welt über Kern und Kraft des deutschen Volkes eines Besseren belehren werde, und jetzt, wo er erstanden, fühlt man sich mit gleicher Schamröthe auf den Wangen versucht zu zweifeln an dem guten Kern, auf den man einst so fest gebaut, wenn man erleben muß, daß das deutsche Volk es zuläßt, daß der Mann, um den uns einst und noch jetzt die ganze einsichtige Welt beneidet, von kleinlichen Parteinörgelern, die sich zur Zeit seiner Macht durch seine gigantische Größe erdrückt fühlten, jetzt, wo er von der Leitung zurückgetreten, in der gehässigsten Weise angegriffen und verleumdet, ja in Anklagestand zu versetzen versucht wird. Man wird da unwillkürlich an ein bekanntes Wort Heinrich Heines erinnert: „Als Phythagoras den nach ihm benannten Lehrsatz gefunden hatte, opferte er den Göttern hundert Rinder; seitdem brüllen alle Ochsen, so oft eine große That vollführt wurde."

Welche andere Nation würde es fertig bringen, den Ruhm ihres größten Mannes, vor dem ganz Europa sich beugte, so der

Außenwelt gegenüber preiszugeben?! — Der Mann hat sein Werk unvollendet verlassen müssen. Er hat mit eiserner Kraft ein deutsches Reich geschaffen, aber die Zeit hat ihm gefehlt, auch eine deutsche Nation heranzubilden, welche, ihren Partikularplunder vergessend, sich in allen ihren Gliedern als eine solche fühlt, sonst wäre ein so widerwärtiges Schauspiel eine Unmöglichkeit. Wenn wir andere Nationen um die Staatsgröße auch nicht mehr zu beneiden haben, so dürften wir ihr Nationalgefühl uns doch zum Muster nehmen, wenn wir die erstere dauernd erhalten wollen.

Gewiß hat der Mann der Blut- und Eisen-Politik Viele verletzt und in heilig gehaltenen Interessen gekränkt, hat jeden, der sich seinem Willen nicht beugen wollte, rücksichtslos bei Seite geschoben, ist Wege gewandelt, welche man mit den bisherigen Anschauungen von Staats- und Völkerrecht und mit dem Rechtsbewußtsein des Volkes wie des Einzelnen unvereinbar hielt, aber diese Alles rücksichtslos in den Boden tretende dämonische Natur, welche diesem Giganten vor allen Staatsmännern, welche existirten, eigen war, konnte allein das Riesenwerk, welches unser Bismarck vollbracht, zu Stande bringen. Wer das nicht einsieht, dem muß eben jede politische Einsicht, jeder Begriff von den diesem Beginnen sich entgegenstellenden Schwierigkeiten abgesprochen werden, oder aber er erstickt an der kleinlichen Eitelkeit so vieler Gerngroßen, welche eine Größe, die ihnen selbst unerreichbar ist, bei Anderen unbefangen anzuerkennen nicht fähig sind, und ihrem Unmuthe über die eigene Unbedeutendheit in neidischem Gekläffe Luft machen müssen.

Gerade wir Schleswig-Holsteiner haben als solche wahrlich wenig Anlaß, dem Fürsten Bismarck das Wort zu reden. Er war es, der 1849 im preußischen Abgeordnetenhause unsere Erhebung gegen dänisches Unrecht und Vergewaltigung eine „durchaus unmotivirte Rebellion gegen den legitimen Landesherrn“ nannte. Später dann hat er rücksichtslos Alles in den Grund getreten, wofür das Land mit unsäglichen Opfern an Gut und Blut lange Jahre gekämpft und gelitten, unser Fürstenhaus aus rechtmäßigem Besitz vertrieben und uns zum Lohne für treues Festhalten an deutscher Sache als rechtlose, vogelfreie Waare behandelt, aber wir haben doch politische Einsicht genug, nicht zu verkennen, daß er absolut gezwungen war, die alten Fundamente, mochten sie auch noch so werth gehalten werden, zu zertrümmern, wo sie für den Neubau auf die Dauer keine zuverlässige Stütze verhießen, und wir haben Gott sei Dank deutsches Nationalgefühl genug, um der uns speziell widerfahrenen Kränkungen willen dem Manne nicht den innigen Dank vorzuenthalten für seine Verdienste um das große Ganze, die ja auch uns zu Gute gekommen.

Daß wir unter den ehemaligen jämmerlichen Verhältnissen lange Jahre so schwer haben leiden müssen, läßt uns vielleicht den Unterschied von Einst und Jetzt tiefer empfinden und befähigt uns mehr, den persönlichen Groll dem schuldigen Danke gegen den Gründer des Reiches unterzuordnen, doch um der Ehre des deutschen Namens willen dürfte auch den engeren Landsleuten des Fürsten Bismarck, aus deren Kreisen fast ausschließlich die unqualificirbaren Angriffe auf den größten deutschen Staatsmann erfolgen, recht sehr zu empfehlen sein, auch ihrerseits vielleicht berechtigten Unmuth in gleicher Weise zurückzudrängen, um dem im In- wie Auslande in Folge dieser widerwärtigen Angriffe platzgreifenden Argwohne zu begegnen, daß die Preußen auch unter den neuen Verhältnissen eben nur Preußen geblieben sind, und wahre deutsche Gesinnung nur außerhalb Alt-Preußen zu finden ist. Der in diesen Tagen nach fünfjähriger Ueberlegung, auch wohl Erfahrung in Berlin endlich in's Leben gerufene Verband zur Erweckung und Belebung des Nationalgefühls, dessen Satzungen Herr Schulz-Lupitz die Worte an die Spitze zu setzen wünschte: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist," zeugt davon, daß dieser beschämend zu Tage tretende Mangel auch in weiteren Kreisen schmerzlich empfunden wird, und ist dieser Verein von jedem Deutschgesinnten mit wahrer Freude zu begrüßen. Hoffen wir auf eine recht segensreiche Thätigkeit der Ehrenmänner, welche sich dieser Aufgabe gewidmet, und kehren wir einstweilen zu den unerquicklichen Zuständen von 1848 zurück.

Als wir Jütland verließen, zeigte sich, was dort von uns unentdeckt, aber doch geahnt, noch an Feinden gesteckt hatte. Wie aus dem Boden gestampft, folgte uns die dänische Kavallerie auf dem Fuße, und in dem Augenblicke, wo wir die Königsau überschritten hatten, erschienen die dänischen Dragoner am jenseitigen Ufer. Während unsere schleswig-holsteinische Kavallerie nach dem Westen in der Richtung auf Lygumkloster*) dirigirt wurde, wohin ihnen dänische Kavallerie beobachtend folgte, lautete die Marschordre unserer Schwadron auf Flensburg. Eine drastische Illustration zu der Wrangelschen Parole: „Vorwärts für Deutschland" lieferten die Schaaren von Flüchtlingen, welche unserem plötzlichen Rückzuge folgten. Wer von den deutschgesinnten Nordschleswigern es irgend ermöglichen konnte, verließ Haus und Hof, um der unausbleiblichen Wegschleppung in dänische Gefangenschaft zu entgehen. Hatten sie uns doch als Befreier freudig empfangen oder doch sonst gut aufgenommen, — Verbrechen genug, um der brutalsten Vergewaltigung sich versichert halten zu dürfen. Ich entsinne mich noch deutlich

*) Flecken 4 Meilen westlich von Apenrade, 2 Meilen nördlich von Tondern.

eines Hofbesitzers, der ohne Kopfbedeckung vor seiner Hofpforte stehend unsere Schwadron gen Süden ziehen sah, und, als er von den mit den Handpferden folgenden Dragonern wohl erfahren haben mochte, daß wir die Letzten der der Straße ziehenden Deutschen waren, sich, wie er stand, auf ein ungesatteltes Pferd warf, und mit fliegenden Haaren der Schwadron nachjagend bat, sich uns anschließen zu dürfen. Solche Scenen waren allerdings recht geeignet, die immer mehr platzgreifende Verstimmung gegen die damalige Oberleitung der „großen Reichsarmee" zu vertiefen, welche uns sinn- und nutzlos hin- und herjagte, um die Komödie eines Scheinkrieges aufzuführen, unter welchem die friedlichen Bewohner des Landes, welche gegen Unbill schützen zu wollen man vorgegeben, so bitter schwer zu leiden hatten, und doch war dies nur Kinderspiel gegen das, was ihrer Dank der undeutschen Politik der damaligen hohen zünftigen Diplomatie in späterer Zeit noch harrte!

In einem Dorfe zwischen Hadersleben und Flensburg, wo wir auf dem Marsche von Jütland rasteten, fand mich glücklich der Kutscher meines Bruders auf, der mir eine schöne englische Stute und eine vollständige Offiziersausrüstung brachte, so daß ich mich von nun an anständig neben den andern Offizieren sehen lassen konnte, denn bis dahin sah ich neben ihnen denn doch etwas räubermäßig aus. Der Zustand der Ausrüstung der Schwadron war übrigens überhaupt ein sehr heruntergekommener. Als wir durch Hadersleben marschirten, sollten wir vor dem dort anwesenden General v. Wrangel defiliren. Der Rittmeister requirirte eiligst eine Anzahl Bauerwagen, und wir führten eine ganze Reihe Kranker hinter der Schwadron. Den Leuten fehlte natürlich nichts, sie waren aber so stiefel- und hosenkrank, daß man sie nicht sehen lassen konnte.

Um diesem empfindlichen Mangel abzuhelfen, rasteten wir einige Tage in Flensburg, was mir Gelegenheit gab, eine lustige Geschichte zu erleben, welche zeigte, wie der militairische Geist bei den Hanseaten, welche wohl oder übel auch in's Feld hatten rücken müssen, in damaliger Zeit zum Ausdruck kam.

Der Haupttheil der dänischen Armee hatte sich auf Alsen ausgeschifft, und gegen diesen sollten nun die aus allen deutschen Bundesstaaten allmählich komplettirten Reichstruppen operiren. Während wir in Flensburg lagen, verkehrten die Offiziere sämmtlicher Truppentheile fast ausschließlich in der damals noch am Hafen belegenen Restauration des später wegen seiner dänischen Gesinnungen so berüchtigten Rasch, der aber gegen unser Geld durchaus keine Antipathie zu haben schien. Auch an jenem Abend, an welchem sich die vorhin erwähnte Geschichte abspielte, saßen an

einem langen Tische Offiziere aller Waffengattungen und aus einiger dreißig deutschen Herren Länder. Bunt genug sah es aus und es war den Dänen eigentlich gar nicht zu verdenken, daß sie die Gelegenheit benutzen wollten, sich eine kleine Sammlung anzulegen, und keine Ruhe gaben, bis sie nicht von jeder Sorte ein Exemplar lebendig eingefangen hatten.

Böse Zungen wollten behaupten, daß sie nachher in Kopenhagen zur Deckung der Kriegskosten für Geld gezeigt würden! Das glaube ich aber nicht. Das haben wir mit Orla Lehmann auch nicht gethan, als wir den bei Kolding fingen, und damals ging dieselbe Rede! Nun, von der lustigen Geschichte, bei der ich zugegen war, erzähle ich später auch noch.

An dem Offizierstische ging es munter her. Am folgenden Tage sollte nach Düppel*) marschirt werden, und so wurde die Gelegenheit noch einmal gründlich wahrgenommen, denn eine gute Restauration war für längere Zeit nicht mehr in Aussicht. So wurde denn wacker gezecht und wurden lustige Geschichten erzählt; aber plötzlich wurde Alles still und sah erstaunt nach der andern Ecke der Gaststube.

Dort saß auch Einer von der bunten Musterkarte, aber ein Gemeiner, ein Musketier von den Hanseaten, und der Kerl weinte und schluchzte so laut, daß es auf der Straße zu hören war.

Na, wenn ein Mann heult, wie ein altes Weib, so macht sich das überhaupt nicht schön, und nun gar Einer von der großen Reichsarmee in voller Kriegsrüstung.

In der Gaststube saßen noch einige Civilisten, dänischgesinnte Flensburger dazu, und grinsten höhnisch. Ein Hauptmann von den Oldenburgern, der sich über den Skandal besonders ärgerte, weil der Mann zu seiner Brigade gehörte, ging an den Tisch des Hanseaten und fragte, worüber er denn so jammere?

„Hu — hu — hu!" heulte jener weiter und verzog das Maul von einem Ohr bis zu dem andern, „wi söllt morgen mascheren!"

„Donnerwetter," redete der Offizier halblaut in ihn hinein, „schämen Sie sich doch, hier vor allen Leuten."

„Ne," heulte der Hanseat nun erst recht los, „gor nich! Ick kenn mi! Ick heff so furchtbor vel Curasch! Ick kann mi nich holen, ick gah darup los, nu denn — nu denn scheet se mi dod! Hu — hu — hu!"

Mich wundert nur, daß nicht die Fensterscheiben der Restauration sprangen von dem schallenden Gelächter über die Angst des Hanseaten vor seiner eigenen Courage!

*) Großes Kirchdorf an der östlichen Seite des Sundewitt, ½ Meile westlich von Sonderburg.

Leider haben wir später nichts mehr von dem Mann gehört und wie die Courage sich bewährte. Während jene nach dem Sundewith dirigirt wurden, mußten wir am folgenden Morgen nach dem Westen abmarschiren, wo dänische Kavallerie mit einem kühnen Handstreiche ein kleines Infanterie-Detachement in Lügumkloster aufgehoben hatte, und kamen wir 1848 mit den Oldenburgern und Hanseaten nicht wieder zusammen. Uebrigens darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß die Hanseaten damals lediglich geworbene Leute hatten, und zu solchem Geschäfte pflegen sich nur unseres Herrgottes schlechteste Kostgänger herzugeben. Jetzt freilich steht es anders mit den hanseatischen Bataillonen, welche sich 1870 geschlagen haben wie nur irgend eine Truppe sonst.

Gleichzeitig mit der bereits in Jütland erfolgenden Auflösung der freiwilligen Kavallerie waren auch die übrigen Freikorps, welche sich doch recht viel Willkürlichkeiten gegen die Bauern, namentlich in Requisitionen von Wagen und Lebensmitteln hatten zu Schulden kommen lassen, auf Veranlassung Wrangels nach Rendsburg zurück dirigirt, um dort aufgelöst zu werden.

Diese jetzt in größerer Anzahl nach Rendsburg zurückkehrenden Mannschaften erweckten bei Mitgliedern der provisorischen Regierung die eben nicht sehr glückliche Idee, hinter dem Rücken des Oberkommandos und ohne Wissen der eigenen Armeeleitung auf eigene Faust auch ein bischen Krieg zu führen. Die Verstimmung über die Thatenlosigkeit der Armee im Norden war so groß, daß dieser wunderliche Plan wirklich in der Regierung Annahme fand, und so schloß denn die provisorische Regierung mit dem über seine Rücksendung gegen das Oberkommando sehr verstimmten Major v. der Tann einen Separatvertrag ab, nach welchem derselbe aus den besseren Elementen dieser vom Oberkommando zur Entlassung bestimmten Leute ein Korps in Stärke von 800 Mann bilden solle, welches, den übrigen Truppen sonst völlig gleichstehend, lediglich zur Verfügung der Regierung, also dem Einflusse der Armeeleitung entzogen bleiben würde. Gelinde gesagt war es eine echt 1848ziger Idee, mit diesen 800 Mann der Sache eine andere Wendung geben zu wollen. Die erste Expedition dieser Leibtruppe verlief denn auch recht kläglich, und daß v. der Tann sich dazu hergab, sich an dieser Narrenposse zu betheiligen, kann nur darin Erklärung finden, daß er als Binnenländer von einem Kriegsschiffe wohl etwas unklare Vorstellung haben mochte, auch hatte er wohl schwerlich Kenntniß, in welcher Gesellschaft er das ihn sonst vielleicht reizende Abenteuer unternehmen sollte.

Die dänische Korvette Galathea blockirte damals den Kieler Hafen, und man faßte wirklich den unsinnigen Plan, dieses auf

offener See liegende Kriegsschiff zur Nachtzeit mit einigen 60 bemannten gewöhnlichen Ruderboten zu überfallen und zu entern. Für die Leitung des seemännischen Theiles dieser Unternehmung hatte man einen total versoffenen Schiffskapitain Namens Hansen aus Kappeln requirirt, der sich Admiral der deutschen Flotte nannte, und, wie die Fama sagte, früher dem Piratenhandwerke nicht ferngeblieben sein sollte; diesem zur Seite stand ein gleichwerthiger Vice-Admiral. Für diese Herren hatte man in Hamburg und Altona 250 verbummelte Matrosen mit je 45 Mark jetziger Währung Handgeld angeworben, welche die Boote rudern und das Entergeschäft besorgen sollten, und in Neumünster bereits besoffen anlangten. Die für ein solches Vorhaben mindestens nothwendige Geheimhaltung war so gut gewahrt, daß die ganze Stadt Kiel am Bahnhofe versammelt war, um diese Heldenschaar zu begrüßen. Am ersten Abend gelangte die Expedition nur bis Holtenau*), und hier fand die Leibtruppe der Regierung wirklich Verwendung auf dieser Expedition, indem sie eine Postenkette um das dort bezogene Bivouak bilden mußte, weil die mittlerweile nüchtern gewordenen Matrosen zu desertiren begannen. Sie sahen als Seeleute den Unsinn wohl klar vor Augen. Als in der folgenden Nacht das Unternehmen wirklich in's Werk gesetzt werden sollte, fehlten aber der Herr Admiral wie Vice-Admiral. Nach stundenlangem Suchen fand man diese Würdenträger endlich in so besoffenem Zustande, daß sie nur mit Mühe in die Böte gebracht werden konnten, aber nun begann auch der Tag bereits zu grauen. Die Korvette, überdies durch eine vom Lande aufsteigende Rakete gewarnt, und wohl nicht ahnend, wie ungefährlich diese Expedition für sie war, benutzte eine ihr günstige Brise und stach in See, der muthige Admiral erklärte aber, daß die Boote den hohen Seegang nicht halten könnten, und damit war die Sache zu Ende. Die Blamage war gründlich, kostete aber leider der Landeskasse 18000 Mark. Wer der eigentliche Vater dieses Gedankens war, darüber schweigt die Geschichte.**)

Die zweite Expedition verlief freilich glücklicher. V. der Tann braunte natürlich vor Verlangen, diese Scharte, welche ihn der Lächerlichkeit preiszugeben drohte, wieder auszuwetzen, und die provisorische Regierung, welche inzwischen einen nicht mißzuverstehenden Wink über diese ohne Wissen des deutschen Oberkommandos in-

---

*) Dorf an der östlichen Mündung des Eider-Kanals, 3/4 M. nördlich von Kiel.

**) Näheres über den Verlauf dieser famosen Expedition findet man „in Müller's Erinnerungsblättern aus den Schleswig-Holsteinischen Feldzügen pag. 67 u. ff." Altona bei A. C. Reher.

ſcenirte Kriegsführung empfangen hatte, ſandte nun wieder das neuorganiſirte Korps zu der Armee nach Norden, nicht aber zu der holſteiniſchen Truppe, ſondern ſie wollte daſſelbe direkt unter den Oberbefehl Wrangels geſtellt wiſſen. Der Kürze wegen ſei hier im Vorwege zu der Geſchichte dieſes vielbeſprochenen und geprieſenen Korps bemerkt, daß Wrangel auch anfänglich den Oberbefehl übernahm, bald aber von der proviſoriſchen Regierung verlangte, daß daſſelbe wieder dem Prinzen v. Noer unterſtellt würde, weil er mit Freiſcharen nichts zu thun haben wolle, wie denn auch die zum zweiten Male betriebene Auflöſung deſſelben lediglich von Wrangel ausging, und ſehr mit Unrecht dem Prinzen v. Noer in die Schuhe geſchoben wird. Manches, wodurch die in dieſem Korps unſtreitig vorhandenen beſonders tüchtigen Elemente mit Recht erbittert ſein konnten, iſt denn doch auf Rechnung der falſchen unhaltbaren Stellung zu ſchieben, in welche die proviſoriſche Regierung ſelbſt dieſes Korps durch die Form ſeiner Errichtung, wie die beabſichtigte Verwendung ſowohl dem Oberkommando der Reichstruppen, wie dem General-Kommando der Herzogthümer gegenüber gebracht hatte. In militäriſchen Verhältniſſen, welche jede Eigenmächtigkeit, ſelbſt wenn ſie im gegebenen Falle von erwünſchtem Erfolge begleitet ſein ſollte, aus unanfechtbaren Gründen perhorresciren, wird dergleichen auf das Verhältniß, wie es im Intereſſe der Armee zwiſchen Vorgeſetzten und Untergebenen ſtets ſorgfältig aufrecht erhalten werden muß, unter allen Umſtänden für beide Theile von nachtheiligen Folgen ſein. Daß dieſer oberſte Grundſatz bei Organiſation einer Armee von Oben herab, gelinde geſagt, überſehen wurde, muß billig bei manchen unliebſam beurtheilten Vorkommniſſen in Rechnung gezogen werden.

Doch nun wieder zu dieſer zweiten Expedition des von der Tannſchen Korps, auf welcher der Führer deſſelben wieder einen glänzenden Beweis ſeiner beſonderen Befähigung für den Parteigängerkrieg erbrachte. Um ſeine militäriſche Ehre zu reſtituiren, beging er ein tolles Wageſtück, welches er aber unleugbar mit einer ſolchen Umſicht und der ihm eigenen Ruhe leitete, daß er ſeinen Zweck vollſtändig und mit Ruhm erreichte.

v. der Tann hatte ſich in Eilmärſchen über Schleswig und Flensburg nach dem Dorfe Uk *) begeben, woſelbſt das Korps am 5. Juni eintraf. Hier ließ er alle raſche Bewegung hindernde Bagage in die Kirche bringen und unter Bewachung eines Theils ſeines Korps zurück, während er am Nachmittage des 6. auf 60 requirirten Bauerwagen circa 400 ſeiner beſten Leute wieder

*) Kirchdorf 1½ M. ſüdweſtlich von Apenrade.

in Marsch setzte und mit dieser Wagen-Kolonne auf dem sogenannten Ochsenwege in der Nacht auf Hadersleben marschirte. Es gelang ihm, mit dieser muthigen Schaar die Stellung der Avantgarde eines nunmehr auch von Jütland anrückenden dänischen Armeekorps, welche unter dem Obersten Juel in Stärke von 1500 Mann Hoptrup *) besetzt hatte, zu umgehen und dieselbe trotz ihrer vierfachen Ueberzahl nicht allein auf Hadersleben in wilder Flucht zurückzuwerfen, sondern auch zwei Kanonen zu erobern, eine Husarenschwadron fast aufzureiben, und zahlreiche Gefangene zu machen, unter denen zwei Offiziere. **) Die militärische Ehre des Korps war glänzend wieder hergestellt und der Name „von der Tann" natürlich in aller Leute Munde.

Diesem allerdings von ungewöhnlichem Glücke begünstigtem kühnen Handstreiche jener Freischar diente als besonders hebende Folie die Thatenlosigkeit oder, wenn einmal operirt wurde, die Erfolglosigkeit, zu welcher die regulären Truppen unter Wrangels Führung verurtheilt waren. Um den Schein zu wahren und über die geheimen Verhandlungen der preußischen Diplomatie hinweg zu täuschen, wurden hier und da Gefechte in Scene gesetzt, als führe man wirklich noch Krieg mit den Dänen, doch mit diesen war man schon lange, ja eigentlich von Anfang an im Reinen, da man nach wie vor an den Zusicherungen der Wildenbruchschen Note vom 8. April festhielt, aber die von der beiderseitigen Diplomatie getroffenen Abmachungen waren denn doch der Art und dem damals noch zu erregtem deutschen Volksgefühle so in's Gesicht schlagend, daß man zur Stunde nicht wagen konnte, damit an die Oeffentlichkeit zu treten. So wurde denn lediglich, um die erforderliche Zeit zu gewinnen, die noch widerstrebenden deutschen Fürsten wie das deutsche Volk mürbe und diesen Abmachungen gefügig zu machen, in solchen Gefechten zwecklos das Leben braver deutscher Soldaten geopfert, — zwecklos, weil selbst erreichte Erfolge an den beschlossenen Abmachungen nichts ändern konnten und sollten.

Ein näheres Eingehen auf die sonst nicht unbedeutenden Gefechte, welche die mobile Division des 10. Armee-Korps unter General Halkett mit theilweiser Unterstützung preußischer Brigaden und kleinerer Abtheilungen schleswig-holsteinischer Truppen während dieser Zeit im Sundewith zu bestehen hatte, mag hier unterbleiben, da sie, wie gesagt, unter den obwaltenden Umständen für das Endergebniß des Krieges von 1848 gänzlich irrelevant waren. Der

*) Dorf 1¼ Meilen südlich von Hadersleben.

**) Näheres über dieses interessante Gefecht in Müller's „Erinnerungsblättern aus den Feldzügen 1848/51, Seite 78 u. folgende.

deutsche Soldat that auch in diesen Kämpfen glänzend seine Schuldigkeit, nur seine Kriegsherren ließen es in ihrer engherzigen undeutschen Politik an solcher fehlen!

Eine überraschende Illustration zu dem in Scene gesetzten Scheinkriege lieferten zwei damals viel besprochene Vorgänge, über welche ich nicht berichten würde, wenn sie nicht von glaubwürdigster Seite verbürgt wären. Als in dem Reitergefechte bei Sieverkrug*) am 2. Juni 1848 der durch seinen todesmuthigen Angriff auf preußische Artillerie am 23. April bei Husbye so bekannte Rittmeister v. Würzen von seine Schwadron verfolgenden hannoverschen Dragonern unter seinem gestürzten Pferde als Gefangener hervorgezogen war, motivirte er dem ihn eskortirenden Offiziere gegenüber den jedem Gefechte ausweichenden eiligen Rückzug seiner Schwadron damit, daß er den ausdrücklichen Befehl gehabt, nur gegen die „Insurgenten" zu kämpfen, sich aber keinen Falls in *ein* Gefecht mit preußischen oder sonstigen Reichstruppen einzulassen. — Als Seitenstück dazu erkundigten sich im Lazareth zu Christiansfeld nach dem gleich noch zu erwähnenden Gefechte bei Hadersleben liegende verwundete Dänen bei ihren deutschen Pflegerinnen, wo denn eigentlich die bei Hadersleben nicht anwesend gewesenen deutschen Soldaten mit den schwarzen Pickelhauben wären? — (Die Preußen hatten wunderbarer Weise nach der Schlacht bei Schleswig, die blanken Theile ihrer Pickelhauben mit schwarzem Lack überstrichen.) — es sei ihnen von ihren Offizieren bei dem Appell der Befehl verlesen worden, daß sie auf diese Soldaten nicht schießen dürften!!

Sapienti sat! — In welchem zweideutigen Lichte unsere sogenannten Bundesgenossen von damals nach solchen verbürgten Mittheilungen uns erscheinen mußten, bedarf keines *weiteren* Commentars, und eine hochgradige Mißstimmung, die sich leider auch auf die hieran durchaus unschuldigen fremdherrlichen Offiziere und Truppen ausdehnte und auch sonst nicht ohne traurige Folgen blieb, herrschte im Lande wie in der Armee gegen diese unehrliche Kriegsführung.

Das vorhin erwähnte Gefecht bei Hadersleben am 29. Juni 1848 gab auch den schleswig-holsteinischen Truppen unter dem Prinzen v. Noer in einem beiderseitig wirklich ernstlich gemeinten Gefechte Gelegenheit, den Landesfeind noch einmal aus unseren Landesgrenzen hinaus zu jagen. Die Dänen hatten zur Abwechselung wieder einmal den größeren Theil ihrer Armee von Alsen nach

---

*) Halbhufe und Wirthshaus östlich vom Kirchdorfe Bodsted, 1¼ M. östlich von Lygumkloster an der Landstraße nach Apenrade.

Norden verschifft und waren mit dieser über Hadersleben gegen Apenrade vorgedrungen. Von den schleswig-holsteinischen Truppen wurden die Dänen nach heftigem Kampfe auf Hadersleben zurückgeworfen. Der weitere Verlauf dieser Affaire zeigte, mit wie leichter Mühe eine ernste Kriegsführung mit der damaligen dänischen Armee fertig geworden wäre. Da die Dänen Hadersleben stark verschanzt hatten, und sie Miene machten, sich dort halten zu wollen, so wurde das Gefecht am 29. 7 Uhr Abends abgebrochen, um die Stadt durch Beschießung nicht zu schädigen, die ganze schleswig-holsteinische Armee bivouakirte vor Hadersleben. Es war dies die bekannte Begebenheit, wo die Dänen sich in der Nacht in aller Stille drückten, obgleich ihnen doch nur die verhaßten „Insurgenten" gegenüber standen, gegen welche sich unter allen Umständen zu schlagen ihnen doch ausdrücklich befohlen war! Der Denkzettel des vorigen Tages mußte doch wohl gründlich abgefaßt gewesen sein, daß er sie trotz ihrer numerischen Ueberzahl zu diesem fluchtartigen Rückzuge bewog. Es gelang ihnen, Hadersleben im Dunkel der Nacht so geräuschlos zu räumen, daß es von den die Stadt im Halbkreise umstehenden Vorposten nicht bemerkt wurde, indem sie ihren Pferden Strümpfe angezogen und die Kanonen und Wagenräder mit Stroh umwickelt hatten. Daß dies geschehen, steht fest. Nicht unwahrscheinlich ist die weitere Meldung, daß auch die Infanterie auf Strümpfen abmarschirt sei, und erst vor der Stadt ihr Fußzeug anziehen durfte, da der Marsch großer Kolonnen auf dem Straßenpflaster in der Stille der Sommernacht sonst schwerlich überhört wäre.

In der Nacht um 3 Uhr wurde dem Prinzen v. Noer von deutschgesinnten Haderslebenern gemeldet, daß die Dänen sich in dieser Weise aus der Stadt empfohlen. Sofort traten sämmtliche Truppen unter Gewehr, und eine auf Wagen gesetzte Abtheilung von 70 Jägern unter dem Hauptmann v. d. Heide mit dem Auftrage, den Feind, wo möglich auf diesseitigem Gebiete festzuhalten, erreichte denselben in einer guten halben Stunde und es entspann sich ein lebhaftes Tirailleurgefecht abwechselnd mit Bajonnettangriffen auf vom Feinde besetzte Knicks, in welchem unsere Jäger den an Zahl weit überlegenen Dänen, — diese zeigten 2 Bataillone, das 12. und 13. und 2 Jäger-Kompagnien — 50 Gefangene abnahmen, bevor unsere übrigen Truppen das Gefechtsfeld erreichten.

Auch hier erwies sich die Armee-Oberleitung wieder als jeden Erfolg hemmend. Der Prinz hatte von Wrangel den gemessenen Befehl erhalten, die Dänen nicht zu werfen, sondern nur im Gefechte festzuhalten. Dies letztere erwies sich als unmöglich, da die

sämmtliche dänische Streitmacht sofort über die Koldingau nach Jütland retirirte. Der Prinz folgte mit den schleswig-holsteinischen Truppen bis Vonsild*), wo er Halt machte, weil die hohe Diplomatie die Koldingau für eine geheiligte Grenzlinie erklärt hatte, welche wohl die von ihr beschützten Dänen nach Belieben überschreiten durften, aber nicht wir. Wer solchen Thatsachen gegenüber den Scheinkrieg leugnet, will eben nicht sehen!

Unsere während dieser Zeit nach dem Westen in die Gegend von Tondern und Lügumkloster dirigirten Dragoner wurden mit nutzlosen größeren und kleineren Patrouillen gegen die auch dort umherstreifende dänische Kavallerie hin- und hergehetzt; nur ein Mal, als die Dänen aller gegen sie geübten zarten Rücksichten des Oberfeldherrn und Regiments-Inhabers schnöde vergessend, in Stepping**) einen Zug der 3. Schwadron des Wrangel'schen Kürassier-Regimentes überfallen und aufgehoben hatten, wurden auch wir noch gegen die Koldingau bis Jels und Skodborg***) vorgeschickt, wo wir blieben, bis der allgemeine Rückmarsch der Armee angeordnet wurde. Wir hatten dort Gelegenheit, über die wunderlichste Lage, in welche ein Soldat gerathen kann, recht gründliche Studien zu machen. Die Dänen, welche am jenseitigen Ufer der Königsau standen, schossen ganz unverfroren auf unsere Vedetten und die inspicirenden Offiziere, aber wir durften nur schießen, wenn ein Däne sich diesseits der Königsau blicken ließ! So geschah eben Alles, um dem Soldaten seinen Beruf zu verleiden, und Niemand konnte mehr zweifeln an dem endlichen Ausgange dieses mit so viel Begeisterung von dem deutschen Volke begonnenen Krieges, — aber eben da lag ja der Hase im Pfeffer!

Man suchte damals und thut es auch noch jetzt, das Verhalten Preußens damit zu beschönigen, daß es demselben doch nicht hätte zugemuthet werden können, Provinzen zu riskiren, um ein paar Aemter des Herzogthums Schleswig zu retten! — Hohle Phrasen!

Die Neuzeit hat gelehrt, was Preußen vermag, wenn das ganze deutsche Volk zu und hinter ihm steht. Hätte Preußen damals einen Mann gehabt, der nur annähernd wie unser **Bismarck** den Pulsschlag des Volkes zu fühlen und zu leiten fähig war, hätte Preußen sich dann ehrlich an die Spitze des deutschen Volkes gestellt, welches, dessen Beruf als führende Macht nicht verkennend, trotz des so wenig ehrenvoll beendeten ersten dänischen Krieges ihm

*) Kirchdorf, $3^1/_4$ Meilen nördlich von Hadersleben an der Landstraße nach Kolding.

**) Kirchdorf, 2 Meilen nordwestlich von Hadersleben.

***) Kirchdörfer, 3 und $3^3/_4$ Meilen nordwestlich von Hadersleben.

noch 1849 die deutsche Kaiserwürde antrug, so war dessen Sorge um seine inneren Unruhen durchaus unnöthig, und was hätten in einem solchen Falle die Drohungen Rußlands und der anderen auswärtigen Mächte verfangen, von denen Preußen selbst nur zu gut wußte, daß sie in dem Augenblicke nur auf dem Papiere standen, da sämmtliche, England und Schweden, die man doch nicht zu fürchten brauchte, vielleicht ausgenommen, mit ihren eigenen inneren Angelegenheiten vollauf zu thun hatten. Deutschland hätte im Sattel gesessen, ehe irgend eine Drohung in Thaten hätte umgesetzt werden können, aber es fehlte leider ein entarteter Junker, der große Politik zu machen verstand.

Der unstreitig hoch begabte, aber in veralteten Vorurtheilen befangene Friedrich Wilhelm IV. hörte lediglich auf die Einflüsterungen der ihn umgebenden reaktionären Junker, welche die Truppen zurückgezogen haben wollten, um sie gegen die eigenen von dem aufflackernden deutschen Nationalgefühl, das diesen Herren noch ein Verbrechen erschien, auch ergriffenen Landeskinder benutzen zu können. Weil man eben nur preußisch sein wollte, mußte man freilich deutsche Regungen mit Gewalt unterdrücken. So wurde denn 1848 und in den folgenden Jahren das traurige Ende unserer Sache nicht, wie man stets vorgiebt, durch die Einmischung fremder Mächte erzwungen, sondern es war in erster Linie die Folge jener kläglichen undeutschen Politik deutscher Fürsten, welche namentlich Preußen als führende Macht um jede Sympathie aller Deutschgesinnten brachte, ein nur zu begründetes Mißtrauen, welches nur durch die geniale Staatskunst und eiserne Kraft unseres ersten Reichskanzlers wieder in das Gegentheil verwandelt werden konnte. Man sollte daher billig in Preußen auch nie vergessen, was man hier im Lande einst gesündigt und jetzt wieder gut zu machen hat. Und doch ist es wohl gut, daß es damals keinen großen Deutschen gab und wir bis 1870 auf den deutschen Kaiser warten mußten. Damals wäre von dem erregten Volke die Sache wohl über die Köpfe der renitenten Fürsten hinweg gemacht worden, und der Neubau würde stets durch die Intriguen der Herren, denen noch immer ein großer Anhang aus Gewohnheit und persönlichem Interesse gesichert blieb, gefährdet gewesen sein, während er jetzt durch freie Zustimmung und ohne verletzende Beeinträchtigung der Rechte der Mehrzahl der Fürsten ein hoffentlich für immer widerstandsfähiges Fundament erhielt, — der größte Triumph Bismarck'scher Staatskunst. — Wenn dies Ergebniß auch unstreitig ein Besseres ist, so kann es doch nicht zur Entschuldigung der kläglichen undeutschen Politik von damals dienen.

Bevor wir uns zu dem traurigen Abschlusse des Krieges von

1848 wenden, muß noch eines Vorfalles Erwähnung geschehen, welcher zeigt, wie die demokratische Partei, welche in Folge der unehrlichen Kriegsführung seitens der deutschen Fürsten im Volke mehr Boden gewonnen zu haben glaubte, unablässig bemüht war, unsere Sache in das revolutionäre Geleise überzuleiten, während er andererseits von Neuem den Beweis erbrachte, daß die Armee ungeachtet der tief verstimmenden Erfahrungen fest auf ihrem Standpunkte verharrte, daß sie treu zu ihrem legitimen Landesherrn halte, und nicht gegen ihn, sondern nur gegen die Kopenhagener Revolutionsmänner zu fechten gewillt sei.

Otto Fock schreibt in seinen „Erinnerungen" über diesen Vorfall, jedoch mit irrthümlicher Zeitangabe, in seiner Auffassung: „Wer kannte damals den alten Baudit nicht, diesen harmlosen und gemüthlichen Vertreter Schleswig-Holsteins auf allen deutschen Sängerfesten?" — Nun, dieser harmlose Baudit, seines Zeichens Advokat in Rendsburg, hatte in einer berufenen Volksversammlung den doch durchaus nicht harmlosen Antrag auf Absetzung Friedrich VII. als Herzog von Schleswig-Holstein eingebracht, was ihm freilich später von der Regierung eine Hochverrathsanklage einbrachte, und Fock einem solchen Manne gegenüber durchaus ungerechtfertigt findet. Der Antrag hatte in der wohl aus Parteileuten zusammengesetzten Versammlung soviel Anklang gefunden, daß wirklich ein dahin lautender „Volksbeschluß" den Ständen unterbreitet wurde, auch erschienen Emissäre dieser Volksversammlung bei der Armee, um deren Stimmung betreffs solchen Vorgehens zu sondiren.

Die prompte Antwort der Armee, welche für revolutionäre Kinkerlitzchen nicht zu haben war, ließ nicht auf sich warten. Anfangs Juli übergaben die Regimenter und Bataillone der Herzogthümer nachstehende Erklärung ihrem Höchstkommandirenden, welcher dieselbe der provisorischen Regierung übermittelte:

„In der Sitzung vom 16. v. Mts. (Juni) sind die Stände über einen Antrag einer Volksversammlung, der darauf hinausgeht, den Ständen den Wunsch und das Verlangen des Volkes vorzulegen, die Personalunion unserer Herzogthümer mit der Krone Dänemarks möge aufgehoben werden, interpellirt, und erst einige Tage später ist eine nicht bestimmte kräftige und deutliche Antwort auf diese Interpellation ertheilt worden. Die Regimenter und Bataillone der Herzogthümer glauben ihrer Ehre, ihren treuen Kampfgenossen es schuldig zu sein, hiermit feierlichst zu erklären und diese Erklärung ihrem hochverehrten Kommandirenden zu übergeben, daß die Regimenter und Bataillone der Herzogthümer mit reiner und freier Ueberzeugung der Aufforderung und Erklärung

der provisorischen Regierung vom 24. März, zusammengesetzt aus Männern, denen Land und Armee vertrauensvoll sich anschloß, Folge geleistet. Wir haben uns gegen die gewaltsamen Uebergriffe, gegen die Anmaßungen, gegen die verrätherische Vernichtung angeborener Rechte, unserem erbberechtigten Herzoge und König durch rebellische dänische Unterthanen abgetrotzt, erhoben, haben mit weniger und mehrerem Glücke den Angriffen einer fanatisirten dänischen Armee unter Anführern, die gewaltsam sich unserem Herzoge und Könige aufgedrungen, Widerstand geleistet, werden, so Gott will, im Vereine mit Deutschlands ehrenwerthesten Regimentern, geführt von Deutschlands ausgezeichneten Anführern, auch ferner Widerstand leisten, einen ehrenvollen Frieden zu erkämpfen uns bestreben, haben Ehre, Gut, Blut und Leben für eine gerechte Sache eingesetzt und vernehmen jetzt mit gerechtem Unwillen, daß versucht wird, das eigene Land zu Beschlüssen zu verleiten, die der Erklärung vom 24. März entgegen sind. Die Armee hat nicht den Beschlüssen des dem Könige aufgedrungenen Kriegsministers Folge leisten wollen, eines Kriegsministers, der die schleswig-holsteinischen Regimenter verrathen, der im entscheidenden Augenblicke die Befehlshaber sowie die Truppen ohne Befehle und ohne Nachricht gelassen, damit sie aufgelöst und rathlos, keines Widerstandes fähig, dem aufgedrungenen Befehle Folge leisten sollten. — Den Befehlen von dem eigenen Lande sich aufdringenden Wühlern wird die Armee eben so wenig Folge leisten. Die Armee anerkennt nur die Proklamation vom 24. März und wird unter allen Umständen daran festhalten."

(Folgen die Unterschriften sämmtlicher Regiments- und Bataillons-Kommandeure).

Damit war der streng legitime Standpunkt der Armee gewahrt, und der gerade damals doppelt unbedachte Demagogenstreich glücklicherweise überhaupt abgethan.

Wir kommen jetzt zu dem traurigen Abschlusse, welchen die Verhandlungen der hohen Diplomatie dem Kriege von 1848 bereiteten. Preußen, von dem Bundestage mit Waffenstillstandsunterhandlungen, welche zu einem ehrenvollen Frieden führen sollten, beauftragt, seinerseits aber gewillt, dem ihm widerwärtigen Kriege mindestens für seinen Theil ein Ende zu machen, unterhandelte schon während der ganzen Dauer des Feldzuges mit Dänemark. Daher die häufigen unerklärlichen Waffenruhen, denen immer wieder neue Kämpfe folgten. Bis Anfang Juli wurden die Verhandlungen unter Vermittelung Englands geführt, und es wurde auch damals bereits ein Waffenstillstandstraktat zu Malmoe

abgeschlossen, in welchem aber von der preußischen Hofpartei, nur um die eigenen Truppen zur Verwendung im Innern frei zu bekommen, die preußische Ehre und das Interesse Deutschlands wie der Herzogthümer derartig preisgegeben war, daß selbst der alte Wrangel sich weigerte, den Traktat zur Ausführung zu bringen. Die Verhandlungen zerschlugen sich daher, und England sagte sich von dem Vermitteramte los, an dessen Stelle nun Schweden trat. Da man sich zu einer kräftigen deutschen Politik nicht aufzuraffen vermochte, weil man sie zu führen nicht fähig war, so wurde dieses Stadium für Deutschland ungleich mißlicher, als das erste, denn nun mischte sich die ganze europäische Diplomatie in die Verhandlungen, und nahm entschieden für die Dänen Partei. Frankreich mischte sich auf Grund der Garantie von 1720 in die Sache, England verließ seine bisher neutrale Stellung und neigte sich zu Dänemark, Rußland versprach im Falle eines Wiederausbruches der Feindseligkeiten aktiven Beistand, Schweden war zu einer gleichen Handlungsweise durch bestimmte, Dänemark gegenüber übernommene Verpflichtungen genöthigt. So war denn das Ensemble, welches deutsche Einigkeit zu fürchten hatte, in verständnißinniger Eintracht bei einander, und die deutsche Vormacht Preußen oder vielmehr die kurzsichtigen reaktionären Junker wichen vor der selbst verschuldeten Gefahr zurück, und es kam am 29. Juli ein zweiter Waffenstillstandsvertrag zu Bellevue (unmittelbar vor Kolding belegen) zu Stande. — Der Erzherzog-Reichsverweser, auch eine echt 1848ziger Schöpfung, welcher seine Volksthümlichkeit, die ihn als ein Traumbild ohne jede reale Macht an die Spitze der Nation gebracht hatte, lediglich seiner romantisch angehauchten Ehe mit einer Posthalterstochter zu danken hatte, — der Reichsverweser also ratificirte diesen Vertrag unter den folgenden zusätzlichen Bedingungen: 1) daß die zur Bildung einer gemeinsamen neuen Regierung für die Herzogthümer zu wählenden Personen noch vor dem Abschlusse des Waffenstillstandes namentlich genannt und vereinbart würden; 2) daß bezüglich der Gesetzgebung der status quo erhalten werde, also die in Schleswig-Holstein bis zum Abschlusse des Waffenstillstandes erlassenen Gesetze und Verordnungen ihre Kraft behielten; 3) die in den Herzogthümern zurückbleibenden Truppen sämmtlich unter den Befehlen des deutschen Oberbefehlshabers blieben.

Anfangs August ertrotzte indessen das preußische Ministerium Hansemann, welches für alle reaktionären Bestrebungen der Junkerpartei bereitwilligst zu haben war, von der Centralgewalt die Vollmacht zum Abschlusse der Verhandlungen. Zwar behielt die Reichsversammlung in der Paulskirche sich für alle Fälle die Ratification des Waffenstillstandes vor, aber auch sie war eine Scheingröße

ohne reale Macht und Preußen schloß am 26. August den bekannten Waffenstillstand von Malmoe ab, in welchem auf die Bedingungen des Reichsverwesers keine Rücksicht genommen war. Derselbe besagte:

1) Es bleibt Waffenruhe auf die Dauer von sieben Monaten; (nach den früheren Entwürfen nur für 3 Monate);
2) alle und jede vom 24. März an für die Herzogthümer erlassenen Gesetze und Verordnungen werden aufgehoben, doch steht es der Regierung frei, diejenigen Verfügungen wieder herzustellen, welche ihr räthlich erscheinen;
3) die neue Regierung wird aus zwei von dem Könige von Dänemark und aus zwei von dem Könige von Preußen im Namen des deutschen Bundes gewählten Mitgliedern gebildet, der Präsident wird von Preußen und Dänemark gemeinschaftlich erwählt;
4) die Dänen räumen die Herzogthümer von den deutschen Bundestruppen bleiben dort 2000 Mann zurück, die aus Schleswig gebürtigen Truppen werden von den Holsteinischen getrennt;
5) die aufgebrachten deutschen Schiffe werden zurückgegeben, die Preußen stellen zurück, was sie in Jütland an Kontribution erhoben haben.

Charakteristisch war, daß in diesem Vertrage der deutschen Centralgewalt mit keiner Sylbe Erwähnung geschah; Preußen unterhandelte und contrahirte im Namen des deutschen Bundes, da aber dieser damals nur auf dem Papiere existirte, im Grunde in seinem eigenen Namen!

Daß dieser Vertrag, welcher nur den Dänen günstige Bedingungen enthielt und ihre unverschämtesten Rechtsübergriffe sanktionirte, — der die Sache der Herzogthümer dänischer Willkühr preiszugeben drohte, — der schließlich darauf hinauslief, die von Preußen selbst und sämmtlichen Bundesstaaten, wie nach Aufhebung des Bundestages von der Centralgewalt als rechtmäßig anerkannte Regierung der Herzogthümer für eine ungesetzmäßige zu erklären und die Bevölkerung zu Aufrührern zu stempeln, — daß der Wortlaut dieses Vertrages, sage ich, in ganz Deutschland die ungetheilteste Mißbilligung und Empörung hervorrufen mußte, hatte Preußen sich wohl selbst gesagt, aber es galt ja gerade, diese Volksstimmung zu unterdrücken, und lediglich zu diesem Zwecke wollten die damals so einflußreichen reaktionären Junker, welche der Zustimmung der auswärtigen Mächte sicher waren, für die preußischen Truppen freie Hand geschaffen wissen. Deutsch war solche Politik eben nicht!

Dem Ganzen setzte die Krone auf, daß der unter Mitwirkung Preußens gewählte Regierungs-Präsident sich entpuppte als der nächst Scheel in den Herzogthümern bestgehaßteste Mann, der Urheber des Gesammtstaatsgedankens Graf Karl Moltke!! Daß die Herzogthümer gegen einen solchen Abschluß energisch protestirten und die Hülfe der Centralgewalt gegen diesen Faustschlag ins Gesicht anriefen, versteht sich von selbst. Selbst die Dänen, wie man Kopenhagener Blättern entnehmen konnte, waren erstaunt und überrascht, daß Preußen diesen Vertrag ratificirt hatte, und da sie nichts weniger beabsichtigten, als einen Frieden ohne definitive Einverleibung Schleswigs abzuschließen, was, wie sie erkannten, zur Zeit noch nicht ausführbar war, ihnen vielmehr nur daran lag, Zeit zu gewinnen für darauf abzielende Verhandlungen, wie zur Neuorganisirung ihrer Armee, so erboten sie sich selbst in Frankfurt zu Verhandlungen über die nothwendigen Modifikationen der Ausführungsbestimmungen dieses Vertrages. Die Schwierigkeit derselben stellte sich schon sofort darin heraus, daß kein ehrenwerther Mann sich bereit finden lassen wollte, in eine Regierung unter dem Vorsitze Karl Moltke's einzutreten, und da man das Land nicht ohne Regierung lassen konnte, so mußte eben weiter verhandelt werden.

In der um Schutz angerufenen Reichsversammlung in der Paulskirche einigte man sich, nachdem zuvor natürlich die hochtönendsten Reden gehalten waren, schließlich in dem Gefühle der eigenen Machtlosigkeit mit 257 gegen 236 Stimmen zu dem zahmen Beschlusse:

„Die Nationalversammlung beschließt:

1) die Vollziehung des Waffenstillstandes zu Malmoe vom 26. August, soweit solcher nach der gegenwärtigen Lage noch ausführbar ist, nicht länger zu hindern;
2) die provisorische Centralgewalt aufzufordern, daß auf Grund der dänischerseits amtlich erklärten Bereitwilligkeit über die nothwendigen Modifikationen des Vertrages baldigst eine Verständigung eintrete;
3) die provisorische Centralgewalt aufzufordern, wegen schleuniger Einleitung von Friedensverhandlungen das Erforderliche wahrzunehmen."

Glücklicherweise sorgte der Uebermuth der Dänen dafür, indem sie nun ihrerseits die Waffenstillstandsbedingungen nicht einhielten, und sogar auf Alsen als Gegenregierung die sogenannte Immediat-Kommission, den in den Herzogthümern unmöglichen Karl Moltke, den berüchtigten Bischof Hansen und den Amtmann Johannsen aus Hadersleben, installirten, daß Preußen der noch immer gäh-

renden Stimmung Deutschlands gegenüber sich gezwungen sah, 1849 zum zweiten Male, freilich mit eben so wenig ernster Absicht, gegen Dänemark in's Feld zu ziehen.

Schleswig-Holstein hatte freilich auch von diesem zweiten unter den gleichen Auspicien begonnenen Feldzuge nur den Gewinn, daß seine kleine Armee, seitdem der Stolz des Landes, durch einige ohne Reichshülfe erkämpfte glänzende Ehrentage sich den besten deutschen Truppen ebenbürtig erwies!

Ende des ersten Theiles.



Buchdruckerei der Taubstummen-Anstalt (Jul. Bergas), Schleswig.

Druckfehler des ersten Bandes.

Seite	XIV	Zeile	5	von unten	lies:	ernsten statt ersten.
„	5	„	12	„ „	„ :	gipfelte statt gipstelte.
„	6	„	13	„ oben	„ :	Ideen statt Idee.
„	15	„	1	„ unten	„ :	Eigenart statt Eigenheit.
„	18	„	1	„ oben	„ :	legalem statt legitimen.
„	19	„	10 u. 5	„ unten	„ :	Dirckinck statt Dircking.
„	27	„	1	„ „	„ :	Vangerow statt Sargerow.
„	42	„	9	„ „	„ :	Erbfolge statt Erfolge.
„	43	„	5	„ oben	„ :	am Legitimen statt an Legitimen.
„	53	„	11	„ „	„ :	welche statt welcher.
„	122	„	6	„ unten	„ :	mußte statt müßte.
„	125	„	4	„ „	„ :	Ueberstimmung statt Uebereinstimmung.
„	132	„	1	„ oben	„ :	illegale statt illegitime.
„	132	„	22	„ „	„ :	getrennte statt getrenten.
„	147	„	8	„ unten	„ :	ermöglichende statt ermöglichenden.
„	159	„	14	„ „	„ :	in Betreff statt in betreff.
„	160	„	6	„ „	„ :	fordere statt fordern.
„	161	„	10	„ „	„ :	an statt in.
„	166	„	9	„ oben	„ :	hatten statt hatte.
„	170	„	4	„ unten	„ :	diese statt dieses.
„	184	„	19	„ oben	„ :	Herzogthümern statt Herzogthümer.
„	189	„	23	„ unten	„ :	mußten statt müßten.
„	191	„	1	„ oben	„ :	Abmahnung statt Abmachung.
„	191	„	16	„ unten	„ :	Rendsburgs statt Rendsburg.
„	207	„	8	„ oben	„ :	gegen den statt gegen dem.
„	216	„	17	„ „	„ :	vorzugsweise statt verzugsweise.
„	216	„	19	„ unten	„ :	den ihm gereichten statt den ihn gereichten.
„	217	„	2	„ „	„ :	seiner Vorschläge statt seine Vorschläge.
„	229	„	17	„ „	„ :	den Prinzen statt dem Prinzen.
„	230	„	1	„ oben	„ :	mußte statt mußten.
„	230	„	3	„ „	„ :	mußten statt müßten.
„	230	„	4	„ „	„ :	eintreffenden statt Eintreffenden.
„	231	„	24	„ „	„ :	hindernd statt hinternd.
„	246	„	20	„ unten	„ :	es statt er.
„	250	„	16	„ oben	„ :	Sundewith statt Sundewitt.

Seite	254	Zeile	23	von	oben	lies:	ihm statt ihn.
„	255	„	1	„	„	„ :	werde statt wurde.
„	259	„	2	„	„	„ :	an denselben statt an dieselben.
„	271	„	10	„	unten	„ :	Resignation statt Resignisation.
„	273	„	14	„	oben	„ :	ihm statt ihn.
„	279	„	6	„	„	„ :	feindlichen statt friedlichen.
„	283	„	21	„	unten	„ :	Fürstenrechtes statt Fürstenthums.
„	288	„	7	„	oben	„ :	ihm statt ihn.
„	310	„	19	„	„	„ :	Galathea statt Golathea.
„	312	„	9	„	„	„ :	dasselbe statt desselbe.
„	360	„	9	„	„	„ :	kolportirt statt kolpotirt.
„	360	„	2	„	unten	„ :	Etappenkommandanten statt Etappenkommandaten.
„	385	„	8	„	„	„ :	Schnitt statt Schritt.
„	405	„	8	„	„	„ :	Stubbe statt Stube.
„	406	„	11	„	oben	„ :	Husbye statt Hüsbye.
„	425	„	9	„	unten	„ :	Fröslev statt Frösle.
„	427	„	14	„	oben	„ :	in seine statt in seinen.





